OTTO ZIERER

Geschichten aus 3000 Jahren

Band 3 Außereuropäische Kulturgeschichte



Best.-Nr. 842

Vignetten: Alfred Böhm
Satz und Druck: Süddeutscher Verlag, München
Buchbinderei: Grimm & Bleicher, München
ISBN 3 471 18842 8

Inhalt

I. Altertum

II. Mittelalter

I Altertum



2500 v. Chr.

Die Schildkrötenschalen von Yang Shao

Noch vor wenigen Menschenaltern lautete der erste Satz jeder chinesischen Schulfibel: „Der Himmel leuchtet blau, die Erde ist gelb."
Das war undenkliche Zeiten so gewesen.
Das Land besteht weithin aus angeschwemmtem Lehm, der so fein ist, daß er beinahe dem Sande gleich ist und wie Sand, unbeständig fließend, von Wind und Wasser bewegt wird. Der Gelbe Fluß, der Hoang-Ho, windet sich gleich einem großen geschwollenen Drachen durch die aufgetürmten Schichten aus Löß. Das lockere Erdreich bietet dem Wasser so wenig Widerstand, daß sich die Nebenarme des Stromes immer wieder durch die Schichten fressen und schluchtenartige Einkerbungen auswaschen, die das Land mit tiefen Schrunden bedecken.
Da es Sommer ist und der Wind über die sanften Hügel weht, liegt ein feiner, graugelber Schleier vor dem Antlitz der Sonne. Der Strom hat in den Regenzeiten Wälle fruchtbaren Lehms an den Ufern abgelagert. Aber das ganze Land ist ein unsicheres Gebiet, das in Gefahr steht, beim nächsten Hochwasser fortgetragen zu werden. Deshalb liegt das Dorf Yang Shao erhöht auf einer Lößterrasse, inmitten von Gärten und Feldern.
Auf den schachbrettartig angeordneten kleinen Äckern wachsen vor allem Hirse und Hanf, weiter unten in der Niederung, wo ein Hochwassersumpf nutzbar gemacht wird, stecken Bauern Reispflanzen in langen Reihen. Im dunklen Wasser

watend, eine Kette gekrümmter Rücken, mit spitzen Strohhüten gegen die Sonne geschützt, schreiten die Arbeiter rückwärts und setzen die zarten Pflänzchen in den Schlamm.
Die niederen schilfgedeckten Hütten sind aus sonnengetrocknetem Lehm und Flechtwerk gefügt, genau wie die Umfassungsmäuerchen der Gehöfte, wie die Töpfe, Geschirre und großen Vorratsbehälter. Das Land ist gelb, sogar die Hautfarbe der Menschen ist gelb.
Dieses Bild lebt seit Jahrtausenden, nur wenig hat sich an ihm geändert. Dort drüben im Nordwesten ragen zackig die Drachentorberge, weit windet sich das gelbe Band des Hoang-Ho durch die Ebene, und darüber wölbt sich in zartem Blau der Himmel.
Fischerjungen setzen geflochtene Bambusreusen ins dunkel strömende Wasser, andere holen die Netze unterhalb eines abgebrochenen Uferhanges ein. Schwer kommt das Netz ans Gestade. Neben einigen Fischen und Gestrüpp finden die Jungen einen vom Alter gelbbraun gewordenen riesigen Knochen, der zu groß ist, um von einem Wasserbüffel zu stammen. Einer entsinnt sich, gehört zu haben, daß Fischer vor Jahr und Tag ein ähnliches Beutestück an Land gebracht haben: einen Drachenknochen, Zeugnis urzeitlicher Ungeheuer, die einstmals die Gegend bevölkert haben.
Im Triumph bringen die Knaben den gewaltigen Knochen zum „Kang", zum ummauerten Großgehöft, in dem Hütte neben Hütte steht, und die Familie mit Großeltern, Eltern, Vettern und Onkeln zusammen haust.
„Sieh, verehrungswürdige Großmutter Y", ruft der älteste der Enkel, „was wir gefunden haben: ein echtes Drachengebein!"
Doch Großmutter Y schüttelt das weise Haupt.
„Nein, nein, ihr Jungen", sagt sie, „das ist kein Drachenknochen, sondern etwas viel Kostbareres: Ihr habt einen Finger des P'an ku gefunden!"
Und als die kleine Schar verblüfft schweigt und die kohlschwarzen Schlitzaugen funkeln läßt, fährt Großmutter Y fort:
„Oft habt ihr mich gefragt: Woher kamen die ersten Menschen der gelben Erde? Immer wieder habt ihr gefragt: Wer war P'an ku? Gab es eine Zeit vor unserer Zeit? Lebten schon Menschen, bevor Yang Shao gebaut wurde? Und wer hat diese Menschen gemacht? Jetzt will ich euch Antwort geben, denn ihr habt P'an kus Spuren entdeckt."
Diese Frage nach den Anfängen stellen Kinder in allen Erdteilen, und die alten Zeiten gaben überall darauf Antwort. Fern im Westen hätte die Großmutter nun vom Paradies der Urzeit und von Adam und Eva berichtet. Die alte Chinesin aber erzählt die Legende von der Herkunft ihres Volkes.
„Am Anfang war nichts als Nacht und Wirrnis, Himmel und Erde waren wie das Weiße und Gelbe eines Eies. Daraus wurde P'an ku, der erste Mensch, geboren. Aus dem Strahlenden und Reinen formte er den Himmel, aus dem Unreinen die Erde. Wenn P'an ku weinte, bildete sich der Strom. Der größte von allen ist das Wasser zu unseren Füßen: der Hoang-Ho. Holte P'an ku Atem, so fauchte der Sturmwind; sprach er, so grollte der Donner; blickte er um sich, so zuckten die Blitze. P'an ku hat unser Land erschaffen ..."

Die Kinder haben sich im Kreis um Großmutter Y niedergesetzt und lauschen mit aufmerksamen Augen. Und die Alte berichtet, wie nun die Nachkommen P'an kus sich vermehrten und wie sie sich zur großen Ordnung zusammenschlossen, weil Strom, fließender Lehm, wilde Tiere und Unwetter nur durch die Gemeinschaft gebändigt werden konnten. Sie erzählt von den Urkaisern Chinas. Der erste sei ein großer Jäger gewesen, der das Land von fauchenden Drachen, von Säbelzahntigern, Bären, riesigen Elefanten und Schlangen gesäubert habe; der zweite lehrte die Menschen fischen; und der dritte brachte den Ackerbau, brachte die fünf Kornarten, baute Hütten und erste Paläste, erfand den Kompaß, und eine weise Urkaiserin entdeckte die Kunst, Seide zu spinnen. Doch der vierte der alten Sagenkaiser war ein Erzieher: er lehrte die Menschen Gesetz, Ordnung des Zusammenlebens, Bändigung der Wirrnis und schenkte ihnen die Kunst der Schrift.
„Das war der weise Fo-hi'" sprach die Großmutter Y. „Eines Tages ging er am Ufer des Stromes und sah den Schildkröten zu. Sinnend betrachtete er die Zeichnungen in den Panzern der Schildkröten. Mit seinen Fingern malte er die Bilder im Sande nach. Da kam ihm der Gedanke, daß jedes Ding sein Bildnis habe: Er zeichnete Netz, Spieß, Angel und Baum, bildete Haus, Ähre, Pflug und Korb, und mit ein paar Strichen deutete er die Tätigkeiten an: das Fischen, Pflügen, Singen, Sprechen, Kochen und was es sonst noch zu tun gibt. Diese Bilderschrift konnte jeder verstehen. Fo-hi wurde der Erfinder der Bilderschrift . . ."
Lange erzählt Großmutter Y von den Anfängen der chinesischen Welt, und die Kinder nehmen ihre Erklärungen an.
So geschah es vorzeiten, so geschah es noch vor zwei oder drei Menschenaltern. Dann aber brach auch in China die neue Zeit an . . .

Die ewig gleiche Frage nach dem Anfang der Kultur und der Herkunft der Menschen stellen die Kinder auch im heutigen China. Aber sie erhalten eine andere Antwort.
Jetzt tragen sie über den kleinen Steppjacken die roten Dreieckstücher der Mao-Pioniere, sie marschieren in strenger Disziplin nach dem rhythmischen Pfeifen ihrer Führer, man erzieht sie nach modernen Grundsätzen. Denn die Wissenschaft ist inzwischen auch in China den Spuren der alten Legenden nachgegangen und hat vor allem durch Ausgrabungen das Bild der frühesten Kultur enthüllt.
Wenn heute die Kinder nach dem Beginn der Kultur und der Herkunft der gelben Menschen fragen, berichtet man ihnen nicht mehr von Schöpfungsgeschichten und legendären Urkaisern, sondern führt sie in das neugebaute Kulturmuseum von Peking, das gegenüber dem „Tor des ewigen Friedens" am riesigen Revolutionsplatz liegt.
Keine Großmutter Y, sondern ein gut ausgebildeter Lehrer zeigt ihnen dort die Schädel- und Knochenreste des „Pekingmenschen", der viele Hunderttausende von Jahren vordem im Land der gelben Erde gelebt hat. Er weist sie auf die Riesenknochen vorgeschichtlicher Mammutelefanten und urweltlicher Säbelzahntiger hin, die man nun nicht mehr für Drachengebein oder P'an kus Finger hält und die man aus dem gelben Löß ausgegraben hat. Und wenn die Kinder nach den frühen Spuren der Kultur fragen, so zeigt ihnen der Lehrer die Schaubilder der

Yang-Shao-Kultur, die man aus hundert Fundstücken und Resten kunstvoll zusammengesetzt hat.

„Der Himmel leuchtet blau, die Erde ist gelb!"

„Ewig ist die Welt sich gleich", sagt der Lehrer, „auch damals, vor rund viertausend Jahren, als zum erstenmal unsere gelbe Kultur deutlich sichtbar wurde, gruben die Menschen ihre Garten- und Feldterrassen in den Lehm der Hoang-Ho-Ufer, bauten Reis in den Hochwassersümpfen. An den südlichen Lößhängen banden Frauen in blaugefärbten, tunikaartigen Röcken die Reben eines Weingartens an Stöcke. Die Frauen winkten fröhlich heimkehrenden Jägern, die sich aus dem Bambusdickicht und aus dem niederen Buschwald dem aus Lehm gebauten Dorf näherten. Die Voranschreitenden trugen Bambusspieße mit blitzenden Stein- oder Bronzespitzen; auf den Schultern hingen die langen Bogen und Köcher mit den befiederten Pfeilen.

Diese frühen Menschen haben begriffen, daß der einzelne ohnmächtig ist gegen die urgewaltigen Kräfte der Natur, wenn Hochwasser den Strom anschwellen läßt, so daß die Terrassen unterhöhlt werden und niederstürzen, wenn die Reisäcker fortgespült und die Gärten von tausend Wasserarmen zerfressen werden.

Deshalb schlossen sie sich zusammen: Familie um Familie, Dorf um Dorf und Gau um Gau. Gemeinsam schütteten sie Dämme auf, zusammen schufen sie ein Kanalsystem, das die Hochflut zum Meer ablenkte.

Aber sie erfuhren auch, daß nicht nur Naturkräfte das friedliche Dasein der Dörfer bedrohten, sondern auch wilde Horden, fremde Räuber, gewalttätige Banden. Immer brannten die häuslichen Herde der Kangs zwischen dem ungezügelten Sturmwind des Chaos und dem sanften Lufthauch der Ordnung. Darum entstand früh schon im Land der gelben Erde ein Staat, und früh schon beugten sich die Bauern dem Wort eines Kaisers.

Ein Kaiser, der Strom, Land und Himmel in die Menschenordnung einzufügen verstand, war ein guter Kaiser: Er ließ Dämme, Schleusen und Kanäle bauen, sprach Recht und wahrte den Frieden. Ein Kaiser, der diese Aufgabe nicht erfüllte, dessen Regierungszeit von Hochwasserkatastrophen, Dürre, Hungersnöten, von Raub, Rechtlosigkeit und Krieg gezeichnet wurde, war ein schlechter Herrscher. Ihn stürzte das Volk und gab sich — meist aus den Reihen der Bauern — einen neuen.

So verlief viertausend Jahre lang — ohne einen Bruch in seiner Kultur — die Geschichte von China!

„Lang lebe Mao!" rufen die Kinder. „Er ist unser guter, roter Kaiser! Mao schafft die Ordnung, die Gerechtigkeit und die Kultur!"

„Dieses Land China", fährt der Lehrer fort, „ist ein Land des Lehms, auf gelber Erde lebt das gelbe Volk. Einfach wie der Lehm ist seine Sprache: Alle Wörter sind einsilbig, aber wie man schlichte Tongefäße durch Bemalung vielfältig und bunt macht, so wird die Lautarmut unserer Sprache durch musikalische Betonung und vielfältige Wortverbindungen wettgemacht. Der formbare Lehm bot sich unseren Vorvätern als ihr erstes Material zur Formung von Gefäßen an. Da seht nur, was die Leute von Yang Shao vor viertausend Jahren geschaffen haben!"

Er führt die Kinder zu einem Schaukasten, der voller neuzusammenfügter Tonwaren aus uralten Tagen ist.
Da gibt es Töpfe mit Hälsen und Henkeln, die mit schönen eingepreßten Mustern geschmückt sind; elegant geformte, dünnwandige Vasen mit hohen Hälsen, einige davon mit kräftigen Henkeln; große bemalte Urnen mit sattelförmigen Öffnungen. Unter den aufgemalten Verzierungen befinden sich Darstellungen von Menschen, Vögeln, Hunden, Pferden und geometrische Ornamente wie Mäander, Dreiecke, horizontal gelagerte Bänder, vertikale Linien und Radmuster. Die Bemalung der Gefäße ist grau, graugelb, schwarz und violett. Die meisten der verzierten Töpfe sind rot gebrannt und mit schwarzen Zeichnungen geschmückt.
In der folgenden Abteilung werden die Schildkrötenschalen von Yang Shao ausgestellt. Es sind die Bauchschilder mit eingebrannten Zeichen.
„Das war der Anfang unserer Schrift", sagt der Lehrer. „Wenn die Leute von Yang Shao ratlos waren, wenn sie die Götter befragten, ob Hochwasser kommen, der Lehmsturm wehen oder der Feind ins Land fallen würde, dann pflegten sie das Schildkrötenorakel zu befragen. Im Herbst hatten die Fischer genug Schildkröten gefangen. Die Rückenschalen wurden fortgeworfen, aber die feineren Bauchschalen verwandte man zur Orakelbefragung.
Sie wurden glattgeschabt und poliert. Dann brannte man mit glühenden Stäben Striche ein. Die Schalen bekamen Sprünge, die allerhand Figuren darstellten. Aus diesen Zeichen lasen die Yang-Shao-Männer die Zukunft. Denn lange schon hatten sie gelernt, durch Bilder zu reden, das heißt, eine Schrift zu entwickeln."
Der Lehrer weist auf einige Zeichen hin.
„Seht hier: Diese einfache Zeichnung bedeutet ‚Fisch'! Hängt der Fisch an einer Angel, so heißt das ‚fischen'. Jenes Zeichen stellt ein ‚Netz' dar. Werden Fisch und Hand danebengemalt, so bedeutet das: ‚mit dem Netz fischen'. Das gleiche seht ihr hier dargestellt als ‚Jagd' oder ‚jagen':

= = Jagd;

= = jagen.

Ihr könnt leicht die Zeichen lesen für ‚Fang-Li' = Pflug, Kraft ; was ein Mann schafft, steht zugleich als Schriftzeichen für ‚Mann' . Mehrere Halme Reis bedeuten ‚Li' = Ernte, ein Mann und Reisrispen zusammen sind das Zeichen

für ‚Nien' = Jahr = Li; = Nien.

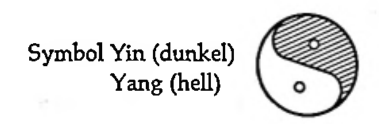
So formte sich nach und nach eine Bilderschrift, die später vereinfacht wurde, bis endlich aus mehr als 10 000 Zeichen unsere Schrift entstand."

„Ist nicht die Schrift des Westens", meint ein besonders kluger Schüler, „die lateinische Schrift mit ihren rund 25 Buchstaben leichter zu erlernen, verehrungswürdiger Lehrer?"

„Du hast recht, Tschao-Fu", erwidert der Lehrer. „Sie ist vor allem für wissenschaftliche Bücher, in denen viele Fremdwörter und seltsame Fachausdrücke vorkommen, praktischer und wird deshalb bei uns auch für Fachbücher angewandt. Aber unsere chinesische Schrift, die von uralten Bildsymbolen herkommt, hat einen anderen, ungeheuren Vorteil: Sie vermag einen Text niederzuschreiben, der in allen Dialekten und Sprachen gelesen werden kann! Denn das Sinnbild für ‚Pferd' (Yü) heißt immer ‚Pferd', ob du nun ‚Yü' liest oder ‚horse' auf englisch, ‚cheval' auf französisch oder ‚cavallo' auf italienisch. Jeder kann in seiner eigenen Mundart ablesen. Deshalb war es auch die Schrift, welche die zahllosen Stämme der Chinesen mit ihren verschiedenen Dialekten geeint und zu einem einzigen riesigen Volk gemacht hat."

Sie schreiten den gläsernen Schaukasten entlang, betrachten die Bilder des Lebens vor viertausend Jahren und sehen die Funde einer uralten Zeit, die sich im Sagenhaften verliert. Dann bleibt der Lehrer vor einer Vitrine stehen, die auf Tongefäßen die Sinnbilder des chinesischen Denkens zeigt.

„Alles, was wir heute denken und fühlen", erklärt der Lehrer, „ist schon in der Yang-Shao-Zeit vorhanden. Immer schwang das Pendel chinesischen Daseins zwischen Harmonie und Chaos, zwischen Ordnung und Auflösung. Seht hier das uralte Zeichen ‚Wu-ming' — das Ewige ohne Anfang und Ende, den Kreis. Dieser Kreis ist geteilt durch eine Wellenlinie, das ‚Wu-ki', oder das Zeitliche. Die eine Hälfte ist licht wie die Harmonie, es ist das Männliche und Positive; die andere Hälfte ist dunkel wie das Chaos, das Weibliche und Negative.


Symbol Yin (dunkel)
Yang (hell)

Das gleiche drücken die beiden Löwen ‚Yin' und ‚Yang' aus: Der eine hält unter seiner Tatze die Kugel als Zeichen der harmonischen und geordneten Welt, der andere den Tiger als Sinnbild des Wilden, Ungebändigten. So ist auch das Schicksal Chinas in viertausend Jahren Geschichte immer wieder vom Pol der Harmonie zum Chaos und zurück geschwankt."

Die Kinder blicken auf das Schaubild von Yang Shao.

Ein niederes Dorf mit schilfgedeckten Lehmhütten, umzogen von niederen Lößmäuerchen. Wasserbüffel gehen unterm Doppeljoch und ziehen den Astpflug. Bauern mit spitzen Strohhüten stehen gebückt beim Reispflanzen im Sumpf, während Jäger an langen Tragstangen ein erlegtes Wild zu den Gartenterrassen hinaufschaffen. Am Strom werfen Fischer die Netze aus, und vor den Hütten kauern Frauen vor den Mahlsteinen, an den Webstühlen oder an den Töpfer-

scheiben. Es ist ein Bild des Lebens in Urtagen und doch kaum anders als heute im weiten China.
Der einzige Unterschied mag sein, daß heute die Masten von Hochspannungsleitungen quer über die Terrassen und Reisfelder stelzen und daß der Strom weit oben durch einen Staudamm und ein Kraftwerk eingedämmt ist. Von den großen Städten herüber kommt langsam die Industrie — sonst aber geht das Leben weiter wie eh und je.
„Der Himmel leuchtet blau, die Erde ist gelb ..."
Und was dereinst in den Köpfen der Yang Shao-Leute gedacht wurde: Harmonie und Chaos, Ordnung oder Auflösung des Lebens, das denken die Menschen der gelben Erde auch heute. Sie suchen die Ordnung ...



Um 1550 v. Chr.

Heimkehr aus dem Weihrauchland

„Siehe, hochgestellter Herr", spricht der Hofbeamte Hapu-het, indem er sich mit vor der Brust gekreuzten Armen an den Admiral wendet, „da ist die Heimat: das herrliche Theben!"
Amenhotep richtet sich unwillkürlich zu feierlicher Haltung auf. Vor ihm steigt — noch halb durch Palmenwälder verdeckt und von golden wogenden Weizenfeldern gesäumt — die Wunderstadt Ägyptens empor, die bei allen Völkern die „Hunderttorige" genannt wird.
Er steht unter dem riesigen rotbraunen Bastsegel mit dem aufgemalten Zeichen Amon-Rés, der Sonne, auf einem zum Podium erhöhten Mitteldeck. Sein Gesicht ist länglich, hellhäutig, von einer kühnen Nase gezeichnet. Um den Hals trägt

er als Sinnbild des hohen Ranges einen fächerartigen Perlenkragen aus Karneol-, Türkis- und Onyxsteinen, der mit feinem Golddraht eingefaßt ist. Auch seine Arme sind voller schwerer Goldarmbänder und glitzernder Glasflußperlen. Der aus weißem Linnen gefältete Lendenschurz trägt in zarter Stickerei die magischen Bilder von Göttern und Schutzgeistern, und die Nägel der mit Henna rotgefärbten Füße sind violett lackiert, was einen schönen Gegensatz zu den weißen Riemen der Goldsandalen darstellt.

Zu beiden Seiten des hochbordigen Nilbootes sitzen die dunkelhäutigen Ruderklaven und treiben das Staatsschiff im Takt des Aufsehers gegen die Strömung, die schwer und lehmfarben abwärtsstrudelt.

Da also ist Theben wieder, das Amenhotep vor mehr als zwei Jahren verließ: riesige gelbgraue und rötliche Mauern, buntbemalte Tempelfriese mit wuchtigem Steingebälk darüber, das wie mit wucherndem Pflanzenwerk von Bildinschriften und heiligen Zeichen überzogen ist. Gewaltige Säulen mit Kapitellen, die entweder Lotosblüten oder Papyrusfächern nachgebildet sind, ragen auf, Paläste und Priesterwohnungen ziehen endlos vorüber.

„Siehe, o Ehrenwerter", ruft der Beamte, den man ihm zu seinem Empfang entgegengeschickt hat, „dort drüben die riesigen Steinnadeln, die himmelhoch strebenden Obeliske, welche ‚die erste der Herrlichen' zur ewigen Erinnerung ihres dreißigjährigen Regierungsjubiläums hat aufstellen lassen! Sie sind aus einem einzigen Stück Urgesteins gebildet, ein Wunder der Welt!"

„Das ist neu entstanden, während wir abwesend waren . . .", murmelt der Admiral und kann den Blick nicht von dem Tempelbezirk von Karnak wenden, aus dem die gewaltigen Felsnadeln emporstoßen.

„Jeder dieser Obelisken", erklärt der Beamte Hapu-het, „ist von oben bis unten mit heiligen Schriftzeichen bedeckt, die alle Taten und Wunder der Regierung unseres Pharaos Hatschepsut-Makaré preisen!"

Dieser Name ruft alles wieder ins Gedächtnis zurück, was Admiral Amenhotep in der langen Zeit seiner Abenteuer fast vergessen hat.

Das Reich am Nil wird nämlich von einer Frau regiert, von Hatschepsut, die den Beinamen „Makaré" — das bedeutet „Wahrheit ist das Ka des Re" — trägt. Das „Ka" ist nach dem Glauben der Ägypter die Seele, ein ätherisch feines Ebenbild des Körpers, und „Ré" ist der Name der lebenspendenden Sonne. Vor einem Menschenalter hat der sterbende Pharao Thutmosis seine frühreife und kluge Tochter unter feierlicher priesterlicher Weihe zur Mitregentin und Nachfolgerin bestimmt. Doch Hatschepsut hat es nicht leicht gehabt.

Ihr ehrgeiziger Bruder und Gemahl, Thutmosis III., vermochte sich auf eine starke Partei der Armee und einiger Beamten zu stützen und versuchte immer wieder, die Regierungsgewalt an sich zu reißen. Während Hatschepsut die Werke des Friedens liebte, für Ordnung und Gerechtigkeit im Reiche sorgte, Götterhallen, Paläste und riesige Grabtempel wie jenen „Allerprächtigsten" drüben am Rande der libyschen Wüstengebirge auf dem linken Nilufer erbauen ließ, war Thutmosis ein Mann voll militärischen Ehrgeizes. Er forderte immer wieder Krieg und Eroberung. Hatschepsut aber hatte einen klugen Ratgeber und Freund in dem großen

Baumeister, Gelehrten und Künstler Senmut. Mit ihm war sie einig, daß Krieg das Übel der Welt, Handel und Ackerbau aber ihr Segen seien.
Senmut war es gewesen, der Hatschepsut den Rat gab, die Expedition ins Weihrauchland zu rüsten. Und Amenhotep war ein Günstling Senmuts.
„Erhabene, Göttliche", hatte der Weise damals im Reichsrat gesagt, als die Kriegspartei des Thutmosis den Aufbruch der Armee gegen fremde Völker verlangte, „warum sollen wir Ägypter, die Mächtigsten und Gesittetsten unter allen Menschen, mit Heeresmacht in fremde Staaten einfallen, wenn wir durch friedlichen Handel alles bekommen können, was unser Herz begehrt? Hört man nicht, daß die Babylonier ihre Karawanen bis ins ferne Indien schicken? Rudern nicht die Schiffe der Phönizier über die Fluten des Mittelmeeres bis zu den Ländern der Barbaren? Laßt uns Seeschiffe ausrüsten und dem Zuge des Roten Meeres folgen, neue Länder entdecken und jene Sagenküsten anlaufen, von denen man sagt, daß dort Gold in großen Mengen aus den Gebirgen geholt werde, daß Weihrauchbüsche und Balsambäume wachsen und die Menschen Elfenbein wie Palmholz und Sklaven wie Schafe auf den Märkten handeln!"
So waren — um die Partei des Thutmosis auszuschalten — jene fünf Hochseeschiffe ausgerüstet worden, zu deren Admiral Senmut seinen Freund Amenhotep ernannt hatte. Nun aber — nach mehr als zwei Jahren Abwesenheit — kehrte der Abenteurer in die Heimat zurück.
Wie war es inzwischen in Ägypten ergangen? Wie haben sich die Beziehungen Hatschepsuts zu Thutmosis entwickelt? Alles war offen ...
Theben kommt näher. Die kleine Flottille rudert jedoch an der Lände von Karnak vorüber. Dort zieht eine Sphinxhalle von den Tempeltoren zum Ufer und setzt sich drüben, am linken Ufer, in der Totenstadt fort. Aber an diesem Anlegeplatz kann kein Schiff mit Lebenden festmachen: Die löwen- und widdergestaltigen Schutzgeister aus Stein, die diese Straße säumen, haben einzig die Aufgabe, die Särge toter Pharaonen oder hoher Persönlichkeiten vor Dämonen zu beschützen, damit sie unbeschadet ins „Tal der Könige", in die Gräberstadt am Rande der sonnenflirrenden Gebirge, gelangen können.
Das Staatsschiff Amenhoteps zieht in gleichmäßigem Ruderschlag vorbei, schon sind die Gestade mit dichtgedrängten Menschenmassen gesäumt, die zusammengeströmt sind, den Einzug der „Puntfahrer" zu erleben.
Zwischen Theben und Luxor dehnen sich Palmwälder, Fruchtgärten, reiche Felder und dazwischen eingestreut das Geschachtel der gelben Lehmhütten der Riesenstadt. Palmwedel bilden die Dächer; Würfel auf Würfel haben die Bewohner ihre Häuser in den Schatten der gewaltigen Tempel- und Palastmauern geschichtet — ein unendliches Gewirr von Behausungen.
Die Lände von Luxor kommt näher. Gongs ertönen, Zimbeln, Saiteninstrumente, kleine Glöckchen und Rohrflöten mengen ihren Schall in das deutlicher werdende Brausen der Jubelchöre und Begeisterungsschreie.
Halb Theben scheint versammelt — alle drei Rassen des Volkes: die hellhäutigen Vornehmen in prächtigem Schmuck und bunten Schürzen, die rotbraunen Bürger und Bauern und die dunkelfarbigen Nubier, Sklaven und Arbeiter. Geflochtene Teppiche ziehen vom Landesteg zur Weihestraße jenseits des Uferdammes, Wedel

aus Straußenfedern, Pfauenrädern und perlenbestickten Papierrosetten schwanken neben bunten Sonnenschirmen. Neben einer langen Kette von Staatssänften warten die Hofbeamten, die Offiziere und Vornehmsten, um die Heimkehrer nach Karnak zu geleiten.

Es dauert eine Zeit, bis alle Schiffe entladen, die letzten der Expeditionsteilnehmer an Land gegangen, die seltenen Tiere, Sklaven, die Träger und fremden Krieger ausgebootet, die Mengen der Beutewaren verfrachtet sind. Dann endlich setzt sich der Triumphzug mit Amenhotep an der Spitze in Bewegung.

Wie in einem phantastischen Traum genießt der heimkehrende Admiral den Weg durch Luxor, die heilige Prozessionsstraße entlang, vorüber an steinernen Riesenstatuen, wachenden Sphinxlöwen, kleinen, in schattigen Palmgehölzen verborgenen Weihestätten, immer begleitet vom Jubelgeschrei einer tausendköpfigen Menge. Die Sänfte, von vier kräftigen Nubiern getragen, schwankt leise und nähert sich rasch dem himmelhoch strebenden, leicht schräg gebauten Tor des Tempel- und Palastbezirks, über dessen steinernem Querbalken das Zeichen der geflügelten Sonnenscheibe steht.

Hier bleibt das Volk zurück. Palastwachen sperren die Straße der Lotossäulen. Riesige Tempel wachsen empor, Hallen, die wie Wälder voller Mammutbäume aus Stein sind, Wände, bedeckt mit bunten Bilderschriften, Königsfiguren in steinerner Ruhe, spiegelnde Böden aus Porphyr und rotem Granit . . .

Alles ist wie vom Hauch der Ewigkeit umweht: Urgestein in gewaltigen Säulenstämmen, in lastendem Steingebälk, Kapitelle wie Knospen oder Blüten und Bilder, Bilder und Bezauberung . . .

Priester in langen wallenden Gewändern und mit seltsam spitzen Mützen, Offiziere, Bogenschützen, Speerträger säumen den Weg, bis sich endlich die Halle des Pharaonenpalastes auftut.

In einer marmornen Nische, flankiert von Götterbildern, ist eine goldene Wand aufgestellt. In bunter Emaille, eingelegt mit Edelsteinen und Silbergraten auf funkelndem Goldblech, sind die Darstellungen von Göttersinnbildern und Weihe-Inschriften zu einer einzigen Prunkwand vereint. Davor sitzt auf hohem, kostbarem Throne der Pharao Hatschepsut.

Ja, es ist ein Pharao — keine Pharaonin! Denn bei Regierungshandlungen trägt die Herrscherin den angeklebten Knebelbart eines Mannes, die geschwungene Doppelkrone Ägyptens mit der Uräusschlange über der Stirn, dem Zeichen des Lotos für Unter- und dem Symbol der Biene für Oberägypten. Der Aufbau endet in einer stilisierten Ährenkrone, die aus der Sonnenscheibe hervorgeht. Ein gestreiftes Nackentuch fällt auf den Nacken. In den Händen hält Hatschepsut-„Makaré" die Insignien der Regierung: Krummstab und Geißel.

Ringsum stehen Hohepriester, Generale, Gaugrafen, Hofbeamte.

Aber Amenhotep erkennt mit einem Blick die Veränderung der Lage: Thutmosis, Bruder und Gemahl der Herrscherin, sitzt als einziger Mann der Umgebung vor einer zweiten Goldwand. So ist also die Macht des Kriegsherrn gestiegen — er scheint Mitregent zu sein.

Senmut — alt und weißhaarig geworden — tritt vor und nennt den Namen und die Verdienste Amenhoteps, der nach höfischem Brauch flach auf Händen und Antlitz auf dem Teppich liegt.

„Steh auf, Amenhotep!" befiehlt Hatschepsut gnädig. „Wir sind bereit, deinen Bericht zu hören."

Zunächst gibt der Admiral nur einen Wink an sein wartendes Gefolge, das sich sogleich vom Boden erhebt. In langer Reihe schreiten die Träger am Thron vorüber und legen die besten Proben der mitgebrachten Waren nieder: wallende Straußenfedern, riesige Elefantenzähne, goldene Ringe, an langen Stangen aufgereiht, Goldbarren, Würfel aus Kopalharz, Alabastergefäße mit kostbaren Salben, Balsam, Weihrauchkörner, Myrrhe, Lederbeutel mit Edelsteinen, Gehörne seltsamer afrikanischer Gazellen. Einige der Lasten werden von Negersklaven dargeboten: muskulösen, ebenholzfarbigen Gestalten im Lendenschurz, die furchtsam die rotunterlaufenen Schwarzaugen rollen. Gelächter wird laut, als einige gelbhäutige Weiber vorgestellt werden, die Amenhotep im Lande Punt auf dem Sklavenmarkt gekauft hat. Sie haben einen Fettsteiß, das heißt: riesige, nach rückwärts ausladende, aber flache Hinterteile, wie man sie nie zuvor bei Menschen bemerkt hat. Es sind Hottentotten — weit aus dem Süden des dunklen Erdteils. Lange dauert die Darbringung der Gaben, Hatschepsut scheint sehr zufrieden mit dem Ergebnis der Expedition.

Endlich befiehlt sie Amenhotep, von der Reise und den neuentdeckten Ländern zu erzählen.

Der Admiral schließt die Augen, er versetzt sich zwei Jahre zurück.

Dann beginnt er mit seinem Bericht.

Wie sie aus dem „Maushafen" am Roten Meer in See gestochen sind, wie sie die Bastsegel setzten und entlang ausgebrannten, roten, blauen und gelben Wüstengebirgen, vorüber an Riffen, bizarren Klüften und menschenleeren Küsten immer südostwärts gerudert und gesegelt waren.

Nur selten waren Oasen mit ein paar dürftigen Palmen, mit Schilf und einigen kärglichen Blatthütten aufgetaucht. Die fünf Schiffe waren in den Nächten in einsamen Buchten, im Schatten ragender Felsgebirge, vor die Ankersteine gegangen. So fuhren sie Tage und Wochen in kleinen Etappen die Meeresstraße entlang, bis sich endlich die roten, vom Wüstensand verfärbten Wasser geöffnet hatten und das schreckliche offene Meer sich auftat.

Weit, weit im Süden, immer dem fernen, blauen Strich der Küsten folgend, waren sie nach langer Zeit auf ein hervorspringendes Kap gestoßen. Ein Segelboot mit schwarzen Eingeborenen auf Fischfang war ihnen begegnet.

Von diesen Fischern hatten sie erfahren, daß Punt, das gesegnete Gold- und Weihrauchland, nicht fern sei. Sie hatten einen Schwarzen an Bord genommen und waren an die Ufer von Punt gekommen.

Amenhotep bemerkt recht wohl, daß ihm zwar Hatschepsut und Senmut mit Wohlwollen und Interesse folgen; aber er sieht auch, wie Thutmosis und seine Generale spöttisch lächeln, wie sie die Mienen verziehen und sich ironische Bemerkungen zuflüstern.

Widerwillig setzt er seinen Abenteuerbericht fort und erzählt von den fremden Märkten, den kugeligen Negerhütten, den Lehmpalästen der Vornehmen, den Jagden, die er mitgemacht, und den großen Siedlungen, die er mit seinen Leuten besucht hat.

Als er endet, hebt die Pharaonin gebietend den Krummstab.

„Dank sei dir, Amenhotep!" spricht sie. „Du hast eine denkwürdige Tat vollbracht, beweisend — was unser Kanzler Senmut vorausgesagt hat —, daß Völker mehr Gewinn durch friedlichen Handel erzielen können, als Krieg ihnen jemals zu bringen vermag. Ich befehle deshalb, daß all das, was wir heute gesehen haben an Gaben, Beute und Sklaven — auch dieses Weib mit dem fetten Hinterteil — aufgemalt werde im Palast unserer Ewigkeit drüben in der Totenstadt! So wird die Nachwelt wissen, daß unter Hatschepsut Ägypter zum Weihrauchlande Punt gefahren und das Wissen um die Welt erweitert haben. Dies ist unser Befehl! Dir aber sollen Ehren gewährt und reiche Geschenke übergeben werden!"

Amenhotep sinkt in tiefer Verneigung zu Boden.

Aber Prinzgemahl Thutmosis stößt ein verächtliches Lachen aus . . .

Als bald darauf Senmut stirbt und Hatschepsut ihm im Tode nachfolgt, werden beide im Terrassentempel am libyschen Gebirge beigesetzt. Thutmosis ergreift die Macht. Endlich kann er tun, wozu es ihn ein Leben lang gedrängt hat. Er läßt in allen Tempeln und an allen Inschriften den verhaßten Namen Senmut und seiner Schwestergemahlin Hatschepsut auslöschen. Monatelang kratzen und meißeln die Handwerker das Namensschild der toten Pharaonin aus. Sogar die riesigen Obelisken in Karnak, die von oben bis unten mit Bildinschriften zum Ruhme der verewigten Pharaonin bedeckt sind, werden kunstvoll mit Ziegelmänteln umhüllt, so daß niemand mehr von ihren Taten erfährt. Denn nach ägyptischer Auffassung ist ein Mensch erst dann wirklich tot, wenn er vergessen und sein Name aus dem Gedächtnis der Nachwelt gelöscht ist.

Dann führt Thutmosis Krieg, großen Krieg.

Seine Armeen besetzen Nubien, erobern Libyen, dringen siegreich bis Syrien vor und bringen ungeheure Beute ins Niltal. Doch der Gewinn wird mit gewaltigen Blutopfern, mit Elend, Not, Hunger und Jammer der Völker bezahlt. Der Ruhm des Thutmosis dringt zu den Sternen: er sorgt dafür, daß Tempelwände, Inschriften, Denkmäler und endlose Hieroglyphenbänder von der Größe und Herrlichkeit seiner Tage berichten.

Amenhotep, der zunächst alle Ämter und Ränge verloren hat, kommt jedoch wieder zu Gnaden, als Thutmosis einen Admiral braucht, um die Puntfahrt der Hatschepsut — aber diesmal aufwendiger — zu wiederholen.

Später berichtet nur noch die Legende von der Meerreise der Ägypter.

Manche suchen „Punt" in Südarabien, andere an der Somaliküste. Vielleicht waren ägyptische Schiffe sogar in der geheimnisvollen Goldstadt Simbawne am Sambesi, also in Südafrika. Dort finden Ausgräber dreieinhalbtausend Jahre nachher in den verfallenen Ruinen einer Bergwerkstadt neben altindischen Werkzeugen auch ägyptische Glasperlen.

Sicher ist jedenfalls, daß rund neunhundert Jahre nach Thutmosis ein ägyptischer Pharao namens Necho phönikische Seeleute mit einer Expedition durch das Mittelmeer nach Westen losschickt, daß diese längs der westafrikanischen Küsten, um das Südkap Afrikas herum, ins Rote Meer zurückkehren und durch den „Necho-Kanal" zum Nil und nach Memphis zurückfahren. Doch die Jahrtausende verwandeln alles in Legende und Seemannsgarn.
Nur die Bilder im Grabtempel der Hatschepsut verkünden noch heute von der Heimkehr der Schiffer aus dem Weihrauchland.



Um 750 v. Chr.

Im goldenen Käfig der Chou

Weit im Innern Chinas, am Oberlauf des Hoang-Ho, wo alte Hochwassereinbrüche einen natürlichen Hafen gebildet haben, liegen eine Anzahl großer Barken am Ufer. Stege führen zu den mit Bambus befestigten Wegen hinüber. Längs des Gestades sind berittene Bogenschützen, Krieger mit Leinenhosen, Steppjacken und geschwungenen Bronzeschwertern aufgereiht: Straff sitzen sie in den Sätteln, die Beine sind in den Steigbügeln angewinkelt.
Diese Staatskavallerie haben die gelben Völker von den „Dämonenstämmen" Innerasiens übernommen, die noch vor wenigen Menschenaltern mit plündernden Horden das friedliche Bauernland überfallen haben. Doch nun herrschen Harmonie und Ordnung, welche die Chou-Herrscher aufgerichtet haben.
Diener und Ruderknechte in kurzen Linnenröcken schaffen unter viel Geschrei Pferde, lackierte Kutschen und Tragsänften an Land. Die hohen Schiffsgäste in ihren bunten Seidengewändern schreiten durch das Spalier der Soldaten und lassen sich in den Fahrzeugen nieder.
Gaffende Bauern sinken in tiefer Verbeugung zu Boden, als sie Herrn T'an, den „Kleinen Ehrenwerten", Herzog von Chou, und die beiden Knaben erkennen: Der Herzog ist der Regent, der zwölfjährige Junge im gelben Kleid der künftige Herr-

scher, Sohn des zu früh verstorbenen Kaisers Wu, und der andere, etwa gleichaltrige Knabe, der Sohn des Herzogs.
Gaugrafen, hohe Offiziere, Adelige der Provinz haben sich zum Empfang des Reichsverwesers eingefunden. Denn es ist üblich, daß der regierende Herr alle fünf Jahre das Land bereist und nach dem Rechten sieht.
Ordnung ist das höchste Gebot des Landes, Harmonie von Himmel, Erde und Menschenwelt kann nur durch stete Kontrolle erhalten bleiben.
Der Weg der Wagenkolonne führt durch zerklüftete Lößterrassen aufwärts. Er ist durch Bambusstäbe befestigt, denn jeder Regenguß könnte das Hochufer wegschwemmen. Der Herzog, der mit den beiden Knaben im vordersten Wagen sitzt, wartet ab, bis man die flache Hochebene über dem Strom erreicht hat. Dort schaut man weit hin über gepflegtes Bauernland.
Die Stelle, an der die Barken gelandet sind, war erst vierundzwanzig Stunden vorher bekanntgegeben worden. Das war eine Vorsichtsmaßnahme, damit die für den Gau verantwortlichen Grafen und Beamten nicht etwa Scheindörfer und trügerische Musterfarmen errichten konnten. Die Inspektionsreise sollte Feudalherren und Bauernvolk gleichermaßen überraschen. Nur so durfte ein Herrscher erwarten, die Wahrheit zu sehen.
Nach chinesischer Art ist der Herzog zu jeder Zeit bereit, erzieherisch zu wirken. Er nützt die Fahrt über die Ebene, um die beiden Jungen zu belehren.
„Schwer ist es“, sagte er, „zu tun, was unsere Vorfahren taten: die Wildheit der Ströme zu bändigen, Dämme und Kanäle gegen die chaotischen Wasser zu bauen. Schwer ist es, die räuberischen Einfälle der Steppenvölker abzuwehren, im Lande Straßen zu bauen, Dörfer anzulegen, Städte zu gründen. Aber am schwersten ist es, den Menschen die Ordnung des Zusammenlebens zu geben. Auch im Herzen der Menschen toben wilde Ströme, auch das Herz des einzelnen verspürt die chaotischen Triebe der Steppenräuber. Gibst du diesen die ungebundene Freiheit, so zerstörst du den Staat und machst alle Harmonie des Lebens unmöglich. So, wie unsere Vorfahren begannen, ausdauernd und geduldig die Wasser zu bändigen, die wilden Tiere zu erlegen, die Plünderer abzuwehren, so versuchten die Erzieher des gelben Volkes, die gefährlichen Triebe durch Regeln des Anstandes und der guten Sitte in Fesseln zu legen. Wollen wir Glück für alle schaffen, so müssen wir wagen, Befehle zu geben.“
„Aber das Land ist doch in schönster Ordnung, verehrungswürdiger Oheim!“ ruft der künftige Kaiser erstaunt. „Da sieh nur die grünenden Reisterrassen, die sorgfältig im Viereck angelegten Hirse- und Kohlfelder, die schönen Fruchtgärten dort und die weit über die Hochebene hingestreuten Gehöfte!“
„Es ist in Ordnung, mein Neffe, weil es so verordnet ist. Unsichtbar liegt über unseren Provinzen das Netz der Feudalverwaltung. Deine ehrenwerten Vorfahren haben die Ränge des Kung (Herzog), Hou (Marquis), Po (Graf), Tzu (Freiherr) und Nan (Baron) geschaffen. Die Obersten erhielten 100 Li im Quadrat, die Untersten 50 Li im Quadrat vom Ackerland: ein Li hat eine Seitenlänge von rund 600 Schritt. Für dieses Land ist jeder der Edlen dem Kaiser verantwortlich, davon bezahlt er die Steuer an den Nächsthöheren, und der Bauer bezahlt sie an ihn. Wir haben alle Gaue mit Inspektoren, Verwaltern und Kontrolleuren über-

zogen; denn die Kaiser der Chou waren der Meinung, daß die Güter der Erde: Früchte, Bodenschätze, Getreide und was sich durch fleißige Wirtschaft sonst noch gewinnen läßt, Gemeingut des ganzen Volkes sind. Ihr, meine Jungen, könnt doch bereits mit dem Marderhaarpinsel auf Seide Schriften malen und vermögt zu lesen?"
„Gewiß können wir das!" erwiderte des Herzogs Sohn voller Stolz.
„Nun, dann wißt ihr auch, daß das Schriftzeichen für ‚privat' und für ‚Eigentum' zusammengesetzt ist aus dem Sinnbild für ein Bündel Weizen und dem Symbol für Profit. Der Mensch rafft gerne alles an sich, er will reich werden, ohne an den Nebenmenschen zu denken. Diese chaotische Eigenschaft haben wir Chou gebändigt, so wie wir die Ströme eingedämmt haben. Hier im Lande herrscht das ‚Feldbrunnensystem'. In diesem arbeitet, schafft und lebt der Bauer bis zum sechzigsten Jahre; dann gibt er sein Land wieder ab und wird Pensionär des Staates."
„Was ist das", fragt der junge Kaiserproß, „das Feldbrunnensystem?"
„Ihr kennt das Schriftzeichen für einen Feldbrunnen? Zwei senkrechte Pinselstriche, die von zwei waagerechten gekreuzt werden. Dadurch entstehen acht Felder, die ein neuntes umschließen. Acht Bauerngehöfte bilden zusammen eine Volkskommune, die mit gemeinsamen Geräten, nach gemeinsamem Anbauplan und unter nützlicher Nachbarschaftshilfe alle neun Ackeranteile bestellen: Der Ertrag des neunten Feldes jedoch gehört dem Staat."
„Das finde ich köstlich!" freut sich der junge Kaiser. „Die Leute leben wohlbeschützt und in gerechter Ordnung . . ."
„Was ist aber dann", wirft des Herzogs Sohn ein, „wenn eine Bauernfamilie besonders fleißig und tüchtig ist und ihr Land vermehren will? Wenn ein Mensch reicher werden, höher steigen und angesehener sein möchte? In unserer Stadt Changan haben wir doch auch Händler; es gibt in Zünfte geordnete Handwerker: Holzarbeiter, Metallarbeiter, Färber, Weber, Töpfer, Jäger, Sänftemacher, Schmiede und so fort. Wie können diese alle gleich reich oder gleich arm bleiben, wenn doch die Menschen verschieden sind?"
„Den Ausgleich schaffen wir durch unser Steuersystem, mein Junge . . ."
„Und doch", beharrt der Knabe, „habe ich Bauern auf dem Felde singen gehört:
‚Aufs allgemeine Feld muß erst der Regen fallen,
Hernach erst empfangen die eignen Felder . . .
Und seltsam: Das eigene Huhn legt doppelt
Verglichen mit den Hühnern, die in der Kommune gackern . . .'
Geht daraus nicht hervor, daß der Eigennutz der Menschen noch immer davon träumt, in die eigene Tasche zu wirtschaften?"
Der Herzog lacht.
„Der Mensch ist unverbesserlich, mein Sohn. Doch über ihm steht die Ordnung des Reiches . . ."
„Ob die Leute dabei wirklich glücklich werden?" meint der junge Kaiser.
Die Wagenkolonne nähert sich nun einem Dorf. Herzog T'an-Chou beugt sich zum Fenster hinaus.
„Höflichkeit und Arbeit", schließt er, „sind die Grundelemente friedlichen Zusammenlebens. Um die menschliche Natur zu veredeln, haben wir noch ein zusätzliches Mittel entdeckt, von dem ihr, meine hoffnungsvollen Söhne, wißt, daß ich es selber

pflege: es ist die Musik. Wilde haben keine Musik, weil sie keine Harmonie kennen. Der kultivierte Mensch aber freut sich an lieblichen Wohlklängen und erkennt durch sie die Harmonie zwischen Himmel und Erde."

An den ersten Hütten des Dorfes wird die Reisegesellschaft von einer bäuerlichen Kapelle begrüßt, die mit Flöten, Zimbeln, erzenen Becken und Affenfelltrommeln ausgerüstet ist. Klangsteine werden geschlagen, und winzige Glöckchen ertönen rhythmisch in verschiedenen Tonlagen. Takt, Tonfolge und Akkorde sowie ihre Auflösung sind in Musikbüchern niedergeschrieben, die von den Lehrern in die Dörfer gebracht wurden.

Als der Dorfälteste gerade zu einer Begrüßungsrede ansetzen will, trottet den Hohlweg vom Strom herauf eine Karawane mit Maultieren und Eseln, die pralle Säcke und Ballen schleppen. Voraus geht ein Alter, der auf gekrümmtem Rücken ein riesiges Bündel Schilf trägt.

Herzog T'an-Chou beugt sich aus dem Fenster seines lackbemalten Wagens. Er trägt das goldfarbene Seidengewand eines kaiserlichen Beraters und die fürstliche Purpurkappe.

„Woher kommt ihr, und was führt ihr mit euch?" fragt er höflich.

Die Maultiertreiber bleiben stehen, nehmen die Strohhüte ab und verneigen sich tief. Weil er glaubt, daß er gemeint sei, antwortet zuerst der bejahrte Fischersmann. „Ich bin nur ein Alter, Ehrenwerter", seufzt er. „Ich habe Schilf für den Hausbau geerntet. Auch fange ich Füchse, Fische im Strom oder hole Brennholz im Auwald. Denn in der Fischergenossenschaft darf ich nicht mehr arbeiten, weil ich schon über sechzig bin, wenn auch noch recht rüstig."

„Ja, ja, du Großvater vieler Enkel", erwiderte der Herzog. „So ist das Gebot eben. Alles regelt der Staat – aber es gibt keinen Grund, warum du dich nicht nützlich machen sollst. Im übrigen fragte ich den Führer der Händler dort."

Der „Tuan" der Karawane tritt furchtlos vor und steht unbefangen Rede und Antwort. Seine Waren sind mit Schiffen vom Meer heraufgekommen. Der Großteil der Lasten besteht aus Salz, das in den Lagunen am Ozean gewonnen wird. Auch führt er Schantungseide, Gewürze, Perlen und mehrere Traglasten Färbemittel mit sich. Der Herzog läßt sich die Perlen zeigen und befiehlt seinem Kämmerer, eine besonders schöne, rosafarbene zu kaufen.

Der Höfling bezahlt mit durchlochter Silbermünze, die er von einer Purpurschnur herunternimmt. Diese gegossenen Münzen sind der Legende nach schon vor beinah tausend Jahren durch I-ting, den Berater des großen Kaisers Yü, des „Wasserbändigers", eingeführt worden.

„Von allem, was wir umsetzen", klagt der Handelsmann, „müssen wir Steuern an die Graugrafen und Beamten zahlen. Das verteuert den Handel!"

Lachend tritt der Gaugraf vor und erläutert diese ewig gleiche Klage, die das Volk im Munde führt.

„Natürlich müssen Sie Steuern bezahlen, Ehrenwerter!" sagt er. „Aber er wäre kein Kaufmann, führte er nicht wenigstens die doppelte Menge Ware mit sich, als er den Beamten angibt. Und auch diese unversteuerte Ware verkauft er zum gleichen Preis . . . Die Händler sind reich und verwahren ihr Geld im Verborgenen!"

Auch der Herzog weiß, daß alle Verordnungen am tief verwurzelten Eigennutz und an der Besitzgier der Menschen scheitern. Er geht nicht auf die Streitfrage ein und zitiert lediglich ein vielgesungenes Lied seiner Zeit:
„Die Menge sucht Gewinn,
Der Ehrenwerte Ruhm.
Der Gute schätzt Erfolg,
Der Weise nur die Seele."
Dann zieht er mit seinen Gefährten in das Dorf ein, um mit Rat und Tat zu helfen, die Uralten zu ehren und sich die Sorgen der Bauern anzuhören. Ganz tief in der Seele weiß er, daß alle Ordnung, welche die Kaiserfamilie der Chou dem Volke gebracht hat, daß Friede, Gleichheit und Fürsorge im Staat von vielen wie ein goldener Käfig empfunden werden, aus dem sie ausbrechen wollen zu freiem Lebenskampf, zur Bereicherung, zu höherem Ehrgeiz und zur Freiheit ...
Aber er kennt keine andere Form für die Harmonie.



Um 750 v. Chr.

Die Schöne aus Afrika

„Ist es also wahr, daß ihr ins Ungewisse steuern werdet?" fragte der dicke, rotgesichtige Hamon den Staatskapitän Baalebeel. Die Tischrunde in der Hafenkneipe „Zum Durst des Marduk" schwieg mit einem Schlage und rückte neugierig zusammen. Hamon fuhr fort: „Die Nachricht ist sehr wohl von der hohen Bursa zum Hafen herabgedrungen, daß Admiral Hanno eine Abenteuerfahrt ausrichtet: hinaus in den wilden Ozean, weiter noch als zu den Inseln der Seligen und geradewegs ins kochende Meer, wo der Magnetberg liegt."

Kapitän Baalebeel schlug die Faust auf die Tischplatte, daß die daraufstehende Ölfunzel zu tanzen begann und die Weinkrüge überschwappten. Er war sehr ärgerlich, machte eine abwehrende Gebärde und zischte verächtlich.

„Wenn ihr's schon gehört habt", sagte er, „so mengt wenigstens nicht eure törichten Seemannslegenden drein! Was heißt das schon: das kochende Meer — weil irgendein abergläubischer Matrose über der Kimm vielleicht Nebelbänke oder brauende Wolkenfelder gesehen hat?! Und was die Inseln der Seligen anbelangt, so waren genug ernsthafte Schiffer aus Karthago dort drüben, und nicht einer fand goldene Äpfel oder unsterbliche Helden! Inseln im Westozean sind es (Kanaren), sonst nichts! Vom Magnetberg faseln die Narren, weil es an der westafrikanischen Küste ein schwarzes Vorgebirge gibt, zu dem eine reißende Strömung hinzieht (Kap Bojador). Wenn der Admiral ausläuft, hat er anderes und Vernünftigeres im Sinn, als Gesprächsstoff für die alten Weiber vom Hafen heimzubringen."

„So so" bohrte Hamon unerbittlich weiter. „Und was hat er im Sinn, wenn man fragen darf?"

Der Staatskapitän, der einen der neuen Dreidecker kommandierte, die im Außenbecken des karthagischen Hafens vertäut lagen, gab sich alle Mühe, seinen Saufkumpannen die Sache zu erklären.

Er sprach davon, daß die phönizischen Seefahrer allezeit Ausschau nach neuen Märkten und fremden Küsten gehalten hätten. Waren sie nicht schon vor sechshundert Jahren, lange bevor die Neustadt „Karthago" am nordafrikanischen Mittelmeerufer gegründet worden war, von den alten Städten Sidon und Tyrus ausgefahren und hatten kühn die Säulen des Herkules umschifft? (Enge von Gibraltar.) Sie haben den Ozean befahren, sind nach Norden zur Zinninsel (Irland), zum Jett-Lande, wo es auch Metall gab (England), und sogar über das stürmische Nordmeer an die Bernsteinküste (Jütland) gesegelt.

„Habt ihr Narren noch nie davon gehört", fuhr der Kapitän unwillig fort, „daß phönizische Männer vom Persergolf aus entlang den Küsten bis zur Dreiecksinsel (Ceylon) und nach Indien ausgelaufen sind? Ist euch nie zu Ohren gekommen, daß Seeleute unserer Art im Auftrage eines ägyptischen Pharaos weit über das sagenhafte Punt hinaus zum wunderbaren Simbawne gefahren sind? Seither weiß jedes Kind, daß Afrika nicht am Äquator in einer Flammenwand endet, sondern weit nach Süden reicht. Denn Phönizier haben seine Spitze umrundet und sind glücklich ins Mittelmeer zurückgekehrt."

„Mag schon sein", wendet Hamon unbeeindruckt ein, „aber wir haben auch gehört, daß die Seefahrer mehr als drei Jahre unterwegs waren, daß sie — um nicht zu verhungern — jeden Herbst an fremden Küsten landen mußten, um zu ackern, zu säen und zu ernten, und daß sie schreckliche Ungeheuer, wilde Negerstämme und feuerspeiende Berge sahen. Hat Admiral Hanno etwa Sehnsucht nach Abenteuern? Will er sich Heldenlieder singen lassen?"

Die Matrosen, Lastträger und Händler am Tisch nickten und grinsten. Auch ihnen schien Hannos Absicht unverständlich und abenteuerlich.

„Nur gut, daß die Gerusia, unser ‚Rat der Alten' in der Bursa, nicht auf euch hört, sondern klüger ist", entgegnete Kapitän Baalebeel. „Nicht wahr, ihr Seeleute

und Händler, das ist euch schon recht angenehm, wenn Karthago in Spanien, auf den Balearen, an italischen Küsten oder auf Sizilien Faktoreien und Handelsniederlassungen anlegt? Das mögt ihr schon, daß unsere Schiffe ungefährdet an fernen Plätzen und Inseln ausladen und Waren aufnehmen können, daß ihr Märkte vorfindet, auf denen ihr euren Purpur, euren Weizen, eure Waffen, Geräte und Töpfe mit riesigen Gewinnen verschachern könnt und daß ihr fremde Ware zu Spottpreisen aufkauft! Wie wäre das möglich ohne die Kühnheit der Seefahrer?"
„Schon gut, natürlich", warf ein fetter Kaufmann ein, auf dessen spiegelnder Glatze ein schönes Lackornament aufgemalt war. „Aber muß es denn ausgerechnet der gewaltige Ozean sein? Müssen wir unsere Schiffe für das unwirtliche Afrika riskieren?"
„Du denkst nicht, Eleal! Hast du noch nie die Goldringe, die kostbaren Elefantenzähne, die Leopardenfelle, die kohlschwarzen Negersklaven auf unseren Märkten gesehen? Teure Waren, die uns von Wüstenkarawanen aus dem Süden zugebracht werden. Und der Staat kauft seine Kriegselefanten auf hundert Umwegen aus Tyrus und Sidon an der Levanteküste. Aber auch die Geschäftsfreunde an der Phönizierküste müssen die Elefanten von den Karawanen erwerben, die auf der Oststraße von Babylon und noch weiter von Osten, bis aus dem Lande Indien, kommen. Kannst dir ja ausrechnen, was dann ein Kriegselefant kostet, bis er ins Arsenal nach Karthago kommt!"
„Wenn jedoch", fuhr Baalebeel fort, „aus Afrika Elfenbein heraufgeschafft wird, so muß es dort auch Elefanten geben. Admiral Hanno will diesmal weit genug südwärts steuern, bis er alles findet: Goldringe, Elfenbein, Elefanten und schöne Negersklaven! Karthago wird schwimmen im Gelde, wenn er Erfolg hat!"
Jetzt redeten alle wirr durcheinander. Ansichten standen gegen Ansichten. Hamon hätte sich am liebsten als Steuermann auf einem der Schiffe angetragen. Aber er wußte, daß er für ein solches Amt keine Chance besaß. Als Kapitän Ballebeel nach einiger Zeit seinen Krug austrank und grußlos auf die abendliche Straße hinauswankte, schloß er sich ihm an.
Draußen war die Luft kühler geworden, der Nordwind sang leise im Gewirr der Masten und Segel, die über die Hafenbecken herüberschauten. Hoch auf dem Tempel- und Burgberg Bursa loderten rot die Feuer in den Pechpfannen, und die fünfstöckigen Häuserschluchten der Magazine, Kaufhäuser und Wohnblöcke der Stadt lagen wie ausgestorben da. Nur gelegentlich erscholl der Anruf der Wächter, das Heulen verlaufener Hunde und der trunkene Gesang eines heimkehrenden Schiffers.
„Baalebeel", sprach Hamon in flehendem Ton, „wir sind doch uralte Freunde, wir sind zusammen nach Gades [Cádiz] am Rande des Ozeans gefahren . . ."
„Ja", erwiderte der Kapitän brummig", so lange, bis man dich wegen ausdauernder Trunkenheit von Bord warf! Was willst du, Freundchen?"
„Ich möchte eine schöne Frau!" platzte Hamon heraus. Als der Kapitän verblüfft stehenblieb und ihn anstarrte, fuhr er eifrig fort.
„Es ist schwer, allein zu leben! Darum saufe ich ja auch. Eine hübsche Frau könnte mir wohl helfen. Aber — du weißt ja — eine junge und schöne bekomme ich nicht, und eine häßliche mag ich nicht. Eine Sklavin aber, wie man sie auf den

Märkten findet: schön, dick, freundlich und jung, die kann ich mir nicht leisten, weil ich arm bin!"
„Weil du alles versoffen hast!" ergänzte der Kapitän sachlich. „Und weil du nirgendwo Arbeit findest!"
„So ist es, Ballebeel. Deshalb bitte ich dich, mein alter Freund, bring mir eine schöne Negerin aus Afrika mit! Sie soll ein sanftes Gemüt haben, arbeitsam sein, und ihre Haut soll sich wie Ebenholz ansehen. Das macht dir doch nichts aus, da du eines der Hanno-Schiffe befehligen wirst."
Der Kapitän starrte den Freund an und betrachtete ihn, als sähe er er ihn zum erstenmal. Da stand Hamon, rund wie eine Kugel; das häßliche Gesicht mit den kleinen, wimperlosen Äuglein war von der Farbe des Cypernweines purpurrot, und auf der polierten Glatze hatte er sich ein wunderschönes, leider schon etwas verwischtes Ornament aufmalen lassen.
„Du bist mir der rechte Bräutigam!" lachte der Kapitän. „Mir tut deine Schöne aus Afrika heute schon leid, auch wenn sie nur eine Sklavin sein wird."

Tatsächlich lief wenige Wochen später Admiral Hanno mit einer Flotte von 60 Fünfzigruderern aus. Er hatte Tausende von Kolonisten an Bord, die den Grundstock für neue westliche Kolonialstädte Karthagos bilden sollten. Durch Botensegler vernahm man, daß jenseits der libyschen Vorgebirge neue Pflanzstädte angelegt wurden und daß der Rest der Neusiedler an der südspanischen Küste abgesetzt worden war. Die letzte Nachricht kam aus Gades und besagte, der Admiral sei mit reichen Vorräten und immer noch mit fünfzig Schiffen durch die „Säulen des Herkules" (Gibraltar) in den offenen Ozean gefahren. Er habe alle Segel gesetzt und sei von einer steifen Brise südwestwärts davongetragen worden.
Über ein Jahr ging dahin. In Karthago gab es genug Hasenfüße, die Hannos Expedition bereits abgeschrieben und Stein und Bein darauf wetteten, die ozeanischen Ungeheuer, Feuerstürme, Magnetberge, Greife und andere Unbillen der unentdeckten Welt hätten Hanno und die Seinen verschlungen.
Da kam eines Morgens im Frühjahr die stolze Flotte mit aufgespannten Segeln, einem Schwarm Seemöwen gleichend, um das Vorgebirge geglitten. Ganz Karthago lief auf die Türme, Mauern und an die Hafenmolen. Von der Bursa dröhnten Erzgongs und Drommeten. Sogar der Hohe Rat eilte in Sänften, Zweiräderkarren und Tragstühlen hafenwärts.
Hanno war wieder da.
Das Volk wogt in Massen an den Kais. Brausend lärmt der Jubelruf über die Wasser. Sogar die Purpurmühlen haben den Betrieb unterbrochen; die armen Tretsklaven rennen genauso zum Hafen wie Bürger, Handwerker, Händler und Matrosen.
Es dauert lange, bis die fünfzig schweren Schiffe in den verschiedenen Becken vertrimmt und festgemacht sind, bis die Laufplanken ausgelegt und die Kais von der griechischen Polizei freigemacht worden sind. Das Ausladen beginnt.
Aber schon springen einzelne Männer von Bord, umarmen langentbehrte Angehörige und Freunde, schreien, lachen, jubeln, werden auf die Schultern gehoben. Kapitän Baalebeel hat das Entladekommando einem Steuermann übergeben und

drängt sich beinah unerkannt durch die Menge zu seiner Stammkneipe, dem „Durst des Marduk".
Mit Hallo empfangen ihn die alten Zechkumpane. Auch Hamon sitzt schon mit gerötetem Gesicht hinterm Krug.
„Was mir jetzt not tut", schreit der Kapitän, „ist ein voller Krug besten Cyprers!" Und dann wehrt er allen Fragen, trinkt, setzt sich nieder und beginnt zu erzählen.
Die Flotte war immer in Sichtweite der Küste geblieben und langsam südwärts gesegelt. Man hatte auf ägyptischen Payrusblättern sorgfältig den Uferverlauf nachgezeichnet und besondere Merkpunkte eingetragen.
Ja, es war schon ein Abenteuer. Die wochenlange Fahrt entlang einer glühenden Küste, so daß viele Seeleute meinten, hier habe die Sonne alles ausgebrannt. Es wurde heiß und heißer. Wenn sie gelegentlich an blauen Buchten oder an einer der seltenen Flußmündungen festmachten, um Trinkwasser aufzunehmen, begegneten sie zuerst braunhäutigen Wüstenräubern, später pechschwarzen Negern. In den Nächten hörten sie Löwen brüllen.
Zu Füßen des Atlas entdeckten sie bereits die ersten Elefantenherden. Jenseits des „kochenden Meeres", wo dichte Nebelbänke die Sicht verdeckten, fanden sie die „Löwenküste", an der die wilden Bestien so zahlreich waren, daß man nachts Feuerbrände um das Lager legen mußte (Sierra Leone).
Wieder gingen die Besatzungen an Bord. Die Schiffe zogen südwärts; als die Küste scharf nach Osten abbog, folgten sie ihr.
Der Kapitän berichtet unter atemlosem Schweigen, wie nun mehr und mehr Savannen aufgetaucht seien, wie sie in den Nächten voller riesengroßer Gestirne meilenweit Steppenbrände beobachtet hätten, wie sich die Gestade mit Mangrovensümpfen bekränzten und die himmelhohen Urwälder bis in die Lagunen herabgestiegen seien.
Hier und da, wo ein breiter Strom seine dunklen Fluten aus unendlichen Wäldern in die blaue Meeresflut wälzte, waren die Schiffe vor die Ankersteine gegangen. Man hatte Boote ausgesetzt. Pfahldörfer mit pechschwarzen Negern waren da, und die Affenfelltrommeln der Savannen vermengten in den Nächten ihren Lärm mit dem Trompeten der Elefanten, dem Brüllen der Panther, dem Gekecker der Affen und dem eintönigen Gezirpe der Zikaden.
Aber auf den Märkten der Negerdörfer hatten sie alles gefunden, was sie suchten: Gold in Ringen und Barren, ein Metall, das Messing heißt, seltsames Schnitzwerk in Edelhölzern und Elfenbein. Sie luden Elefantenzähne, Metalle, Ebenholz, Rotholz, kostbare Felle, sie kauften mit ägyptischen Glasperlen wahre Schätze ein.
„Und Sklaven?" ruft Hamon begierig. „Habt ihr auch schöne Mädchen mitgebracht?"
Der Kapitän nickt und fährt fort.
Er berichtet von den Wäldern in den Klippen des Landes Guinea und von den haarigen, wilden Menschen, die dort in keifenden Rudeln durch Felsen und Baumgeäst rannten und die Fremdlinge mit Steinen bewarfen.
Bis eines Tages die Küste abermals scharf nach Süden abbog und alle Anzeichen auf die Mündung eines riesigen Stromes hindeuteten. Da stieg aus dem Urwaldgebiet ein gewaltiger Kegelberg zu den Wolken empor, um dessen weißschim-

mernden Gipfel nachts eine Feuerkrone zuckte. Grollen und Feuerblitze gingen von dem Berg, den Admiral Hanno „den Götterwagen" genannt hatte, aus (Kamerunberg).
An dieser Stelle gab er den Befehl zur Umkehr.
„Nun sage mir rasch", fleht Hamon, „hast du dein Wort gehalten und mir eine Schöne aus Afrika mitgebracht? Eine Frau, die zu mir paßt?"
„Ich habe sie!" bestätigt der Kapitän. „Und ich glaube, sie wird eben an Land gebracht."
Draußen wälzt sich unterdessen der Triumphzug der Heimkehrer über die Hafenstraße stadteinwärts. Wilde Elefanten in schweren Ketten werden vorübergeführt, Traglasten voll seltsamer Waffen, Felle, Ballen, Säcke und Schalen voller Goldringe, Elefantenzähne, Schnitzereien, Edelhölzer treiben vorbei. Das Volk staunt, schreit, wirft die Arme empor.
„Da, da!" ruft Kapitän Baalebeel. „Da kommt Hamons Frau!"
Eine Reihe kraftvoller schwarzer Sklaven mit Lendenschürzen gehen mit ängstlich gerollten Augen vorüber. Aber es sind alles Männer.
„Wo?! Wo ist sie?" ereifert sich Hamon und reckt den Hals. „Ich sehe nur Männer!"
„Hier naht sie schon, Hamon!" brüllt der Kapitän unter lautem Gelächter. „Da schau nur: in dem Käfig aus festem Rohr!"
Und wirklich, die Seefahrer haben offenbar einige der „haarigen, wilden Menschen" aus Guinea mitgebracht. Eine Reihe von Käfigen schwankt auf den Karren. In dem ersten steht aufrecht ein am ganzen Körper mit rotbraunem Fell bedecktes Weibchen mit gefletschtem Raubtiergebiß und faucht, schimpft und keckert, während es mit langen, kraftvollen Armen an den Stäben rüttelt.
Es sind Menschenaffen, wie sie bisher noch niemand im Mittelmeerraum gesehen hat: Gorillas.
„Nun bedanke dich auch, Hamon!" schreit der Kapitän unter Lachen. „Da hast du deine Schöne aus Afrika!"
Die Kumpane halten sich die Bäuche und umarmen sich vor Begeisterung.



660 v. Chr.

Der Weg, den die Götter wiesen

Der ständig wehende Monsunwind trägt dunkelblaues Gewölk vom Ozean herein, unaufhörlich rieselt der Regen. Manchmal ziehen ganze Schleier fallenden Wassers über die dunkelblaue Bucht und verhüllen den Ausblick auf bizarre, grünbewucherte Klippen und winzige Inselchen, die gleich Edelsteinen über die See verstreut sind.
Trotz dieses unguten Wetters sitzen die Kriegsherren wie Statuen bewegungslos, unerschütterlich auf ihren Blöcken. Sie haben sich im heiligen Hain am Fuße des Berges Takachiho versammelt, um das Wort ihres göttergleichen Führers zu hören.
Die Insel Kiushu, auf der sie seit langer Zeit eine neue Heimat gefunden haben, ist das südlichste der zahlreichen Eilande, die sich in einem kühnen Bogen viele, viele Tagereisen weit als kleine und große Splitter um das Inlandsmeer ziehen.
Die Chinesen, deren riesiges Reich drüben im Westen liegt, kennen die Insel Kiushu seit Jahrhunderten nur als einen Ort der Zuflucht für Schiffbrüchige, die, vom „Götterwind", dem Taifun, gehetzt, in ihren zahlreichen Buchten Rettung finden. Sie nennen Kiushu „Dschi-pan-kue" oder „Zipangu", das heißt „Reich des Ostens", aber sie verachten die Meerfahrt ebenso wie die einsame Inselwelt. Darum haben sie kaum davon Notiz genommen, daß im Laufe der Zeit immer neue Wanderzüge von Seefahrern, aus südlichen Inselbereichen kommend, hier seßhaft geworden sind und ihre winzigen Gaue zu einem Reich vereint haben.
Die Herren von Kiushu aber sprechen, wenn sie die Inselschwärme benennen, von „Akizuno-sima", was „Inseln der Wassersümpfe" bedeutet; denn es ist ein Land der großen Widersprüche, das sie genommen haben: kegelförmige Berge mit rauchenden Feuern auf den Gipfeln fallen herab zu den giftgrünen Sümpfen, zu Bambuswäldern und kleinen Ebenen, die mit Lotostümpeln, Sakakisträuchern, Palmen und verflochtenen Urwaldbäumen bedeckt sind. In diesen Ebenen und

an den Berghängen streifen Bär und Hirsch; winzige Dörfer unter Strohdächern sind entstanden, um die sich Hirseäcker, Fruchtbäume und Dornenhecken ziehen.
Die Gauherren — „Kuni-no-Miyatsuko" genannt — haben kegelförmige Umhänge aus Hirsestroh um die Wattepanzer geworfen; ihre mit Fett und Asche zu flammenartig emporstrebenden Frisuren gekämmten Haupthaare geraten durch den Regen langsam aus der Form und kippen in langen Strähnen auf die breiten gepolsterten Schultern. Neben jedem Steinsitz liegen die Waffen der „Kuni": lange Bambusbogen, gefiederte Pfeile in Köchern aus Balsaholz, geschwungene Kampfbeile, die aus den scharfkantigen Muscheln des Südmeeres gefertigt sind. Während ein Sänger der alten Heldenlieder seinen Vortrag fortsetzt, blicken ihre Augen schwarz und funkelnd aus schmalen Schlitzen hinaus auf die Bucht, wo Dutzende von großen Auslegerbooten unter gerafften Bastsegeln schaukeln.
Der Vorsänger rezitiert nun die Schöpfungslegende des Inselreichs.
Wie das gabenfreudige Götterpaar Izanagi und Izanami — auf der Regenbogenbrücke des Himmels stehend — von seinen gesenkten Lanzen die Tropfen niederrinnen ließ, aus denen die tausend Eilande Japans wurden . . .
Kaum hat der Vorsänger geendet, als eine erzene Sonnenscheibe dumpf erdröhnt. Die Köpfe der „Kuni" wenden sich dem Vordach des hölzernen Tempels zu, unter dem auf fell- und tuchgeschmücktem Thron Jimmu Tenno sitzt.
Jimmu Tenno ist der Kaiser des Volkes. Die ehrwürdige Legende berichtet, er entstamme dem Geschlecht der Sonnengöttin Ise; deshalb ist jedes seiner Worte Offenbarung, sein Wille wird zum Gesetz. Der Tenno hat mit einem Zucken seiner mit Kohle nachgezogenen Brauen einem „Tomo-no-Miyatsuko" — einem der Kaiserknappen — das Zeichen gegeben, den Bronzegong zu schlagen. Das bedeutet, daß er das Wort ergreifen will.
Feierlich neigen die „Kuni" die strohbedeckten Oberkörper zur Erde und verhüllen mit gebeugten Armen die Augen. Jimmu Tenno trägt weite, mit Wolle aufgepolsterte, an den Achseln geschweifte Kleider in bunten Farben. Knappen zu seinen Seiten tragen zwei der heiligen Zeichen des Gottähnlichen: die „Tama" genannten drei Juwelsteine der eine, den Silberspiegel der Sonnengöttin Ise der andere. Doch das dritte der Insignien, das goldblitzende Bronzeschwert des See- und Sturmgottes Susanoo, des „Wolkentreibers" und „Grasmähers", hält der Tenno quer über dem perlenbestickten Schoß.
„Hört mich, ihr Getreuen!" spricht er. „Weit ist unser Volk hergekommen: Aus unendlichen Fernen des südlichen Meeres, von entlegenen Sagenländern entstammen unsere „Kami" — die göttlichen Vorfahren . . ."
Damit wiederholt der Kaiser die alte Volkslegende, nach der die Vorfahren der Leute, die heute auf Kiushu hausen, aus himmelragenden Gebirgen des westlichen Festlandes (Tibet?) über eine dschungelbedeckte Halbinsel (Malaya?) ans Meer gelangt seien. Götter lehrten das Volk Schiffe bauen, und in jahrhundertelanger Wanderung sind sie von Insel zu Insel gesegelt, bis die Monsunwinde sie endlich ins Land der „Wassersümpfe" trugen. Ein Göttergeschenk liegt vor ihnen: die tausend Eilande, die sich wie eine Kette von Juwelen um die Inlandssee schließen.
Der Tenno spricht davon, was Fischer und ausgesandte Boten von den nördlichen und nordöstlichen Inseln, von Shikoku, Hondo und dem tausend Meilen ent-

fernten Hokaido zu berichten wissen. Daß diese Inselwelt reich an Wäldern, fruchtbaren Ebenen, an Feuerbergen und Terrassen sei und daß dort nur wenige, weitverstreute Menschen einer anderen Rasse lebten.
„„Land der Eroberung!" ruft der Tenno feierlich, „Geschenk der Sonnengöttin, die uns den Meerespfad zu einem Reiche wies!"
Aus dem, was der göttliche Kaiser in gewundenen, schwierigen Worten sagt, können sich die Gaufürsten ein Bild machen. Auf den nördlichen und östlichen Inseln scheinen zwei Völker in dünner Streuung zu hausen. Die einen sind gelbhäutig, schlitzäugig, dunkelhaarig. Sie kamen vom Festland herüber, aus Korea, der Mandschurei, aus dem Innern des dunklen, ungeheuren Mongolenreichs. Doch die Inselbrücke von Tshusima war nicht die einzige Völkerstraße zu den Eilanden gewesen. Von Norden herab, über die sibirischen Wanderwege Asiens, waren die „Ainu" gekommen: grobknochige, hellhäutige, manchmal sogar blauäugige Menschen, von denen Sagen berichteten, sie kämen aus dem fernsten Westen. All diese Menschen lebten als Fischer, Jäger, Sammler und Piraten, aber sie waren dem Volke des Tenno weit unterlegen, da sie nur Steinbeile, steinerne Keile, hölzerne Knüppel, Fellkleidung, Lederpanzer und feuergehärtete Bambusspeere besaßen.
Kaum einer von ihnen kannte — gleich den Kriegern von Kiushu — das Geheimnis der Bronze. Sie würden erzittern vor den Schwertern, Beilen und metallenen Speerspitzen. Sie würden aber auch die neuen Herren segnen, da sie von ihnen den Anbau von Hirse, die Gartenkultur und die Hochseefahrt lernen würden.
Als der Tenno geendet hat, nickte der weise Satsuma von Kochi, der über die kühnen Seeleute des Volkes gebietet, und auch der Häuptling des Chosu-Clans, dem die Speerträger und Schwertmänner gehorchen, stimmt zu.
Jimmu Tenno erhebt sich, und alle Grafen und Gebieter werfen sich zu Boden. Die Kaiserknappen, Söhne der Edlen, vernehmen kniend seinen Befehl.
„Und so gebieten wir im Namen unserer göttlichen Ahnen, daß sich das Volk sogleich nach dem Aufhören der Regenzeit auf die Schiffe begibt und wohlgerüstet den Weg der Götter betritt: denn uns haben die Ewigen alle Inseln und alles Land gegeben, das zwischen Kiushu und Mitternacht liegt!"
Über die Bucht fegen die warmen Schauer des Monsuns, die Langboote schaukeln auf einer gepeitschten See.

Einige Wochen später gehen sie zu Tausenden auf die Schiffe, die mit Bretterbühnen über die Auslegerboote zu Flößen verbunden sind. Sie haben Deckhütten aufgeschlagen, in denen sie Ackergerät, Saatgut, Vieh, Vorräte und sogar die Frauen und Kinder mitführen. An den Bambusmasten werden die Bastsegel hochgehievt. Der nun milder wehende Südwestwind fährt in die Flächen, junge Burschen staken die breiten Schiffe von Land frei, bis sie der Luftstrom aufnimmt und über die spiegelnde See davonträgt.
Am 11. Februar 660 v. Chr. landet die Flotte in der Bucht von Osaka. Die Männer errichten auf der dem Festland gegenüberliegenden Insel Awaji ein großes Lager. Hier lassen sie zunächst Frauen und Kinder zurück, ehe sie Steinwälle, Befestigungen und erste Holzburgen erbaut haben. Dann schweifen die

Krieger hinaus in die Ebene von Yamato und fangen an, die Hauptinsel Hondo in Besitz zu nehmen. Eine große Geschichte hat ihren Anfang genommen.
Wie schon auf Kiushu ordnen die Krieger und Seefahrer die eroberten Gaue als „Geschlechterstaat". Gaugrafen — die „Kuni-no-Miyatsuko" — herrschen meist über geschlossene Tallandschaften oder von Bergkamm zu Bergkamm der vielgestaltigen Landschaft. Burgen an wichtigen Verkehrswegen sichern das neue Reich von Yamato. Im Herzen des Inselstaates aber sitzt der göttliche Tenno. Er überwacht alle Gaue durch seine „Sendgrafen", die er aus den Reihen seiner Kaiserknappen, der „Tomo-no-Miyatsuko", wählt.
Schiffe kreuzen von Insel zu Insel nicht nur die Inlandsee, sondern wagen bald auch die gefährliche Fahrt zum Festland. Dort drüben liegt — tausendjährig schon und in hoher Blüte — das „Reich der Mitte": China.
Von China bringen sie die Kunst des Reisanbaus, den Teestrauch, die Kultur der Orange, die Pferdezucht und tausend Jahre nach Jimmu Tenno die höchste Kunst, die der Schrift und des Papiermachens, herüber.
Die drei Rassen der Inseln — Mongolen, Ainus und Seewanderer aus dem Südmeer — verschmelzen zu einem neuen Volk. Weil die weisen chinesischen Lehrmeister die Inseln noch immer „Dschi-pen" (Ostland) nennen, sagen die Herren des Inselreichs zu ihrem Land „Ni-fon" oder „Nippon" (Japan).
Sie sind, was sie waren, als die Göttin Ise sie auf den Meerespfad rief: Krieger, Seefahrer, Bauern und Fischer. Die rote Sonnenscheibe, Ises Sinnbild, ist ihr Zeichen.



Um 480 v. Chr.

Meister Kung lehrt sein Volk

Etwa dreihundert Jahre nach der Zeit des Herzogs von Chou — in den Tagen, als fern in dem sich erst herausbildenden Erdteil Europa die Griechen ihre Demokratie und die Römer die Republik gründeten — ist die Ordnung Chinas in Stücke zerbrochen. Die Nomadenstämme aus der Mongolei haben den Staat erschüttert, der in mehrere Königreiche und Fürstentümer zerfallen ist und in dem Willkür

der Mächtigen, Ohnmacht der Niedrigen alle Harmonie des Zusammenlebens aufgelöst haben.
Da tritt in dem winzigen Fürstentum Lu auf der Schantunghalbinsel ein weiser Lehrer namens Kung-fu-tse oder Konfuzius auf, sammelt Jünger und Schüler um sich und versucht, dem Staat eine neue Ordnung zu lehren.
„Ehrfurcht vor dem Alter und dem Hergebrachten", so sagt er, „ist die Wurzel der Harmonie. Wir müssen die Familie als die Zelle des Staates in Ordnung halten; darauf läßt sich eine Gemeinschaft in Recht und Sauberkeit bauen."
Als ihn einer seiner Lieblingsjünger, Li mit Namen, danach fragt, wie es mit den Göttern, mit Ewigkeit und Fortleben nach dem Tode stehe, antwortet Meister Kung: „Wie soll ich, der ich eben anfange, die Menschen zu verstehen, etwas über Götter und Ewigkeit wissen?"
Er lehrt keine neue Religion, er verbreitet nur Ordnung für die Gesellschaft. So fährt er fort:
„Wu-lun – das fünffache Verhältnis – ist die Grundlage meiner Lehre. Das ist die Beziehung zwischen Fürst und Untertan, Vater und Sohn, älterem und jüngerem Bruder, Ehemann und Ehefrau, Freund und Freund. Wenn wir alle Vorfälle des Lebens: Essen, Trinken, Arbeiten, Liebe und Streit, Geburt und Tod, in feste Regeln bringen, so bauen wir Dämme am wirbelnden Strome ungebändigten Daseins . . ."
Mit dieser feinverästelten Lehre durchzieht Meister Kung die Gaue Chinas, immer auf der Suche nach einem einsichtigen König oder Herzog, der ihm gestatten würde, als sein Minister zu wirken. Lange wird er nur verlacht, dann aber gibt ihm der Herzog von Lu eine Chance.
Um diese Zeit ist es an den Höfen Chinas bereits üblich, daß die Regierung durch Weise gelenkt wird. Nach dem indischen Wort „Mantrin" für Gelehrter nennt man diese Auserwählten „Mandarine".
Meister Kung wird der oberste der Mandarine von Lu.
Fünf Jahre arbeiten er und seine besten Jünger an der Bändigung des Nächtlichen im Menschen, fünf Jahre bauen sie Dämme wider die zerstörenden Kräfte, die aus menchlichen Herzen und Hirnen brechen. Das Land Lu, von Kriegsrüstung und Unrecht befreit, blüht unter ihm ungeahnt empor und wird so reich, daß es den Neid des Nachbarfürsten von Tsin erweckt. Dieser sucht nun die Macht des lästigen Ministers durch ein seltsames Mittel zu stürzen: Er schickt gefährliche Geschenke an den Hof des Herzogs von Lu.
Es sind achtzig aufgeputzte Mädchen, wohlerfahren in Tanz und Gesang, dazu hundertzwanzig Streitrosse, Rüstungen und Schwerter.
Meister Kung erkennt die Verführungskraft. Der Hofstaat wird sowohl der Anziehung des Vergnügens wie den Lockungen von Kriegswesen und Machtrausch verfallen. Er beschwört den Herzog, die Geschenke zurückzuschicken.
Aber die Halle der Audienzen bleibt dem unbequemen Mahner nunmehr verschlossen. Aus den inneren Höfen des Yamen (Palastes) tönen Zimbelklang, Schalmeien, Saitenspiel und das Lärmen der Trunkenen. Hochmütige Ritter im Waffenputz sprengen aus den Toren zum Kampfspiel. Niemand beachtet nunmehr die Worte Meister Kungs. Fünf Jahre hat er versucht, die Menschen zu ändern. Nun ist alles

umsonst. Als er am dritten Tage immer noch nicht empfangen wird, tritt er von seinem Amt zurück und verläßt den Hof.
Gefolgt von seinen Treuesten, wandert er ohne Ziel und ohne Heimat stromauf, ins weite, grenzenlose Land China. Er zählt beinah sechzig Jahre und ist ein Gescheiterter ...

In grauen Strichen fällt Regen vom Himmel, und Wolken treiben dicht über die Bergspitzen dahin. In den Schluchten des Wei-ho tobt brausend das Wasser. Gelbe Fluten quirlen und schäumen um die Klippen, stürzen über Felsbarrieren, spülen den schmalen Treidelpfad entlang, den Generationen von Schleppern in die Berghänge getreten haben.
Schweigend geht die kleine Schar unter Wasserstürzen, die aus den Wänden und Klüften brechen. Faserige Bastmäntel, wie sie die armen Kulis tragen, schützen sie nur mangelhaft vor dem alles durchdringenden Regen.
Manchmal tauchen aus Regenwänden die Schemen von Dschunken auf. Seit uralten Zeiten kämpfen sich Schiffe aus Schansi ins Innere des Tsinlingschan-Gebirges.
Auf windumtoster Felskanzel bleibt Meister Kung veratmend stehen. Sein dunkles Auge schweift zum grauen Regenhimmel. Klagend erhebt er die Stimme und spricht in Versen.
„Die Menschen mit ihren törichten Taten
Sind ein Sinnbild für das Übel des Landes.
Sie vertrieben mich aus der Heimat.
Tod und Untergang stehen in ihren Gesichtern;
Die Tugend flieht in ferne Länder.
Dorthin muß auch ich nun ziehen.
Ein Lebenswerk ist zunichte geworden,
Vergessen alles, was ich lehrte.
Heimatlos muß ich wandern bis zum Ende ..."
Traurig tritt der Lieblingsjünger Yän-Hui an seine Seite.
„O wie ungerecht ist das Schicksal! Einen Mann wie dich verwirft es, die Schlechten gehen in Seide und Gold ..."
Meister Kung wendet sich seinem Gefolge zu:
„Der Himmel redet nicht. Wir dürfen nicht hadern, denn niemand erkennt die letzten Absichten des Schicksals."
Die Jünger werden unruhig. Der draufgängerische, hitzköpfige Dsi-Lu macht sich zum Sprecher.
„Meister Kung, wer sollte in einer Lage wie der unsrigen nicht verzweifeln? Der Himmel überschüttet uns mit Wasser, der Strom bäumt sich wider uns, die Berge hauchen uns mit kalten Winden an. Keine Hütte ist weit und breit, kein Wohltäter, der unseren Hunger stillt. Es ist traurig zu sehen, was aus unserem Meister geworden ist!"
„Der Edle bleibt fest in der Not", spricht Kung. „Wenn der Geringe in Not kommt, wird er haltlos."
Gleichmütig nimmt er die endlose Wanderschaft wieder auf und schreitet unverdrossen durch Schleier des Regens ...

Jahre kriechen dahin, zäh wie das Geschiebe des Lehms auf den Hügeln von Hsingan. Der Meister wird nun manchmal krank und müde, aber niemals hört man ihn gegen den Himmel hadern. Als er einmal in einer ärmlichen Bauernhütte nahe dem Yang-tse-kiang mit Fieber darniederliegt, spricht er zu seinem getreuen Yän-Hui: „Ach wenn mich doch einer verwenden wollte! Nach zwölf Monaten schon sollte es seinem Lande besser gehen, und nach drei Jahren wäre es vollbracht. Doch in der Politik wünscht man keine guten Menschen . . ."
Alle Bemühungen, einen Fürsten zu finden, der sich die Lehre des Meisters zunutze machte, bleiben vergeblich.
Der Herrscher des Staates We, Herzog Lin, ruft den Meister endlich an seinen Hof, und dieser folgt hoffnungsfroh seinem Ruf. Doch es zeigt sich, daß dieser Fürst nur Krieg führen will. Er will von Meister Kung Neues und Umwälzendes über die beste Rüstung und Schlachtenordnung hören. Traurig wandert Kung weiter.
Dann bewirtet die berüchtigte Fürstin Nan-Dsi Kung-fu-tse einige Zeit, weil seine Anwesenheit ihrem Hof Ansehen verleiht. Sie stellt ihn wie einen seltsamen Vogel auf ihren Gesellschaften zur Schau. Ein anderer Herzog schickt sogar seine Panzerreiter aus, den unbequemen Mahner einzufangen. Er sieht in der Lehre der Gerechtigkeit eine Gefahr für seine Tyrannei.
So treibt die Kulturwelt Meister Kung in die Einöde der Berge. Als er alle Landschaften und Kleinstaaten durchwandert hat, nähert er sich den zerklüfteten Gebirgen Szechuans. Hier wälzen sich tosend und donnernd die Ströme Yang-tse-kiang und Jalung an himmelhohen Felswänden dahin. Die unwirkliche, von Wölfen, Bären und Tigern durchstreifte Landschaft ist nur von wenigen Menschen bewohnt. In abgelegenen Hütten und Höhlen hausen fromme Eremiten. Man nennt sie die „verborgenen Weisen Lao-tses". Es sind einsame Grübler, Asketen, Weltflüchtige, die den magischen, geheimnisvollen Lehren des Sehers Lao-tse nachhängen.
Eines Tages, tief im Innern der Himmelsberge, betritt Meister Kungs Gefolge das Hochtal, in dem der „Immer-Ruhende" und der „Ganz-Untergetauchte" leben. Die beiden Abgeschiedenen sind in Felle gekleidet und zerren zu zweit den Holzpflug durch kärglichen Ackerboden.
Dsi-Lu fragt im Namen des Meisters nach der Furt, die über den Strom führt. Der „Immer-Ruhende" wirft das Joch ab, mit dem er den Pflug gezogen hat, mustert den Jünger und fragt nach dem Namen seines Meisters. Als Dsi-Lu die Verdienste und die Weisheit Kungs preist, lächelt der Einsiedler.
„Wenn er so weise ist, wie kann ihm dann die Furt verborgen bleiben?"
Dsi-Lu wendet sich an den „Ganz-Untergetauchten", der ein Grabscheit in Händen hält. „Wer bist du?" fragt der Asket?
„Dsi-Lu, der Schüler des Kung-fu-tse aus Lu."
Da flammen die Augen des Asketen auf.
„Das ist doch der Einfältige, der die Menschen zu zähmen sucht? Was folgst du einem Meister, der unter die Menschenhorde geht?! Warum suchst du dir keinen Lehrer, der die Welt meidet?"
Die beiden Alten nehmen ihre Arbeit wieder auf. Dsi-Lu berichtet dem Meister von seinem Gespräch. Da seufzt dieser tief auf. Er denkt an junge Tage zurück, als er dem uralten Lao-tse begegnet war.

t er aus. „Noch einmal begegnest du mir in deinen Jüngern!
sal und Enttäuschung geweissagt. Aber ich muß die Menschen
und Vögel begreifen mich nicht. Wenn ich nicht zu Menschen
lte ich mich dann wenden? Die Welt bedarf eines Rufers!"
r Gebirge stößt ihn zurück. Alles Suchen und Wandern ist ver-
bzig Jahre ist der Meister, als er beschließt, die alte Heimat Lu
n. Oft spricht er nun mit seinem Lieblingsschüler Yän-Hui;
gt er das Bild des reißenden Stromes, den er für ein Sinnbild
hält und den die Dämme und Kanäle von Weisheit, Gesetz und
müssen.

ister, kann der einzelne Mensch zum Bau der Dämme beitragen;
kung des Tropfens, wenn der Herbstregen fällt, der den Strom
n bringt. Wie also soll durch einen die Welt verändert werden?"
än-Hui", erwidert Kung, „durch Unablässigkeit, durch Glauben!
kein Regentropfen fällt ins Nichts. Jede Tat, jedes Wort, jede
eispiel, sind Wirkung. Fanget mit euch selber an gut zu sein!
echts und links, sondern bändigt euch selbst!"
Jünger.

ngt Meister Kung die letzten Jahre. Er begibt sich an die Auswahl
klassischen Bücher: der „Lieder" und „Urkunden" aus der gol-
kaiser. In neuer Fassung wird das „Buch der Wandlungen" nie-
n dem schon Kaiser Wen und der Herzog von Chou gearbeitet
ster Kung verfaßt auch ein eigenes Werk: die „Frühlings- und
- eine Geschichte Chinas und seines Heimatstaates Lu.

nerbittliche Schicksalsschläge. Kurz hintereinander sterben sein
eidenschaftlichsten betrauert, der Erbe seiner Gedanken, Yän-Hui.
Meister, „der Himmel vernichtet mich!"

lern sich, daß der sonst stets Gemessene und Gebändigte in so
sbricht. Doch er entgegnet:

? Wenn ich um diesen Mann nicht weinen sollte, um wen dürfte

es rasch abwärts. Tagelang kauert Kung vor dem Ahnenschrein
d hält Zwiesprache mit den Toten. Als er einmal mit seinen Schü-
eht, bricht die Klage allen Daseins aus ihm:

, ohne Aufhören! Tag und Nacht stirbt, was gestern noch war!
cht unser Leben ..."

t den gleichen Worten aus, was um diese Zeit auch der griechische
eitos von Ephesus fern in Kleinasien sagt.
ihn aufs Lager, er fiebert, die Kräfte lassen schnell nach. Da will
Dsi-Lu eine letzte Freude bereiten. Der Hinüberdämmernde soll
zog von Lu habe ihm Herrschaft und Thron abgetreten. Die Jün-
m in Gewändern von Ministern und Mandarinen, sie fragen nach
en, seinen Befehlen und Anordnungen.

Es ist eine fromme Lüge, die dem Hinscheidenden die Bitterkeit nehmen soll. Meister Kung richtet sich mit letzter Kraft empor. Er schießt flammende Blicke auf Dsi-Lu.
„Unaufrichtig handelt Dsi-Lu! Ich habe keine Minister — wen soll ich betrügen? Soll ich den Himmel betrügen? Lieber sterbe ich in den Armen meiner Jünger als in denen der Politiker!"
Kraftlos sinkt er zurück. Dsi-Lu spricht Gebete zum Himmel und den Erdgeistern. Noch einmal öffnet der Meister die Augen.
„Die große Ordnung der Welt ..." flüstert er, „die Harmonie ..., zu ihr allein habe ich gebetet ..."
Das sind seine letzten Worte. Im Alter von dreiundsiebzig Jahren haucht er seine Seele aus und kehrt heim zu den Ahnen. Freunde setzen seinen Leib im Erdbegräbnis von Küfu bei: ein ausgemeißelter Stein auf plattenbelegtem Platz, ein Altar unter uralten Bäumen mit einer Opferschale davor — das ist das Tor, durch das er davonging.



Um 480 v. Chr.

Ruhig wandelnd wie der Mond

Im Nordosten Indiens, zu Füßen der ragenden Himmelsmauern des Himalayagebirges, liegt das Land der Sakya. Sie sind hellhäutige, hochgewachsene Menschen. Ihre Sage spricht von einer großen Wanderung, die sie aus ferner Urheimat über das Dach der Welt in das Paradies ihrer Gärten und fruchtbaren Felder geführt hat. Aber dieser Zug des Volkes liegt weit zurück — viele Jahrhunderte sind seither vergangen.
Indien — die neue Welt der Sakya! Tropischer Dschungel im Süden, durch den Tiger und Elefanten streifen; da sind breite, von fruchtbaren Ebenen gesäumte

Ströme und schreckliche Wüsten. Es wechseln inmitten großartiger Berge liebliche Täler mit welligen Gartenlandschaften. Kleine, armselige Ansammlungen strohbedeckter Hütten ducken sich an den Rand dampfender Urwälder und verdorrender Grassteppen; gewaltige Städte mit allem Zauber des Orients krönen die Uferhänge majestätischer Wasser. In verzauberten Mondnächten spiegeln sich Paläste und Grabtempel von sagenhafter Pracht und Größe in lotosbedeckten Teichen, an deren Rändern Alligatoren wie angeschwemmte Baumstämme lagern.

Neben dem Reichtum wohnt Tür an Tür die unvorstellbarste Armut; neben den Zeugen der Macht das furchtbarste Elend. Indien ist Paradies und Hölle zugleich. Im heißen Rhythmus der Tropen brennt hier das Dasein rascher und wechselvoller als irgendwo auf Erden. Wie im Dschungel das tausendfältige Leben überschäumt und doch jeder Atemzug vom Tode begleitet wird, so ist es auch bei den Menschen. Immer wieder kamen über diesen Subkontinent fremde Völkerscharen und fremde Eroberer. Alle ließen ihre Gedanken, Baudenkmäler und Götter zurück. Wer hier atmet und lebt, fühlt und denkt, wird von einer schillernden, tausendgestaltigen Welt verschlungen. Und eines Tages kommt die Stunde, da er nicht mehr weiß, was er glauben, was er denken, wohin er mit seiner Seele flüchten soll. Die vielgesichtige Fremdheit verschlingt ihn . . .

Die Sakya, die einst mit den Wanderern aus dem Nordwesten gekommen waren, sind in eineinhalbtausend Jahren müde geworden. Ihre Empfindungen waren angespannt, sie hatten sich aufs höchste verfeinert — aber sie wußten nicht mehr, was sie von Göttern, Ewigkeit, von der eigenen Seele, vom Schicksal der Menschen halten sollten.

Zwar haben von Anbeginn der Eroberung und Herrschaft an weise Gesetze eine scharfe Trennung von der Vielzahl der fremden Stämme und Rassen bewirkt: jedermann wurde einer streng abgesonderten Kaste oder Gruppe zugerechnet, die er nicht überschreiten durfte, und der Graben zwischen den hellen Sakya und den dunklen Drawidas war tiefer als das Weltmeer.

Die Sakya sind die Herren; sie herrschen als Krieger, Gelehrte und Gutsbesitzer über die fremden Völker. Die Höchsten und Besten von ihnen ziehen sich in die Parklandschaften, auf die Landschlösser und in die Paradiese zu Füßen des Himalaya zurück.

Von eisigen Höhen stäubt klares Wasser in glitzernden Fällen und befeuchtet die schwere, fruchtbare Erde, die unter der Sonne des Südens wucherndes Leben hervorbringt. Es ist die Gewohnheit des glücklichen und doch tief unbefriedigten Geschlechts der Sakyaherren, die warme Jahreszeit in lieblichen Hainen, luftigen Pavillons und am Ufer blumenumrankter Haine zuzubringen. Wie Schnee liegen die Lotosblumen auf den grünschillernden Wassern; rosarote Flamingos, regenbogenfarbene Pfauen stelzen durch die Wiesen, auf denen Sternblumen ihre Köpfe im kühlenden Bergwind wiegen.

In solcher Landschaft ist Sidharta, der Sohn eines Sakyafürsten, aufgewachsen. Sein Landschloß nennt sich Lumbini, er ist der spätere Erbe eines reichen Königs.

Kann es Besseres geben?! Wie sollte das Schicksal seinen Segen herrlicher über einen jungen Prinzen ausstreuen?

Aber Jung Sidharta leidet unter der unheilbaren Krankheit aller Sakya: er grübelt, denkt, setzt sich mit all den vielgestaltigen Religionen, Götterlehren, den Weisheiten der Zauberer, Magier, Heiligen und Asketen auseinander. Er fragt unablässig, wo inmitten dieses schillernden Dschungels von Leben, Sehnsucht, Verzweiflung und Tod der echte Friede, die Erlösung sei.
Wohl sind Musik, Spiel, Tanz und Gelächter des Hofes um ihn, wohl steht ihm alles zur Verfügung, was das Herz nur begehrt — aber er trägt unablässig die Frage mit sich: warum gibt es den Schmerz, den Tod, das Vergessen und das Leid der Menschen? Wo ist das Tor der Seele, durch das sie entrinnen kann zum echten, erhabenen Frieden der Götter? Von einem weißgekleideten Mönch vernimmt er die Lehre Vardhamanas: Eine Erlösung, ein Aufhören ewiger Wiedergeburt kann nur stattfinden, wenn alles Leben einer Seele, alles Schicksalhafte, Erdgebundene aufgezehrt ist; nur dann steigt die Seele in ihrem letzten Tod zum Gipfel der Welt empor!"
Eine Zeitlang hängt Sidharta dieser Lehre an, bis auch sie ihm zu unsicher erscheint . . .
Als Sohn eines Fürsten wird er früh verheiratet. Seine junge Gemahlin schenkt ihm den Sohn Rahula. Die Jahre gehen dahin mit end- und fruchtlosen Gedanken. Sidharta ist neunundzwanzig, viele beneiden ihn um seine Reichtümer, um den prachtvollen Palast Lumbini, die Haine, Felder und Schätze, um die schöne Gattin und den wohlgestalteten Sohn.
Doch er glaubt zu erkennen, daß der Mensch, je mehr er liebt, um so verwundbarer wird. Was ist jeglicher Besitz? Eine Fessel, die der Seele übergeworfen ist. Glück kann nur sein, sich vom ewig sich drehenden Rad des Daseins zu lösen und hinauszuwachsen in die wahre, innere Freiheit.
Und so beschließt der neunundzwanzigjährige Prinz, all das Seine: Familie, Reichtum, Macht und Herrschaft, hinter sich zu lassen und ein Büßer zu werden. Er schneidet sich Haar und Bart ab, nimmt die gelbe Mönchskutte und die Bettelschale. Barfuß, mit dem Stab der Heimatlosen, wandert er fort, um den Torweg zur reinen Erlösung zu finden . . .
Viele Wege zieht Sidharta, der Büßer, ehe er die zweite Hauptstation seines Lebens erreicht. In dieser Zeit gehen viele Männer suchend nach Gott oder Göttern, nach Wahrheit oder Erlösung durch Indien. Oft kauert der ehemalige Prinz im Kreise der Büßer und lauscht ihren widerspruchsvollen Lehren. Er unterwirft sich allen Übungen des Joga, lernt alle Funktionen seines Körpers beherrschen: er setzt Atmung, Nahrungsaufnahme und Herzschlag auf ein winziges Maß herab. Mit anderen Asketen, die sich „Fakire" nennen, sitzt er tagelang in Versunkenheit auf Dornbüschen, er fastet, bis er abmagert und riesengroße Augen bekommt, und er denkt, denkt unablässig.
Aber die Erlösung kommt nicht.
Bettelnd, von mildtätigen Gaben ernährt, die das fromme Volk stets für Sadhus — also für „Heilige" — bereithält, wandert er ruhelos, bis er eines Tages nahe der Burg Uruvela, am Flusse Naranjara, unter einem uralten Feigenbaum sich niederläßt. Vor ihm liegt ein stiller Hain, jenseits davon sind die Badeplätze des jungen Volkes.

Die Kunde von dem heiligen Büßer unter dem Feigenbaum verbreitet sich. Am Rande des Haines stehen ehrfürchtige Landleute und legen still ihre Gaben nieder. Fünf Asketen lassen sich in seiner Nähe nieder, teilen Sidhartas Bußübungen, seine Martern, seine Mühe.
Und hier in Uruvela gelingt ihm stufenweise die Verklärung der Seele.
Immer tiefer steigt sein Geist hinab zur Läuterung des Denkens, bis er endlich die „innere Meeresstille" erreicht hat.
Nur noch wenige Empfindungen leben in Sidharta.
Jetzt, da sein Geist klarsichtig geworden ist, überschaut er im hellstrahlenden Innenlicht der Seele die lange Reihe seiner früheren, sich in immer neuen Geburten wiederholenden Leben und die Kette des Leidens, das mit jeder neuen Geburt neu aufbrach. Sein Geist sieht zugleich das ganze Universum erfüllt von diesem Leid, das aus dem brennenden Lebensdurst der Menschen wie ein Verhängnis hervorgeht. Und er begreift, daß Erlösung bedeutet: nichts mehr zu wollen, nichts mehr zu erstreben, den Tod zu besiegen, indem man willig ins Nichts eingeht.
Als er wieder aufsteigt aus den Abgründen der vier Versenkungen, spricht er die begeisterten Verse:
„Für ewig erlöst bin ich,
Das ist das letzte Leben!
Und nicht mehr gibt es Wiedergeburt ...
Erschlossen sind zur Ewigkeit die Tore:
Wer Ohren hat zu hören, komm' und höre!"
Die fünf Asketen sind lange schon, enttäuscht von dem schweigsamen Heiligen, von dannen gezogen. So ruft Sidharta seine Erkenntnis den Bauern und Hirten zu. „Buddha bin ich geworden", spricht er, „der ‚Erleuchtete'! Das Rad des Daseins habe ich gesprengt! Vernehmt die vier Seligkeiten: Selig ist die Einsamkeit des Freudigen, der die Wahrheit erkennt und schaut! Selig ist, sich immer im Zaume halten und niemandem mehr ein Leid antun! Selig ist, die Leidenschaft ganz zu überwinden und alles Wünschen! Selig ist, den Stolz des trotzigen Ich zu bezwingen!"
Fortan nennt er sich nach seinem Familiennamen „Gautama", dem er die Bezeichnung „Buddha" (der Erleuchtete) hinzufügt.
Was ist noch zu tun? Lange sinnt der Erhabene zu Füßen des Feigenbaumes zu Uruvela. Dann siegt die große Güte, die ihm aus Freiheit und Höhe zuströmt. Er gedenkt der fünf Asketen, der vielen Sucher. Und er beschließt, die Menschen Erlösung zu lehren.
Gautama Buddha bricht zur dritten Station seines Lebens auf: zu dem Platz Indiens, an dem sich die meisten Menschen ballen, nach Benares.

Diese Stadt ist seit alten Tagen der heiligste unter allen Wallfahrtsorten. Beinahe im Herzen Indiens, am heiligen Gangesstrom gelegen, steigt Benares mit Palästen, Tempeln und Grabmälern, mit dem tausendfältigen Geschachtel von Häusern, Hütten und Lehmwürfeln, terrassenförmig, mit breitgelagerten Ufertreppen, zum majestätischen Strom hinab. Auf den Höhen gleißen in weißem Stein und vergoldetem Gebälk die Schlösser der Fürsten, die kühn geschweiften Tempel der alten Götter Schiva, Vishnu und Brahma.

Die oberen Reihen der Tempelterrassen sind mit dem Weiß der Baumwollkleider von Hindus bedeckt, die unbekleidet über die „ghats" zum Wasser hinabgestiegen sind, um die reinigenden Waschungen vorzunehmen. Schreiend bahnen sich halbnackte Wasserträger mit umgehängten Ziegenfellschläuchen den Weg. Sie besprengen die staubigen Straßen, die unter der brütenden Hitze zu dampfen scheinen. Sorgfältig weichen ihnen die weißgekleideten Brahmanen aus. Sie tragen über der Nasenwurzel den roten „Tiluk" — das Zeichen der höchsten Kaste. Die Wasserträger aber sind „Parias" — Angehörige der unterworfenen Schicht, kastenloses, niedrigstes Volk. Jede Berührung mit ihnen würde schänden.
Sänften reicher Kaufleute, die zur dritthöchsten Kaste der „Kashutra" zählen, schwanken, von riesigen Dekhanleuten getragen, über die Stufen herab. Durch das Gewühl der Hindus schreitet stolz ein Akali, ein Krieger aus den Bergen, dem die mit Schaffett gesalbten Haare struppig abstehen; er trägt ein blaugewürfeltes, langwallendes Gewand. Auf der kegelförmigen Mütze sind blanke Stahlscheibchen befestigt. Über die breite Pilgerstraße traben Reiter in den Schuppenpanzern der Kriegerkaste: Vaykia, hellhäutige, blauäugige Männer mit spitzen Helmen, auf denen gefärbte Roßschweife wehen. Sie schaffen mit knallenden Lederpeitschen Platz für den Aufzug eines Sakyafürsten, der im seidenumhüllten Tragstuhl auf dem Rücken eines buntbemalten Elefanten thront.
Sansis, arme, schmutzige Landbewohner, mit Körben voller Eidechsen und Meerschweinchen, stieben unter den Hieben der Reiter auseinander, während der Fürst von seinem hohen Sitz Hände voller Goldmünzen zu einem mit Asche beschmierten Asketen hinüberwirft, der — unbesorgt um das Menschengewühl — am Straßenrande kauert.
Gleich daneben haben Gerichtsdiener einen ertappten Dieb mit nacktem Körper über einen Bock geworfen und lassen die Bambusstäbe auf seinen blutigen Rücken herabsausen. Das Volk grölt, lacht und spottet, so daß man die schrillen Schreie des Gefolterten kaum vernimmt.
Upako, ein nackter Büßer im Lendentuch, spricht am Rande des Getümmels zu Ananda, einem edlen Jüngling aus reichem Hause, der Erlösung sucht:
„Siehe, Ananda, meine Seele wird verletzt durch die Grausamkeit und Sinnlosigkeit allen Seins! Schau dich um, wie alles brodelt von Wahn, Leid, Geschäftigkeit! Siehe den geschlagenen Dieb, den Stolz des Fürsten, den zusammengerafften Reichtum der Kaufleute, die schreiende Armut der Sansis! Hunger und Gier, Hoffnungslosigkeit und Schmerz beherrschen das Dasein!"
„Wo ist ein Ausweg!", ruft Ananda, „wo Erlösung?!"
„Folgt mir nach, Freunde", spricht Gautama Buddha hinter ihnen, „denn ich lehre euch Erlösung!"
So sammelt der Erhabene — „ruhig wandelnd wie der Mond", wie es im Lied seiner Mönche nachmals heißt — seine ersten Jünger. Als er die Zahl zwölf um sich geschart hat, verläßt er Benares. Ananda wird sein Lieblingsjünger.

Viele Jahre wehen dahin, wie der Staub auf den Straßen. Kreuz und quer zieht Gautama Buddha mit seinen zwölf Auserwählten durch die weiten Gaue Nordindiens. Am Ende eines Tages läßt sich der Erhabene gerne in Hainen, unter

Feigenbäumen, Banyans oder Platanen nieder. Einer seiner Lieblingsplätze ist nahe der Stadt Savatthi im Garten Anathapindikos — im „Siegerwalde". Dort spricht Buddha zu denen, die ihn hören wollen.

Er weiß, wie schwierig seine Lehre der Selbsterlösung für einfache Menschen sein muß, deshalb liebt er es, in Gleichnissen, Bildern oder in Zwiegesprächen zu lehren.

Vierzig Jahre lang wandelt Buddha als Lehrer unter den Menschen, und seine Anhängerschaft breitet sich über Nordindien bis zu den Himalayabergen aus. Dann endlich nähert er sich der vierten und letzten Etappe seines Weges: Kushinara.

Während der Regenzeit erkrankt er schwer. Um diese Zeit zählt er schon achtzig Jahre. Noch einmal bändigt sein Wille Verfall und Tod, aber er weiß, daß das Ende naht. Angst ergreift Ananda, und er wendet sich klagend an den Meister: „Solltest du von uns gehen, wer wird dann zu uns sprechen?"

„Ich habe ein Leben lang gesprochen", erwidert Buddha, „was zu sagen war, ist gesagt. Nun habe ich nichts mehr zu verkünden: das Nirwana — das Nichtmehrsein — ruft mich. Meine Lehre jedoch werdet ihr, meine Jünger, weitertragen."

Als der Glutball des Gestirns sich gegen Westen neigt und hinter dem Dschungel davonrollt, kehrt Buddha im Dorf Pava nahe der Stadt Kushinara bei einem Schmied ein. Der schlichte Mann fühlt sich durch den Besuch hoch geehrt und setzt Buddha und seiner Schar gekochtes Eberfleisch vor. Der Erhabene ißt davon, doch nun befällt ihn die Krankheit heftiger als zuvor. Es wird wieder Morgen: der letzte im Dasein des Erleuchteten.

„Wir wollen wandern, Ananda! Wir wollen nach Kushinara gehen!"

Ein heller Fluß strömt über silbrige Sandbänke. Buddha will baden und steigt mühsam zur Flut hinab. Nach dem Bade strebt er Kushinara entgegen, das bereits hinter der grünen Parkkulisse sichtbar wird.

„Sieh, Ananda, dort den Zwillingsbaum! Dort breite mir den Mantel aus, damit ich ruhe!"

Die Mönche spüren, daß die Abschiedsstunde naht. Ananda verhüllt sein Haupt und weint. Aber Buddha ruft ihn zu sich.

„Klage nicht, weine nicht, o Ananda! Habe ich dir nicht oft genug gesagt: Von allem, was uns lieb war, müssen wir scheiden. Jede Geburt ist nur der Anfang vom Tode, und jetzt werde auch ich vergehen . . .

Du aber, Ananda, der mir so lange Zeit voller Freundschaft gefolgt ist, du hast gut gehandelt. Strebe nach dem Heil, bald hast auch du die Verderbnis überwunden . . ."

Die Mönche treten an das Lager des Sterbenden, sie richten den Leuchtenden, schon ganz Vergeistigten, wie einen König auf, und er stirbt thronend, mit untergeschlagenen Beinen, ein sieghaftes Lächeln auf den Lippen.

„Wohlan, ihr Mönche, wahrlich ich sage euch: Der Vergänglichkeit untertan sind alle Gestalten. Laßt niemals ab von eurem Streben!"

Als die silberne Mondscheibe über dem Hain heraufsteigt, geht Gautama Buddha die hohe Straße hinüber ins „Nirwana".

Keine Wiederkehr, kein Leid ist mehr möglich. Die Kette ist endgültig gesprengt, das Rad des Daseins ist für diesen einen für immer zerbrochen.

Die Kunde vom Heimgang des Erleuchteten eilt wie Feuer durch die Stadt Kushinara. Am anderen Morgen bewegt sich eine gewaltige Prozession von Fürsten, Vornehmen, Kaufleuten, Kriegern und Angehörigen der niederen Kasten in den Mönchshain. Ein Scheiterhaufen aus edlen Hölzern, Zimmetrinde, Sandelholz und Duftkräutern wird errichtet. Die Mächtigen dieser Erde schmücken den Katafalk des toten Buddha mit Kostbarkeiten, Seidenstoffen und Kleinodien.
Dann werfen sie die Fackel hinein. Lodernde Flammenwände entziehen die letzte Spur des Körperlichen den Augen der schweigenden Menge. Die Gestalt des Gautama Buddha fliegt im Feuersturm empor — ein Traumbild für kommende Millionen und für künftige Jahrtausende.
Seine Mönche klagen in Liedern:
„Den, der zur Ruhe ging, kein Maß ermißt ihn,
Von ihm zu sprechen gibt es keine Worte!
Zunichte ward, was Denken könnt erfassen:
So ward zunichte auch der Pfad der Rede!"



325 v. Chr.

Als die Yavanas nach Indien ritten

„Sie kommen, sie kommen!" ruft der kleine, dunkelhäutige Drawidajunge, den sie als Späher ans Industor gestellt haben. Er schreit schon von weitem, während er sich noch wieselflink durch das Gedränge der Gasse schiebt. Schwerbeladene Jakochsen, Kamele und Esel trotten daher, Treiber mit Stachelstöcken gehen dahinter. In allen Gäßchen sind schon die Bretterläden herabgelassen, die Waren ausgelegt, und die Käufer stehen in Gruppen davor. Da hämmern Goldschmiede und feilen Juweliere, Teppichknüpfer sitzen in ihren Gewölben, in der nächsten Gasse stehen die Webstühle, auf denen kostbare Stoffe hergestellt werden, die Geldverleiher locken das Publikum an, und auf dem Platz um den alten Banyanbaum haben

Akrobaten ihre Bühne aufgeschlagen, um mit Feuerschlucken, Schlangenbeschwörung und Jonglieren ein paar Münzen zu verdienen.
Die Werkstatt des alten Chanaka liegt fast am Ende der Töpfergasse. Er ist der berühmteste und wohlhabendste der Künstler, die kunstvolles Geschirr, Steinfiguren, Bronzegüsse und ähnliche Luxusgegenstände herstellen.
Chanaka hat den Jungen ans Stadttor ausgesandt; denn er erwartet den höchst wichtigen Besuch eines alten Geschäftsfreundes aus Khaipur, das am Unterlauf des Indus und nahe den Ruinen der untergegangenen Stadt Mohendschu Daro liegt.
Es ist ein weiter Weg mit dem Treidelschiff bis Taxila; der große Kaufmann aus Khaipur kommt höchstens einmal im Jahr. Dann freilich macht er meist ausgedehnte Geschäfte.
Taxila ist eine große Stadt am Rande des Gandharalandes, noch in der Ebene zu Füßen der steil aufsteigenden Ausläufer des Himalaya gelegen, aber doch schon mehr dem Bergland als der weiten fruchtbaren Stromebene zugehörig. Als der alte Chanaka die wiederholten Heroldsrufe des kleinen Schwarzen vernimmt, wendet er sich würdig zu seinen Gehilfen, die wartend unter dem schilfgedeckten Vordach stehen.
„Ist alles bereit?" fragt er. „Sind die Vasen schön aufgestellt? Die Muster der Krüge, Amphoren, Mischgefäße und Teller dekoriert? Die ausgesuchten Figuren ins Blickfeld gerückt? Die Bronzen aufgelegt?"
Aber es gibt eine Enttäuschung. Nicht der erwartete alte Geschäftsfreund kommt die Gasse der Töpfer herauf. In der von Sklaven getragenen Sänfte sitzt ein junger, stutzerhaft gekleideter Mann namens Guru, der sich Chanaka als der Sohn und Nachfolger des Erwarteten vorstellt.
Mit der Miene und Gebärde eines welterfahrenen Mannes berichtet er dem alten Künstler, daß er schon seit einiger Zeit der Geschäftsführer seines Vaters wäre, und — so sagt er mit dem etwas herablassenden Unterton des Weitgereisten gegenüber dem Provinzler —: „Immer wieder bat ich den Vater, in seinem Alter die gefährliche und anstrengende Seereise längs der persischen Küste bis ins ferne Babylon zu meiden und sie mir zu überlassen — jedoch mein Alter Herr wollte nicht hören. Von seiner letzten Handelsfahrt ist er nicht mehr zurückgekehrt! So wirst du fortan mit mir Geschäfte machen müssen. Und nun laß sehen, Chanaka, was deine Werkstatt hervorgebracht hat!"
Der alte Kaufmann aus Khaipur war, gleich vielen anderen Indern, den Spuren der Griechen nach Westen gefolgt. Schon vor zweihundert Jahren — zu Zeiten des Perserkönigs Dareios — war der griechische Admiral Skylax mit einer Flotte, entlang der Küsten von Babylon, nach dem Indus gesegelt. Vor einem Menschenalter hatte Alexanders Admiral Nearchos die Reise mit einem großen Geschwader wiederholt. Seither folgte diesen Seewegen der Handel von beiden Seiten.
Natürlich wird Guru zunächst freundlich mit Sorbett (indischem Fruchtwasser) und süßem Gebäck bewirtet. Man spricht von den Märkten und Waren, doch dann drängt Herr Guru ‚das Angebot Chanakas zu sehen.
Zuerst betrachtet der Kaufherr die Tonwaren, nimmt sie in die Hand, dreht und wendet sie, schüttelt den Kopf.

„Seltsam, Chanaka", spricht er, „Grandharaware wird immer fremdartiger. Sind das noch indische Vasen, Taxilakrüge? Die Formen gleichen denen, wie sie die Yavanas herstellen! Und die Ornamente: Mäander, Spiralen, geometrischen Formen im strengen Rhythmus — alles Yavanakunst!"

„Es ist die neueste Mode!" verteidigt sich Chanaka. „Der Geschmack verlangt diese Art!"

„Welch eigenartige Steinfigur ist dies?!" ruft Guru, indem er vor eine mannshohe Steinfigur tritt, die einen „guten Hirten" mit einem Lamm auf dem Nacken zeigt. „Welchen Gott soll das darstellen?"

„Es ist Gautama Buddha", erklärt Chanaka. „Ich habe ihn als schönen Jüngling gebildet, der seine Liebe jeglicher Kreatur erweist. Die Lehre Buddhas greift sehr um sich . . ."

„Aber die Form, die Auffassung ist doch ganz ähnlich wie die bei Yavanagötterfiguren! Auf meinen persischen und mesopotamischen Märkten erwartet man indische Kunst — nicht Nachahmungen der Yavanas! Warum äffen wir Inder die Leute aus dem Westen nach?"

Nun wagt sich einer der alten Begleiter Herrn Gurus, ein Kaufmann wie er, der viel in der Welt herumgekommen ist, einzumischen.

„Wenn ich erwähnen darf, Herr", wirft er ein, „alle Völker haben offenbar voneinander gelernt. Wir kennen alle die Nischenform der buddhistischen Bauwerke, die Höhlen mit ihren Graten und Tropfsteinen, die hohen spitzen Bögen, unter denen man die Statuen des Erhabenen aufzustellen pflegt. Als ich in Persien und Meposoptamien war, fand ich all diese typisch indischen Bauelemente wieder: Spitzbogen, Gratgewölbe, Strebepfeiler. Die Yavanas und Perser ahmen auch unsere Kunst nach."

„Ja, ja, ich weiß", nickt Herr Guru. „Das kommt alles von diesem Einfall der Yavanas zu Iskenders (Alexanders) Zeiten! Die scheinst eine Vorliebe für die Yavanas zu haben, Chanaka?"

„Das mag wohl sein", erwidert der Alte. „Schließlich war ich als Mahaut dabei, als unser König Ambhi von Taxila den Yavanas damals ein Hilfskorps zusandte."

„Wie?!" ruft Guru. „Die hast Iskender persönlich gesehen? Warst am Ende gar bei der Indusschlacht dabei? Das mußt du erzählen!"

Der alte Künstler läßt sich nicht lange bitten und beginnt zu berichten, wie er als junger Mann Mahaut gewesen, das heißt, er war der Führer eines Kriegselefanten, zwischen dessen Stirnwülsten er mit dem „Ankus" genannten Eisenhaken gesessen hatte.

Durch Händler und Hirten, die aus Afghanistan herüberkamen, hatte man frühzeitig von dem Herannahen eines großen Yavanaheeres vernommen. Die Nachrichten über die Yavanas (Ioniergriechen) waren deutlicher geworden. Man wußte auch in Taxila, daß dort im Westen eine gewaltige Umwälzung stattgefunden hatte: Ein unüberwindlicher Heldenkönig namens Iskender (Alexander) war aufgebrochen, hatte das riesige Perserreich erobert; Ägypten, Syrien, Mesopotamien und schließlich sogar die Hochländer im Vorfeld Indiens eingenommen. Seinem Heereszug folgten Gelehrte, Künstler, Kaufleute. Es barg keine Schrecken, von Iskender

besiegt zu werden, denn die Yavanas schonten ihre Gefangenen, waren menschlich und milde gegen die Besiegten.
Da hatte sich Ambhi, der König von Taxila, gesagt: „Wie wäre es, wenn wir uns mit diesem Unüberwindlichen verbünden würden? Ist nicht Poros, der Herrscher der angrenzenden Purustämme, drüben an den Strömen Bias und Sutley, unser eingeschworener Feind, vor dem wir Taxilaleute zittern? Iskender wäre der rechte Mann, mit uns zusammen die Purus zu zähmen!"
Als König Ambhi mit seinen Gedanken so weit gekommen war, hatte er eine kleine Armee von fünftausend Speerträgern mit Kampfwagen und einigen Dutzend Kriegselefanten ausgerüstet und sie dem herannahenden Iskender mit freundlichen Grüßen entgegengeschickt. Das Bündnis war unterdessen durch Unterhändler geschlossen worden.
Chanaka war damals ein junger Mann, der aus Sport Mahaut geworden war, was nur möglich wurde, weil seine Mutter aus einer alten Mahautkaste stammte. Elefanten wurden im Dschungel eingefangen, in ihrer Jugend durch ältere Elefanten abgerichtet und später, mittels des eisernen Ankus gelenkt. Überall im Fünfstromland gab es die Elefantenkoppeln.
Die Kriegsherren suchten die besten Mahautts aus und besetzten damit die Kriegselefanten, auf deren Rücken hölzerne Türme mit Bogenschützen festgemacht wurden. So zog Chanaka zusammen mit den Fünftausend ans Westufer des Indusarmes, der in Indien „Dschilam" genannt wird, den die Yavanas aber als Hydaspes bezeichneten. Das waren überhaupt komische Leute. Weil sie im Dschilam Krokodile und Flußpferde vorfanden, sprachen sie davon, dieses Gewässer müsse mit einem ägyptischen Strom namens Nil verbunden sein.
Im befestigten Zeltlager der Yavanas begegnete Chanaka zum erstenmal all jenen Fremdartigkeiten und seltsamen Formen, die er heute auf seine Vasen malte oder in kleine Bronzen goß: Soldaten mit Bronzekämmen auf den Helmen, erzene Rüstungen, kurze, gefältete Röcke, lange, „Sarissen" genannte Lanzen, schönbemalte Vasen und Götteraltäre mit wunderbaren Figuren aus Stein.
Held Iskender suchte einen Übergang über den Indus. Aber an der einzig möglichen Furt stand der Purukönig mit hunderttausend Mann auf der Wacht.
Den Flußübergang zu erzwingen, war angesichts des meilenbreiten Stromes unmöglich. Iskender täuschte Tag für Tag den Versuch eines Brückenschlages vor, so daß allmählich die Wachsamkeit des Puruherrschers eingeschläfert wurde. Dann aber ließ er eine kleine Abteilung unter einem seiner Generale zurück und rückte in der Dunkelheit eilig ein Dutzend Meilen stromauf, wo eine Furt mit mehreren Flußinseln war. Iskender befahl seinen Ingenieuren und Pionieren aus Kähnen und Strombooten rasch eine Schiffsbrücke zu schlagen und zog mit all seiner Heeresmacht aufs östliche Ufer.
„Es war ein großartiger Anblick", fährt Chanaka noch in der Erinnerung schwelgend fort, „wie die erzgepanzerten Speerträger mit ihren langen Lanzen, die mit persischen Schuppenpanzern ausgerüsteten Ritter, die Wagen mit Kriegsgerät, Belagerungsmaschinen und endlich wir indischen Hilfskorps mit unseren Bogenschützen, Reitern und Kriegselefanten über die Bohlen der Brücke donnerten. Ganz an der Spitze ritt auf feurigem Fuchs Held Iskender: rotlockig, herrlich anzusehen,

auf dem vergoldeten Brustpanzer ein Schreckenshaupt mit Schlangenhaar. Doch am jenseitigen Gestade des Indus sahen wir bereits die Vortrupps von Poros sich formieren. Die Schlacht stand bevor ...
Chanaka erzählt, daß sogar die Yavanagelehrten (Geographen, Botaniker, Zoologen, Philosophen, Künstler, Städtebauer und Ingenieure) im Troß nachfolgten.
Vier Meilen breit stand König Poros' Schlachtordnung in der Ebene. Zweihundert Kriegselefanten bildeten das Zentrum mit schwankenden Türmen voller Bogenschützten, daran schlossen sich Tausende vom Fußvolk und viele, viele Reiter an. An den Flügeln waren jeweils zweihundert zweirädrige Kampfwagen, mit Sichelmessern an den Naben, aufgefahren.
„Wir Inder wußten, wie mit Kampfelefanten umzugehen war", spricht Chanaka. „Wir rieten König Iskender, brennende Strohwische an die Lanzen seiner Soldaten stecken zu lassen, wovor die Tiere scheuen würden. Und so geschah es auch. Iskender ließ die Mitte seiner Phalanx öffnen, während Männer mit Feuerbränden die feindlichen Elefanten zur Raserei brachten. Dann griff er Poros mit Reiterei von beiden Flügeln zugleich an. Ein ungeheurer Tumult entstand, Poros wurde furchtbar geschlagen."
Der Rest ist rasch erzählt. Chanaka war dabei, wie Iskender mit seinen unbesiegbaren Yavanas unter fortgesetzten Gefechten weit in das Fünfstromland eindrang, wie er endlich den östlichsten Strom Bias erreichte.
„Aber nun waren die Waffen schartig geworden", fährt er fort, „die Rüstungen waren ramponiert und die Soldaten, die über Tausende Meilen durch fremde Wüsten und Gebirge gezogen waren, hatten genug. Unterwegs, in Persien, Afghanistan, unterm Dach der Welt, hatten sie Iskenderstädte und Yavanaburgen gegründet, das Heer war schwächer und schwächer geworden.
Am Bias richteten sie ihren Göttern zwölf riesige Steinaltäre auf, brachten Opfer dar und weigerten sich, dem Helden Iskender weiter zu folgen. Mönche hatten Iskender von dem gewaltigen Indien und von dem Reiche der Chin hinter den Himmelsmauern erzählt. Er wollte auch diese Länder erobern — seine Soldaten jedoch wünschten die Umkehr. Da nahm Iskender Abschied von seinen Plänen. Er ließ Schiffe bauen, die er seinem Admiral Nearchos übergab. Auf diesen Schiffen fuhren die Kranken und Schwachen mit ihrer ungeheuren Beute stromab zum Indus und zum Meer. Den Weg kennt ihr alle: an den Küsten entlang, an Persien vorüber und hinauf zum Persischen Golf zur Stadt Babylon. Iskender führte den kleinen Rest der Armee zu Fuß, quer durch alle Sagenländer, kam ein Jahr später nach Babylon zurück und starb. Ich aber habe als Mahaut all seine Schlachten und Gefechte miterlebt, ich habe mit seinen Gefährten gesprochen und ihre Kunstfertigkeit bewundert. Gerne bilde ich heute Formen und Figuren nach dem Vorbild jener kühnen Yavanas."
„Nun begreife ich dich", Chanaka, ruft Herr Guru. „Die Begegnung zweier Völker hinterläßt eben ihre Spuren. Entsinne ich mich doch, in Babylon — wo immer noch viele Yavanas leben — einen Mann in einer Erdhöhle gesehen zu haben. Der sagte, ihm leuchte Gautama Buddhas Bild voraus: Er pries die Entsagung, die Askese, das einfache Leben, das auf allen Ehrgeiz, auf Reichtum und Wünsche verzichtet. Sein Yavanameister — so spach er — lebe fern in der Yavanastadt Korinth

und heiße Diogenes. Andere redeten von Wiedergeburt, von Erlösung durch Geist: alles Gedanken aus unserem Lande. Einer hat vom anderen gelernt. Und so magst auch du, Chanaka, deinen Kunstwerken Gestalt der Yavanas verleihen."
Er wendet sich zu seinen Gefährten und meint, nun wolle man sich die Muster Chanakas noch einmal besehen und kaufen, was der Geschmack einer Zeit nach Iskender verlange.



250 v. Chr.

Die Wandlung des Kaisers Ashoka

Der Kaiser führt ein großartiges Leben.
Prächtige Jagden auf Tiger oder wilde Büffel finden statt, sie wechseln mit Gastmählern und feierlichen Opferfesten vor den Altären der Hindugötter. Der Himmel Indiens hat sich seit dem Einfall der Aryavölker vervielfacht: Zu den dämonischen Dschungelgottheiten der Urbevölkerung sind die lichten Naturgottheiten der Nordstämme hinzugetreten. Legenden ranken sich wie tropische Schlingpflanzen. In prunkvollen Aufzügen reist Ashoka durch seine Provinzen längs des Gangesstromes und zu Füßen des Himalaya.
Ashoka ist sich seiner hohen Herkunft von den hellhäutigen Aryas wohlbewußt, ehrgeizige Feuer lodern in seiner Seele.
Eines Tages versammelt er seine Ratgeber und Generale um sich und spricht: „Unsere Heldenlieder berichten von den Großtaten der Vorfahren, von den siegreichen Kämpfen, die sie gegen Ungeheuer, fremde Völker und dämonische Wesen bestanden. Heute herrschen wir über ein weites Land mit vielen Städten und reichen Dörfern. Aber, meine Getreuen, noch ist nicht erfüllt, was die Ahnen uns hinterlassen haben: die Eroberung ganz Indiens. Macht wollen wir ausüben auch dort, wo bisher noch eine Zuflucht der Dunkelhäutigen und Fremden gewesen

ist — in den Urwäldern der Hochländer, südlich der Gangesebene, in den unbetretenen Gebieten, vor denen die Eroberung unserer Vorfahren haltgemacht hat. Wir wünschen, unser Reich zum stärksten, größten und mächtigsten der Erde zu machen!"

Solchen Aufruf haben die Kriegsherren, fast ausnahmslos Angehörige der nordischen Kriegerkaste, lange erwartet. Auch die höchste Kaste — die der Brahmanen — hat lange schon eine Lehre entwickelt, wie man am besten fremde Staaten überwältigt: mit Staatskunst, List und Gewalt. Die uralte Weisheit der „Veden" hat sich fortgesetzt. Aber inmitten eines wuchernden, in tropischer Fülle schillernden Landes, stets umgeben vom Übermaß des Todes und des neuen Lebens, hat sich diese Weisheit in bösartiges Machtdenken und Herrschaftsgelüste gewandelt.

Die Brahmanen haben ihre Agenten ins südliche Dschungelland ausgeschickt, um mit Gaukelei, Hinterlist und Lügen die Regierung der eingeborenen Könige auszuhöhlen. Auch sie wünschen: Macht, Eroberung, Unterwerfung.

Im Hochland von Dekhan mit seinen dschungelbedeckten Bergen haben sich bisher die dunkelhäutigen Stämme erhalten. Dort wirken seit einiger Zeit die brahmanischen Missionare und fordern Bekehrung zu den Hindugöttern. Trotz allem sind die Ureinwohner die Herren im Dekhan geblieben.

Gegen den „schwarzen" Staat der Kalingas mit seiner Hauptstadt Chota will nun Ashoka ausziehen, um das Gangesreich zu vergrößern.

„In Mordlist, Zauberei und Aufwiegelung", so steht in dem „Buch von der Staatskunst" aus der Feder des Brahmanen Kautilya geschrieben, „besteht das Kennzeichen des stillen Kampfes, der jeder militärischen Eroberung vorausgehen muß!" Die Zeit der Zersetzung und Propaganda ist nun vorüber. Die Waffen mögen den Rest vollenden.

Ashoka ist noch jung und stürmisch. Seine Wünsche fliegen hoch, sein Ehrgeiz treibt ihn. Er möchte ins Buch der Geschichte als ein Held und Reichsgründer eingehen, so wie die Heroen der großen Volkslieder „Mahabharata" und „Ramayana".

„Erhabener", sagt einer jener buddhistischen Mönche zu Kaiser Ashoka, „auf Irrwegen bewegt sich dein Denken! Wozu willst du das Leben von Tausenden auslöschen oder verwirren, die jetzt noch im Frieden leben? Warum erstrebst du so vergängliche Dinge wie Macht, Herrschaft und Ruhm? Siehe, also sprach der Erleuchtete Gautama zu seinem Jünger Selo:

‚Ich bin ein König, Selo, ja.
Die Wahrheit ist mein Königreich!
Ein wahrer Herrscher dieser Welt bin ich,
Ein Reich, das keiner rauben kann!'

Nichts anrühren, ist die höchste Weisheit; von nichts bewegt zu werden, das höchste Glück!"

Doch der Kaiser fragt den Mönch, wie er heiße. „Tissa", erwidert der Asket.

„So gehe in Frieden, Tissa", lacht Askosa, „und gehe rasch, damit du meinen unbezwinglichen Heeren nicht in den Weg läufst!"

Bald darauf bricht der Kaiser mit zahllosen Speerträgern, Bogenschützen, Kampfwagenkorps und Elefantengeschwadern ins Hochland von Dekhan auf. Siegreich

dringen seine Heersäulen in das friedliche Nachbarland ein. Doch Kaiser Ashoka verweilt mit seinem Hofstaat meist weit hinter der Front in hübschen Landgütern, Palästen und Burgen. Über Pläne und Befehle gebeugt, berät er sich mit Generalen und Brahmanen. Er sieht nicht, was Krieg in der grausamen Wirklichkeit bedeutet. Dann melden ihm die Kuriere von den Schauplätzen der Ereignisse, daß der König von Chota sich mit seinem ganzen Heer in einer Ebene, inmitten des Dschungels, zur Entscheidungsschlacht stelle.

„Diese Hauptschlacht werde ich persönlich führen!" ruft der feurige Herrscher. „Laßt uns sofort zum Kriegsschauplatz aufbrechen!"

Und so reitet Ashoka auf rassigem Pferde, begleitet von den schönsten Kampfelefanten, die Straße des Krieges entlang. In den Nächten lodern Feuerbrände über dem Dschungel. Dörfer und Städte liegen in Schutt und Asche, in den Gräben verwesen die Erschlagenen. Dann wieder begegnet die Kolonne des Kaisers den trostlosen Scharen der Flüchtenden: den verstörten Müttern, die halbverhungerte Kinder an die Brüste pressen; den alten Männern am Bettelstab, die ihre letzten Ziegen davontreiben; den hochgebeugten Karren hinter den Zebuochsen, auf denen der Rest geretteter Habe schwankt. Wieviel Elend, welche Not!

Ist das die Kehrseite des Ruhms, der nachmals in Heldenliedern aufklingt?

Zum erstenmal werden Ashoka die Greuel des Krieges bewußt: bisher hat er nur Pläne gesehen, Befehle ausgefertigt, Siegesmeldungen empfangen.

In Nachdenklichkeit verfallen, erreicht er das befestigte Lager seiner Armee.

Dieses Feldlager ist mit Wall, Graben und Dornenhecken umgeben. Der Lagerbereich ist weit ringsum mit versteckten Fallgruben, mit zugespitzten Bambusstacheln und Fangstricken gesichert. Nur auf der im Dschungel ausgehauenen Straße, die von Speerträgern und Bogenschützen bewacht wird, vermag man sich der Armee zu nähern. Auf den Erdwällen stehen Holztürme mit Wächtern. Nach allen vier Himmelsrichtungen öffnen sich Lagertore.

Ashoka reitet in das weite Viereck der Laubhütten, in die Gassen, in denen sich Kantinenbaracken der Soldaten, Magazine sowie Stallungen für Elefanten, Buckelochsen und Pferde befinden. Den Mittelpunkt des Lagers bilden Audienzhalle und Palast des Kaisers: alles aus schönstem Holz erbaut.

Im Vorüberreiten, von einem endlosen Spalier des Jubels begleitet, hat Ashoka unter den Soldaten auch die Lagerdirnen und das üble Volk des Trosses gesehen: Hunderudelführer, Gaukler, Feuerschlucker, Musikbanden, Späher, Überläufer, grimmig aussehendes Schmutzvolk niederster Kaste, wie es ein Krieg zusammenschwemmt.

„Warum jubeln mir all diese Narren eigentlich zu?" denkt Ashoka. „Schließlich führe ich sie doch in den Tod; Verwundung, Gefahr und noch Schlimmeres stehen ihnen bevor — und doch schreien sie; rufen ‚Heil dem großen Kaiser!' und verdrehen vor Entzückung die Augen, wenn sie mich und mein Gefolge nur sehen! Sind diese Menschen dumm oder verlogen, närrisch oder unwissend?! Auf jeden Fall" — so fragt er sich plötzlich —: „Was für ein Nachruhm kann das sein, von Dummen, Lügnern, Narren und Unwissenden besungen und gelobt zu werden?!"

Und auf einmal erscheint ihm der Krieg, den er so leichtherzig entfesselt hat, schal, nichtswürdig und gemein.

Doch die Dinge sind schon im Fluß. Noch am Abend dieses Tages wohnt Kaiser Ashoka der Schlachtenweihe seiner Leibgarde bei, die ein würdiger Brahmane salbungsvoll mit Weihwasser, Opfergaben und Gebeten aus den „Veden" vornimmt. Wieder kommen Ashoka ganz seltsame Gedanken.

„Wird nicht in diesem gleichen Augenblick auch auf der anderen Seite des Schlachtfeldes, bei den dunklen Kalingas, zu irgendwelchen Göttern um Sieg und Erhörung gebetet? Bringen die da drüben nicht auch Opfer dar, um die ewigen Mächte zu bestechen? Glaubt nicht jeder, der in den Kampf geht, er tue es für eine gerechte Sache?!"

Ein Satz aus dem „Buch von der Staatskunst" des Kautilya fällt ihm ein:

„Priester und Lobsänger sollen für die Soldaten den Himmel und für die Furchtsamen die Hölle verkünden! Auch lasse man durch Astrologen und Zauberer den Leuten Mut machen, die Priester mögen die Kampfwut durch fortreißende Reden und Verwünschungen des Gegners steigern. Ein Heer, das glaubt, es kämpfe für Götter, Vaterland oder geheiligtes Recht gegen schlimme Verbrecher, wird mehr leisten als ein anderes . . ."

Unauffällig von seinen Geheimdienstleuten begleitet, wandelt der Kaiser noch durch die Lazarettzelte, wo die Chirurgen Messer, Pinzetten, Zangen und Scheren bereitlegen. Arzneikräuter werden über Flammen getrocknet, Salben verrührt. Alles ist vorbereitet für das blutige, gräßliche Handwerk von morgen: für die Schlacht.

Am Morgen kleiden Diener der Garde den Kaiser in die gewöhnliche Schuppenrütsung eines Kschatrijaritters und helfen ihm mittels einer silbernen Steigleiter auf den Rücken des Kampfelefanten. Ein als Kaiser verkleideter Offizier wird an Ashokas Stelle im Zentrum der Schlachtordnung auf dem Pferde sitzen und sich allen Gefahren aussetzen.

Der wirkliche Herrscher trabt, umgeben von stahlgepanzerten Elefanten, aus dem Lager zur staubumwölkten, lärmerfüllten Ebene. Der Kampf ist bereits in vollem Gange.

Das Schreien brandet schrecklich gen Himmel. Die Linien der Speer- und Schwertkämpfer haben sich grimmig ineinander verbissen. Ein Gewühl aus Menschen- und Tierleibern wälzt sich, untrennbar verflochten, über zerstampftes Gras und Gestrüpp. Kampfwagenkorps brausen in die Flanke der Reiter und zermalmen sie, werden aber selber von daherstampfenden Elefanten niedergetreten und von den Bogenschützen hinweggemäht. Die bunten Banner der dunkelhäutigen Drawidas wehen, sieghaft dröhnen die Erzgongs und schmettern die Hörner.

Endlich fliehen die Gegner in hellen Scharen. Die sinkende Sonne bescheint ein blutiges Leichenfeld, über das Plünderer, Halsabschneider und Geier streifen, während immer noch die Hilferufe der Verwundeten gellen.

Ashoka trabt, hoch auf seinem Elefanten, über das Schlachtfeld. Manche seiner Getreuen sind zerfetzt; zerstampft, blutig geschändet.

Sein Antlitz ist gramzerfurcht. Denn dies alles ist sein Werk: Das, was hier und heute geschah, wird morgen „Geschichte" sein und übermorgen mit großen Worten in Liedern gepriesen werden. Und doch hat nur der Ehrgeiz eines einzigen ganze Völkerstämme in Tod und Vernichtung getrieben.

Nein, weder Sieg noch Ruhm vermögen die Seele zu heilen. Macht ist etwas Abscheuliches und Schuld eine berghohe Last. Dieser Mönch im orangeroten Gewand, Tissa, der von Buddha sprach, hat die Wahrheit gesprochen: „Von nichts bewegt zu werden, wäre das höchste Glück!"
Etwas ungemein Seltsames, wahrscheinlich nur in Indien Mögliches, geschieht: Auf der Höhe der Siege bricht Kaiser Ashoka den Feldzug ab, ja er gibt den Herren von Chota und den Dekhan-Drawidas das eroberte Land zurück und schließt Frieden. Schweigsam, ohne Triumph und Siegesfeiern, kehrt er in seine Hauptstadt Patalipura heim. Sein Verhältnis zum Leben hat sich grundlegend geändert. Für ein ganzes Jahr zieht er sich von allen Staatsgeschäften zurück, sucht Versenkung und Selbsterlösung, so wie Buddha sie verkündet hat. Der gewandelte Kaiser läßt den berühmten Mönch Tissa zu sich kommen, damit er ihn unterweise. Als das Jahr der Zurückgezogenheit vorüber ist, begibt sich Ashoka noch ein weiteres Jahr, als einfacher Büßer verkleidet, mit Tissa auf Wanderschaft. Er will ganz seinem selbstgewählten Meister Gautama Buddha nacheifern.
Dann endlich kehrt er auf den Thron zurück, und Tissa rezitiert nun lächelnd die Verse, die der Jünger Selo einst Buddha zur Antwort gab:
„Du bist der Wache, bist der Herr,
Hast überwunden Todesweh,
Hast überwunden Wunschgewalt:
Errettet – rettest andre du!"
Ein erneuerter Ashoka besteigt den Thron seiner Väter. Nun weiß er, daß die Welt nur durch Güte, durch Liebe und Achtung vor allem Leben für die Dauer verändert werden kann. Er, der einst begeisterter Jäger und Fleischesser war, schränkt das Jagdvergnügen seines Hofes aufs äußerste ein, ja er verbietet das Schlachten von Tieren, das unnötige Töten des Wildes.
Kein Leben vernichten, nichts mehr anrühren . . ., das ist die Lehre.
Für die beherrschten Völker aber heißt das Programm der kaiserlichen Regierung fortan: Friede, Aufbau, Reform des Strafrechts im Sinne der Menschlichkeit. Ashoka schafft Gesetze der Fürsorge für Alte, Kranke, Invaliden, baut Waisenhäuser, Hospitäler, Speisehäuser für die Armen. Den Gerichten untersagt er die Anwendung der Folter, die grausamen und blutigen Strafen; um Handel und Handwerk zum Blühen zu bringen, läßt er Straßen bauen, neue Märkte einrichten und fordert gerechte Verteilung der Erträgnisse an alle, die bei der Erzeugung von Gütern mitgewirkt haben.
Ashoka trägt nicht mehr die juwelenfunkelnden Kleider, nicht mehr die rubingeschmückte Stirnbinde und Pfauenfedern. Man sieht ihn nur noch im einfachen Mönchsgewand Buddhas.
Dem weisen Tissa gibt er den Auftrag, all die Pilger und Mönche, die bisher das Gedankengut des Erleuchteten durch die Jahrhunderte verbreitet haben, zum Konzil nach Patalipura zu rufen. Ihre Aufgabe wird es sein, unter Leitung Tissas die „Reden des Gautama Buddha" von legendärem Beiwerk zu reinigen und im „Pali-Kanon" niederzuschreiben. Denn aus dem „Hinayana" oder dem „kleinen Fahrzeug der Erlösung" ist im Laufe der Zeit durch Phantasten und Schwätzer, durch Priester der Brahmanen, die Drawidas der vielfältigen Landschaften „Mahayana"

– das „große Fahrzeug“ – geworden. Durch Tissa soll aus all dem tropisch wuchernden Beiwerk wieder die gereinigte Lehre hervorgehen.
Als dies geschehen ist und Kaiser Ashoka selber vielen Sitzungen des „Buddhistischen Konzils“ beigewohnt hat, entläßt er die Mönche mit feierlichen Worten:
„Nun aber, meine Brüder, gehet hin in alle Länder und lehret die Menschen die Lehre des Erhabenen Buddha, auf daß Friede und Barmherzigkeit, nicht aber Krieg und Macht die Welt beherrschen!“
Die Sendboten verbreiten sich über Indien, wandern über die Pässe hinüber ins geheimnisvolle Tibet. Auf Ceylon wirkt Tissa selbst und gründet die heilige Schule von Anaruda-Pura. Andere Mönche kommen nach Burma, wo am Irawadi Dutzende von Klöstern entstehen; sie verbreiten den Buddhismus in Thailand, China, Korea und Japan. Im Ägypten des Griechenkönigs Ptolemäos, im Reich Cyrene in Nordafrika, im Makedonien des Antigonos Gonatas tauchen ebenso buddhistische Missionare auf wie in Persien, Afghanistan oder Kleinasien. Bis an die fernen Stufen der Schulen von Athen schlägt die Woge der Erlösungslehre. Sie kündet Befreiung vom ewig sich drehenden Rad des Daseins durch den Geist.



Um 218 v. Chr.

Tod an der Großen Mauer

Mit gewaltigen Kraftanstrengungen des ganzen Volkes hatte Kaiser Shi-huang-ti eine neue Ordnung geschaffen. Das Reich der Chin war wieder aus vielen Teilen zur Einheit gefügt, Beamte waren eingesetzt, strenge Gesetze erlassen, und die Regeln des Zusammenlebens wurden durch eine ausgedehnte Geheimpolizei ständig überwacht. Jede Stadt und jeder Bezirk waren von Kreisleitern beaufsichtigt, denen Leiter von Ortsgruppen und Zellen unterstanden; selbst in jedem Hause oder Gehöft lebte ein auf die kaiserliche Regierung vereidigter Hauswart, der Widersetzlichkeiten oder abweichende Gedanken der Polizei meldete.
Vor allem aber hatte die ausgezeichnete Armee des Kaisers die Kräfte des Chaos gebändigt, die seit eh und je in Zeiten der Schwäche aus den ungeheuren Räumen Innerasiens ins chinesische Bauernland herüberdrängten. Endlich waren die Hunnenvölker besiegt und zurückgetrieben.

Doch nun sollte für alle Zeiten die Harmonie eines friedlich lebenden Chinas gefestigt und unangreifbar gemacht werden. Kaiser Shi-huang-ti und seine Ratgeber beschlossen ein unvorstellbares Werk: Pläne zum Bau einer großen Mauer wurden entworfen — einer Mauer, die nahe dem Meer im Nordosten beginnen und über hohe Gebirgskämme, durch Ebenen und über Ströme bis in die Hochgebirge zu den Quellflüssen des Hoang-Ho geführt werden sollte. Mehr als hundert Tagereisen lang war das riesige Bauwerk geplant; an den Flußübergängen, Pässen und Straßen sollten Festungen errichtet werden. Da aber für solch ein Unternehmen sogar die gewaltige Armee des Landes zu schwach war, befahl der Kaiser, Bauern, Handwerker und Bürger der Städte auszuheben, in langen Kolonnen in Marsch zu setzen und für den Bau der großen Mauer anzustellen.
Was im Palast des Kaisers Plan und Gedanke war, was von den weisen Mandarinen Shi-huang-tis als notwendiger Schutzwall gegen die mongolischen Reiterhorden erfunden wurde, das wandelte sich — wenn es als Befehl ins weite Land hinausging — in Schicksal für ungezählte Millionen. Wie Ameisenheere verließen die Menschen ihre altgewohnte Heimat, gaben Beruf und Familie auf und nahmen Abschied von ihrem bescheidenen Glück. Für die bedeutete die Arbeit an der großen Mauer das Ende der Freiheit und den Beginn der schrecklichsten Tyrannei.

Zehntausend feurige Augen glühen im Antlitz der Nacht. Zehntausend Lagerfeuer ziehen gleich flammenden Zeichnungen eines gefleckten Drachens über Hänge und Täler des Kalgangebirges hoch im Norden. Trübe flimmern ein paar verlorene Sterne aus grauem Gewölk. Der bleiche Mond schwimmt wie eine ferne Traumbarke am Himmel. Hier oben in den Kiefern- und Fichtenwäldern der Gebirge lebt das Ameisenvolk der Zwangsarbeiter in Erdhöhlen, ledernen Zelten und ärmlichen Hütten. Sinkt die erlösende Nacht hernieder, so sammeln sie sich um die prasselnden Lagerfeuer und kochen in Gemeinschaftskesseln die Hirse, die sie mit ausgegrabenen Wurzeln schmackhaft machen. In die Fetzen ihrer Mäntel, Felle und Schafpelze gehüllt, kauern sie im Kreise.
Leise beginnen Schneeflocken aus der Finsternis herabzusinken. Die letzten Gestirne verschwinden. Schweres Gewölk treibt über die Kämme des Kalgan, auf denen dunkel der Schattenriß des Erdwalles droht, als sei dem Gebirge der gezackte Kamm einer Riesenechse gewachsen.
Der junge, schmale Meng-Huan hustet und zieht frierend den durchlöcherten Schafpelz enger um sich. Während das schöne Fräulein Yü mit einem Holzlöffel im Kessel rührt, halten die ausgehungerten Kulis bereits gierig die Töpfe in den Händen. Von der Pferdetränke herüber stapft der Schmied Hsiang-Yü ans Feuer, ein baumlanger Mann von der Stärke eines Stieres. Er klopft dem kranken Meng-Huan aufmunternd auf den Rücken. Der Schmied ist so stark, daß er einen tausend Pfund schweren Dreifuß wie ein Marktgewicht hochheben kann. Gegen seine Freunde ist er gutmütig, aber seine Feinde fürchten ihn wie den Teufel.
„Kopf hoch, Meng-Huan!" tröstet er. „Alles geht vorüber; auch dein böser Husten und der eisige Winter!"
„Und wenn der Winter vorüber ist", klagt einer der Bauern im Dialekt des Südens, „kommt der heiße Sommer; und statt des Eiswindes fressen uns Staub und Glut!"

„Warum bist du immer so traurig, Meng-Huan?" fragt die schöne Yü. Sie ist die Geliebte des Schmiedes geworden, seit man sie aus einer Stadt zum Bau der Mauer geholt hat. An diesem Abend erzählt Meng-Huan zum erstenmal von seiner Heimat.

„Ihr Brüder", spricht er, von Hustenanfällen unterbrochen, „meine ehrwürdigen Vorfahren sind allesamt Perltaucher am Südlichen Meer gewesen, und auch ich übte diesen Beruf von Jugend an. Meine Ahnen liegen an einem Ort, der Tigerhügel genannt wird, in der Südprovinz Kuang-tung begraben."

„Wie alt bist du eigentlich, Meng-Huan?" will der Schmied wissen.

„Wenn ich das Frühjahr erlebe, zähle ich vierundzwanzig Mondjahre. Und vor zwei Jahren hat mich mein hochzuverehrender Vater mit einem Mädchen vermählt, das schön wie eine Apfelblüte im Mondlicht ist. Sie wird Meng-Chiang gerufen!"

„Hast du einen Sohn, Meng-Huan?" fragt die schöne Yü, aber der ehemalige Perltaucher schüttelt den Kopf.

„Nein, die Geister des Hauses waren mir bislang nicht günstig. Mein Stamm wird verdorrt sein, wenn ich sterbe. Als wir zwei Jahre vermählt waren, kamen die Polizisten des Kaisers und trieben alle Leute an der Küste zusammen. Sie sprachen: Im Norden soll eine zehntausend Meilen lange Mauer gebaut werden. Der Kaiser hat es so befohlen, damit nie wieder ein hunnisches Pferd chinesische Erde schände. Deshalb sollten wir alle nordwärts wandern, wo sich unsere Arbeitsplätze befanden." Meng-Huan seufzt tief und wendet die Augen zum grauschwarzen Himmel.

„Ach, wie waren wir glücklich in unserem Lande, wenn die Sonne rot aus den gelben Fluten emportauchte und die rosigen Flamingos wie Wolken über das graue Schilf hinzogen, wenn wir unsere Boote rüsteten, die Bastsegel setzten und singend hinauszogen in den Golf, wo die Muschelbänke liegen und die Fische mit der warmen Strömung hereinschwimmen, so daß unsere Netze prall gefüllt aus den grünen Tiefen heraufkamen! Die Sonne brannte auf den weißen Sand am Tigerhügel, und Palmen fächerten über unseren Gärten, in denen neben den flammenden Wedeln der Fuchsschwänze Süßmelonen, Mais und Gewürzschoten reiften; Pflaumen, Mandeln und Granatäpfeln hingen im Geäst ... Der Wind war lind und lau, wir trugen nur Lendenschürzen bei unserer Arbeit. Nun aber mußten wir fortziehen über endlose, staubige Wege in dies rauhe Gebirge des Nordens, um die Zehntausend-Meilen-Mauer des Kaisers zu bauen!"

„O Meng-Huan!" ruft ein Kuli aus dem Süden. „Mir ist es nicht anders ergangen. Ich war Bauer, besaß ein Dutzend stattlicher Schweine, zwei Wasserbüffel und sieben Acker besten Landes, Karpfen- und Ententeich, wie es sich gehört. Trotzdem mußte ich alles verlassen ..."

„Wie ging es weiter, Meng-Huan?" fragt der Schmied, während Yü die Teller nachfüllt.

„Meine junge Frau und ich lagen uns weinend in den Armen, doch die Soldaten rissen uns auseinander. Unter Schelten und Schlägen trieben sie uns ein halbes Jahr lang nordwärts. Als wir die Baustellen an der Mauer erreicht hatten, verteilten uns die Aufseher. Hier werke ich nun, der ich Sonne, Wärme und Meer brauche, im eisigen Bergland. Dieser wirbelnde Schnee wird mein Tod sein ..."

Zunächst schweigen alle in der Runde. Was soll man auch schon antworten? Gegen die Gewalt des Staates ist der einzelne machtlos.

Als das Feuerchen schon herunterzubrennen beginnt, greift einer der Kulis zur selbstgebauten Laute, deren Resonanzboden aus einer Schildkrötenschale besteht. Er stimmt jenes Lied an, das hunderttausend Kulis längs der Großen Mauer immer wieder in die Nacht hinaussingen.

„Ich tränke mein Pferd in den Pfützen
Zu Füßen der Großen Mauer ...
Grün, so grün ist das Gras an der Flüsse Ufer,
Und weit, so weit geht mein Herz auf den Straßen,
Die des Wanderers Fuß tritt, zurück in die Heimat.
Doch es geht nur in Fremde und Tod ..."

Die Jahre wehen über die Gebirge und Steppen des Nordens. Immer neue Arbeitermassen werden zum Bau herangetrieben, Zehntausende, ja Hunderttausende sterben in Einöden und Hochgebirgen an Kälte, Hitze, Überanstrengung, Hunger oder Heimweh. Die namenlosen Gräber häufen sich auf den Bergen und in den Tälern. Daneben aber wächst der turmhoch geschichtete Wall aus Erde, Steinen und Pfählen und kriecht langsam seiner vorgezeichneten Linie entlang.

Lange hat die getreue Frau Meng-Chiang am fernen Perlfluß auf die Rückkehr des Gatten gewartet. Erst nach Jahren erfährt sie von einem geflüchteten Kuli, daß Meng-Huan vor Jahr und Tag an einem Blutsturz gestorben sei und irgendwo im Kalgangebirge verscharrt liege.

Tagelang weint und klagt die Witwe. Tod in der Fremde, begraben zu werden fern von den Ahnen, ist schlimmer als alles. Die Pflicht einer liebenden Gattin ist es, dafür zu sorgen, daß die Gebeine des Mannes ins Ahnenbegräbnis am Perlfluß heimkehren. Nur mit einem kleinen Bündel und einem Bambusstock tritt sie die Wanderschaft der tausend Meilen an. Nach dem Weg braucht sie nicht zu fragen: Die endlosen Kolonnen neuausgehobener Zwangsarbeiter, die Ketten der Lastwagen ziehen alle den gleichen Pfad.

Bald kennt man sie auf allen Arbeitsstellen der Mauer: eine kleine, bescheidene Frau, die überall nach Meng-Huans Grab fragt. Aber wer weiß schon unter der Millionenmasse der Kulis, wo das Grab eines Arbeiters aus dem Süden liegt? Da entsinnt sich Frau Meng-Chiang, daß der Bote davon gesprochen habe, der Freund ihres Mannes sei ein riesiger Schmied gewesen. Nun fragt sie nach der Arbeitsstelle des Schmiedes Hsiang-Yü, und man weist sie zum richtigen Platz in den Kalganbergen.

Die alten Freunde Meng-Huans wissen nur noch, daß das Grab an einem Platz liegt, über den unterdessen die breite Sohle der Mauer hinzieht: klafterhoch und in der Krone so breit, daß zwei Kampfwagen darauf nebeneinanderfahren können. Die Legende, die sich um das leidvolle Schicksal des jungen Paares rankt, berichtet, daß eines Tages die Erde gebebt habe und lange Strecken der Mauer mit Felsbrocken, Palisadenwehr und Türmen eingestürzt seien. Als die Kulis anderntags den Schaden besahen, fanden sie das Grab Meng-Huans freigelegt und geöffnet.

Die getreue Frau Meng-Chiang konnte die Gebeine des Gatten liebevoll bergen und in die Heimat tragen.
Sie fand zurück zum Perlfluß, wo die Sonne über Palmen und Granatäpfeln glüht, wo die Flamingos über Schilfwäldern kreisen und die ehrenwerten Ahnen in ihren Gräbern am Tigerhügel darauf warteten, daß Meng-Huan in den Schoß der Familie heimkehre.



Um 200 v. Chr.

Die Geschichte der Dame „Schön"

Kaiser Süan-ti sitzt, von seinen Mandarinen umgeben, in steifer Seidenpracht auf dem Drachenthron und lauscht aufmerksam den Ausführungen seiner Ratgeber. Er ist noch jung, aber seinem hoheitsvollen, gebändigten Antlitz merkt man keinerlei Gefühlsregung an; er ist ganz Kaiser.
Kaiser von China zu sein ist eine beinah göttliche Aufgabe: Wer sie erfüllen will, ist kein Mensch mehr wie andere, sondern Vater der Völker und Bindeglied zwischen irdischer und himmlischer Kraft. Ein Kaiser von China lebt wie in einem Netz gefangen, in einem System ausgeklügelter Regeln. Er ist der Sklave einer Aufgabe, und jede Minute seines Lebens bestimmt die Etikette.
Ein Mandarin hohen Ranges, der als Zeichen seiner Würde den „geblümten Goldknopf" auf der schwarzen Kappe und das „Schild des silbernen Bergreihers" auf der Brust trägt, sagt zu Süan-ti: „Es handelt sich, erhabener Himmelssohn, um die Dame des kaiserlichen Haushaltes, die dazu auserlesen wird, der hunnischen Gesandtschaft in die Mongolei zu folgen, um die Gemahlin des Khans zu werden."
Auf einen Wink des Ministers tritt ein türkischer Sklave vor, sinkt in die Knie und hält ein Lacktablett hoch, auf dem ein Dutzend Medaillons mit aufgemalten Porträts junger Damen liegen. Diese Bildchen sind vom Hofmaler Mao angeblich naturgetreu angefertigt worden. Der Kaiser betrachtet sie. Er denkt an die Antrittsaudienz der Gesandten aus dem „Dämonenland". Als damals die krummbeinigen, schlitzäugigen Hunnen mit ihren faserigen Hängebärten, den groben Leinenröcken und Fellumhängen vor seinen Thron getreten waren, hatte Süan-ti im stillen das

Mädchen bedauert, das bestimmt werden würde, diesen Halbwilden in die dunklen Steppen und Wüsten des fernen Westens zu folgen.
Eines der Porträts zeigt ein unansehnliches, beinah häßliches Geschöpf. Soll dieses Mädchen hier gehen, wenn es sein mußte.
Süan-ti deutet auf das Medaillon. Sofort verneigt sich der Mandarin mit dem Goldknopf und spricht mit vor der Brust gekreuzten Händen:
„Eine gute Wahl, o Sohn des Himmels! Sie heißt Chao-Chün und wird sich über die Auszeichnung freuen!"
„Chao-Chün?" fragt der Kaiser. „Das bedeutet doch ‚Dame Schön'. Aber schön ist sie nicht!"
„Sie ist klug, Erhabener; klug wie zwei Mandarine. Man hat ihr eine erstklassige Erziehung angedeihen lassen; sie singt, tanzt, vermag mehr als zehntausend Schriftzeichen zu lesen und kennt die Werke der Klassiker. Man hat die Dame Schön in Politik, Wirtschaft und Musik unterwiesen — der Himmelssohn hat eine vortreffliche Wahl getroffen!"

Die Hauptstadt Chinas heißt um diese Zeit Chan-gan, was soviel wie „Stadt des ewigen Friedens" bedeutet. Der Kaiserpalast liegt an den Ufern eines klaren Bergsees. Er ist aus Kassiaholz gebaut, dessen Duft der Wind, der vom Weihofluß herüberweht, durch alle Räume treibt. Etwas abgesetzt von den Hauptgebäuden steht der kaiserliche Pavillon „für den Empfang der Engel", dessen Türschirme aus dem bunten Flaum der Eisvögel gewoben sind.
Hier wohnen die tausend Schönheiten des kaiserlichen Harems.
Es ist Brauch geworden, daß die hohen Adelsfamilien und die höchsten Beamten aus allen Provinzen Chinas ihre reizvollsten Töchter als Geschenke an den Kaiser senden. Daneben durchforschen besondere Beamte alle Provinzen nach den schönsten Mädchen, die ebenfalls nach Chan-gan entsandt werden. Von diesen allen gelangen nur die Ausgezeichnetsten in den kaiserlichen Harem.
Der Harem oder das Frauenhaus hat eine besondere politische Funktion.
Die dort lebenden jungen Damen erhalten eine hervorragende Erziehung, vor allem auch in Politik, klassischer Literatur und Kunsterziehung. Wenn sie nicht gerade zur Unterhaltung des Himmelssohnes dienen, werden sie als „Geschenke" — höchste Auszeichnungen für Provinzstatthalter, Vizekönige und entfernte Vasallenfürsten — in alle Himmelsrichtungen ausgesandt. Durch sie bindet der Kaiser die entfernten Gaue und Länder seiner Nachbarn politisch an China und bekommt zugleich getreue Agentinnen und politische Verbindungspersonen an den fremden Höfen.
Ein Schwarm jener winzigen schmetterlingsgleichen Vögel, die in den heißen Südprovinzen gefangen werden, bunt wie Papageien und mit hellen Stimmchen wie Nachtigallen, ist dem vergoldeten Bauer entflogen und schwirrt mit melodischem Gezwitscher durch den „Pavillon der Engel". Sie sind so zutraulich, daß sie in die weiten Seidenärmel der Hofdamen und Dienerinnen schlüpfen. Kichernd und sich der zudringlichen Vögelchen erwehrend, kauert eine Gruppe junger Mädchen auf einem erhöhten Podest hinter duftigen Gazeschleiern aus orangefarbenem Gewebe. Vor dem Alkoven thronen mit untergeschlagenen Beinen zwei Eunuchen, die zur

Wache des Frauenhauses gehören. In der Mitte des Raumes sitzen sich auf Polstern die „Dame Schön" und der Gelehrte Liu-Hiang gegenüber. Die Dame erhält Unterricht in Geschichte.
Manchmal seufzt der alte Weise, wenn er die bildschöne Schülerin betrachtet. Er weiß bereits, daß sie vom Kaiser ausgewählt worden ist, die Gemahlin des Hunnenkhans zu werden, und sie tut ihm schrecklich leid.
Chao-Chün oder „Dame Schön" ist nämlich ein traumhaft schönes Geschöpf, dabei von ausgezeichnetem Charakter und großer Bildung. Sie entstammt ganz einfachen Verhältnissen des Südens. Aber, wie sagt schon der große Kung-fu-tse? „Wo Bildung ist, gibt es keine Klassenunterschiede."
In den Anfangszeiten der Han-Dynastie waren Verordnungen erlassen worden, die es armen Eltern erlaubten, ihre Kinder zu verkaufen. Damit wurde die seit längerer Zeit bestehende Einrichtung der Privatsklaverei vom Staat anerkannt. Die armseligen Bauern und Kulis, die als einzigen Reichtum zahlreiche Kinder besaßen, machten davon gerne Gebrauch und verschacherten ihre zweit-, dritt- oder viertgeborenen Töchter an die Häuser wohlhabender Herren als Konkubinen, Tänzerinnen oder Mägde. Die „Dame Schön" war von einem der kaiserlichen Beamten entdeckt und gekauft worden, der sie als kleines Mädchen nach Chan-gan brachte, um sie in den kaiserlichen Harem einzuliefern.
Für die schöne Chao-Chün war das ein gewaltiger Aufstieg.
Ein einziges Mal hatte sie — hinter den Vorhängen des „Pavillons der Engel" verborgen — den kaiserlichen Herrn Süan-ti gesehen, und ihr achtzehnjähriges Herz hatte sich für ihn in Liebe entflammt. Sie schwärmte für den Mann, der ihr Gebieter war — aber sie bekam ihn nie wieder zu Gesicht.
Im „Pavillon der Engel" gab es Hunderte von Töchtern aus hohen Adels- und Beamtenfamilien, die über Geld, Beziehungen und Protektion verfügten. Der Kaiser bemühte sich niemals persönlich in seinen Harem. Er bevorzugte eine andere Methode der Auswahl. Sein Hofmaler Mao hatte den Auftrag, jede Insassin des Frauenhauses naturgetreu zu malen. An Hand dieser Bilder wählte der Kaiser gelegentlich seine Gefährtin.
Nun war es ein alteingeführter Brauch, daß die Damen den Maler mit Geld bestachen, damit er sie besonders reizvoll und schön darstelle. Die „Dame Schön" war aber zu stolz, um auf solche Weise die Gunst des kaiserlichen Herrn zu erschleichen, und Mao malte sie aus Bosheit so schlecht, daß ihr Bild wie das einer unansehnlichen, ältlichen Frau aussah.
Deshalb hatte Kaiser Süan-ti sie für die Fahrt ins Hunnenland ausgesucht.
Als ihr nun — zum Ende der Unterrichtsstunde — ihr alter Lehrer Liu-Hiang wie beiläufig den Entschluß des Himmelssohnes ankündigte, traf es sie wie ein Faustschlag. Röte schoß ihr in die porzellanfarbenen Wangen, und die dunklen Augen füllten sich mit Tränen. Doch sie war wohlerzogen und beugte sich gehorsam dem Willen des Kaisers.

Einige Tage später ist es soweit.
Gongs dröhnen. Der Mandarin des Palastes stößt den Stab mit dem Goldknopf auf den Steinboden, und wie hingemäht sinken die Höflinge in tiefe Verneigung.

Türkische Wachsoldaten in Schuppenpanzern, mit bizarren Helmen und krummen Schwertern senken die Hellebarden, als der Himmelssohn erscheint und würdevoll auf dem Drachenthron Platz nimmt.

Man hat den Gesandten der Hunnen für diese Abschiedsaudienz chinesische Seidenkleider geschenkt. Klein, gebückt, mit kurzen Reiterbeinen warten sie auf die vorher besprochenen Einzelheiten der Zeremonien. Sie blinzeln aus den beinah wimpernlosen Augenschlitzen neugierig zum Thron.

Wieder schlagen die Gongs an. Eunuchen des Palastes führen eine tiefverschleierte Gestalt in den Saal. Chao-Chün, die Schöne, ist in lang herabwallende Gewänder gehüllt, die kaum die Spitzen ihrer Purpurpantoffeln sehen lassen. Von der tellerartigen Mütze fallen Perlenschnüre so dicht, daß ihr Gesicht verborgen bleibt.

Der Führer der Hunnengesandtschaft tritt vor, und der Kaiser selbst beugt sich herab, um die Hand der „Dame Schön" in die grobe Faust des Hunnen zu legen.

Doch in diesem Augenblick geschieht etwas Schicksalhaftes, das von keinem Protokoll vorgesehen war. Anstatt bescheiden zurückzutreten und dem Hunnen zu folgen, schlägt die „Dame Schön" den Schleier zurück und nimmt die Perlenkappe ab, so daß sich ihre vollen pechschwarzen Flechten lösen. Mit flammenden Augen voller Hingabe blickt sie den Kaiser an.

Betroffen erkennt Süan-ti die unvergleichliche Schönheit dieses Mädchens, das wahre Juwel seines Harems, von dem er nichts wußte. Wie ein Blitz trifft ihn die Liebe.

Alle im Saal spüren, daß sich etwas Außergewöhnliches vollzieht.

Der Kaiser und die „Dame Schön" scheinen ihr ganzes Leben in einem einzigen langen Blick zusammenzudrängen. Kein Wort, keine Bewegung wagt die gespannte Stille im Saal zu stören. Sogar die Hunnen, welche die außergewöhnliche Schönheit Chao-Chüns erkannt haben, unterdrücken ihre Begeisterung und verstummen.

Da läßt Chao-Chün den Schleier wieder fallen, verhüllt ihr Antlitz hinter den Perlen, verneigt sich tief und verläßt, umgeben von den Gesandten und Dienerinnen, die Stufen des Thrones.

Kaiser Süan-ti sitz wie versteinert auf dem Drachenthron. Er weiß, daß er bei all seiner Macht nur ein Diener des Reiches ist und daß die Entscheidung bereits gefallen ist. Kaum aber hat der letzte Hunne die „Halle der Gnadenerweise" verlassen, befiehlt der Kaiser den bestechlichen Hofmaler Mao zu sich. Nach kurzer Gerichtssitzung wird der Ungetreue dem Henker übergeben und durch das Schwert enthauptet.

Die Strafe, die Mao trifft, rettet die „Dame Schön" nicht mehr vor ihrem Schicksal. Am folgeniden Tag besteigt sie, reich ausgestattet, begleitet von chinesischem und hunnischem Gefolge, die Tragsänfte, um tausend Meilen weit ins wilde Barbarenland zu reisen.

Die Legende berichtet, Kaiser Süan-ti habe sie ein Leben lang geliebt und ihr tausend Briefe geschrieben. Die „Dame Schön" gab Antwort, indem sie genaue politische Berichte lieferte. An der Seite des Hunnenkhans sorgte sie viele Jahrzehnte dafür, daß die wilden Reitervölker ihre Plünder- und Raubzüge nach China unterließen und das Bündnis einhielten.

Aber die chinesische Literatur, die sorgfältig alle alten Zeugnisse durch den Fleiß schreibkundiger Gelehrter aufbewahrt, weiß auch von den traurigen und sehnsuchtsvollen Versen zu berichten, die Chao-Chün aus mongolischen Jurten an ihren geliebten Kaiser gerichtet hat. Eines dieser Gedichte lautet:

„O Sonne du, o Mond dort oben,
Fern über China scheint ihr auch!
Will meinem Kaiser Treue halten . . .
Des Herzens Kummer an mir
Wie ungewasch'ner Kleider Falten.
In Schweigen ist gehüllt mein Sinnen,
Kein Flügel trägt mich — ach —von hinnen."



Um 190 v. Chr.

Raum und Zeit sind ohne Gnade

Das Unglück hatte damit begonnen, daß sich Yupanquis Geist verwirrte.

Seit vielen Monden zog die Horde, die sich selber „Tenochas" — Leute aus dem Norden — nannte, gewaltigen Gebirgstälern entlang, immer auf der Spur der Wildrudel. Eine Weile waren sie einem Flußlauf aufwärts gefolgt, der mit Balsaholz gesäumt war, dann wurden die Berge höher, die Urwälder verfilzter.

Yupanqui war ein guter Jäger, aber seit einiger Zeit hatte ein Dämon von ihm Besitz ergriffen. Er begann dem Medizinmann zu widersprechen und die Beschlüsse

am Ratsfeuer zu kritisieren. Wenn ihm der Häuptling seine Aufgabe bei der Jagd zuwies, drehte er sich um und pirschte allein. Dabei war seine Sippe so klein, daß es sogar die Lagerhunde wagten, sie anzubellen.
Sie lagerten angesichts eines himmelhohen Berges, dem der Medizinmann den Namen Citlal-tepetl – „Berg des Sternes" – gegeben hatte. Er sagte, was da oben so glitzere und gleiße, sei ein herabgefallenes Gestirn, das sich wie ein Kranz um den wolkenverhangenen Gipfel gelegt habe. Yupanqui hatte steif und fest behauptet, es sei nur Schnee und Eis. Er habe solches in den Gebirgen des Nordens zur Genüge gesehen.
Die Horde war sehr ärgerlich geworden. Ringsum standen feurige Fahnen und Rauchpilze über den Kegelspitzen der Berge, es war eine sehr seltsame Gegend. Der Medizinmann hatte Yupanqui höhnisch gefragt.
„Wenn du so klug bist, Yupanqui, dann glaubst du sicher auch nicht an die glühenden Götter, die dort oben mit Feuerbällen spielen?"
„Nein", erwiderte der Jäger. „Als ich der Spur eines Wapitis folgte, stieß ich auf einen Erdspalt, aus dem Rauch und Feuer quollen. Die Feuer auf den Bergen kommen aus dem Bauch der Erde – nichts sonst! Jedesmal, wenn die Mutter Erde in ihrem Bauch rülpst, stößt sie Flammen und Qualm hervor."
Ein böses Murren ging durch die Horde. Der Medizinmann zweifelte jetzt endgültig daran, daß Yupanqui ein guter Mensch sei. Er zeigte auf den in Hirschhäute eingenähten Leichnam eines alten Mannes, den die Horde vor kurzem im hohen Geäst eines Caoba-Baumes festgebunden hatte. Das tat man, damit die Nachtgeister es leichter hätten, die Seele des Verstorbenen abzuholen.
„Du scheinst ja viel zu wissen, Yupanqui. Hast du auch die Geister gesehen, die mit dem Alten dort oben davongeflogen sind?"
Da hatte Yupanqui seinen größten Fehler gemacht und laut gelacht. Er entgegnete, daß er noch niemals eine Seele habe fliegen sehen, obschon die Urwälder von Türkisvögel schwirrten. Was da oben im Baum hinge, sei nichts als ein Stück fauligen Fleisches.
Zuerst waren es die Weiber des Stammes gewesen, die anfingen, Steine gegen Yupanqui zu werfen. Dann wurden auch die Jäger zornig. Sie rissen schließlich das lederne Familienzelt Yupanquis nieder und hetzten ihn und die Seinen aus dem Lager.
Im Urwald fanden sie sich wieder: Yupanqui, seine Squaw Mama Oura und die beiden halbwüchsigen Söhne Tula und Manco. Gab es ein schlimmeres Schicksal auf dieser grausamen und gefahrvollen Welt, als ausgestoßen zu sein unter den Menschen? Zeit und Raum sind grenzenlos. Wie ziehendes Gewölk ohne Maß und Grenze treiben die Jahrhunderte über den amerikanischen Kontinent. Niemand ahnt etwas von den Erdteilen in Ost und West, die jenseits der grauen Ozeane liegen. Nie hat jemand von den Pyramiden Ägyptens, den Riesenstädten Mesopotamiens, den schillernden Königreichen Indiens oder den Palästen Chinas gehört. Nicht einmal von den Segelbooten mit Auslegern, die irgenwo an fernen südamerikanischen Küsten von hochgewachsenen, sonnenfarbenen Seewanderern gelegentlich gelandet werden, haben die seit Urtagen ziehenden Wilden eine Ahnung. Für sie gelten immer noch, wie vor zehntausend Jahren, die harten Ge-

setze der Urzeit: Stein und Knochensplitter bilden ihre Waffe, Holz, Leder, einfache Gewebe und ein wenig Töpferei sind ihre Errungenschaften. Von den fernen Kulturen, von Pflug und Rad, Töpferscheibe und Blasebalg, Ziegel, Metall, Glas haben sie keinen Schimmer. Pferde gibt es nicht auf dem Kontinent, und Rinder gelten nur als jagdbares Wild.

Diese Welt ist grausam wie das All: ohne Gnade und Mitleid. Die Natur entfesselt ihre Schneestürme und tropischen Gewitter, die Blizzards und brausenden Hochwasser; in den Wäldern kämpfen Jäger ihren lautlosen Kampf gegen Grisly-, Kodiakbär, Silberlöwe, Jaguar und Schlange; über die Prärien und Savannen des Nordens stampfen urtümliche Büffelherden, und in den Felsentälern heulen die Wölfe. Doch von allen Gefahren ist die größte und unerbittlichste: der Mensch, der Fremde, der mit List, Mordlust und Grausamkeit begabte Wilde einer anderen Horde.

Nur die Gemeinschaft schützt ein wenig, nur im Verband von Horde und Stamm findet der einzelne Sicherheit und Überlebenschance.

Yupanqui aber und seine Familie sind vom Lagerfeuer verwiesen — das bedeutet: sie sind verloren!

Trotzdem blieb Yupanqui starrsinnig.

„Laßt diese Narren ruhig der Mittagssonne entgegenziehen", sagte er zu den Seinen, „sie werden verbrennen, wenn es noch heißer wird. Mir hat geträumt, daß zur aufgehenden Sonne hin ein sehr wildreiches Land sei. Dort sah ich frische Quellwasser voller Fische und Wälder mit fruchttragenden Bäumen. Wir wandern dort hinüber."

Und Yupanqui deutet mit dem Speer ostwärts.

Nun wandern sie wieder. Sie sind in rohgegerbtes Leder gekleidet, tragen Lendenschürzen oder kurze Röcke. Über Yupanquis rotbraunes Gesicht, über Oberarme und Brust laufen gelbe und rote Linien, die er mit farbiger, mit Fett vermischter Erde aufgetragen hat. Im strähnigen Haar stecken Büschel von Vogelfedern, und um den Hals trägt er Ketten mit ausgeschliffenen Knochen und Zähnen. Bald hat sich die kleine Familie wieder ihr verlorenes Arbeitsgerät geschaffen: scharfe Steinmesser und Speerspitzen aus Knochensplittern oder geschliffenen Obsidianstücken. Mama Cura flicht aus Fasern Stricke und Netze zum Fischfang. Bald sind auch wieder Pelze von erlegten Tieren als Decken im Lager, die von Mama Cura und den Knaben durch ständiges Kauen der abgeschabten Felle zu weichem Leder gegerbt werden. Yupanqui aber ergänzt seinen Vorrat an Pfeilen, Speeren und feuergehärteten Hartholzstöcken. Denn Feuer verstehen sie sowohl durch Reiben von Holzstäben, wie durch Schlagen von Feuersteinen im Zunder anzufachen.

So entstehen ein Zelt und ein Haufen notwendiger Geräte. Sie trotten schon wieder schwer beladen durch das grüne Halbdunkel des Dschungels.

Dieses Land, das sie durchstreifen, wird später einmal Mexiko heißen. Es ist ein Land voll harter Widersprüche. Aus den schroffen, von wucherndem, dampfendem Dschungel bedeckten Küstengebirgen des Westens heraus kommt die kleine Familie der „Tenochas" zuerst in ein kahles, wasserarmes und den Stürmen des Hochlandes preisgegebenes Gebiet. Rings um diese Hochfläche ragen die Kegel der Vulkane. Der ewig wehende Wind wirbelt den Lehm empor, Trockenheit herrscht,

dann wieder prasseln sturzflutartige Regen herab und graben sich tiefe Klüfte in die Erde.
Harte Wochen liegen vor den Jägern. Das Hochland kennt nur die leuchterartigen Kakteen, Mesquitesträucher und Salbeibüsche. Yupanqui ernährt seine kleine Schar mit Eidechsen, Schlangen und Springmäusen.
Nach ermüdender Wanderung verändert sich das Land plötzlich. Schöne Föhrenwälder ziehen sich savannenartig an grünen Wiesen entlang, durch die sich sumpfige Bäche schlängeln. Im Zentrum der welligen Ebene stoßen die Kegel einiger Feuerberge bis zum Himmel empor, fischreiche Flußläufe mehren sich, und eines Morgens erkennt die Familie fern zu Füßen der Vulkane eine Kette von Seen und Lagunen.
Nun müssen sie Vorsicht üben; denn dieses wildreiche und schöne Land kann unmöglich menschenleer sein. In der Dämmerung pirscht sich Yupanqui näher an die spiegelnden Gewässer heran, verbirgt sich im Schilf, aus dem Entenschwärme, Türkisvögel, Reiher und Wildgänse aufschwirren.
Wirklich! Die Seeufer, ja sogar die sumpfigen Inseln sind bewohnt.
An den Ufern entlang ziehen kleine Felder mit Mais und Gemüse, der Späher sieht braunhäutige Menschen mit Lendentüchern bei der Arbeit. Sie ernten die Blätter der Agaven, die andere über Obsidianrechen hecheln, um die Fasern — offenbar für Gewebe und Seile — zu gewinnen. Auch der Saft scheint gesucht zu sein. Als es Nacht wird und die Fremden in ihre Adobehütten, die aus dem porösen Tuffstein geschichtet sind, heimkehren, schleicht sich Yupanqui näher und probiert den süßlichen Sirup aus einem Tongefäß. Er trinkt auch aus einer Kalebasse, die — aus einem hohlen Kürbis gebildet — stehengeblieben ist. Das Getränk (Pulque) hat gegoren, schmeckt scharf und warm. Später spürt Yupanqui, wie es ihm den Kopf leicht und die Beine schwer macht.
Nein, hier können sie nicht bleiben. Die Seelandschaft ist zu dicht besetzt mit Menschen. Das ist kein Gebiet für die Jagd.
So wandern sie weiter, immer quer durch das Hochland, bis es wieder gebirgig wird, Urwälder beginnen und die Hochfläche über schroffe Pässe hinabfällt.
Wochenlang folgt die Familie den immer zahlreicheren Wildrudeln. Die tropisch wuchernden Wälder spenden Früchte und Vogeleier, Kleingetier und Wurzeln. Endlich gelangen sie auf Wildpfaden in eine üppig sich dehnende Küstenebene. Die Luft ist tropisch, warm und feucht, schillernde Vogelschwärme kreischen im Geäst.
Aber nicht nur Wildpfade bieten sich an. Da sind ausgetrampelte Wege, die Spuren von Obsidianmessern zeigen, als ob Menschen sie angelegt hätten. Wieder geht die Familie mit größter Vorsicht voran; denn Yupanqui ist überzeugt, dem Wunderland seines Traumes ganz nahe zu sein: endlich eine Gegend, in der man vielleicht für längere Zeit die Zelte aufschlagen und in einem angenehmeren Klima leben kann.

Die Menschen, die in der heißen Küstenebene bereits in stadtähnlichen Siedlungen leben, nennen sich Olmeken. Das Wort kommt von „Olli" (= Gummi); denn ein Teil ihres Reichtums rührt von den Gummiplantagen her. Sie haben gelernt, den

Saft dieser Bäume zu ernten und daraus über Feuern ein hartes, elastisches Material zu gewinnen, das sie vor allem zur Erzeugung von Bällen verwenden. Ein „Tlachtli" genanntes Ballspiel ist ihr Nationalsport. Außerdem bringen sie Pech und Jade ein, schaffen sich aus Obsidiansplittern – einem glasharten Urgestein – vielerlei Werkzeuge und bauen Kakaobohnen, Mais und Fruchtbäume. Schokolade ist ihr Lieblingsgetränk. Die Städte sind meist aus Holz, Lehm und dem leicht zu bearbeitenden porösen Tuffgestein erbaut. Es gibt große Tempel- und Palastanlagen; seit alten Zeiten haben sie ihre berühmten Toten unter riesigen Begräbnishügeln bestattet und den Göttern Erdpyramiden mit Steinmänteln errichtet.

Solange die Olmeken zurückdenken können, wohnen sie in der Dschungelebene am Coatzacoalco-Fluß an der Golfküste. Nur noch ferne Legenden wissen davon zu erzählen, daß vor vielen tausend Jahren die ersten Horden ihrer Vorfahren hoch im Norden über eine zugefrorene Meerenge in den Kontinent eingewandert und in langsamer Wanderung den Felsengebirgen entlang nach dem Süden gekommen seien. Die ersten Siedlungen bestehen wohl schon seit beinah tausend Jahren.

Eines Tages spielen die olmekischen Jungmänner wieder im Hof des „Tlachtli-Tecpan" das beliebte Ballspiel. Der Ball muß zwischen zwei Parteien hin- und hergeschnellt werden, wobei man alle Körperteile mit Ausnahme der Hände verwenden darf. Da stürzen einige Bewaffnete auf den Platz und rufen: „Hört auf mit dem Spielen! Wir müssen den Wald durchstreifen! Die Wächter haben fremde Horden gesichtet! Zu den Waffen, Brüder!"

So laufen die Jünglinge zu den Plätzen, an denen sie ihre buntgefärbten Baumwollmäntel abgelegt haben, holen Speere und Obsidianschwerter, setzen die grellbemalten Schreckmasken aus Baumwolle und allerhand Farbsteinen auf. Dann folgen sie den Wächtern vor die Mauern der Stadt über die Felder und Gärten zum Urwald.

Yupanqui hat sich wie damals im Hochland von Anahuac wieder dicht an die Siedlung herangeschlichen. Er war beinah tödlich erschrocken, als aus dem Dschungel ein steinerner Kolossalkopf – übermannshoch, mit flacher Nase und dicken Lippen, ein wahres Scheusal – emportauchte. Dieses seltsame Denkmal haben sicherlich die Leute in der Stadt geschaffen; vielleicht ein Schutzgott – oder ihr Häuptling?

Das Steinhaupt ist schon stark überwuchert und mag lange nicht gestanden haben; vielleicht schon Jahrhunderte ...

Noch ganz benommen von diesem Eindruck kehrt Yupanqui zu seinem Lagerplatz zurück, kriecht in das Lederzelt auf der Lichtung und will eben anfangen zu erzählen, als ringsum die Hölle losbricht. Männer in bunten Mänteln, mit schrecklichen Masken stürmen speerschwingend aus dem Wald, umringen das Zelt und stoßen ein fürchterliches Gebrüll aus. Sie zerren die Gefangenen in ihren Kreis.

Yupanqui sieht, daß es Menschen eines fremden Stammes sind: sie haben Arme und Gesichter bizarr tätowiert, die Köpfe – offenbar schon in der Jugend – durch Einbandagieren abgeflacht und die Zähne an den schadhaften Stellen mit grüner Jade eingelegt und spitz zugefeilt. Sie schnattern in einer fremden Mundart, ge-

stikulieren wild mit den Sägeschwertern, an deren Hartholzschneiden Obsidiansplitter eingesetzt sind.
„Fremd, fremd!" schreien die Jünglinge der Olmeken. „Es sind Räuber und Banditen!"
Ein weiser Mann, vielleicht ein Priester, tritt vor. Er spricht einige Worte in Yupanquis Sprache. Ihm sagt der ertappte Jäger, daß er ein "Tenocha" — ein Nordmann — sei, den die Horde ausgestoßen habe.
„Tenocha!" schreien die aufgeregten Krieger. „Das sind die schlimmsten!"
Dann schwingen sie die Schwerter und hacken ohne langes Palaver den vier Menschen die Köpfe ab. Im Triumph kehren sie mit diesen Trophäen zur Stadt zurück. Dort übergeben sie ihre schaurige Beute eigens dafür ausgebildeten Kunsthandwerkern, welche die Haut abziehen und gerben. Die über dem Feuer getrockneten Kopfhäute werden dann kunstfertig mit Lehm ausgestopft. Sie sind zusammengeschrumpft und zeigen dennoch deutlich die menschlichen Züge. An den langen, schwarzen Haaren hängen die Sieger die Schrumpfköpfe in den Tempel einer Gottheit.
Alle sind mit dem Ablauf der Geschichte zufrieden. Nur der alte Priester, der über dem Kalender wacht, der in die Sterne schaut und dem Volk die Orakel weissagt, schüttelt bedenklich das Haupt.
„Einst wird kommen der Tag", spricht er, „da werden die Tenochas zu Tausenden aus dem Norden hereinbrechen. Sie werden Speere tragen und Schwerter haben, ihre Leiber werden mit Baumwollpanzern bedeckt sein und sie werden Jaguar und Adler auf den Köpfen tragen. Ihre Kriegerscharen werden die Städte der Olmeken, der Mixteken, Zapoteken und Tolteken überschwemmen. Am Ende werden nur noch Tenochas herrschen im Land der Wälder, Vulkane und Hochebenen. Doch dies wird erst in ferner Zeit geschehen . . ."
„Wenn es in fernen Tagen sein wird", antwortet ein junger Krieger, der bei der Jagd auf Yupanqui dabeigewesen ist, „dann ist es soviel, als würde es überhaupt nicht geschehen! Denn heute leben wir!"
Noch beinah zwölfhundert Jahre müssen vergehen, bevor der Ansturm der Aztekenstämme alle Völker Mexikos erzittern läßt. Dann werden die Männer aus dem Norden die Stadt der Tenochas: Tenochtitlan, im Herzen des Hochlandes gründen.



60 n. Chr.

Die Reise der zwei Zenturionen

Unten im Tal rauscht der Alltag Roms über das Forum und durch die engen Straßen. Auf den Palatinischen Hügeln sichern Militär und unauffällig als Diener und Beamte verkleidete Geheimpolizisten den Bezirk des großen Palastes. Dort lärmt und wogt eines der großen Gastmähler durch die Marmorhallen.

Kaiser Nero — mit schwarzgekraustem Haar und Mondgesicht — liegt träge, in seine goldgesäumte Purpurtoga gehüllt, auf dem Ruhebett. Die Kithara steht noch neben seinem Platz; denn der Göttliche hat seine Gäste soeben durch den Vortrag eines selbstgedichteten Liedes erfreut. Jetzt schleppen die Sklaven auf silbernen Platten die köstlichsten Speisen, Delikatessen aus allen Provinzen des Weltreichs, heran. Dazu wird aus goldenen Bechern Wein aus Spanien, Griechenland oder Kleinasien getrunken.

Der Kaiser liebt es, sich mit klugen und ausgezeichneten Männern zu umgeben. Sein ehemaliger Erzieher und nunmehriger Erster Minister, der Philosoph Seneca, genießt die Ehre, am Tisch des Imperators zu speisen.

Der noch junge Kaiser, der hochfliegende Gedanken hegt und sich seiner künstlerischen Neigungen rühmt, hört sich selber gerne reden. Er liebt es im Mittelpunkt zu stehen, und tritt gelegentlich auch als Sänger, Schauspieler oder Tänzer auf. Vor allem aber ist er sich seiner gottähnlichen Stellung bewußt.

Eben erklärt er, wie herrlich weit es die Römer gebracht haben, wie sie über alle Länder der Kulturwelt herrschen und daß es kaum noch etwas auf dieser Erde gebe, das zu erobern oder zu erforschen sich lohne.

„Man hat die natürlichen Grenzen erreicht", stellt Nero fest. „Unsere Grenzpfähle stehen am Ozean, am Rande der Wüsten, auf den Kämmen der Gebirge und

längs der großen Ströme. Was jenseits davon existiert, ist unserer Beachtung kaum wert."

Da begeht ein junger Zenturio, ein Hauptmann der Leibgarde namens Lucius Sempronius, der zum erstenmal eingeladen ist, eine große Unvorsichtigkeit. In einer Pause, während der Kaiser Atem holt und an einem Fasanenschenkel knabbert, ergreift er das Wort und sagt in die ehrfürchtige Stille ringsum: „Aber eines gilt immer noch! Was der Dichter Lucanus kürzlich schrieb: Es ist den Völkern versagt, deine Quelle, o Nil, zu schauen!"

Alle ringsum haben den Ausspruch vernommen, der Kaiser runzelt ärgerlich die Stirn. Um die Sache noch peinlicher zu machen, kommt dem Hauptmann sein ebenso junger Kamerad, Zenturio Tertius Gaber, zu Hilfe und ruft laut: „Selbst der große Julius Cäsar hat die Erfüllung seines Herzenswunsches nicht erlebt. Als er in Ägypten war, soll er gesagt haben: ‚Oh, ich wünschte zu ergründen das Rätsel des Stromes, den alle Zeiten verhüllten! Ich möchte die Wiege des Nil erforschen!'"

Jetzt fährt Nero entrüstet hoch. Er wirft das Fasanenbein wütend einem Sklaven an den Kopf und ruft mit rotem Gesicht: „Nichts ist den Römern unmöglich! Ich brauche nur zu befehlen!"

Der weise Seneca versucht abzulenken, indem er sachlich von den kühnen Expeditionen der jüngeren Vergangenheit spricht.

Er berichtet, wie Kaiser Augustus nach der vollständigen Eroberung Ägyptens ein Korps von hunderttausend Mann unter dem Tribunen Aelius Gallus bis zur Somalihalbinsel und ins Sagenland Punt ausgesandt habe; wie vor kaum zwanzig Jahren der römische Offizier Suetonius Paulinus über den Hohen Atlas in die Sandwüste Sahara vorgedrungen sei. Von Cornelius Balbus spricht er, der vor vierzig Jahren die geheimnisvolle Oase Siwah und die legendären Hochgebirge in der Wüste gesehen habe, und von der Expedition des Petronius nach Nubien, welche die Stadt Napata am Obernil erreicht hat.

Fahren nicht Römerschiffe von der Nilmündung durch den Nechokanal ins Rote Meer und längs der Küsten zum Südmeer, wo sie den Monsunwinden über die hohe See bis zur InselTaprobane (Ceylon) folgen?

Doch selbst der Hinweis auf die Legende, daß römische Reiter quer durch die Sahara zu einem mächtigen Stromtal (Niger) und an einen See (Tschad) vorgedrungen seien, wo schwarze Stämme sie gleich Göttern verehrt hätten, vermag den Unwillen Neros nicht mehr zu bändigen.

„Ich habe mich entschlossen", sagt Nero, „nun endlich die Nilquellen entdecken zu lassen und den Schleier vom dunklen Antlitz Afrikas zu ziehen."

Dann fällt sein drohender Blick auf die beiden unseligen Zenturionen, die sich vergeblich klein zu machen suchen.

„Ihr beide werdet mit euren Soldaten ausziehen und nicht eher zurückkehren, bis ihr den Ursprung des Nils gefunden habt — koste es, was es wolle!"

Das Gastmahl geht weiter. Später sendet Seneca den zwei Hauptleuten ein Wachstäfelchen zu, auf das er geschrieben hat, sie möchten ihn aufsuchen, bevor sie Rom verließen.

Am Tage darauf sitzen die beiden Zenturionen wie arme Sünder dem Ersten Minister Seneca gegenüber. Jetzt ist ihnen aufgegangen, in welch ungutes Abenteuer sie sich hineingeredet haben. Doch Seneca will den beiden jungen Leuten wohl. Er hat sie in seine Villa bestellt, um sie mit Ratschlägen zu versorgen.
„Es bleibt euch nichts anderes übrig", meint er, „als den Willen des Kaisers zu erfüllen. Da habt ihr euch eine schwere Last aufgeladen!"
Nun kommt der Gelehrte und ehemalige Erzieher in Seneca zum Vorschein. Er lehnt sich weit in die Polster zurück und beginnt zu sprechen.
„Alle Nachrichten über Innerafrika sind märchenhaft und verwirrend. Schon der griechische Sänger Homer fabelt von schwarzen Zwergvölkern, die er Pygmäen nennt. Er erzählt von ihrem Kampf mit den Kranichen inmitten eines Blumensumpfes. Auch wissen die ägyptischen Priester von einigen gescheiterten Expeditionen zu den Nilquellen zu sagen, daß Pharao Thutmosis III. und der persische Erobererkönig Kambyses Leute ausgesandt hätten, um die Herkunft des Nils zu erforschen. Aber alle sind in den Sümpfen, Urwäldern und wohl auch im Kampf mit den wilden Negerstämmen verschollen!"
Die zwei Offiziere seufzen tief. Lucius Sempronius ergreift schließlich das Wort.
„Ich habe mich bei einem griechischen Geographen erkundigt", sagt er. „Der Mann meinte, Nil und Indusstrom hingen zusammen, weil in beiden Krokodile und Flußpferde leben. Irgendwo im tiefen Süden wende sich der noch unentdeckte Kontinent, die ‚Terra Australis', scharf nach Osten, und der Nil folge dieser Biegung, bis er als Indus wiederauftauche!"
„Unbewiesenes Gerede!" wirft Seneca ein. „Allerdings findet man darüber sogar bei Aristoteles und Theophrast einige Andeutungen. Aber die Griechen haben überhaupt kühne Vorstellungen von der Welt. Es gibt sogar einige, die behaupten, die Erde sei eine Kugel. Der weise Platon schreibt von dem versunkenen Kontinent Atlantis, dessen Reste fern im Westozean lägen, und auch ich bin der Meinung, daß der Tag kommen wird, an dem kühne Seefahrer über das westliche Meer zu neuen Ufern segeln werden. Doch das alles nützt euch gar nichts, wenn ihr die Nilquellen suchen sollt."
„Das habe ich auch gesagt!" ruft Hauptmann Tertius Gaber. „Denn mir hat ein griechischer Geograph angedeutet, jener Strom, den Julius Maternus bei seiner Expedition durch die Sahara tief im Süden entdeckt haben soll (Niger), sei der nach Westen abgebogene Oberlauf des Nil. Also: nach Osten weisen die einen, nach Westen die anderen. Es bleibt uns nichts übrig, als dem Laufe des Stromes durch Ägypten und Nubien zu folgen, bis wir die Quellflüsse finden."
„Trotzdem", wendet Seneca freundlich ein, „solltet ihr euch über die Weltkarten orientieren, die vorliegen."
Der Gelehrte bringt Pergamentrollen herbei, die mit Zeichnungen bedeckt sind. Einige geben das Weltbild der Babylonier wieder: einen Kreis mit Babylon als Mittelpunkt, den umliegenden Ländern am Rande und sieben Sternzacken, auf denen die entfernteren Erdteile aufgezeichnet sind. Doch diese Karten haben nur noch historische Bedeutung.
Interessanter ist schon das Weltbild des Griechen Hekatios, das er vor einem halben Jahrtausend entworfen hat. Abermals sieht man auf einer Scheibe, die vom Welt-

ozean umflossen ist, die beiden Kontinente Europa und Asia aufgemalt. Die Gestalt des Mittelmeers ist ziemlich getreu in der Mitte, auch Italien und Griechenland entsprechen der wahren Gestalt. Afrika aber wird noch als Teil Asiens eingezeichnet, und der Nil verläuft geradewegs nach Süden. Das also kann keine Hilfe sein.
„Weswegen ich euch gerufen habe", fährt Seneca fort, „ist diese letzte Weltkarte. Sie wurde vor rund dreihundert Jahren im Museum zu Alexandria durch den Direktor der Universität, den Griechen Eratosthenes, entworfen und hat den Vorzug großer Genauigkeit. Denn man weiß, daß Eratosthenes von Alexandria bis hoch nach Oberägypten hinauffuhr, um eine Erdkreismessung vorzunehmen."
Seneca beugt sich mit den Zenturionen tief über die Karte.
„Hier haben wir eine bessere Vorstellung dessen, was euch erwartet. Der Nil verläuft weit in den Süden Afrikas. Die geheimnisvollen Nubierstädte Ptolemäis und Meroë sind eingezeichnet, und hier bemerkt ihr, daß sich der Nil im Oberlauf aus mehreren Quellflüssen zusammensetzt. Der eine kommt aus den Gebirgen Äthiopiens, wo ein See liegt; der andere aber entspringt aus einer Kette von Seen im Innern des Schwarzen Kontinents. Diesem westlichen Ursprung des Stromes müßt ihr folgen."
Lange noch sitzen sie mit heißen Köpfen beisammen. Der alte Gelehrte sagt ihnen alles, was man von den Ländern südlich von Nubien weiß: daß es dort Löwen, Elefanten, Leoparden und Riesenkrokodile gibt; daß dort pechschwarze Menschen unter glühender Sonne leben und gegen alle Fremden kriegerisch vorgehen. Er weiß von Fiebersümpfen, Mückenschwärmen, Menschenfressern und grausamen Gebräuchen zu berichten und endet schließlich mit der Legende vom „Mondgebirge", zu dessen Füßen große Seen liegen. Hier — so erzählt die Sage — hätten ägyptische Pharaonen vor undenklichen Zeiten wunderbare Wassertempel erbaut. Aus dem Bauch riesiger steinerner Götter entspränge der Nil — der Vater aller Gewässer.
Ziemlich bedrückt verlassen die Zenturionen den Weisen.
Die Reise nach Afrika liegt vor ihnen.
Zwei Jahre vernimmt Seneca nichts mehr von der Expedition der beiden Zenturionen und ihrer Truppe. Dann kehren sie nach Rom zurück, wo man sie bereits vergessen hat. Kaiser Nero interessiert sich längst für ganz andere Dinge. Er ist dabei, sich für die Olympischen Spiele in Griechenland vorzubereiten und einen neuen Riesenpalast — das „Goldene Haus" — zu erbauen. So empfängt Seneca, der nicht mehr wie früher in der Gunst Neros steht, die beiden Offiziere. Sie sind abgemagert, tief braungebrannt und offenbar krank. Als sie dem Minister berichtet haben, notiert dieser sachlich in sein Tagebuch:
„Ich habe Gelegenheit gehabt, den Bericht der beiden Zenturionen zu hören, die Kaiser Nero zu den Nilquellen entsandt hat. Wir kamen — so erzählten sie — zu gewaltigen Sümpfen, deren Ausdehnung selbst den dortigen Eingeborenen unbekannt war und die auch niemand ermitteln kann.
Die Wasserpflanzen sind dort so stark ineinander verfilzt, daß keiner die Gewässer durchqueren kann, weder zu Fuß noch mit dem Boot. Selbst wenn ein Kahn nur ebenso groß wäre, um einen Mann zu tragen, käme er in dem zähen Morast nicht vorwärts. In dieser Gegend erblickten wir zwei große Felsen, zwischen denen der Nil in großartiger Fülle hervorbrach. Ob dies nun ein Zufluß des Nil oder schon

seine Quelle ist, ob er hier nach einer Strecke unterirdischen Laufes nur erneut an die Oberfläche stößt — man muß auf jeden Fall annehmen, daß er aus den großen Seen entspringt, die jenseits der Felsbarriere im Süden Afrikas liegen sollen. Dafür spricht auch, daß er mit sehr großem Druck aus den Felsen hervorkommt.
Der Druck kann nur von einem sehr großen Wasserbecken stammen, das aus den ungeheuren Bergen und Urwäldern jener Gegend gespeist wird und in dem sich die Feuchtigkeit jenes schwülen Landes auffängt ..."
Rom nimmt keine Notiz von der Entdeckungsreise der beiden Zenturionen, es vergißt über anderen Wichtigkeiten den Nil und seine Quellen.
Innerafrika verschließt sich auch weiterhin hinter den Pforten der Wüsten, Steppen, Sümpfe und Urwälder. Keine Expeditionen rütteln mehr an seinen natürlichen Mauern, und die schon enthüllten Tatsachen werden von der Menschheit wieder vergessen.
Fast zwei Jahrtausende müssen vergehen, bis endlich ein Forscher seinen Fuß auf die Höhen am Victoriasee setzt und erkennt, daß hier in der ostafrikanischen Seenkette der wahre Ursprung des Nilstromes ist.



100 n. Chr.

Auf der Seidenstraße nach Westen

Drüben in den Hochgebirgen und Steppen am Nephrittor (Sinkiang, Zentralmongolei) schlägt das Dröhnen der Kaisertrommeln zum Himmel; der Staub wilder Reiterschlachten wolkt empor, und gewaltige Armeen wälzen sich kämpfend zum Lob-nor-Salzsee: nach Ostturkestan und in die Riesenebenen Mittelasiens. Das chinesische Heer nützt eine neue Erfindung seiner Alchimistenküchen im Kampf gegen die Bewohner der Steppen. Gelehrte Magier haben ein Pulver erfunden, das mit Rauch, Blitz und Donner abbrennt. Sie verstehen, diesem Zauberfeuer grüne, rote oder blaue Färbung zu geben und mit seiner Gewalt lange Pfeile aus Röhren abzuschießen. Wie feuerspeiende Drachen fahren diese Raketengeschosse gegen die heranwogenden Horden, verbreiten Schrecken und Verwirrung und senken sich zischend, krachend und funkensprühend in die auseinanderstiebenden Scharen der Hunnen.

In diesen großen Abwehrschlachten der Mongolei zeichnet sich auf chinsesischer Seite der Soldat Pan-Ch'ao so ungewöhnlich aus, daß er rasch zum Offizier befördert wird. Er darf das Brustschild mit dem aufgestickten Panther, später das Bärenschild und nach einer letzten Vernichtungsschlacht sogar den springenden Leoparden, das Abzeichen eines Generals, tragen.
Eine große Karriere hat ihren Anfang genommen.
Der schriftliche Bericht über Pan-Ch'aos Tüchtigkeit wird auch in der Hauptstadt Lo-yang am Hoang-Ho vom Han-Kaiser gelesen, und dieser setzt den Helden der Mongolenschlachten gnädig zum Statthalter über das neubefriedete Turkestan, weit im Westen Chinas, ein.
Der General geht tatkräftig ans Werk. Seine Truppen unterwerfen das ungeheure Gebiet zwischen den Gebirgen Karakorum, dem Altyn-tagh und dem Ektaimassiv. Er schickt Expeditionen zu den Pässen des Pamirplateaus, das auch „Dach der Welt" genannt wird, ins Kirgisenland und zum Balchaschsee. Seine Handelsmissionen gehen nach Baktrien, ins Partherreich und nach Indien.
Als echtem Chinesen sind ihm sogleich nach dem Ende der militärischen Operationen die friedlichen Beziehungen der Völker wichtiger als alles Machtdenken. In seinem Hauptlager am Lob-nor-See hat er durch die dauernd wandernden Mongolenstämme erfahren, daß südlich vom Lob-nor, um die Kaschgarwüste nördlich und südlich herum, alte Karawanenstraßen verlaufen, die einerseits nach Osten zielend durch das Nephrittor führen und in der alten chinesischen Hauptstadt Chan-gan enden, andererseits westwärts über die Gebirgspässe zu der Handelsstadt Samarkand, nach Buchara und Merw ins Persische ziehen. Man berichtet ihm, daß die Mongolenstämme über diese Wege seit alters ihre Handelsware sowohl aus China wie aus Persien beziehen. Da in den Zeiten, als die Hunnen noch die Chinesen um Tribute erpressen konnten, diese Zahlungen hauptsächlich in verschieden gefärbten Seidenballen geleistet wurden, haben die Hunnen viel Seide aus China nach Indien, Persien und in andere Länder weiterverschickt, um dafür Metallgegenstände, Gewürze, Zucker oder seltene Handelsware zu bekommen.
Nun, als Pan-Ch'ao Statthalter am Lob-nor geworden ist, sieht er selbst, daß gelegentlich hochbeladene Dakochsen, Kamele, Esel und sogar Pferdekarren durch die Steppenpiste holpern und daß Kaufleute unter bewaffnetem Schutz der „Seidenstraße" folgen.
Er interessiert sich sehr für alles, was die Händler, die weitgereisten Karawanenführer, von den Gegenden zu erzählen haben, denen sie zustreben. Oft erscheint der General in den Karawansereien im Kaschgarbogen und unterhält sich mit den Fahrensleuten.
Hier hört er zum erstenmal den Namen eines fernen, im Westen gelegenen Großreiches. Die Händler sprechen von dem Volk der Ta-tsin, der Yavana und vor allem der Ru-me-li, die von allen die mächtigsten sein sollen. Nein — dort gewesen ist keiner! Die Karawanen tragen ihre Ware nur von Markt zu Markt und kehren dann wieder um. Aber in Samarkand, in Balch oder Merw, wo schon einige Chinesen hingeraten sind, weiß man sehr viel über den großen Staat von Ru-me-li (Rom).
Eines Tages ist in Pan-Ch'ao ein Plan gereift. Er läßt seinen getreuen Adjutanten Kan-Ying zu sich kommen und weiht ihn ein.

„Warum sollen wir nur Zwischenhandel treiben?" sagt er. „Weshalb sollen mongolische, parthische oder indische Kaufleute den Hauptgewinn für unsere Seide, unsere Jade oder Lackmalereien erzielen? Ich werde eine stark bewaffnete Karawane auf der Seidenstraße aussenden. Diese soll diesmal den ganzen Weg bis zum Meer der Ta-tsin oder Ru-me-li zurücklegen. Die lästige Vermittlerrolle der Parther muß ausgeschaltet werden, und du, mein Freund, wirst diesen Handelszug leiten."
Kurze Zeit später bricht Kan-Ying mit zweihundert Kamelen, Daks und Reittieren nach Westen auf. Er führt alle Waren mit, die Chinas Märkte hervorbringen.
Die erste Station ist Kaschgar, dann folgt nach Überquerung einer schwierigen Gebirgsstrecke der Grenzumschlagplatz Balch am Oxusstrom. Hier pflegen für gewöhnlich die Parther die chinesischen Waren zu übernehmen und sodann auf eigenen Tragtieren nach Westen zu transportieren. Doch die Kamele Kan-Yings trotten nach wenigen Rasttagen weiter, die „Seidenstraße" entlang. Durch Umfrage auf den Märkten hat der kluge Chinese erfahren, daß außer Seide gutes Schmiedeeisen und kostbare Pelze die gesuchtesten Handelsartikel auf den römischen Märkten seien. Mit nicht unerheblichem Gewinn tauscht er daher in Balch seine Chinawaren Jade, Nephrit, Perlen und Purpur gegen Eisen und Pelze ein.
Der von zahllosen Saumtieren ausgetretene und auch von Zweiradkarren befahrene Pfad führt durch die wildromantische Landschaft Chorassan. Man überquert zerklüftete Gebirge, wüste Einöden, ausgetrocknete Flüsse und kommt über die Pässe eines fast baumlosen Berglandes. In der Perserstadt Merw — einer Palmenoase inmitten der Wüste — erholt sich die Karawane, bricht abermals auf und durchzieht, reichlich mit Wasserschläuchen versehen, die Wüstengegend von Luristan. Abermals steigen bizarre Felszacken empor, ein gelbrotblaues kahles Gebirge schiebt einen Damm vor die Straße. Beduinen in schwarzen Ziegenhaarzelten sagen, daß sich dort ein gewundener Paß durch die Schluchten ziehe, der „Alte Frau Enge" genannt wird.
Aber sogar hier in der strauch- und baumlosen Einsamkeit begegnet die Karawane Kan-Yings einer entgegenkommenden Reiterschar, in deren Gefolge Karren holpern, Jakochsen trotten und Kamele schwanken; es ist eine Handelsgesellschaft aus Mesopotamien, die nach Balch und von dort nach Indien strebt.
Über den Felsenpaß betreten sie das Zweistromland und kommen zur Stadt Seleukeia am Tigris. Sie sind dem Reich der Ta-tsin sehr nahe. Doch immer noch nicht verkaufen sie ihre Waren, sondern wandern zum nahen Euphratstrom hinüber, diesen aufwärts und gelangen endlich — von den immer zahlreicher werdenden Handelsfahrern eingewiesen — ans Meer, in die große und glanzvolle Hafenstadt Antiochia. Kan-Ying freilich notiert in seinem Reisebericht den Namen der Stadt etwas vereinfacht als „An-tu".
Dieses „An-tu" ist im Fernen Osten seit langem als legendärer Hauptaufnahmemarkt für chinesische Seide bekannt. Hier kaufen die Ru-me-li auch die Bahreinperlen, die ceylonesischen Taubenblutrubine, die indischen Saphire und das Gold von Baktrien. Was nicht per Schiff nach Alexandrien geht, läuft über die Handelswege in den Hafen von Antiochia, von wo aus es auf griechischen, römischen, spanischen oder phönizischen Ruderschiffen kreuz und quer im Mittelmeerraum verteilt wird.

Antiochia ist eine große, glänzende Stadt, die selbst den Chinesen, deren Städte in ganz Asien an überwältigender Pracht und Menschenfülle nicht ihresgleichen haben, Bewunderung abnötigt.

Die Gesandtschaft der Chinesen hat auf der weiten Reise durch die verschiedenartigsten Länder kaum Aufsehen erregt. Sie tut es auch hier nicht. Selbst die Hirten und Bauern längs der „Seidenstraße" sind den Anblick vorüberziehender Ausländer so sehr gewohnt, daß sie kein Aufhebens davon machen. Niemand nimmt hier am Hafen von den Seidengewändern, den schwarzen Satinkappen oder Purpurschuhen der Gelben Notiz; denn auf diesem Weltmarkt ist man mit der Erscheinung von braunhäutigen Indern, schwarzen Negersklaven, arabischen Scheichs, bärtigen, blauäugigen Kaukasiern und krummbeinigen Mongolen längst vertraut.

Kan-Ying scheut keine Mühe, um Nachrichten über das Reich der Ta-tsin zu sammeln. Mit einem Flußboot fährt er die Mündungsarme des rotbraunen Orontesflusses hinab zum eigentlichen Meerhafen Antiochias.

Er sieht die großen Drei- und Fünfruderer mit ihren stumpfen Masten und den riesigen, schrägen Rahsegeln an den Kais schaukeln, bemerkt, wie die flachgehenden Ruderschiffe stromauf bis zur Lände von Antiochia fahren und alle Waren der Mittelmeerwelt ausladen: Wein, Öl, Weizen, Waffen, Tuchballen. Er notiert, daß von Ägypten herüber Getreide, Porphyrstein, grüner Malachit von Sinai, Ammoniaksalze aus der Cyrenaika, Schwefel aus Sizilien, Glas und Bronze aus Süditalien, Tonwaren aus Griechenland, Wolle aus Gallien oder Ligurien ankommen.

Er bewundert die auch in China begehrten bunten Glasperlen aus ägyptischen Manufakturen, die durchsichtigen murrhinischen Gläser, er entdeckt den honigfarbenen Schmuck aus Bernstein, der ihm neu ist. In den Magazinen am Hafen stapelt sich Zedernholz aus dem Libanon, Asphalt vom Toten Meer, Purpur aus Tyrus und ein Schreibmaterial aus Kleinasien, das Pergament heißt.

Seine eigenen Waren sind sehr begehrt, jedoch macht er die Entdeckung, daß die Aufkäufer der Ru-me-li vor allem Luxuswaren wünschen: Rosenöl aus Schiras, Edelsteine, Jade, Nephrit und Seide. Was man ihm auf dem Markt zu Balch gesagt hat, daß die Römer ein tüchtiges und kampfkräftiges Volk seien und vor allem Eisenwaren bevorzugten, scheint nicht mehr ganz zu stimmen. Der Hang zu ausländischem Luxus überwiegt.

Dabei muß Kan-Ying feststellen, daß das einzige Material, das er als Gegenwert anzunehmen bereit wäre: Gold und Silber, im Reiche Ta-tsin sehr rar zu sein scheint. Was die Römer an anderen Waren anzubieten haben, besitzen die Chinesen selbst und in besserer Qualität. Kan-Ying verkauft nur gegen Goldmünzen oder Edelmetall in Barren.

In Gesprächen, die ein Dolmetscher vermittelt, stellt Kan-Ying fest, daß die Kaufleute in Antiochia recht wohl von der Existenz eines großen Ostreiches wissen. Nein — sie verwechseln China nicht mit Indien. Mit Indien unterhalten sie ja ständigen Schiffsverkehr über den Persischen Golf und durch das Rote Meer, auch kommen von dort Karawanen, die Persien durchqueren.

„China", sagt ein dicker Grieche, „ja, das kennen wir als das ‚Seidenland'. Seine Hauptstadt wird bei uns ‚Serica', das heißt ‚Seidenstadt', genannt. Unsere römischen

Herren reden davon, daß sie eines Tages aufbrechen werden, um Indien und das Seidenland zu erobern ..."
Darauf muß Kan-Ying nur lachen.
Sein Auftrag ist erfüllt. Er bereitet die Heimreise vor, die rascher vorangehen wird, weil es sich kaum lohnt, Waren der Ta-tsin mitzuführen. Goldsäcke sind leichter zu transportieren. Ein Jahr nachdem er den Lob-nor-See verlassen hat, trifft er samt Gefolge wieder in der Residenz des Generals Pan-Ch'ao ein. Er verfaßt dort einen ausführlichen Bericht, der nach Lo-yang an den Kaiserhof gesandt wird. Der Himmelssohn befiehlt, daß die Arbeit Kan-Yings samt Kartenskizzen den Reichsannalen einzufügen sei. Der Direkthandel mit den Ru-me-li von Ta-tsin soll fortan gepflegt werden, da er immerhin hohen Gewinn verspricht.
General Pan-Ch'ao bekommt als Auszeichnung für seinen Unternehmungsgeist ein Seidengewand mit dem Bild des Silberkranichs und den Hut mit dem Korallenknopf.
Die Seidenstraße blüht und gedeiht über lange Jahrhunderte.
Ein Dutzend Jahre nach der chinesischen Expedition nach Antiochia versucht ein ungemein kriegerischer Kaiser der Römer — Trajan, indem er mit einem riesigen Heer in Persien einfällt — die Seidenstraße in seine Hand zu bringen, ja vielleicht das ganze ehemalige Alexanderreich samt Indien und China zu erobern. Aber er wird vorzeitig von einem Fieber weggerafft. Seine Nachfolger geben den wahnwitzigen Plan auf.
Den Gegenbesuch veranlaßt ein Kaiser der Han-Dynastie. Er schickt ein Menschenalter später eine Armee aus, um zu erkunden, ob das Reich Ta-tsin erobert werden könne. Dieses Korps erreicht — nachdem es in der luristanischen Wüste vom Weg abgekommen ist — die Vorberge des Kaukasus.
Römische Chroniken sprechen von diesem Ereignis, und chinesische Geschichtsbücher erzählen, daß man die Grenzen des Ru-me-li-Reiches gesucht habe und daß dort ein Kaiser namens An-tu nu fu (Antoninus Pius) geherrscht habe.
Da aber gleichzeitig chinesische Dschunken von Kanton aus nach der Malakkahalbinsel und zum großen Weltumschlagplatz Ceylon segeln, wagen es einige von ihnen, den Wasserweg nach Westen zu befahren. Längst gibt es um diese Zeit ein „Seefahrt-Handbuch" für den Indischen Ozean, das genau angibt, wie man die Monsuntrift erreicht.
So kreuzen chinesische Dschunken im Roten Meer und — durch den Nechokanal fahrend — in Alexandrien auf. Bis zum Hafen von Syrakus auf Sizilien dringen gelbe Händler vor und bringen Seide, Jade und Perlen. Doch immer noch bleiben Antiochia und später auch Konstantinopel als Endpunkte der „Seidenstraße" die hauptsächlichsten Märkte für fernöstliche Waren.
Das späte Rom ruiniert seine Währung, die auf Edelmetall gebaut ist, indem es für Luxusgüter nach Osten hin ausblutet und nichts anderes dafür anzubieten hat als Goldmünzen und Silberbarren. So wird der Handel mit Ostasien eine der Ursachen für den wirtschaftlichen und damit auch politischen Verfall des Imperium Romanum oder des Reiches Ta-tsin, wie Pan-Ch'ao zu sagen pflegte.



Um 450 n. Chr.

Vom Schicksal der Dinge

Die Schicksalslinien der Weltgeschichte kommen oft von weither.
Da beginnt etwa in den Tagen, als Hannibal mit seinen Elefanten über die Alpenpässe gegen die Römer zog (218 v. Chr.), ein chinesischer Kaiser die Große Mauer zu bauen, um den ständigen Einfällen der Hunnen zu wehren. Doch sogar dieses Riesenwerk nützt nicht viel. Erst ein halbes Jahrtausend später, als sich die kraftvolle Han-Dynastie auf diesen riesigen Festungswall stützt und ihre Armeen mit Raketen und Feuerzauber in die Mongolei, ja bis Turkestan ausschickt, als gleichzeitig Klimaveränderungen in Nordsibirien und Übervölkerung im mongolischen Becken die Steppenvölker beunruhigen, geraten die Ereignisse in Bewegung.
Anstatt zum gewohnten Weg nach Osten, der durch die Mauer und die schlagkräftig gewordenen Heere der Chinesen versperrt ist, wendet sich das nun einsetzende Völkergeschiebe nach Westen. Im Jahre 375 n. Chr. erscheinen die ersten Hunnenhorden am Tor Europas, setzen die große Völkerwanderung in Gang und bringen das Römerreich zum Einsturz. Etwas später fallen die mongolischen Stämme — als „Weiße Hunnen" beschrieben — in Indien ein.
Es ist eine Grundwoge, die aus dem Osten emporsteigt und beinah die ganze Alte Welt durchläuft.
Aber nicht nur Menschen, auch Dinge haben ihren Schicksalspfad.
„Sunt lacrimae rerum!" sagte schon der römische Dichter Virgil. „Auch die Dinge haben ihre Tränen!"
Vieles von dem, was späteren Geschlechtern als selbstverständliches Beiwerk ihres Daseins erscheint, hat einen langen, abenteuerlichen Weg durch die Geschichte zurückgelegt. Drei solcher Schicksale sollen hier verfolgt werden: Papier, Pulver und Glasur.
Der Anfang geschah in China.
Bald nachdem Ts'ai Lun das Papier erfunden hatte, gab es fast in jeder Stadt Chinas Papierfabriken. Sogar bis in das entfernte Turkestan — also an die Ufer des Kaspisees und an die persischen Grenzen — drangen die Werkstätten vor. Zugleich kam die Kenntnis des neuen Materials nach Korea und Japan. Zu Füßen der persischen Grenzgebirge wurde der reiche Handelsplatz Samarkand durch chinesische Handwerker zur berühmten Papierstadt gemacht. Zwar drang der Handel mit Papier

längs der berühmten „Seidenstraße" in die westlichen Länder vor, aber das Geheimnis der Herstellung wurde streng gehütet.
Im 7. Jahrhundert brach nun die Erobererwoge des Islams über die Länder Persien, Chorasan und sogar über Turkestan herein. Chinesische Kriegsgefangene wurden von den Märkten Samarkand, Buchara und Balch in die Städte des Khalifenreiches nach Westen und Süden getrieben. Mit diesen Gefangenen wanderte die Papiermacherkunst. Schon um 800 gab es in Bagdad, der Stadt Harun al Raschids, mehrere Papierfabriken. Damaskus, Kairo und andere Plätze folgten.
Die Araber verbesserten sogar die Fabrikation durch die Erfindung der Stampfwerke, Mahlsteine, Schöpfformen aus Metalldrähten und durch das Einprägen der „Wasserzeichen". In Alexandria wurde das feinste „Vogelpapier" hergestellt, das den Gefallen der Khalifen und Kaiser von Byzanz fand.
Trotz des tödlichen Ringens zwischen Kreuz und Halbmond, Christentum und Islam, bestanden einige notwendige Handelsbeziehungen fort. Die Araber konnten noch keine schönen Münzen prägen und bezogen daher ihre Goldstücke aus den Prägeanstalten von Konstantinopel-Byzanz, während die byzantinischen Kaiserkanzleien gerne das „Vogelpapier" aus Alexandrien bezogen, das besser und billiger war als der bisher verwendete ägyptische Papyrus oder das Pergament. Aber wie fanatische Politiker schon sind, vermochten sie es nicht, friedlich zu handeln, sondern verbanden Geschäft mit Ideologie. Die christlichen Byzantiner prägten den mohammedanischen Khalifen von Damaskus versteckte Kreuzsymbole auf ihre Münzen, worauf die arabischen Papierfabriken als Wasserzeichen für die christlichen Brief- und Kanzleibogen Halbmonde oder Koransuren eindrückten. Die Folge war, daß Damaskus zu seiner ersten Münzprägeanstalt und Konstantinopel zu seinen Papierfabriken kam.
Unterdessen war die Kenntnis der Papierherstellung bis Marokko und schließlich nach dem maurischen Spanien gekommen. Um 1200 waren in Fez bereits 400 Papierwerkstätten in Gang. Europa bekam nun seine Papierwerkstätten über die beiden Tore, durch die der siegreiche Islam vordrang: über Spanien und über Sizilien. Im Jahre 1276 gibt es die erste in Festlandeuropa nachgewiesene Papierfabrik in der italienischen Stadt Fabriano bei Ancona. Auf dem gleichen Wege wanderte unterdessen die in China entwickelte Kunst des Holzschnitts und damit des Druckverfahrens nach Westen. Aber es bleibt das Verdienst des Mainzers Gutenberg, den Druck mit beweglichen, auswechselbaren Metallettern erfunden zu haben.
Ganz ähnlich erging es dem Schießpulver.
Schon in den Abwehrschlachten der Han-Dynastie haben die Chinesen explosive Pulvermischungen verwendet. Sie schossen Feuerpfeile in der Art von Raketen auf ihre Feinde. Da sie jedoch ein grundsätzlich friedliebendes Volk waren, wandten sie ihre Kenntnisse über Schieß-, Spreng- und Explosivpulver nicht an, um die Herstellung von Kanonen und Gewehren weiterzuentwickeln. Als die Hunnen verjagt waren, stellten sie Feuerwerkskörper für das Neujahrsfest, Raketen für Geburtstagsfeiern und „bengalisches" Feuer nach altindischen Rezepten für ihre Festlichkeiten her.
Doch auch hier waren die Geheimnisse auf der „Seidenstraße" westwärts gewandert. Von Turkestan gelangten sie nach Konstantinopel. Als im Jahre 678 die Araber die

Riesenstadt am Bosporus bestürmten, werden sie vor allem durch die „Wunderwaffe" des Erfinders Kallinikos abgewehrt, der mit dem „griechischen Feuer" eine schreckliche Wirkung erzielt. In den Chroniken, die von diesem unlöschbaren, aus Siphons und Rohren verschossenen Feuer sprechen, heißt es ausdrücklich, Kallinikos habe „chinesischen Schnee" verwendet, um seine Brandkörper fortzuschleudern. Dieser „Schnee aus China" bestand aus einer Mischung von Kalisalpeter, Kohle und Schwefel und war dem Schießpulver sehr eng verwandt.

Natürlich blieb die eigentlich chinesische Wunderwaffe auf die Dauer auch den Arabern nicht verborgen. Um das Jahr 1100 liest man in einem arabischen Alchimistenbuch folgende Anweisung:

„Baue ein aus Eisen geschmiedetes Rohr, dessen Durchmesser der Länge entspricht. Fülle es mit einer Mischung aus Schnee von China (10 Teile), Lindenkohle (2 Teile) und Schwefelblume (1½ Teile), vermenge alles gut und lege eine eiserne Kugel von 15 Pfund Gewicht darauf. Sie wird aus dem Rohr im Winkel von 45 Grad 300 Schritt weit fliegen ..."

Dieses Urgeschütz der Araber wird „Madfaa" genannt. Die Kreuzfahrer machen damit alsbald Bekanntschaft. Vielleicht kommt auch Kunde von der Zusammensetzung des wundersamen Pulvers nach dem Westen, denn um 1245 gibt es jedenfalls einen eifrigen Studenten der Naturwissenschaften an der Pariser Hochschule Sorbonne. Der junge Mann heißt Roger Bacon und experimentiert so ausdauernd mit Schießpulver, daß das halbe Zimmer in die Luft fliegt.

Bei der Belagerung von Baza bei Granada wenden marokkanische Mauren Schießpulver kriegerisch an. Um 1310 hört man in Europa zum erstenmal die Legende von dem Elsässer Mönch Berchthold Schwarz, der das Schießpulver erfunden hat, und 1370 weiß man von Kaiser Karl IV., daß er bereits ein so modernes Geschütz besessen haben soll, daß er in der Lage war, daraus pro Stunde drei Schuß abzufeuern. Das Zeitalter der Schußwaffen nimmt langsam seinen Anfang.

Wer um das Jahr 450 die großen chinesischen Städte Chan-gan oder Loyang besucht haben würde, hätte sicherlich die wunderbaren geschweiften Ziegeldächer der Palast- und Tempelbauten bewundert. Das Schönste an diesen reichprofilierten Ziegeln, den Dachreitern und Wasserspeiern war, daß sie nicht nur hart gebrannt, sondern mit einer glasartigen, bunt eingefärbten Schicht überzogen waren und in der Sonne glitzerten.

Die Chinesen haben damals zwar noch nicht das eigentliche weiße Porzellan aus der Kaolinerde erfunden — das würde noch gute zweihundert Jahre brauchen —, aber sie verstanden längst, in einem Lande des Tons und Lehms herrliche Erzeugnisse der keramischen Kunst herzustellen. Eine ihrer Entdeckungen war die Erzeugung der glasharten Bleiglasur gewesen, die — mit verschiedenen Mineralien eingefärbt — jene wunderhübschen Überzüge der Ziegel ergab. Die neue Technik des Glasierens wanderte natürlich auf den üblichen Handelswegen nach Korea, Japan oder Nordindien. Auch die türkischen Soldaten hatten aus eigener Anschauung erfahren, wie man solche Glasuren herstellte.

Die Türken, die eine Zeitlang die Rolle von Leibgarden bei den chinesischen Kaisern spielten, benahmen sich im Laufe der Zeit, wie sich alle Leibgarden in der Ge-

schichte benommen haben: Sie maßten sich immer mehr Rechte an und wollten am Ende selbst die Kaiser ein- und absetzen.
Das wiederum mißfiel den chinesischen Landesherren.
So kam es, daß die Turkstämme ans äußerste Ende des Riesenreiches verbannt wurden, das seit Pan-Ch'ao zu China dazugekommen war. Seither wurde diese Provinz „Turkestan" genannt. Neben einigen geretteten Schätzen und ihren rauhen Kriegergewohnheiten nahmen die Türken auch das Geheimnis der Ziegelglasur mit.
Wieder setzte ein Eroberungszug eine Völkerlawine in Bewegung. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts brach Dschingis-Khan mit seinen Mongolenheeren auf und walzte alles vor sich nieder. Das Herannahen der Mongolen gefiel den Turkstämmen so wenig, wie dereinst ihre Auffassung als Leibgarden den Chinesen angenehm gewesen war. Unter Führung eines Häuptlings namens Osman machten sie sich rechtzeitig aus dem Staube, überquerten die Grenzgebirge nach Persien und drangen in Kleinasien ein.
So ist es kein Zufall, daß in Bursa — nahe den Meerengen, in der frühesten Hauptstadt des Osmanischen Reiches — durch Türken ein Zentrum der Kunst entstand, glasierte Ziegel und schöne Farbtafeln aus glasartig überzogenem Ton herzustellen. Von den Türken übernahmen die syrischen Araber die Technik. Deshalb ist zum Beispiel die Omar-Moschee in Jerusalem oder die Vorhalle der Omajaden-Moschee zu Damaskus mit herrlich ornamentierten Glasurziegeln geschmückt.
Die neue Technik wanderte mit den Karawanen. In Kairo glänzt die Ibn-Tulun-Moschee in „Majolika"; in Tunesien galt alsbald der Bezirk um die Sidi-Okba-Moschee in Kairouan als Zentrale der Glasierkunst.
Paläste und Moscheen in Marokko erglühten im herrlichen Bursagrün oder im tiefen Damaskusblau der glasurierten Platten. Da Spanien aber in der Hand der Mauren war und in lebhafter Beziehung zu den Marokkanern stand, bekamen bald auch die Paläste und Moscheen, später auch die christlichen Kirchen Kuppeln aus „Majolika". Die Spanier, die längst nicht mehr ahnten, woher diese Technik kam, sprachen von „Azulejo".
Schließlich kam durch Spanier das Geheimnis nach Italien, wo die Handwerker von Faenza sich des Gewerbes annahmen. Europa lernte die Kunst der mit farbigem Bleiglas überzogenen Tonwaren als „Fayenzen" kennen.
Das Geheimnis der Porzellanherstellung, das die Chinesen inzwischen gefunden hatten und durch das sie ein Handelsmonopol für alle Welt erwarben, wurde besser gehütet. Noch im 17. Jahrhundert kauften europäische Höfe chinesisches Porzellan, indem sie es mit Gold aufwogen. Hier mußte erst 1720 der Alchimist und Goldmacher Böttcher zu Meißen in Sachsen die Entdeckung nachvollziehen und den Grund zur ersten Porzellanmanufaktur des Westens legen.
So haben auch die Dinge ihr Schicksal, ihre Wanderschaft und ihre lange Geschichte.



530 | Operation in der Wüste

Mit Zungenschnalzen und einigen Hieben der Lederpeitsche treibt Abd el Sadek sein weißes Hadedjinkamel den letzten Hang hinauf. Es hat gelbweiße Schaumflocken ums Maul — ein böses Zeichen bei einem edlen Rennkamel. Tagelang erträgt solch ein Tier den Durst, nun aber ist es beinah am Ende.

Welch eine Landschaft Schwarze und rote Steinbrocken bedecken die Flanken der schweigsamen, von Sonne und Glutwind zerrissenen Berge. Ringsum ragen wie urgewaltige Festungstürme die Stöcke ausgewitterter Gebirge. Je nachdem die Sonne auftrifft, je nach Gesteinsart flimmern die Felstafeln, Zacken und Klippen gelb, tintenblau oder purpurn. Zwischen diesen Blöcken ist nichts als der endlos von Horizont zu Horizont fliehende Sand, sind steinübersäte Weiten. Kein Wadi mit dürftigen distel- und dornbuschbestandenen Lehmbänken ist sichtbar.

Solch ein Wadi — ein gegrabenes Trockental — sucht Abd el Sadek.

Manchmal geschieht es nämlich, daß in der Wüste plötzliche Regengüsse niederstürzen, die in wildem Gewirbel die Wadis füllen und ausgraben. Schon Stunden später sind die rostbraunen Hochfluten in den Rissen und klaftertiefen Schluchten versickert. Aber an tiefer gelegenen Stellen eines Wadis tritt dann eine Quelle, ein Wasserloch, ein kleiner Tümpel zutage. Um ihn herum blüht die Wüste, trägt Salbei, Tamariskengebüsch, Narzissen und weniges, rasch verdorrendes Gras.

Hier in der Gegend der Sahel el Asir, südlich von Mekka, gibt es solch eine Wasserstelle, sogar eine große mit Dattelpalmen, Hibiskus, Jasmingebüsch, einigen Brotbäumen, Oliven und Stechpalmen. Seit uralten Zeiten ist an geeigneter Stelle das Wasserloch mit Feldsteinen ummauert, sind flache Treppen angelegt, die zur Treppe hinabführen.

Abd el Sadek ist von seinem Stamm, den Beni Koreisch, ausgeschickt, zu erkunden, ob das Becken und der abgedeckte Schacht genügend Wasser für die Herden und die mit ihnen ziehenden Menschen führen. Der Platz wird „Bir el Ashrab" — Brunnen des Trinkens — genannt.

Kaum hat das Hadedjin Sadeks den Höhenkamm erklommen, sieht er jenseits davon, eingebettet in flache Sanddünen und gesäumt von den zerfressenen rot-

braunen Lehmwänden des Hochlandes, das Wadi und Bir el Ashrab. Aber – was ist das?

Zu Hunderten drängen Kamele, Esel, Schafe und schwarze Ziegen zu den Tränken. Leute im gelb-rot gestreiften Burnus, Wüstenkrieger mit dick vermummten Häuptern, treiben die Tiere an. Weiber füllen ihre Ziegenschläuche am Brunnen, Kinder spielen im Schatten der Palmen. Nach der Farbe ihrer weiten Umhänge zu schließen, sind das Beni Murra: räuberische Burschen eines Stammes, der weit im Osten, in der roten Wüste „Rub el Chali" beheimatet ist.

„Verdammte Chaids!" schreit Abd el Sadek entrüstet. Doch schon haben die Wachen auf den Felstürmen über dem Wadi ihn gesehen. Sein Schattenriß hebt sich deutlich gegen die Sonne im Südwesten ab. Schreiend springen die Kerle auf, gestikulieren, machen den Stamm aufmerksam. Plötzlich sind auch Kamele und Pferde da, Reiter schwingen sich in die hohen Bocksättel, und die ersten jagen auf Abd el Sadek zu.

Er wirft sein weißes Hadedjin herum, gibt ihm die Peitsche und fliegt, von dem wiegenden, lang ausgreifenden Paßschritt des Kamels getragen, wie ein aufgestörter Vogel davon.

Ah, dort drüben am Horizont, wo in Scharlach und Tintenblau die Berge wie Zauberburgen zum brennenden Himmel starren, schiebt sich bereits die lange Schlange seines heranziehenden Stammes aus der Scharte des Passes: endlose Kamelherden, schwarze Ziegen, Pferde, hochaufgepackte Esel und das Gewimmel der Reiter. Noch einmal wirft der Späher einen zornigen Blick über die Schulter und verflucht die schwarzen Zelte der Beni Murra.

Arabien ist ein erbarmungsloses Land. Die einzige Gnade, die es kennt, heißt Wasser! Hier geht das Leben seit Jahrtausenden nach unerbittlichen Gesetzen dahin. Wer stark oder listig ist, besteht; wer schwach oder ungeschickt ist, geht unter. Nur im schützenden Verband einer Horde, eines Stammes vermag ein Mensch sich zu erhalten. Mit ihren Herden ziehen die Beni Koreisch und viele andere Stämme jahraus, jahrein über Tausende Meilen Wüste, verdorrte Gebirge, verbrannte Steppen. Alle Kunst des Scheichs besteht darin, zu wissen, wann und wo die Wasserstellen genügend lebenspendendes Naß für Herden und Menschen führen. Die Beni Koreisch haben keine festen Wohnsitze, wie einige glückliche Bewohner der großen Oasen. Für sie gilt das alte arabische Sprichwort: Wo ein Hauch von Wasser ist, wächst die Ghada (Zwergtamariske), wo die Ghada blüht, kann ein Kamel leben, und wo ein Kamel lebt, lebt auch der Mensch.

Denn das Kamel gibt Blut, Fleisch, Haut, Fell, Leder, Knochen, es gibt alles.

Grausam, schweigend seit Jahrtausenden, geht der Kampf um die Wasserstellen hin und her. Meist halten sich die Stämme an den altüberkommenen Kalender ihrer Weidefahrt und weichen einander aus. Aber gelegentlich bricht ein fremder Haufe aus der Regel, treibt seine Tiere an Wasserlöcher, die ihm nicht gehören, und nimmt den anderen das Lebenselement fort.

Als Abd el Sadek seine Beni Koreisch erreicht, wird er sogleich von aufgeregten Scharen umringt. Die Kamele mit den riesigen Sattelzelten, den weitausladenden Gestellen, die – mit Tüchern verhangen – die Kinder, die älteren Frauen oder die

Kranken verbergen, halten an, neugierige Köpfe erscheinen an den Spalten der Vorhänge.
„Beni Murra nehmen uns die Wasser des Bir el Ashrab!" ruft Abd el Sadek.
Die Herden lagern erschöpft, schon flackern winzige Feuerchen von getrocknetem Kamelmist auf. Weiber verteilen einige Schluck Wasser aus den Schläuchen, andere beginnen ein wenig zu kochen. Doch die Krieger beraten.
„Die Beni Murra sind verfluchte Chaids!" sagt der „Hanife" Omar, der eine Art Priester, Medizinmann und Weiser des Stammes ist. „Alle Chaids sind Ausgeburt der Dschehenna!" (Hölle.)
Dieser Ausspruch geht den Beni Koreisch gut ein. Sie selber zählen sich zu der größeren Stammesfamilie der „Chelbs", die in uralter Erbfeindschaft mit den „Chaids" leben.
Chelb bedeutet „Hunde". Die Stämme längs der Küste des Roten Meeres und im Norden Arabiens, die durch Handelsfahrer, Juden, Griechen, Perser und Ägypter ein weniges von höherer Kultur angenommen haben und weiter im Norden — in „Arabia peträa", sogar in den Grenzstädten des Römerreiches — leben, sind eben gute Haushunde im Vergleich zu den mehr südlich und östlich in den wildesten und grausamsten Wüstengegenden umherziehenden „Chaids". Denn „Chaid" heißt soviel wie „Wölfe". Die Beni Murra gelten als besonders ungebärdige, kriegerische und bösartige Räuber.
„Ich weiß, warum sie ihre Weidegebiete verlassen haben", spricht Scheich Ali. „Von Äthiopien herüber ist der ‚Löwe von Juda', der schwarze Kaiser, mit einem Heer in Arabia felix (Hadramaut) gelandet, um Mekka zu zerstören und die Chelb zu unterwerfen. Der Krieg der Elefanten tobt drüben in der Küstenebene. Jetzt aber zieht der schwarze Kaiser über die Gebirgspässe herüber und greift die Oasen an. Er hat sich mit den Chaids verbündet, die nun aus der Rub el Chali in unsere Weiden eingebrochen sind!"
Lange geht das Palaver unter den rasch aufgeschlagenen, filzigen Sonnensegeln, die aus langhaariger, schwarzer Ziegenwolle gewebt sind.
Aber es gibt keinen Ausweg: Der Stamm muß die Wasserstelle einnehmen, sonst ist er verloren. Und wehe den Beni Koreisch, wenn die verdammten Beni Murra das Wasser aufgebraucht haben sollten! Dann sind sie samt Herden und Reittieren dem sicheren Untergang ausgeliefert. Das nächste Wasserloch ist zwei Tagesmärsche entfernt in einem Wadi der Asirberge.
Als gegen Abend die Schatten der Felstürme länger werden und tiefblaue Zeichnungen in den gelben Sand malen, als der glutrote Sonnenball in unerhörter Pracht über den wolkenlosen, violett angehauchten Horizont in die nachtblauen Täler rollt, steigen die Beni Koreisch auf die Kamele und Rosse, nehmen die Schwerter und Speere zur Hand und traben auf Wadi Bir el Ashrab zu.
Die Herden der Murra sind abgezogen, aber die Teufel liegen im Hinterhalt. Es kommt zu einem wütenden, erbarmungslosen Reitergefecht in der rasch hereinbrechenden Dunkelheit. Dann entschwinden, stiebend und unter Hohnlachen, die letzten Beduinenkrieger mit wehenden Burnussen in der Nacht.
Es hat ein paar Tote gegeben. Dann finden sie Abd el Sadek, der von seinem Hadedjin gestürzt ist und schwer verwundet unter den Palmen liegt. Ein furchtbarer

Schwerthieb hat ihm am Oberschenkel eine klaffende Wunde beigebracht, aus der haltlos sein Lebensblut strömt.
„Der Hanife! Rasch, der Hanife!" schreien die Freunde Sadeks, die ihm notdürftig die Wunde abgebunden haben. „Sadek muß operiert werden!"
Sie betten ihn auf den Boden des Wadis neben Silberdisteln und Tamarisken, lassen ihn köstliches Quellwasser trinken und decken ihn mit Schafpelzen zu, weil es in der Wüste nachts empfindlich kalt wird.
Frauen sind herbeigeeilt, schüren Feuer aus Kamelmist und Tamariskenzweigen, setzen Wasser auf im Kessel. Alle umstehen den Verwundeten, dessen Leben an einem Faden zu hängen scheint.
„O Al-Lat, o Al-Lat!" ruft der arme Sadek in Schmerz und Angst, indem er den Stammesgott der Beni Koreisch beschwört. „Wenn ich am Leben bleibe, so will ich das Gelübde tun, zum heiligen Brunnen Zem-Zem und zur Kaaba nach Mekka zu pilgern, um dir ein Schaf zu schlachten!"
Der Markt von Mekka, auf dem die Stämme für gewöhnlich ihre Kamele, Schafe und sonstigen bescheidenen Produkte gegen die von griechischen, arabischen und jüdischen Händlern herangeführten Waren der Kulturwelt eintauschen, hat nämlich noch eine andere Funktion.
Hier ist der berühmteste Pilgerort Arabiens. Nach der Legende hat Gott Al-Lat vorzeiten einen schweren Stein (Meteorit) mit geheimnisvollen Schriftzeichen vom Himmel geworfen. Um diesen Stein ist ein riesiges viereckiges Zelt, ein „Kubus", wie die Griechen, oder eine „Kaaba", wie die Araber sagen, errichtet worden. Alle Stammesgötter haben in diesem Zelt ihren Sitz — aber Al-Lat ist der größte von allen. Dann gibt es in Mekka noch den Brunnen Zem-Zem, der damals — als Hagar mit ihrem und Scheich Abrahams Sohn Ismael durch die Wüste wanderte — vom Erzengel Gabriel entdeckt wurde, um den Stammvater aller Araber vor dem Verdursten zu retten.
Während also Abd el Sadek fromme Schwüre und Gebete von sich gibt, sind einige kundige Frauen mit Fackeln aufgebrochen, um in der Umgebung der kleinen Oase den Bau der großen Wüstenameisen zu suchen. Der Hanife hat in dem Kessel Kamelbutter flüssig gemacht, er schärft sein krummes Messer. Abd el Sadeck hat unterdessen eine schwärzliche Droge bekommen, die aus dem Saft des Mohnsamens hergestellt und Opium genannt wird. Langsam wird er schläfrig und döst halb bewußtlos vor sich hin.
Nun kommen die Frauen mit einer Kalebasse voller Riesenameisen zurück.
Vier kräftige Männer knien sich auf die Arme und Beine Sadeks. Sein verwundeter Oberschenkel ist freigemacht, ein Knabe wehrt mit einem Fell die Mücken und Fliegen ab, die um die Lichter schwirren. Zuerst säubert der Hanife die Wunde, schneidet mit dem ins kochende Fett getauchten Messer die Ränder glatt und gießt endlich sogar heißes Kamelfett über die stark blutende Wunde. Mit einem entsetzten Schrei fällt nun Abd el Sadek in völlige Bewußtlosigkeit.
Ein Beduine preßt die Wundränder zusammen, ein zweiter bringt die Ameisen, und der Hanife hält die Tiere an die Wundränder, in die sie ihre gewaltigen Kieferzangen schlagen. Kaum hat sich ein Tier festgebissen, wird sein Körper abgeknipst, und die Kieferklammer hält die Wunde zusammen. So entsteht eine erste, innere

Naht. Mit Dornen und eingefädeltem Schafdarm vernäht der Hanife sodann Haut und Fleisch.
Der halbtote Patient wird in die blutige Haut eines frisch geschlachteten Kamels gewickelt, was ihn erwärmt. Er wird zwischen zwei dampfende Pferde gelegt. Zwei Wochen bleiben die Beni Koreisch im Trockental am Bir el Ashrab. Die bösen „Chaids" haben doch nicht Zeit gehabt, mehr Wasser zu entnehmen, und ringsum im Wadi stehen Ghada, Buschtamariske und Disteln für die Esel.
Anfangs fiebert Abd el Sadek; doch schon nach wenigen Tagen beginnt er zu essen und sich zu erholen. Endlich versucht er aufzustehen. Der Fuß heilt gut, er ist auf dem Wege der Genesung, denn schon schwären die Ameisenköpfe aus, und die Wunde beginnt zu vernarben.
Als der Stamm endlich die schwarzen Zelte abbricht, die Gestelle mit den Vorhängen wieder auf die Kamele schnallt und die Herden zusammentreibt, tritt Abd el Sadek vor den Scheich und erbittet Urlaub. Der Stamm wird seinem gewohnten Wanderweg folgen: nordwärts bis zur Wüste Nefud und dann, wenn die Brunnen des Südens wieder Wasser haben, durch die Hochfläche zurück zur Sahel el Asir.
Sadek will sein Gelübde erfüllen und die heiligen Stätten Mekkas aufsuchen. Der Scheich gibt ihm zwei seiner Freunde mit, die ihm helfen, die Tiere für den Markt und das Opfer zu treiben.
Als sie aus den schroffen Pässen der Wüste hinabreiten und das Gewürfel der hochgebauten Häuser, die weiß, türkisblau und rosarot bemalten Karawansereien, die Menge der Pilger aus allen Stämmen sehen, brechen sie in Freudenschreie aus. Neben ihnen reiten einige Beni Murra in ihren rot und gelb gestreiften Umhängen und schwarzen Kopftüchern.
Angesichts der heiligen Stadt darf es jedoch keine Blutrache und keine Stammesstreitigkeiten geben. Schweigend reiten sie hintereinander in die Stadt. Hunderte von Bürgern, Wüstenleuten, Händlern, Beduinen schreien auf den weiten Plätzen, die den schwarzen Würfel der Kaaba umgeben. Sie recken lobpreisend die Arme gen Himmel.
„Al-Lat sei gepriesen!" rufen sie. „Der Krieg der Elefanten ist zu Ende! Al-Lat hat geholfen! Er sei gelobt in Ewigkeit!"
Dann erfahren sie, daß der schwarze Kaiser von Abessinien mit seinen Elefanten, Amharareitern und arabischen Hilfsvölkern in den Pässen der Küstengebirge von einer Pest heimgesucht worden ist und fluchtartig den Rückzug angetreten hat.
Da brechen auch Abd el Sadek und seine Gefährten in laute Kundgebungen aus.
„Al-Lat sei Ehre in der Höhe! Al-Lat hat geholfen!"
So reiten sie ein in das heilige Mekka.



Um 610

Baut den Kanal!

Als Kaiser Yang einige Jahre über das riesige China regiert und durch seine gewaltige Energie große Erfolge erzielt, ja sogar die Macht des Reiches über die Turkvölker des fernen Westens ausgedehnt hatte, ergriff ihn allmählich der Größenwahn. Er glaubte, einem „Himmelssohn" auf dem Thron eines Staates, der sich zu Recht „Das Reich der Mitte" nannte, müßten auch die Natur untertan und die Elemente dienstbar sein.
In seinem prunkvollen Hügelpalast über der am Hoang-Ho gelegenen Stadt Lo-yang berichtete man ihm von einer seltsamen Naturerscheinung: Nie zuvor hatte man so große und ausdauernde Nebelbänke erlebt, wie sie seit Wochen über der schönen Heimatprovinz des Kaisers, in Kuan-ling, lagen. Die Astrologen, Geomanten (Erdbeschwörer) und Zeichendeuter waren sich einig: Die Himmelszeichen bedeuteten, daß sich in den betroffenen Gegenden ein geheimer Rivale der Majestät aufhalte. Nur die sofortige Anwesenheit des Himmelssohnes könne Unheil abwenden.
Nachdenklich liegt Kaiser Yang in einem Pavillon des „Magnolienpalastes". Seine Lieblingssängerin singt ihm das „Lied vom Weidenbaum". In China ist es üblich geworden, um den Kunstgenuß vollkommen zu machen, stets mehrere Künste miteinander zu verbinden: kein Lied ohne Bild, keine Bildrolle ohne zugehöriges Gedicht.
So liegt auch der Himmelssohn gegenüber einem großen, auf Seidenpapier gemalten Tuschebild, das eine Flußlandschaft aus dem heimatlichen Kuan-ling zeigt: Nebelverhangene Weidenbäume neigen sich über still dahintreibende Wasser, hauchfein dämmern durch die Schwaden die Gipfel der Kegelberge, und zart sind die Schilfhütten eines Dorfes angedeutet. Da nach chinesischer Auffassung Mensch und Tier nur wie kleine Pinseltupfen in den riesigen Akkord von Himmel und Erde eingelagert sind, sieht man auch auf dem Rollbild nur ganz kleine Figürchen von Bauern mit Wasserbüffeln am Rande der Landschaft. Der Kaiser seufzt tief auf.
„Ach, wie sehne ich mich oft nach meiner Heimat, ins schöne Kuan-ling! Dort wandelte ich als junger Mensch durch die Auwälder, sprach mit Fischern und Bauern und saß nachdenklich am Strom. Ich wünschte, die Staatsgeschäfte ließen mir öfter Zeit, nach Kuan-ling zu kommen!"

Nun haben ihm seine Hofastrologen und Beschwörer der Erdkräfte geraten, wegen der Böses verheißenden Nebelbänke jene Provinzen aufzusuchen. Wie wäre es, wenn er aufbräche und Kuan-ling am Yang-tse-kiang besuchte?
Wiederum seufzt er schwer. Diese Reise ist anstrengend und dauert lang. Langwierig ist der Weg von Lo-yang stromab bis zur Stadt Hai-fong und dann über Hügel, Lößterrassen und Flüsse mit der kaiserlichen Pferdepost zum Yang-tse-kiang. Unangenehm sind die Übernachtungen in den zwar wohl ausgestatteten, aber doch fremden „Kangs", den Poststationen. Aber noch schwieriger, ja gefahrvoller wäre der Seeweg Hoang-Ho abwärts bis zum Meer, mit Dschunken um die sturmumtoste Küste der Halbinsel Schantung herum und immer dem Strand entlang bis zur Yang-tse-kiang-Mündung.
Diesen langen und hindernisreichen Pfad müssen auch die Handelsfahrer ziehen, die den Warenaustausch zwischen Nord und Süd betreiben.
„Schön, mögen sie es tun!" sagt Kaiser Yang zu seinen Mandarinen. „Nicht aber der Himmelssohn! Reicht mir ein Kartenbild!"
Ein Minister im resedafarbenen Seidenkleid mit dem aufgestickten Wappen des springenden Rosses und der vom Türkisknopf gekrönten Satinkappe beeilt sich, eine der Landkarten zu entrollen, die noch aus der Zeit des berühmten Kartographen P'ei Siu stammen. Solch eine auf seidenverstärktem Papier gemalte Landkarte zeigt ein riesiges Viereck, in das ein zweites Quadrat gezeichnet ist. Dieses Quadrat stellt das „Reich der Mitte" dar. Die restliche Welt liegt ringsum an den Rändern: Japan und Korea im Osten; Annam, Tongking, Burma und Indien im Süden; Persien, Europa im Westen und sibirische Länder im Norden. Mit ziemlicher Genauigkeit sind vor allem die Gebirge, Ströme, Städte und Landschaften Zentralchinas eingetragen.
„Hier!" sagt der Kaiser und deutet auf das Hoang-Ho-Knie bei Hai-fong. „Wenn man an dieser Stelle den Hoang-Ho mit dem Stromsystem des Yang-tse-kiang verbindet, einen Kanal erbaut, der breit genug ist, kaiserliche Dschunken zu tragen, so vermöchte ich bequem per Schiff und so oft ich es wünsche, in meine Heimat Kuan-ling zu reisen. Wir bauen den Kaiserkanal!"
Alle vorsichtigen Einwände der Mandarine über die ungeheuren Schwierigkeiten, welche Natur, Geographie und riesige Entfernung von mehr als 3000 Li (etwa 1500 km) gesetzt haben, wischt Kaiser Yang hinweg.
„Die alten Chroniken berichten von meinem Vorgänger Shi-huang-ti, der die Große Mauer gebaut hat. Ihm meldeten eines Tages die Weisen, daß eine Yang-tse-kiang-Überschwemmung bevorstehe, weil ein Erdbeben ein ganzes Gebirge ins Strombett geschoben habe. Was tat Shi-huang-ti? Er befahl, Berge und Erdmassen in kürzester Zeit zu durchstechen, und bändigte die Wasser. Auch ich werde Erde, Entfernung und Gewässer besiegen! Baut den Kanal!"
Bald darauf werden in allen Provinzen und Städten Chinas die Ausführungsbestimmungen angeschlagen und durch Ausrufer verkündet. In den entferntesten Dörfern erscheinen Polizeitruppen und heben Männer zwischen fünfzehn und fünfzig Jahren aus. Dschunkenflotten schaffen Kulimassen stromab nach Hai-fong. Wie zu den Zeiten Shi-huang-tis bedecken sich die Straßen Schansis, Honans und Schantungs mit endlosen Kolonnen wandernder Bauern. Die Männer tragen Spitzhacken,

Spaten und Körbe und sind, begleitet von Frauen, die für sie kochen, auf dem Wege zu den verschiedenen Baustellen.
Es gibt keine Maschinen, aber es gibt hunderttausend Arme. Eine Schaufel voller Lehm ist nichts. Wenn aber sechshunderttausend Menschen zwölfmal hunderttausend Arme regen, wenn sechshunderttausend Spatenstiche zugleich erfolgen und eine Million Lastträger in Körben den Lehm fortschaffen, so schreitet ein Werk rasch voran.
Der Befehl des Himmelssohnes bewirkt, daß Hügel und Ebenen zwischen Hoang-Ho und Yang-tse-kiang von menschlichen Ameisenheeren wimmeln. Sie keuchen hangauf und hangab. Wo sie keine Spaten haben, kratzen sie mit kleinen Grabbrettern die Erde fort. Ihre unübersehbaren Ketten schleppen tagaus und tagein die Lasten, sie wühlen sich durch Berge und Täler und ziehen die Rinne des befohlenen Kanalbettes. Ingenieure vermessen das Land, man setzt die Arbeit an hundert Baustellen gleichzeitig an.
Nicht genug mit diesem Aufgebot!
Andere Zehntausende bereiten unterdessen alles vor, damit am Tage der Vollendung eine der großen Stunde würdige Flotte bereitliegt. Auf den Werften von Lo-yang, Hai-fong, in Nanking und an der Mündung des Perlflusses werden zahllose Dschunken gebaut. Segelmacher flechten den feinen Bast, Seidenweber weben unablässig Prunktücher; Seiler, Schmiede und Maler sind nur noch im Auftrag des Hofes beschäftigt.
Nach kaum vierjähriger Bauzeit können die Mandarine dem Herrscher melden, daß der „Große Kaiserkanal" vollendet ist. Die Einweihungsfeierlichkeiten werden in nie erlebter Pracht vorbereitet.
Da Kaiser Yang in seinem Sommerpalast in Kuan-ling weilt, beginnt die Eröffnungsfahrt nahe der Yang-tse-kiang-Mündung. Die Bewohner des Stromtales haben für diesen Tag der Freude fünfzig Drachenboote gebaut, die auf Bambusrahen gespreizten Bastsegel mit Fratzen bemalt, die Galerien mit Geranien und Begonienkästen bestellt und die Rümpfe der Schiffe in grellen Lackfarben bemalt.
Diese Flottille der Freude stößt nahe der Nankinglände zu der kaiserlichen Flotte. Das Flaggschiff des Himmelssohnes trägt den glückverheißenden Namen „Das kleine Rote", obschon es das gewaltigste Schiffsungetüm ist, das China jemals erbaut hat. Es ragt mit seinen vielfachen Galeriedecks fünfundvierzig Fuß aus dem Wasser und ist zweitausend Fuß lang. Innen besitzt das Kaiserschiff mehrere prunkvolle Hallen und Audienzräume. Die Kajüten sind mit Gold, Jade und Türkis verziert. Die Kaiserin fährt auf einem ganz ähnlichen Schiff, das „Der fliegende gelbe Drache" heißt. Hinter diesen Riesendschunken fahren im kaiserlichen Kielwasser die neugebauten Schiffe der Provinzstatthalter. Sie sind „schwimmende Landschaften", denn die Vizekönige haben die Galerien nach dem Charakter ihrer Gaue ausgestaltet: mit lebenden Pflanzen, Blumengärten, sogar Tiergehegen und lieblichen Pavillons.
Hochwasserdämme und Uferstraßen sind von einer unübersehbaren Menschenmasse gesäumt. Sie jubeln, winken, schwenken bunte Tücher. An ihnen treibt Schiff um Schiff vorüber zum bekränzten „Kaiserhafen der Kanalmündung".
Wie ein Märchenbuch lesen sich allein die Namen der Dschunken: „Das flimmernde

Licht", „Der weiße Tiger", „Die sieben Sterne", „Karmesinroter Vogel", „Die fliegende Feder" oder der „Smaragdgrüne Pfau".
Im „Kaiserhafen" werden purpurne Hanfseile ausgebracht und von langen Kolonnen von Kulis übernommen. Diese Trossen fächern am Ende in zahllose Stricke auf. Vor jeden Strick legt sich ein Schlepper ins Zeug.
Unter schwermütigen Gesängen schreiten die Kulis rechts und links auf den Dammstraßen des „Kaiserkanals" dahin und ziehen Schiff um Schiff hinaus in das weite, flache Land. Ein Mandarin, der den Auftrag hat, die Ereignisse für die Chronik niederzuschreiben, notiert auf seine Rolle:
„Als die Flotte vorübergeglitten war, lagerten noch weithin die Wohlgerüche, die ihr wie ein Schweif nachfolgten. Der Lärm der Becken und Trommeln, Gesang und Pfeifen und die Jubelschreie des Volkes liefen wie ein sich entfernendes Gewitter die dunklen Wasser entlang zum Horizont . . ."
„Da seht, meine Mandarine!" ruft Kaiser Yang, der stolzgebläht auf einem purpurnen Ruhebett auf dem Mitteldeck seiner Prunkdschunke liegt. „Seht nur, was die Macht und der Wille des Himmelssohnes vermögen! Wir bezwingen Himmel und Erde, Wasser und Feuer: der blaue, der grüne, gelbe und rote Drache sind uns untertan!"
Der Minister, der alle Arbeiten geleitet und mit seinen Ingenieuren die Pläne ausgearbeitet hat, versinkt in unterwürfigem „Kotau", indem er sich flach zu Boden wirft.
„Erhabener!" spricht er. „Du hast die beiden größten Stromsysteme Chinas durch eine Wasserstraße vereinigt, die über 3000 Li durch reiches Bauernland, waldige Hügel und eingeschnittene Täler führt. Der Kanal überwindet alle Geländeunterschiede ohne Schleuse; alles haben wir durch Erdabtragung und Erdaufschüttung bewältigt. Dein Gedanke hat China verändert, der Handel wird diesem vor Stürmen und Piraten sicheren Wege nun folgen, und blühen werden die Städte in Nord und Süd!"
Die Flotte gleitet nun mit leicht geblähten Segeln an einem der riesigen Arbeitslager vorüber, wo noch die Laubhütten und Baracken der Kulis stehen und dichte Menschenmassen die Ufer säumen. Der sanfte Wind trägt ein Lied herüber, das die Bauern bei der Zwangsarbeit am Kanal gedichtet haben.

> „Wenn die sanften Lüfte des Frühlings wehen,
> Ist das ganze Land eifrig dabei, Seide zu schneiden;
> Satteltaschen für des Kaisers Reiter sollen daraus werden,
> Segel für die Drachenschiffe des Himmelssohnes sollen daraus werden . . .
> Alles geschieht, damit der eine in Lo-yang sich glücklich fühlt . . ."

In der Schwermut der Melodie klingt das hoffnungslose Aufbegehren der Unterdrückten und Ausgebeuteten, die zusehen müssen, wie alle Frucht ihrer Arbeit, wie ihr Leben nur dem einen gehört. Sie haben das Gefühl, daß sie ihr kleines Dasein verströmen müssen zur Erfüllung von Plänen, die offenbar nichts für das Glück der Bauern, der Arbeiter und Fischer bedeuten. Doch der Himmelssohn und seine Mandarine begreifen nichts davon. Sie meinen, daß alle großen Dinge dieser Welt nur durch Zwang und Rücksichtslosigkeit zu schaffen sind. Aber sie sehen nicht den Abgrund, der sich langsam zwischen Volk und Thron auftut.



622

Mohammeds Flucht aus Mekka

Der Prophet weilte zu Mekka in dem von Chadidja — einer reichen Kaufmannswitwe — geerbten Hause. Das war eines jener mehrstöckigen Gebäude mit Lagerhallen und Kamelställen im unteren Stock, wie sie zu Dutzenden in dem vornehmen Viertel oberhalb des zentralen Platzes nahe der Kaaba und des Brunnens Zem-Zem lagen.

Er saß zusammen mit zweien seiner eifrigsten Anhänger, dem hünenhaften Omar, der ein stadtbekannter Raufbold war, und Abu Bekr, einem mageren, unansehnlichen Händlertyp, an dem vor allem die weit vorgewölbte Stirn auffiel. Omar stopfte sich eine Handvoll Kuskus — das übliche Gericht aus Hirse, Hammelfleisch, Gewürzen und Wurzeln — in den Mund.

„Sie jagen uns raus", sagte Omar mit vollen Backen kauend. „Ich garantiere dir, Mohammed, sie ruhen nicht, bis der letzte Gläubige die Stadt verlassen hat! Schau dich nur um: überall findest du die verrammelten Haustüren deiner Anhänger. Sie sind fort, verschwunden in die Wüste, geflüchtet . . ."

„Und deshalb sollten wir auch nicht länger zögern!" fiel Abu Bekr ein. „Mich haben auf dem Wege in dein Haus wenigstens ein halbes Dutzend Koreisch angerempelt. Sie sind nun mal die Stärkeren!"

In diesem Augenblick kam der riesige Neger Bilal zur Tür hereingeschlichen, verneigte sich tief, gab aufgeregte Zeichen von sich und flüsterte mit überraschend zarter Stimme: „Fliehe, großer Prophet! Geh fort aus Mekka! Sie planen etwas wider dich. Im Hause deines eigenen Oheims Abu Lahab hocken die Häupter der Koreisch beisammen und beraten etwas gegen dich! Wenn ich richtig gehört habe, Herr, so werden sie dich heute nacht oder morgen in deinem Hause überfallen . . ."

Jetzt sprang Mohammed zornig von seinem Hocker, der mit Schaffell bezogen war. Er war ein kleiner, etwas dicklicher Mann. Die Augen waren stechend und blut-

unterlaufen, sie schossen Blitze. Denn Mohammed pflegte seine Wimpern mit Kohle und Antimon zu bemalen, auch träufelte er Belladonna in die Augen, um ihnen höheren Glanz zu geben. Den kurzen, aber kraftvollen Bart hatte er mit Henna feuerrot gefärbt. Er liebte die grellen und schreienden Farben, wie seine wallenden Kleider bewiesen. Wenn er — wie eben — tobte und schrie, riß er den Mund wie einen Abgrund auf, stotterte auch ein bißchen, und manchmal bekam er sogar Anfälle, die ihn mit Schaum vor dem Munde zu Boden warfen. Da er ein Prophet Allahs war, galt jede seiner Äußerungen als wichtig. Abu Bekr pflegte alles zu notieren. Diesmal hatte er nichts zur Hand als ein Stückchen Rötel und die Rückseite einer alten Bestelliste aus ägyptischem Papyrus. Gelegentlich, an den abendlichen Feuern zum Beispiel, hatte Abu Bekr schon das schneeweiße Schulterblatt eines aufgezehrten Schafes und ein Stückchen Kohle als Schreibmaterial benutzt.
Er mußte bereits eine stattliche Sammlung von „Suren" (Aussprüchen) Mohammeds angelegt haben.
„O Allah!" dachte Mohammed, der den eifrigen Abu Bekr schon wieder kritzeln sah. „Es ist nicht leicht, Prophet zu sein, jedes Wort muß man auf die Waagschale legen!"
Und er entsann sich eines Vorfalls, wie er eines Tages mit einer Schar seiner Jünger über den Kamelmarkt ging. Ein altes, häßliches Weib lief ihm nach und bat, daß der Prophet ein gutes Wort bei Allah einlege, damit sie ins Paradies käme. Da hatte sich Mohammed ärgerlich umgedreht, die alte Vettel kurz angeschaut und gesehen, wie klapperig sie war. Er aber liebte Frauenschönheit über alles.
„Alte Weiber kommen nicht in den Himmel!" hatte er zornig gerufen.
Und die Hexe begann schrill zu klagen. Da war dem Propheten — Allah sei Dank — rasch eingefallen, welche Wirkung diese Sure wohl auf die Betschwestern Mekkas und aller Welt haben müßte und wieviel Anhänger so etwas kosten konnte. Er fügte freundlich hinzu: ... „denn sie werden an den Pforten des Paradieses in schöne, junge Huris verwandelt!"
Abu Bekr hatte geschrieben.
Ein andermal war dieser Neger Bilal zu ihm gekommen, hatte sich beschwert, daß seine Herren ihn immer schlügen, weil er Mohammeds Glauben anhinge.
„Bist du fest im Glauben, Bilal?" hatte Mohammed gefragt, und der Neger bestätigte dies. Da fuhr der Prophet augenzwinkernd fort: „So widerrufe nur eifrig, wenn sie schlagen! Hauptsache ist, daß du glaubst!"
Diese verfluchten Dummköpfe bei den Koreisch, die nicht begriffen, daß die Tage der Vielgötterei und Götzendienerei auch in Arabien vorüber waren; die nicht einsahen, daß ihnen ein Gottgesandter erstanden war! Sie hatten nur Furcht, die Wüstenstämme könnten den Markt von Mekka meiden und ihre Waren anderswo verhandeln, wenn man endlich die zahlreichen Götzenfiguren aus der Kaaba würfe. Und dabei war der echte Glaube so einfach, daß ihn der letzte Kameltreiber oder Negersklave begreifen mußte: „Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet!"
Während Mohammed noch heftig gegen die Koreisch lästert und seinen beiden Freunden befiehlt, schon heute nacht Kamele, Vorräte und Waffen in jene verborgene Berghöhle zu schaffen, die er selber vor einiger Zeit entdeckt hat, beginnt

es in dem essenartigen Kamin zu rumoren. Dieser Kamin öffnet sich zur offenen Feuerstelle mit einem kupferbeschlagenen Schlund.
Klatschend rasseln allerhand ungute Dinge ins Haus. Der Kamin speit stinkende Eingeweide einer Ziege aus, Wolken von Ruß folgen nach. Vom flachen Dach ertönt das schallende Gelächter Abu Lahabs, den die Freunde an seiner Stimme genau erkennen.
Als sie über die Leiter zum Flachdach hasten, sehen sie nur noch, wie der Anführer ihrer Gegner hohnlachend an einem Strick die Mauer hinabhantelt. Auf der sonnendurchglühten Gasse steht ein brüllender Chor von Koreisch.
„Heute nacht", brüllt Mohammed wütend, „verlassen wir diese Stadt der Verfluchten!"
Abu Bekr verschwindet noch am Spätnachmittag zusammen mit seinem Anhang aus Mekka. Auch er verrammelt sein Haus, in der Hoffnung, einst wiederzukehren. Nur der bärenstarke Omar bleibt bei Mohammed. Man weiß, daß jeder Schritt des Propheten beobachtet wird. Deshalb kann er bei Tage nicht aus dem Haus. Sie müssen die Nacht abwarten . . .
Aber der Plan steht fest. Vor einiger Zeit war der Prophet kühn die elf Kamelreisetage bis in die nördlich von Mekka an der Handelsstraße gelegene Stadt Medina geritten, um auch dort seinen neuen Glauben an den einen und einzigen, unsichtbaren Gott zu predigen. In Medina war man freundlicher zu ihm gewesen als anderswo. Das kam auch daher, weil Medina immer schon mit Mekka als Markt rivalisierte und nun hoffte, durch Mohammed an die erste Stelle zu rücken. Seit der Austreibung der Juden unter Kaiser Hadrian — vor fünfhundert Jahren — waren auf dem Karawanenweg von Palästina herab auch zahlreiche Israeliten eingewandert und ansässig geworden. Diese weisen, mit Propheten reichlich gesegneten Juden freilich hatten Mohammeds Predigten nur mit Spott und Hohn beantwortet. Dafür aber waren die Häupter von zwölf angesehenen Familien zusammengetreten und hatten auf den neuen Propheten einen Eid der Blutsbrüderschaft geleistet.
Wenn demnach Mohammed und seine Anhänger nach Medina flüchteten, fanden sie dort Freundschaft und Hilfe.
Die Frage war nur, wie man den Koreisch entrinnen sollte!
Als die Sonne in einem Flammenmeer über den violettblauen Wüstengebirgen des Westens versinkt, warten Mohammed und Omar noch eine Stunde. Schon wollen sie sich aus dem Hause schleichen, als Geräusche deutlich werden und tappende Schritte im Hof und in den Lagerräumen gespenstern.
„Still! Die Koreisch sind da!" flüstert Omar. „Wir werden sie überlisten!"
Rasch teilt er seinen Plan dem Prophten mit. Sie nehmen ihre Plätze ein und warten, während schon ein halbes Dutzend dunkle Gestalten die hölzerne Treppe heraufschleichen.
Als Abu Lahab und seine Leute in das ihnen wohlbekannte Schlafgemach Mohammeds eindringen und sich über die in Kamelhaardecken gewickelte Gestalt in der Ecke werfen, müssen sie entdecken, daß sie nur aus zusammengerollten Schaffellen besteht. Zugleich schlägt der hünenhafte Omar Abu Lahab und zwei seiner Schergen mit der bloßen Faust nieder. Mohammed, der in einem finsteren

Winkel gestanden hat, rennt hervor und wirft den Feinden zwei Hände voll gemahlenen Pfeffer in die Augen.
Bis sich die allgemeine Verwirrung gelegt hat, sind die beiden Gesuchten aus dem Hause. Auf der nächtlichen Straße trommeln nur noch die Hufschläge der schnellen Rosse.
Mohammed und Omar erreichen ungefährdet die Höhle, wo sie sich mit den Freunden vereinen. Anderntags kann der Auszug nach Medina beginnen.
Dieser Tag, mit dem für mehr als tausend Jahre die Zeitrechnung der gesamten islamitischen Welt beginnt, ist nach dem christlichen Kalender der 20. Juni des Jahres 622.
Die Mohammedaner nennen ihn „Hedschra", das heißt „Auszug".
Damit fängt ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte an.



650

Taikwa- Die große Veränderung

„Dem erhabenen Boddhisata sei Dank", flüstert Prinz Yamashiro immer wieder, „wir sind nicht nur entronnen, wir sind vor allem auch davor bewahrt worden, Menschen zu töten und Gewalt zu gebrauchen . . ."
Die harten Gesichter der japanischen Ritter drücken nur steinerne Ablehnung aus. Sie umkrampfen mit zornigen Fäusten die von Haifischhaut und Seidenwicklungen umzogenen Griffe der blanken Schwerter, einige küssen verstohlen den bronzenen Talisman, der in jedem Schwertgriff steckt. Prinz Yamashiro und drei seiner Freunde sind die einzigen in der zusammengewürfelten Gesellschaft, die waffenlos am Feuer kauern.
„Sie haben zu früh und zu kampflos aufgegeben, Hoheit!" klagt Fürst Kamatari, der im schwarzseidenen Gewand eines Schintopriesters mit dem seltsam bizarren

Satinhut auf dem Haupt — so wie ihn der Überfall ereilt hat — geflüchtet ist. Er fährt fort: „Die Großfamilien der Omia und Soja haben lange gegen Sie und die Reformen intrigiert. Wir wußten um die Verschwörung und waren nicht vorbereitet!"
Graf Watanabe, der einzige im Kreis, der eine volle stählerne Rüstung trägt, schüttelt sein riesiges Schwert.
„Es war ja nicht anders zu erwarten, als daß die Häupter der ‚Alten Zeitpartei' losschlagen würden! Schließlich geht es für sie um die Erhaltung der Macht in den Gauen, um ihr ausbeuterisches Pachtsystem, um die Leibeigenschaft ihrer Bauern, um die Feudalherrschaft. Das alles war in Frage gestellt, seit Sie, Hoheit, das Ohr der Kaiserinwitwe Kogyoku gewonnen hatten . . ."
Der Prinz hört kaum auf die Worte seiner Gefolgsleute. Er ist noch ganz erschüttert von dem plötzlichen Überfall des Großadels, der ihn vor zwei Tagen in seinem Palast zu Nara überrascht hat. Als die tobenden Haufen Fürst Irukas bereits die Tore sprengten und das Schilfdach der großen Halle schon in Flammen stand, hatten ihn seine Getreuen mit Not gerettet. Sie waren ins Gebirge geflüchtet, und da saßen sie nun, die gepanzerten Scharen der Omia und Soja auf den Fersen.
Es geht gegen Morgen. Das Felsenversteck in den Nagojabergen ist kalt und feucht. Tief unten im ersten Glanz des Morgens leuchtet der Spiegel des Biwasees. Fischer ziehen in ihren Kähnen zum Fang aus, und Bauern wandern mit ihren Wasserbüffeln hinauf zu den Reisterrassen. Niemand ahnt, daß auf dem Höhenkamm, in den Bambusdickichten und unter den uralten Kiefern Prinz Yamashiro als Verfolgter kauert.
Plötzlich beginnt der Prinz von seinem verstorbenen Vater, dem Prinzen Schotoku-Tai-schi, zu sprechen.
Was war er für ein großer Mann im Staatsleben Japans gewesen!
Prinz Schotoku-Tai-schi hatte die Kommission des Priesters Tam-chi nach China, an den Kaiserhof von Lo-yang, geschickt. Tam-chi war Buddhist wie Schotoku und wie Yamashiro; denn lange schon ist die Lehre des Erhabenen über die Inselbrücke von Korea herüber durch Missionare auf die Insel getragen worden.
„China!" flüstert der Prinz. „Was danken wir ihm nicht alles: Tam-chi hat die Kunst der Papierherstellung, die Tuschebereitung und die Kultur des Teestrauches mitgebracht. Unschätzbar waren die Kenntnisse in Astronomie, Medizin und Kunst, die Handwerksfertigkeiten bei der Herstellung von Glasuren, Porzellan, Lackarbeiten; tausend andere Dinge, die man im Reich der Mitte längst aufs vollkommenste beherrscht hat!"
Während seine Gefolgsleute halb dösen, halb trotzig schweigend zuhören, ereifert sich Prinz Yamashiro.
Er spricht davon, wie durch die von seinem Vater Schotoku ausgesandte Studienkommission sogar die Methode des Reisanbaus verbessert wurde; wie sie die japanischen Bauern lehrte, die Furchen der Terrassen fortan in der Schichtlinie der Berge und nicht mehr in der Gefällinie anzulegen, weil sich die Regengüsse besser erhielten; er schwärmt von all den segensreichen Einrichtungen, die sein verewigter Vater nach chinesischem Vorbild geschaffen habe: wie er Schulen für den künftigen Beamtennachwuchs, Prüfungsordnungen, Rangstufen eingeführt, Lehrpläne aufgestellt habe, und wie er angeordnet habe, daß — wie im Reich der T'ang Kaiser

drüben — bessere Straßen, gute Häfen, aber auch Altersheime, Waisenanstalten und Krankenhäuser erbaut wurden.
„Gewaltig waren die Pläne Schotokus!" rief der Prinz nun von Schmerz erfüllt. „Wäre er am Leben geblieben, so bestünde heute ein anderes, erneuertes Japan! Zwei Grundsätze hat er mir immer wieder eingeprägt, als ich noch Knabe war: zum ersten die Forderung Meister Kung-fu-tses, daß alle Beziehungen und Tätigkeiten des Lebens in Regeln zu bringen seien, wie es die T'ang-Kaiser drüben in China nun vollendet haben; und zum zweiten: die Formung der Einzelpersönlichkeit und Bändigung der Gewalt durch den milden Einfluß der buddhistischen Religion!"
Jetzt nickt Fürst Kamatari, der Schintopriester, zustimmend.
„Für den Buddhismus konnte ich mich nicht erwärmen, Hoheit", sagt er, „er scheint mir zu unjapanisch, zu wenig vom Kampfgeist unserer Ahnen erfüllt. Aber Ihr heimgegangener Vater hat mich gewonnen, als er dieses Dekret erließ, das ich für alle Zeiten auswendig kann."
Er zitiert feierlich, und seine Augen leuchten:
„Aller Adel, Gouverneure und Gutsverwalter sollen nicht mehr das Volk mit Abgaben zugunsten ihrer Familien belegen. Das ist Ausbeutung der einen durch die anderen! In einem Volk darf es nur einen Fürsten geben: den Kaiser. Der Kaiser aber ist Japan. Er allein soll Steuern erheben für Japan. Er ist der einzige Herr aller Inseln. Und er allein soll Beamte und Verwalter einsetzen, indem er sie mit Würden belehnt. Würden jedoch werden durch Tüchtigkeit erworben, nicht nur durch Geburt!"
Die grimmigen Ritter nicken ringsum. Fürst Kamatari berührt nun sanft den Arm des jungen Prinzen, denn dieser scheint wie entrückt zu sein.
„Sehen Sie, Hoheit!" ruft er mit traurigem Unterton in der Stimme, „solche Verordnungen der Reform, solches an China orientiertes Verhalten hat die Omia und Soja und all die übrigen Geschlechter aufgerührt. Und weil Sie — nach dem Tode Ihres zum Ahnen gewordenen Vaters — das Werk fortzusetzen versuchten, sitzen Sie hier im tropfenden, nassen Bambuswald über dem Biwasee."
„Krieg hätte Ihr Vater führen müssen", wirft Graf Watanabe ein. „Macht und Prunk wären für die Omia und Soja vielleicht überzeugend gewesen — nicht aber Reformen! Und auch Sie, Prinz Yamashiro, hätten sich wehren müssen, als die großen Familien sich wider Sie verschworen!"
„Es ist noch nicht zu spät", fährt Fürst Kamatari fort. „Wenn sich Prinz Yamashiro übers Nagojagebirge rettet, das Volk aufruft, sich mit den mächtigen Fürstenfamilien der Nakatomi und Mononobe verbündet, kann er siegreich nach Nara zurückkehren und seine Feinde am Hof vernichten!"
Der Prinz hebt abwehrend die feingliedrigen Hände.
„Nein!" ruft er. „Das ist nicht der Geist Buddhas. Ich will ein Pilger auf dem ‚Butsu-to' — dem Weg zur Erlösung — bleiben: keine Gewalt, kein Blutvergießen, kein Bürgerkrieg, bei dem vielleicht Tausende von Schicksalen angerührt oder gar zerbrochen werden. Lieber selber leiden, als andere leiden lassen . . ."
Ein gerüsteter Krieger in dem mit seltsamen Flügelornamenten geschmückten Panzer und der bizarren Sturmhaube der Ritterschaft bricht sich mit seiner Bambuslanze Bahn.

„Alarm!" schreit er. „Auf der Straße von Nara herüber wehen die Banner der Omia und Soja! In einer Stunde werden sie durch die Bergwälder streifen!"
„Wir werden uns wehren!" zischt Fürst Kamatari. „Der Pfad nach Kyoto ist offen, dort habe ich massenhaft Freunde!"
„Wir werden uns nicht wehren", erwidert der Prinz, indem er sich hoheitsvoll erhebt. „Wir werden nur Abschied nehmen!"
Der Reihe nach umarmt er seine Getreuen, die ihn vergeblich zu überreden versuchen, den Kampf aufzunehmen. Prinz Yamashiro ist ein unerschütterlicher Anhänger des erhabenen Buddhas. Nur seine drei engsten Freunde, Buddhisten wie er, gehen mit ihm von dannen, als er sich abwendet.
Die Zurückgebliebenen wissen, was er vorhat: es ist die uralte Sitte des „Harakiri" – des ehrenvollen Selbstmordes. All diese grimmigen Ritter, Grafen und Kämpfer hängen zwar keineswegs Buddha an, aber sie sind an die Sitte des „Junshi" gebunden, die befiehlt, daß man den Führer, dem man Treue geschworen hat, nicht überlebt. Als der gewappnete Graf als erster den scharfen Dolch aus dem Gürtel zieht und damit das Zeichen dafür gibt, was zu tun sei, schließt sich als einziger Fürst Kamatari aus.
„Einer muß übrigbleiben", spricht er, „um Taikwa, die große Veränderung unseres Reiches, zu vollenden. Ich besitze das Ohr der Kaiserinwitwe und bin Erzieher des Kronprinzen Nakano Ohine. Ich also werde leben und die Sache zu Ende bringen!"
Die Ritter der weiten Runde nicken zustimmend.
Stunden später, als die Verfolger den Lagerplatz der Flüchtlinge finden, entdecken sie nur noch einen Berg von Leichen. Prinz Yamashiro und seine buddhistischen Freunde liegen tot an einem abgelegenen Platz im Bambuswald. Die Jagd ist zu Ende ...
Einige Jahre gehen dahin. Fürst Kamatari ist es gelungen, am Hofe zu Nara die Position eines Ersten Ministers und Erziehers des Kronprinzen zu erobern. Endlich weiß er sich stark genug für Rache und neuen Anfang.
Der Aufruhr bricht los, als Kaiserin Kogyoku in ihrem Palast eine koreanische Gesandtschaft empfängt. Zu dieser Feierlichkeit sind die Häupter aller Adelsfamilien geladen. Auf der einen Seite der rotlackierten Halle stehen die Soja mit Fürst Iruka an der Spitze, der Jäger des Prinzen Yamashiro. Hinter den Soja reihen sich ihre Freunde, die harten Omia. Sie blicken erstaunt, als sie alle übrigen Grafen, Fürsten, ja sogar die Ritterschaft im vollen Schmuck ihrer Schwerter bemerken. Hat man ihnen nicht an der Pforte des Palastes unter einem Vorwand alle Waffen abverlangt?!
Kaum hat die Kaiserin die Koreaner verabschiedet, als Fürst Kamatari ein Zeichen gibt. Wie der Blitz werfen sich die Jüngeren aus dem Gefolge des Kronprinzen mit blanken Schwertern auf die Soja und Omia. Vergeblich wehrt sich der bärenstarke Fürst Iruka, indem er seinen linken Arm mit dem Mantel umwickelt als Schild benützt. Einzig und allein ihm gelingt es, sich zwischen Dolchstößen und Schwerthieben schutzflehend zum Throne der Kaiserin zu retten. Röchelnd fordert Iruka Genugtuung – nicht etwa Gnade. Doch die Verschwörer schreien ihn mit ihren Anklagen nieder.

Und auch die Kaiserin, die Prinz Yamashiro geliebt hat, schützt ihn nicht. Schweigend verläßt sie, verstört und totenbleich, die Halle.
Das ist das Urteil für Fürst Iruka. Sie stoßen ihn nieder.
Am Abend und am folgenden Tag toben die Kämpfe gegen die Gefolgsleute der Soja und Omia durch die Stadt. Der Rest dieser Getreuen verschanzt sich in einem Palast und wird mit diesem zusammen verbrannt.
Als Folge dieses Ereignisses dankt die Kaiserinwitwe Kogyoku ab. Kronprinz Nakano Ohine besteigt den Thron. Er ist der Zögling Kamataris und bestätigt diesen in seinem Amt als Kanzler. Die große Veränderung der Reform — Taikwa — beherrscht nun das Inselreich. In den Trümmern, die das Gefolge der Soja und Omia begraben haben, ist mehr als nur eine aufsässige Meute von Adeligen untergegangen. Es war die alte Zeit, die geendet hat. Das Feudalsystem in seiner unerträglichen Form ist gestürzt, und aus Schutt und Totenfeld bahnt sich Japan einen Weg in die freiere Zukunft.



656 | Tod überm Koran

Glühend flirrt die grausame Sonne Arabiens über Medina. Die staubigen Straßen sind menschenleer. Kamele liegen wie gelbe Sandhügel wiederkäuend im Schatten der Lehmmauern, nur einige Esel stehen kopfhängerisch, reglos in der prallen Hitze.
Mittagsstille, Ruhezeit für das sonst so lebhafte Treiben auf den Märkten, in den Gewölben der engen Gassen, sogar in den schattigen Innenhöfen der Häuser und Karawansereien . . .
Einst lag das große Gehöft vor den Toren Medinas einsam, ein wenig abseits vom Getriebe. Es ist ein Menschenalter her, daß Mohammed der Prophet mit seinen Fluchtgefährten in der Stadt anlangte und daß sich ein Dutzend vornehmer Familien darum stritten, ihn zu beherbergen. Da hatte Mohammed die Entscheidung, weil er niemanden beleidigen wollte, seiner berühmten Kamelstute Al Kaswah überlassen. Das schneeweiße Tier war mit sicherem Schritt zu jenem Gehöft gelaufen, das heute Mittelpunkt des Islams und Wohnsitz des Nachfolgers — des „Khalifen" — ist.
Eine Siedlung von Wohngebäuden, schlichten, aus Steinen und Lehmmörtel zusammengefügten, beinah fensterlosen Würfeln, ist entstanden. Hier liegt auch

die erste, ganz einfache Moschee, das Versammlungs- und Gebetshaus der Gläubigen.
Während nun alle Bewohner von Medina in der mittäglichen Glut zu ruhen scheinen, kauert einzig Khalif Othman vor der Mekka-Kibla in der Moschee. Er betet, ringt mit Gott — mit Allah —, setzt sich mit dem Ewigen auseinander . . .
Khalif Othman, der Schwiegersohn Mohammeds und Mitglied der mächtigen Koreisch-Familie der Umaijaden, ist der dritte Nachfolger des Propheten. Abu Bekr, der bald nach Mohammed starb, und der riesige Omar, den ein Mörder mit dem Dolch gefällt hatte, gingen ihm voraus.
Der Gebetsteppich ist vor der Nische der „Kibla", welche die Richtung zur Kaaba von Mekka angibt, so ausgebreitet, daß die eingewebten sieben Stufen nach vorne weisen. Bewußt hat der Weber in der Umrandung einige kleine Fehler des Musters zugelassen, „denn es ist einzig Allahs Vorrecht, vollkommen zu sein". Der Khalif ist in tiefen Gedanken.
Wie ein Feuersturm ist der Islam aus den arabischen Einöden in die Welt hinausgefahren. Die Heere Mohammeds stehen zwanzig Jahre nach seinem Tod schon tief in Persien, ja in Turkestan und Chorasan; sie haben Syrien und die östlichen Provinzen des Byzantinerreiches, Ägypten, Teile Nordafrikas überrannt. Siegreich flattern die Banner in den Städten und Ländern der angrenzenden Kulturwelt. Und doch sieht es so aus, als brenne da und dort die Lohe schon niedriger, als erhebe sich aus der alles verzehrenden Flamme des neuen Glaubens wieder die menschliche Schwäche: Eifersucht, Habgier, Hochmut und Narrheit; Streit um die Vormacht zerreißt die führenden Familien, die Stämme, die Heeresabteilungen, die Völker und Rassen. Othman hat Warnungen, aufregende Nachrichten von den Kampffronten bekommen. Hingegeben murmelt er, indem er sich auf dem Teppich rhythmisch verneigt, die hundertste „Sure":
„Bei den schnaubenden Rossen, die donnernd dahineilen
Und mit ihren Hufen Funken aus dem Gestein schlagen
Bei denen, die in der Morgenfrühe auf den Feind einstürmen
Und dabei Staubwolken aufwirbeln und
Die feindlichen Haufen durchbrechen . . .
Wahrlich, der Mensch ist undankbar gegen seinen Herrn . . .
Ja, er ist der Liebe zu irdischem Gute sehr ergeben . . ."
Erst tags zuvor sind wieder Meldungen aus dem Heerlager Kufa in Mesopotamien eingetroffen, daß sich arabische Krieger blutig gestritten haben. Der uralte Gegensatz der „Chelb-Stämme" aus dem Norden, die nun vornehmlich nach Syrien und Ägypten vorgestoßen sind, und der „Chaids" aus dem arabischen Süden, die im Irak die Überzahl haben, war aufgebrochen. In den Truppenlagern pflegen die Imans die heilige „Lesung", was arabisch „Koran" heißt. Für Gottes Offenbarung gelten die Aussprüche oder „Suren" Mohammeds. Kein Wort darf verändert, keine Aussage verfälscht werden.
Wilde Wut erfaßt die „Chaids", wenn sie feststellen, daß die „Chelbs" den Koran anders lesen als sie.
Aber nicht nur Glaubensstreit geht durch die auseinandergelaufenen Heere des Islams: Die Armeeführer, die nun Statthalter und Kommandanten in reichen

Städten und Ländern geworden sind, rivalisieren untereinander, hassen sich, spielen gegenseitig ihre Eifersucht aus. Und alle fordern, daß der Khalif für sie entscheidet. Was soll werden?!

Nun hat Allah den Stämmen einen Propheten gesandt, hat ihnen die Wahrheit zugeschickt: den Koran – aber die Menschen hören und sehen nicht, sie sind immer die gleichen: Wölfe, gierige, machtlüsterne Bestien.

Erschüttert fällt Othman in die 101. Sure, die von Gericht und Allahs Zorn handelt:

„An diesen Tagen werden die Menschen zerstreuten Motten,
Werden die Berge auseinandergezupfter Wolle gleichen.
Und der, dessen Waagschale voll ist, wird ein herrliches Leben führen,
Der aber, dessen Waagschale zu leicht ist,
Der soll im Abgrund der Hölle seine Wohnung finden!
Was aber lehrt dich verstehen, was dieser Abgrund ist?
Er ist das glühende Feuer!"

Ein Diener betritt die Moschee, naht sich leise dem betenden Khalifen und flüstert ihm aufgeregt eine Meldung zu, die soeben eingetroffen ist: Ein Kamelreiterkorps aus etwa fünfhundert schwerbewaffneten Aufrührern der Ägyptenarmee naht rasch auf der Karawanenstraße von Norden her. Vermutlich wollen diese Leute gegen die Absetzung des Feldherrn Amr protestieren, die Khalif Othman verfügt hat.

Der Khalif beendet seine stille Gebetsstunde und begibt sich in das Wohngebäude, dessen Lehmmauern von einer hölzernen Altane im ersten Stockwerk umgeben sind. Was soll er tun? Er ist zwar der Herrscher eines neuen Weltreichs – aber in Medina, gegenüber seinen Heerführern, ist er beinahe machtlos.

So wendet er sich seiner Lebensaufgabe zu, an der er seit vielen Jahren arbeitet: der Sichtung, Auswahl und Ordnung der Lehre Mohammeds.

Da gibt es aus den Tagen des Propheten eine von der Tochter Mohammeds, Hafsa, und ihrem Gatten Omar bewahrte Sammlung der Aussprüche. Die einzelnen „Suren" sind von Begleitern des Propheten auf allem möglichen Schreibmaterial festgehalten worden: es sind Schriften in blauer Indigofarbe auf gelblichem Linnen, Tintengekritzel auf ägyptischem Papyrus, andere haben die Prophetenaussprüche auf kleine Buchsbaumtäfelchen eingegraben, und wieder andere haben sie mit Holzkohle auf gebleichte Schulterbätter von Schafen oder Kamelen gemalt. Othman hat all diese Notizen gesichtet, aussortiert und je nach ihrer Länge in 114 Suren zum „Koran" zusammengestellt, so daß die 2. Sure die längste und die 114. die kürzeste ist. Die 1. beginnt mit dem Gebet zu Allah.

Abschriften des nun allgemeinverbindlichen Korans sind in alle Himmelsrichtungen hinausgegangen. Trotzdem sollen bereits im Lager Kufa Proteste laut geworden sein: Othman habe einige Suren ausgelassen und vor allem vergessen, den Fluch Mohammeds gegen die Familie der Umaijaden zu erwähnen, weil er selber ein Umaijade sei.

Wieder und immer wieder liest der Khalif in seiner Sammlung und erbaut sich an den Wahrheiten, an der poetischen Sprache. Jedoch: Was bedeutet schon Offenbarung, was Wahrheit, was Poesie?! Die Menschen finden immer wieder verschiedene Auslegungen und Anlaß zum Streit; sie lesen aus dem Prophetenwort nur Haß und Tod.

Plötzlich wird es auf den Straßen Medinas unruhig. Laute Rufe, Waffengeklirr, Trampeln von Kamelen, das Murmeln einer Volksmenge dringen in Othmans stilles Studiergemach. Die Empörer sind da!
Othman seufzt. So ländlich ist Medina geblieben, daß der Herr eines Weltreichs hier nicht einmal über eine Leibwache verfügt und daß er wie ein gewöhnlicher Geschäftsmann in einem offenen Gehöft lebt. Wer wird ihm beistehen, wenn die aufrührerischen Ägypter, diese fünfhundert bewaffneten Kamelreiter, sein Haus erstürmen?
Einer seiner Freunde kommt in das Zimmer gerannt, spricht hastig und beinah verstört von der wilden, soeben eingetroffenen Rebellenschar, von ihren Drohungen gegen Othman und die Umaijaden, von ihren blanken Säbeln und den funkelnden Lanzen.
„Erhabener Khalif", ruft der wohlmeinende Freund, „du solltest heute dein Haus nicht verlassen! Ich eile und hole Hilfe. Ali, der Schwiegersohn des Propheten, dein Vetter Subair und General Talcha sollen mit ihren Leuten dein Haus umstellen!"
Aber eine Stunde später kehrt der Freund zurück und meldet bestürzt, daß sowohl Ali wie Subair und Talcha — offenbar rein zufällig — Medina mitsamt ihren Mannschaften verlassen haben und sich auf der Wallfahrt nach Mekka befinden. Othman ist schutzlos.
Trotzdem erhebt sich der gelehrte fromme Mann ohne Furcht vor den möglichen Folgen und begibt sich zu dem vorgeschriebenen Freitagsgebet in die Moschee.
Es ist seine Pflicht, den Gläubigen die Predigt zu halten.
Als er den Versammlungsraum mit einem kleinen Gefolge nächster Freunde betritt, findet er ihn überfüllt von Fremden. Krieger füllen sogar den Hof, wo die Waschbrunnen sind, die Bogengänge, die Vorhalle und Kopf an Kopf den Gebetsraum. Murrend geben die Ägypter dem Khalifen den Weg frei.
Er muß sich mit seinen Gefährten eine enge Gasse bahnen, um die kleine Leiter zu erreichen, die zum hölzernen Predigtstuhl emporführt.
Dann steht Othman oben und spricht.
Er ist ein gescheiter, in langen Jahren zum Gottesgelehrten aufgewachsener Mann, der das Gute, die Versöhnung, den Frieden und das Recht will. Doch die da unten in geballten Massen stehen, die ihre grimmigen, zorngeröteten und verzerrten Gesichter mit all ihrer Dummheit, ihrem Haß und Trotz zu ihm emporrecken, begreifen ihn nicht oder wollen ihn nicht begreifen.
Lauter wird das Grollen. Geschiebe entsteht, und plötzlich stürmen einige Raufbolde und Gewalttäter gegen die Kanzel vor. Sie schreien, werfen Gegenstände gegen den Khalifen. Mit Mühe retten die Umaijadenfreunde Othman aus der Moschee und in das Gehöft.
Die Lage ist bedrohlich geworden. Tapfere Freunde und Vettern rotten sich schützend um Othmans Gehöft zusammen, das von einer wild gestikulierenden Menge belagert wird. Vor allem die ganz jungen Leute, die weder Mohammed gekannt noch den Koran studiert haben, brüllen am lautesten gegen den Khalifen. Steine fliegen gegen die Umaijadenwache, Stöcke sausen auf die Verteidiger Othmans herab.

Von der umlaufenden Altane schleudern die Umaijaden Steine, Lehmbrocken und Prügel in die Menge. Das gibt den Ausschlag. Die Masse brüllt vor Empörung.
In rasendem Eifer rennen die Angreifer die Tore ein, überschwemmen den Hof mit seinen wenigen Verteidigern und beginnen das Haus des Khalifen zu plündern.
Die Ägypter rufen nach Othman, um gegen die Absetzung ihres Feldherrn zu protestieren.
In einem der inneren Gemächer finden sie den Khalifen, der über den Koran gebeugt die „Todessure" liest:
„Allah nimmt die Seele bei ihrem Tode zu sich, und diejenigen, welche
nicht sterben in ihrem Schlafe . . ."
Ein Säbelhieb – und tödlich getroffen sinkt der dritte Khalif nach Mohammed über die mit seinem Blut besudelte Schrift.
Der Koran – den er selbst zusammengestellt und gereinigt hat – ist mit seinem Leben besiegelt.



Um 670

Reiherfedern über den Helmen

Seit Tagen wandert eine stets wachsende Karawane durch die feuchtschwülen Waldtäler Rajputanas.
Diese Landschaft im nordwestlichen Indien, deren Herz die Wüste Tharr ist, zerfällt in eine große Anzahl von Grafschaften und Kleinfürstentümern. Über den Waldhügeln, die sich als Kranz um die große Sandwüste schlingen, kauern turmreiche Ritterburgen. Die Kunde von dem Fest, das der Raja von Amber geben will, ist sogar den Gangesstrom abwärts geeilt. Von allen Richtungen strömen die Leute herbei.
In der Kolonne, die sich mühsam über die staubigen, von dichten Dschungelwäldern gesäumten Straßen wälzt, trotten Kamele, Jakochsen und Esel mit ihren Lasten;

Karren und vornehme Kutschen mit Baldachinen haben sich angeschlossen. Eine Gruppe psalmierender Bettelmönche in ihren orangeroten Umhängen marschieren friedlich neben Sadhus, indischen Heiligen, die zu dem nahe gelegenen Teich von Pushkara wandern, wo angeblich Gott Brahma Lotos gesät hat. Wer in diesem Teich badet, entsteigt ihm sündenfrei und erlöst.

Solange der Pilger- und Handelspfad im Gangestal verlief, sah man gelegentlich die verschiedenartigsten Tempel ragen — inmitten von kleinen, schmutzigen Dörfern, auf einsamen Waldhöhen oder — wie steinerne Schiffe — aus eng zusammengedrängten Städten. Es waren meist Bauwerke, die mit bizarrem Figurenschmuck, gewundenen Säulen, Elefantenkapitellen oder doch wenigstens mit grellbemaltem Gebälk versehen waren. Man betete dort zu Vishnu, Shiva, zur tausendarmigen Todesgöttin Kali oder irgendeiner anderen Gottheit des dichtbevölkerten Hinduhimmels. Seit die Grenzen von Rajputana überschritten waren, traf man zwar auch noch hier und da auf Tempelbauten, doch waren sie schlichter, meist aus Holz konstruiert, und man verehrte dort vorwiegend die alten Aryagötter: Brahma, Indra oder die Maya.

Ringsum blühte in Indien der Dschungel von Göttern, Dämonen und Religionen.

Ein chinesischer Mönch, Fa-Hien, setzt brav seine sandalenbewehrten Füße Schritt vor Schritt. Bescheiden hat er das Angebot des freundlichen Rajputenritters Singha — was soviel wie „Löwe" bedeutet — abgelehnt, sich auf das Packroß zu schwingen. Auf diesem stattlichen, von einem Knappen geleiteten Beipferd führt Herr Singha seine Rüstung, seine Waffen und den Schnappsack mit. Auch er trabt zum Fest von Amber. Gerne unterhält er sich mit dem frommen Chinesen und erklärt ihm vieles, was einem Nichtinder sonst unbegreiflich bleiben müßte.

„Du sprichst zwar recht gut unsere Sprache", lobt Herr Singha, „aber weißt du, woher Rajputana, Rajpute und Raja kommen?"

Der redselige Rittersmann fährt gleich selber fort, zu erklären.

„Raja ist ein Wort aus der Sprache unserer Aryaahnen, die einst aus dem Norden eingewandert sind, es bedeutet ‚Reiher'. Weil aber die schönen Federn dieses Vogels seit alters als Abzeichen hohen Ranges gelten, nennt man auch den Fürsten, der die Reiherfedern über der Stirnbinde trägt, einen ‚Raja'. Ein ‚Maha-Raja' ist ein ‚großer Herr', eine ‚Maharani' eine ‚große Dame'. Ich aber, der ich zur Kaste der Krieger zähle und Ritter bin, darf eine Reiherfeder über dem Helm führen, ich bin Rajpute, so wie dieses Land ‚Rajputana' genannt wird. Es ist ein Reich der Ritter und Fürsten."

Fa-Hiens Gedanken weilen ganz woanders. Er war ja vor langen Jahren ausgezogen, die reine Wahrheit zu finden und die unverfälschte Lehre Gautama Buddhas in Indien zu erforschen. Er war zu Schiff, von Kanton auslaufend und durch die Sundastraße segelnd, nach der Mönchinsel Ceylon gekommen, hatte Indien durchwandert und befand sich nun mit Schriften, die — auf Palmblattpapier geschrieben — in Ballen geschleppt wurden, auf dem Heimweg, der zum Himmelsgebirge, ins wilde Tibet und endlich mit des Erhabenen Segen — nach China zurückführen würde.

„Und nun sieh dorthin, Fa-Hien!" fordert ihn Ritter Singha auf, indem er sich vom Sattel beugt. „Siehst du den mächtigen Ritter da vorne? Schau den reich-

bestickten Sattel, die wehende Seidendecke! Er trägt trotz der Hitze den skythischen Schuppenpanzer mit den aufgenähten Stahlplättchen, den Spitzhelm mit Nackenschutz und die wippende Reiherfeder darüber. Am Sattel baumelt ihm der Köcher mit gefiederten Pfeilen und zur Linken das überlange Schlachtschwert. Ihm folgen seine Pächter mit Eseln und Buckelochsen. Dieser Mensch heißt Chandrakar, sein Stammbaum ist länger als sein Schlachtschwert. Dieser prahlerische Bursche hat überall verkünden lassen, er werde in Amber in die Tournierschranken reiten, um zur Ehre seiner Gemahlin Sura zu kämpfen, die dort hinten in der Sänfte nachfolgt."

Der „Löwenritter" schöpft tief Atem und fährt dann im Ton eines Verschwörers fort: „Und ich, mein lieber Fa-Hien, werde diesen Prahlhans mit meiner Lanze aus dem Sattel heben, werde mit ihm zu Pferde und zu Fuß kämpfen, ihn in den Sand werfen. Denn Chandrakar hat mir die schöne Sura fortgenommen, als ich jung war. Außerdem konnte ich seinerzeit den Kaufpreis nicht aufbringen; denn der Fürst von Amber gab mir nur ein geringes Lehensgut. Erst als ich ihm in einer Schlacht gegen den Nachbarfürsten das Leben rettete, verlieh er mir meine Burg ‚Singh-Pura'. Nun aber soll dieser Chandrakar sehen, wer der größere Held ist!

Der Mönch lächelt höflich, seine Schlitzaugen jedoch wandern von dem prachtvollen Rittersmann fort und zum Packpferd, auf das man seinen Bücherballen hat laden lassen.

„Ach", denkt Fa-Hien, während sein ausdrucksloses Antlitz nur freundliche Hochachtung für jedermann ausstrahlt, „was seid ihr Inder für unsinnige Narren! Nicht nur die Inder — fast alle Menschen sind verloren an den Trug der Welt, an Kampf, Krieg, Feste, Handel, Liebe oder Feindschaft! Ich aber führe dort in einem Packen Palmfaserpapiers die letzte Weisheit und die ganze Wahrheit mit mir!"

Er war ausgezogen, für die zahlreichen Buddhistenklöster Chinas die geläuterte Botschaft aus Buddhas Heimatland zu holen. Fa-Hien hatte sie nirgendwo gefunden. Er kam in ein Gestrüpp von Religionen, sah Schlangenkulte, erlebte Liebesfeste in tropisch bunten Tempeln und hörte von Wundertaten und Zauberei fabulieren. Er begegnete tausend Göttern und Götzen und entdeckte zu seiner maßlosen Enttäuschung, daß die Lehre Buddhas sich in diesem ewig überschäumenden, in Gegensätzen übersteigerten Lande mit uralten Hindukulten, seltsamen Gebräuchen, Legenden und den geheimnisvollen Auslegungen der Priester vermengt hatte.

Buddha schien untergegangen in Indien. Selbst die Klöster waren Brutstätten des Aberglaubens, der totalen Zeremonien, der Zauberei.

Doch in der Gangesstadt Patalipura hatte er einen der uralten Mönche getroffen, der noch im Besitz des heiligen Pali-Kanons war: der getreuen Niederschrift von Buddhas Predigten. Eine mühsam angefertigte Abschrift dieser heiligen Bücher, dazu einige Weisheiten der altindischen „Sutras" — jener Wahrheiten der frühen Arya —, das war die Ausbeute seiner jahrelangen Reise gewesen; sie schleppte Fa-Hien nun — wenn es sein mußte, über das Dach der Welt und quer durch das dämonenerfüllte Tibet — heim nach China. Der erhabene Buddha würde bei den gelben Völkern eine neue Stätte finden.

Da lärmen Schreie von der Spitze der Kolonne auf, irgendwer schmettert Hornrufe hinaus.
„Da! Amber! Sieh!" jauchzt der Ritter Singha und reißt Fa-Hien mit einem Rippenstoß aus allen Träumen. „Wir sind am Ziel!"
Wo die Straße aus den Wäldern hervorstößt, breitet sich auf kahlem Bergrücken das mächtige Gemäuer einer Residenz aus. Noch bevor die Karawane unter Getöse und Musikspiel ins Tal zum Haupttor der winkeligen, ineinandergeschachtelten Stadt hinunterzieht, wird der Blick von der gewaltigen Burg gebannt, die mit rötlichen Zyklopenmauern auf dem Berg lagert. Wuchtige Torbauten und Rundtürme unterbrechen die Mauerführung, bunte Banner wehen von den Zinnen. Die Gaukler, die mit der Karawane gewandert sind, schlagen schon vor den Toren die Zelte auf.
Die Spitze des Zuges taucht in den Schatten eines figurenbedeckten Torbogens. Hinter Baumgruppen liegt ein Shivatempel, ein von Pavillons umgebener Steinbau, dessen Dächer und Türmchen mit Laternen übersät sind; an den Wänden wuchern Götterfiguren und Steinornamente.
Zusammen mit den Ankömmlingen treibt Fa-Hien in die engen, schattigen Gassen, über die zahllose hölzerne Erker vorspringen. In den Gewölben und an den Verkaufsständen rechts und links mischt sich das ganze Völkergewühl Indiens: Brahmanen, Mönche, Bauern, Händler, Bettler und Ritter.
„Komm mit in mein Quartier, Chinese!" forderte Ritter Singha freundlich auf. „Mir kommt es auf einen Gefolgsmann mehr oder weniger nicht an. Ich bin ein Rajpute!"
Trompetenstöße dröhnen, die Menge stiebt auseinander. Oben am Burgberg schwingen die schweren Erztore auseinander, und hervor schwankt der beinah weiße Staatselefant des Raja von Amber: über und über mit seltsamen Ornamenten bemalt. Das gewaltige Tier trägt ein schweres goldenes Halsband, juwelenbesetzte Ohrringe, auf der goldfunkelnden Stirnplatte blitzt ein taubeneigroßer Saphir, und über den prunkvoll bestickten Satteltüchern thront ein kostbar geschnitzter Palankin, hinter dessen wehenden Seidenvorhängen der Fürst sitzt: drei Reiherfedern über dem Kopfbund.
Mit wiegendem Schritt steigt das massige Tier über die flache Treppenstraße zur Stadt hinunter, ihm folgt eine wahre Elefantenherde, beladen mit den Türmchen der Höflinge, der Damen, des Hochadels. Reiter auf edlen Rossen, gewappnete Herren, Knappen und Bogenschützen sprengen daher, prächtig gekleidete Diener mit Bambusstöcken schaffen Platz.
Plötzlich hält Ritter Chandrakar neben seinem Widersacher, dem Löwenritter. Alle Feindschaft scheint vergessen, er zupft Herrn Singha am Ärmel! Fa-Hien wird unfreiwilliger Zeuge des Wortwechsels.
„Singha", ruft der Rivale, „schon gehört, was geschehen ist? Es wird Krieg geben: die Araber kommen!"
„Wie? Was?" staunt Singha. „Ich dachte, wir reiten zum Turnier? Wer sind die Feinde?"
„Man merkt, daß dein Schloß Singha-Pura weit hinter Dschungel und Berghöhlen liegt! Seit Jahren redet man bei Hofe in Amber von der näherrollenden Flut dieser neuen Religion. Islam heißt sie! Araber, Perser und Turkmenen tragen sie mit

Feuer und Schwert über alle Länder hin. Nun aber sind Boten aus dem Pandschab eingetroffen, die sagen, Burg Ghasna in Afghanistan sei von den Arabern eingenommen worden."
„Wo liegt Ghasna? Habe nie davon gehört!"
„Es liegt nah an den Toren der Himmelsmauer, knapp vor den Pässen, die übers Dach der Welt nach Indien führen. Es wird Krieg anstatt eines Turniers, Zerstörung anstatt eines Festes geben!"
„Die Tore in der Himmelsmauer kann man schließen! Wir werden sie mit Rajputenrittern besetzen ..."
„O Singha! Hast du niemals vernommen, daß auch deine und meine Vorväter die Tore der Himmelsmauer aufstießen und trotz allen Widerstandes die Länder Indiens in Besitz nahmen? Und jetzt tut der Islam mit seiner Völkerlawine dasselbe!"
Fa-Hien denkt: „Noch eine neue Religion, die gleich Öl in das lodernde Feuer dieses brodelnden Erdteils fällt! Es ist hohe Zeit, daß ich die Straße nach China und seine reine Lehre rette!"



750

Fatum — Dein Schicksal in Allahs Hand

„O du Trampeltier, du Ungeheuer!" fluchte Prinz Abderrahman, als sein Kamel zum wiederholten Male bockte, ausbrach und mit einer raschen Drehung des langen Halses nach seinem Knie schnappte. „Ein garstiger Dschinnh ist in dich gefahren, du Mutter aller Bosheit!"
Er zog die schützenden Lederklappen vor seine Knie und gab dem Kamel die Fersen zu spüren. Das Tier war ein weißes Hadedjin von edelster Rasse, ein Rennkamel, das Prinz Abderrahman nach der Lieblingsstute des Propheten „Al Kaswah" getauft hatte. Doch „die Herrliche" machte heute ihrem Namen keinerlei Ehre.
Sie war auf der ausgetretenen Wüstenpiste des Karawanenpfades nicht zu halten und versuchte jeden Augenblick, seitwärts davonzulaufen: in ein tief eingeschnittenes Wadi, auf einige Büschel Tamariske oder auf die silbernen Sterne von Disteln zu. Was sie noch nie getan hatte, tat sie jetzt: sie widerstrebte dem Zügel, gehorchte weder dem Schenkeldruck noch dem Zureden des Reiters.

Dabei war die kleine Reisegesellschaft in höchster Eile.
Sie bestand aus den beiden Umaijadenprinzen Jaha und Abderrahman nebst einigen ihrer Gefolgsleute und Diener. Seit nämlich die schrecklichen Kämpfe zwischen den Khalifen aus der Umaijadenfamilie und den aus dem Iran herübergekommenen neuen Khalifen der Abbasiden tobten und eine so unglückliche Wendung für die seit fast neunzig Jahren herrschenden Umaijaden genommen hatten, waren die Angehörigen der einstmals mächtigen und großen Familie gezwungen gewesen, sich verborgen zu halten. Und so waren auch Jahja und Abderrahman in unbekannten Dörfern am oberen Euphrat untergetaucht. Deshalb waren sie erst so spät von einer Zusammenkunft in Damaskus verständigt worden und nun in Zeitnot.
Nach ihrem beinahe endgültigen Sieg über die Umaijaden hatten nämlich die Abbasiden eine Amnestie verkündet und in allen Moscheen ausrufen lassen: Alle Verwandten, Angehörigen und Verschwägerten der Umajaden sollten straf- und gefahrlos nach Damaskus und nach Belieben wieder zurückreisen können. In Damaskus würde der neue Kalif Abu l'Abbas sich mit ihnen einigen, ihnen Würden zuteilen und Frieden schließen.
So waren die Umaijaden aus allen Himmelsrichtungen nach Damaskus geeilt. Die beiden jungen Prinzen Jahja und Abderrahman kamen durch die Palmyrische Wüste und hatten nun das tief eingeschnittene Wüstental zwischen Dschebel Al Westani und Dschebel Abu Kos erreicht, das sich nach wenigen Meilen schon zur Oase „Al Ghuta" — dem Garten von Damaskus — öffnen würde. Vorläufig aber standen nur kahle, von der Glutsonne ausgebrannte Felsenberge ringsum, und sandige Wadis zogen wie urweltliche Pflugspuren von den Bergflanken talwärts: kein Baum, kein Strauch, nur Stein und Sand.
Wieder bockte „Al Kaswah", und Prinz Abdurrahman schwang verzweifelt die Peitsche.
„O Allah, Allah!" rief er. „Das Fatum ist gegen uns! Wir werden zu spät kommen und in Damaskus die letzten sein! Wir werden nichts erhalten und vergessen sein . . ."
„Falsch, Vetter!" erwiderte Jahja nicht ohne Hochmut. „Nicht wir, höchstenfalls du wirst zu spät kommen! Denn wahrlich und beim Bart des Propheten: Ich werde nicht länger zusehen, wie du dein Kamel zu bändigen versuchst! Ich reite voraus, und du magst nachkommen!"
„Herr, versündige dich nicht gegen Allah!" warf nun der alte Badr, ein freigelassener Persersklave Abdurrahmans, ein. „Gott lenkt und führt dich, wie er will", so spricht der Prophet. „Nimm hin, was geschieht: ‚inschallah' — so Allah will!"
Badr war ein Gelehrter und vor Jahr und Tag, als die Umaijaden noch in Palästen wohnten und Herren über Länder und Provinzen waren, der Hauslehrer des Prinzen Abdurrahman gewesen. Sein Glaube an den Koran war unerschütterlich. Aber der Prinz zählte kaum fünfundzwanzig Jahre; sein Blut pulsierte heiß und ungeduldig. Er haderte immer wieder mit dem Schicksal und klagte Allahs Ratschlüsse an.
„Du hast gut reden, Badr!" schimpfte er. „Allah, Allah! Er vergibt das Fatum nach Lust und Laune, und wir müssen es tragen! Warum hat er dieses bösartige Kamel veranlaßt, so störrisch zu sein? Ich werde als letzter bei dem Gastmahl in Damaskus

eintreffen, sie alle werden mich auslachen und mit schönen Ämtern und Rängen bedacht sein, wenn ich verstaubt und müde von Al Kaswahs Sattel klettere."
„Wir sind die Wollbüschel vor Allahs Sturmwind", spricht der Koran. „Nimm hin, was ein unbegreifliches Fatum dir schickt."
Aber alle guten Mahnungen und Zusprüche nützen nichts, da im gleichen Augenblick, in dem Abderrahman seine Aufmerksamkeit Badr zuwendet, sein Kamel die Trense zwischen die Zähne nimmt, den Hals lang ausgestreckt und plötzlich zu rennen beginnt. Al Kaswah bricht seitlich aus, läuft unter wilden, häßlichen Schreien in ein tief eingefurchtes Trockental und nimmt den fluchenden und brüllenden Abderrahman mit.
Das störrische Tier kommt nicht weit. Die sengende Sonne hat den Lehmboden des Wadis mit zahlreichen Rissen und Klüften durchzogen. Al Kaswah tritt mit dem linken Vorderfuß in eine solche Rinne, stürzt laut trompetend um und schleudert den Reiter weit in den Sand.
Als Prinz Jahja und die Gefolgsleute hinzukommen, können sie nur noch feststellen, daß das wertvolle Hadedjinkamel den Fuß gebrochen hat und verloren ist.
„Allah ist gegen dich, Vetter!" stellt Jahja kaltherzig fest. „Du wirst verstehen, daß wir nicht länger bei dir bleiben können. Du hast ja deinen Diener Badr und magst auf seinem Esel reiten. Es wird höchstenfalls bis morgen früh dauern, daß auch du Damaskus erreichst, aber ich will bis dahin ein Wort für dich einlegen! Und nun lebe wohl, Vetter, Allah beschütze dich: Maschallah!"
Ehe sich Abderrahman von seinem Sturz und Schreck erholt hat, reiten die anderen davon. Einzig der getreue Badr bleibt mit seinem kopfhängerischen Eselchen zurück.
Die Staubwolke der enteilenden Umaijadenschar verschwindet schon hinter der roten Felswand, die ins Wadi vorspringt. Benommen schaut Abderrahman auf den Esel, der nun sein einziges Reittier sein wird.
Jede Karawane führt ein Grautier mit, das an der Spitze der Kolonne geht. Ein arabisches Sprichwort sagt nämlich: „Ein Esel ist langsamer als ein Kamel, aber ein Esel hat mehr Verstand als eine Herde Kamele!"
Vielleicht ist es ein gutes Vorzeichen, daß Abdurrahman vom Kamel auf den Esel gekommen ist.
„Vertraue auf Allah!" mahnt Badr. Und er fährt fort, indem er die 1. Sure zitiert: „Preis sei Gott, dem Weltenherrn, dem Allerbarmer! . . . Führe uns den geraden Weg, den Weg derer, denen du gnädig bist, und nicht den Weg derer, denen du zürnst, und nicht den der Irrenden!"
Seufzend — ein Herr und sein Diener mit einem Eselchen — treten sie den mühsamen Pfad durch das Wüstental an.
Als die Sonne wie ein roter Glutball über den violetten Gebirgskämmen im Westen sinkt, wird der Schattenriß der Oase „Al Ghuta" mit den Türmen von Damaskus im Süden sichtbar. Die beiden einsamen Wanderer haben den Ausgang des Dschebel Al Westani erreicht und sind nun dem Rand der großen Oase ganz nahe. Scharen von Reitern preschen auf der Karawanenstraße daher. Abderrahman und Badr halten mit ihrem müden Eselchen am Wegrand. Als die ersten Reiter auf Kamelen und Rossen daherstieben, rufen sie diese an. Sie möchten gerne

wissen, was die bewaffneten Leute so sehr zur Eile antreibt, aber die Krieger jagen ohne anzuhalten an ihnen vorbei.
„Schlachtet die Umaijadenhunde!" schreit einer im Vorüberdonnern.
Und: „Tod den umaijadischen Verrätern!" brüllt ein anderer.
Abdurrahman wird totenbleich.
„Was war das?" fragt er den getreuen Badr. Doch dieser nickt nur und sagt: „Allahs Fingerzeig! Herr, es ist Allahs Gnade an dir!"
Ein Bäuerlein, das vom Markt kommt und mit seinem Eselskarren heimwärts zieht, hält an. Eseltreiber zu Eseltreiber, denkt er wohl und wagt das Gespräch mit den Männern, die er für seinesgleichen hält.
Von ihm erfahren Abderrahman und Badr den ungeheuren Verrat, den die Abbasiden an den Umaijaden begangen haben. Bei einem Gastmahl in Damaskus, wohin sie alle Umaijaden mit der Versicherung freien Geleits und der Friedensverhandlung gelockt haben, sind sie über die Ahnungslosen hergefallen und haben sie ermordet. Nur ein einziger soll entronnen sein: Ihn suchen nun die Reiter der Abbasiden. Es ist ein Prinz namens Abderrahman.
„Preis sei Gott, dem Weltenherrn", ruft Abderrahman, „dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichts!"
Der alte Badr erwidert nur ein einziges Wort: „Inschallah! So Allah will!"
Dann biegen sie mit ihrem Eselchen von der Straße ab und verschwinden in den Schatten eines wildzerklüfteten Wadis.
Die Anhänger der gestürzten und nun ausgerotteten Umaijaden werden von den neuen Khalifen mit unerhörter Grausamkeit gejagt. Selbst die Gräber der Khalifen, mit Ausnahme der Denkmäler in der Umaijadenmoschee in Damaskus, werden geschändet.
Jahrelang sind die Häscher der Abbasiden hinter dem letzten Umaijaden Abderrahman her. Gemeinsam mit seinem Diener Badr flieht der Prinz zuerst zum Euphrat, dann quer durch die Wüste nach Ägypten. Doch nirgendwo kommt er zur Ruhe. Die unermüdlichen Jäger sind ihm auf den Fersen und treiben ihn über Libyen nach Tunesien und ins Land der Kabylen und Berber. Hier in Nordafrika findet er bei den ehemaligen Statthaltern und Generalen der Umaijadenfamilie Unterstützung und ein wenig Sicherheit. Schließlich gelingt es ihm, sie in die entfernteste Provinz des Khalifenreiches — nach Spanien — zu retten.
Zwanzig Jahre nach dem Massaker von Damaskus rufen die arabischen und berberischen Häuptlinge, die in Spanien herrschen, Abderrahman, den Enkel des Khalifen Hischam, zum Emir aus. Er begründet die spanische Umaijadendynastie, die später selber ein Khalifat wird.
Doch der Haß der Abbasiden erlahmt niemals. Er ist so lebendig, daß noch nach einem Menschenalter der abbasidische Khalif Harun al Raschid sogar mit dem Kaiser der Christen, Karl dem Großen, ein Bündnis gegen die verfluchten Umaijaden von Spanien schließt.
So geschieht es, wie der weise Badr prophezeit hat: daß Allahs Wege wunderbar sind, daß das vorherbestimmte Fatum fortwirkt und aus so geringen Ursachen, wie es der unzeitgemäße Beinbruch eines Kamels ist, ungeheure Folgen für die Geschichte von Völkern und Staaten erwachsen.



755 | Als der Reichsapfel zersprang . . .

In den Fußboden der blauen Jadehalle des „Palastes der Unsterblichen" über Changan ist ein Mosaik aus bunten Steinen eingelassen, welches das Sinnbild der kaiserlichen Schutzherrschaft darstellt. Ein durch Wolkenfetzen fliegender roter Drache hält schützend mit Krallentatzen und feuerschnaubendem Rachen eine schwebende weiße Kugel: den heiligen Ball, in dem sich Reinheit, Unantastbarkeit und Größe Chinas versinnbildlichen.

An den Lacktüren der Halle stehen rechts und links zwei riesige, aus Holz geschnitzte Wächterfiguren. Diese grellbunt bemalten Plastiken stellen die aus der indischen Legende stammenden Schutzdämonen Vadjrapani und Kuwera dar. Ihre symbolische Aufgabe ist es, böse Geister von den Beratungen und Empfängen in der blauen Jadehalle fernzuhalten. Welches Gespenst würde es wagen, sie zu passieren?

Der Obereunuch des von Lo-yang wieder in die alte Kaiserstadt Chan-gan umgezogenen Hofes hat dem Kaiser nach langem Zureden endlich eine Sonderaudienz abgerungen. Kaiser Hsüan-tung ist nämlich ein Gelehrter, ein hochkultivierter, ganz den Dingen der Kunst, der Musik und Literatur ergebener Mann, der sich wenig um so profane Dinge wie Regierungsgeschäfte kümmert. Entweder weilt die Majestät in der „himmlischen Literaturpagode" unter dem Poetenschwarm, oder er schlägt, von einem Künstlergefolge umgeben, die Staffelei beim Pfauenhügel, auf der Reiherwiese oder an den Lotosteichen auf, wenn er nicht gerade im Hoftheater probt oder Disputationen mit Wissenschaftlern aller Bereiche führt.

Ein feiner und geistreicher Mann ist Kaiser Hsüan-tung.

Seit Tagen ist die Himmelsmajestät damit beschäftigt, Verse über die Schönheit von Pfirsichblüten zu schreiben. Er verfügt über geschwungene Pinselstriche, die so zart wie Spinnweben sind.

Warum soll er eine Abordnung buddhistischer Nonnen empfangen?

Dieser Buddhismus mit seinem Klosterwesen nimmt wuchernd überhand. Schon gibt es an die fünftausend Klöster mit einer Viertelmillion Mönche und Nonnen, die weder arbeiten noch etwas schaffen, die nur noch meditieren und sich von Hun-

derttausenden von Sklaven oder den Gaben der dummen Bauern ernähren lassen. Hsüan-tung mag Mönche und Nonnen nicht.
So erklärt er sich erst dann zur Audienz bereit, als ihm der Obereunuch Feng Li wie nebenbei erklärt, die Abordnung würde von der verwitweten Fürstin Kuei-fei angeführt, die man um ihrer ungewöhnlichen Schönheit willen „Yü-huan", gleich „Jadering", nennt.
Schönheit — ja, das ist ein Argument, dem sich der Kaiser jederzeit fügt.
So rauscht der Himmelssohn in glitzernder Seidenpracht und umschwirrt von einem Hundert seidener Mandarinschmetterlinge in die blaue Jadehalle, schreitet würdevoll an den beiden Wächterfiguren vorüber, um seinen Platz in der Halle, genau über dem weißen Ball des Reichsapfels, einzunehmen.
Hsüan-tung trägt Rock und Beinkleider aus mattgrüner Seide; die Robe ist mit goldgestickten Drachenmotiven und silbernen Wolken besetzt, die sich um eine strahlende gelbe Chrysantheme gruppieren.
Aber plötzlich stampfen die Schuhe aus rotem Korduanleder zornig auf, so daß die Audienzbesucher, die in tiefstem Kotau auf den Marmorfliesen des Palastes verharren, sich noch tiefer ducken.
„Ein Riß im heiligen Ball?!" schreit der Kaiser. „Woher? Ich will wissen, wer dafür verantwortlich ist!"
Jetzt erkennen auch die Herren des Gefolges mit jähem Entsetzen, daß ein deutlicher Sprung Fußboden und Mosaiken durchläuft und daß der Reichsapfel in zwei Hälften gespalten ist.
Obereunuche Feng, der allerhöchsten Einfluß besitzt, wendet sich mit schriller Fistelstimme an die ergeben zusammensinkenden Mandarine.
„Der erhabene Himmelssohn hat Sie etwas gefragt!"
Ein alter Gelehrter faßt sich ein Herz und wirft sich vor Hsüan-tung zu Boden. Er stammelt, daß vor zwei Tagen ein bereits in die Reichsannalen eingetragenes Erdbeben stattgefunden habe. Die Geomanten hätten festgestellt, daß sich der „rote Tiger" im Abgrund gerührt und mit seiner Tatze an sein Felsengefängnis geschlagen habe.
„Er hat den Reichsapfel zerschlagen!" wütet der Kaiser. „Das ist ein schreckliches Vorzeichen!"
Schon will er sich abwenden und ohne Audienz den Saal verlassen, als sein Blick auf die reizvolle, zarte Figur der Fürstin Kuei-fei — der Dame „Jadering" — fällt. Vergessen sind plötzlich Zorn, Besorgnis und Bedrohung. Wie im Traum wandelnd macht Hsüan-tung einen Schritt auf die am Boden Liegende zu, berührt sie sanft an der Schulter und bittet sie, sich zu erheben.
Fürstin „Jadering" schlägt die sorgsam getuschten Wimpern über den strahlend dunklen Augen auf und läßt in den leicht gepinselten Augenwinkeln und auf den korallrot geschminkten Lippen ein Lächeln erblühen, das berückender wirkt als tausend taubeperlte Pfirsichblüten.
„Oh!" ruft der Himmelssohn. „Was immer Sie wünschen, meine Dame, es ist Ihnen bereits gewährt — nur eines nicht: daß eine derartige Schönheit die Welt fliehen will, um hinter Klostermauern zu verkümmern!"

Er reicht ihr höflich die Hand, welche die Dame Jadering zierlich mit den Fingern berührt. Sie folgt dem Kaiser, der sie in den „Pavillon der Nachtigallen" zum Tee einlädt. Der unheilverkündende Riß im Reichsapfel ist vergessen.

Kaiser Hsüan-tung hat zeit seines Lebens eine Schwäche für hübsche Tänzerinnen, Sängerinnen und reizvolle Mädchen gehabt. Bald wissen es alle im „Palast der Unsterblichen", und bald weiß es ganz Chan-gan, daß die neue Liebste des Himmelssohnes, die Dame „Jadering", gefährlicher ist als all ihre zahlreichen Vorgängerinnen. Der Himmelssohn erfüllt ihr fast kritiklos jeden Wunsch.

Die schöne Kuei-fei bewohnt einen eigenen Palastflügel und beansprucht alle Ehren einer ordentlich angetrauten Gemahlin. Sie holt auch ihre drei schönen und heiteren Schwestern an den Hof; ihre Brüder und Vettern besetzen nach und nach alle Hof- und Staatsämter. Bald schon breiten sich die Paläste der Kuei-fei-Familie rings um den Paradieshügel des Kaiserpalastes aus — wohin man sieht, begegnet man Günstlingen, Verwandten und Freundinnen der Dame „Jadering". Die Regierung gerät noch mehr in Unordnung als bisher.

Die weisen Mandarine zitieren flüsternd unter sich das Wort des Meisters Kung-fu-tse: „Wenn der Hahn kräht, um den Anbruch des Tages zu verkünden, dann befindet sich eine Familie in Auflösung!"

Im Laufe der folgenden Jahre greifen Korruption, Bestechlichkeit der Beamtenschaft, Ausbeutung der Bauern durch die Steuereinnehmer und die Landesfürsten, Ohnmacht des Kaiserhofes und wachsender Unwille der Provinzen immer weiter um sich. In entfernten Gebieten wuchern die Gerüchte über die Lebensführung des Himmelssohnes und die Zustände in der Reichshauptstadt Chan-gan wie tropisches Unkraut. Zu der Unruhe der Bevölkerung kommen unvorhergesehene Hochfluten der Ströme, und da man auch die Damm- und Schleusenbauten vernachlässigt hat, kommt es zu verheerenden Überschwemmungen. Dann wieder treten Sandstürme, Dürre und Heuschreckenplage auf.

Weil Kaiser Hsüan-tung sich fast nur noch mit der Scheinwelt der Gaukler, der Schauspieler, Tänzerinnen, Wahrsager und dem rosa Gewölk von Kunst, Literatur und Musik anstatt mit der Lage des Staates beschäftigt hat, schwellen die Gefahren allgemeiner Auflösung immer deutlicher an.

Eines Tages finden die Mandarine zu Chan-gan, daß die beiden Löwen Yin und Yang, die in Stein gehauen die Zufahrt zum Hügelpalast bewachen, beschädigt sind. Der Löwe Yang, der unter seiner Tatze den Ball der Harmonie — versinnbildlichend Friede, Ordnung und Reichseinheit — festhält, ist mit rebellischen Inschriften beschmiert, und der Ball ist zerschlagen.

Die mongolischen Stämme an den Westgrenzen und im Norden rühren sich wieder, fallen in den Grenzprovinzen ein, weil die „Große Mauer" inzwischen durch Erdbeben teilweise eingestürzt und niemals wieder repariert worden ist. Lange schon hat es Kaiser Hsüan-tung zugelassen, daß zur Bequemlichkeit und zum Nutzen der chinesischen Volksteile wieder Türken, Uiguren und sogar Hunnen als Truppen angeworben wurden. Diese fremden Söldner meutern nun. Generale, die ausgesandt werden, die Grenzen zu schützen oder Aufstände in den Provinzen niederzuwerfen, machen mit den Rebellen gemeinsame Sache.

Der Kaiser bleibt allen Ratschlägen und Mahnungen unzugänglich. Er liebt die Dame „Jadering", hält fest an seiner Geliebten, und diese wieder denkt an nichts anderes als an schöne Kleider, an Schätze, an Hoffeste, Theater und Vergnügungen. Die Kuei-fei-Familie plündert unterdessen die Staatskassen, und der Kaiser selbst dichtet, malt, singt, tanzt und liebt.

Da bricht das Unheil wie der Schwall eines Stromes, der die Dämme gesprengt hat, verheerend über die Traumpaläste von Chan-gan herein.

Kuriere jagen heran, die das Nahen einer Rebellenarmee verkünden.

Die Bauern der ausgeplünderten Provinzen haben sich erhoben, und die ihnen entgegengesandten Heeresabteilungen unter General An-Lu-schan haben sich mit ihnen vereinigt. An-Lu-schan ist Uigure, seine Korps bestehen meist aus angeworbenen Hunnenreitern, aus Türken und Uiguren.

In Chan-gan bricht Panik aus. Der Hof rüstet zur Flucht über die Gebirge. Der in ganz Asien berühmte „Fahrbare Palast" setzt sich in Bewegung: eine ungeheure Fahrzeugschlange mit Prunk- und Palastwagen, die zunächst auf Dschunken verladen und den Weiho abwärts verschifft wird.

Mit dem Kaiser verlassen Dichter, Maler, Schauspieler und der ganze Schweif der Kuei-fei-Familie die Hauptstadt. Die Dame „Jadering" nimmt allein 300 Dienerinnen mit auf die komfortable Flucht.

An einer Stelle des Flusses, wo der Gebirgspfad ins sichere Set-chuan abzweigt, schifft sich die Kolonne aus und folgt fortan den Bergpfaden.

Es ist Oktober, der „Monat des kalten Taus". Die eisigen Nächte haben das Laub der Ahorn- und Steineichenbäume blutrot und goldgelb gefärbt. Die letzten Felder sind abgeerntet, die Vorräte werden dürftiger, und die Bauern fliehen in die Wälder, wenn der Rattenschwarm der Höflinge naht. Das Abenteuer der Flucht beginnt vor allem für die begleitenden Uigurenregimenter strapaziös zu werden.

Die Soldaten — meist rauhe, halbbarbarische Burschen aus den innerasiatischen Steppenländern — werden mürrisch. Sie haben sich verpflichtet, weil sich in Changan oder in anderen Chinesenstädten besser leben ließ als zu Hause. — Von Strapazen, Hunger, Mühsal langen Wanderungen im beinah schon winterlichen Gebirge wollen sie nichts wissen.

Selbst der Hofpoet Li-Tai-Peh, der die Wagenkolonne begleitet, schreibt ungemein düstere Verse:

„In den Tälern des O-mei-Gebirges
Wandern wir verloren dahin!
Die Banner flattern traurig
In den Strahlen der sinkenden Sonne.
Als der Mond aufstieg über dem ‚Fahrbaren Palast',
sah er mit Kummer darauf.
Als Regentropfen des Nachts die Glocken der Pferde bewegten,
gab es herzzerbrechenden Klang . . ."

Kaiser Hsüan-tung ist mit einer größeren Abteilung zurückgeblieben, die Familie der Dame „Jadering" zieht voraus: über eine windzerzauste Hochfläche, wo man nur noch die Lederjurten der Hirten findet. Die Kiefern- und Lärchenwälder

ringsum sind schon verschneit, der Boden hart gefroren. Hier sollen die Uiguren-soldaten Lager aufschlagen.
Den arroganten Brüdern der Dame „Jadering" geht die Arbeit nicht rasch genug voran. Sie schlagen mit Reitpeitschen auf die Legionäre ein.
Das erweist sich als großer Fehler. Wütend rotten sich die Söldner zusammen. Sie wissen so gut wie jedermann, wer die Schuld am chaotischen Zustand des Reiches hat und wer für alle Unbill verantwortlich ist, wenn jetzt Städte wie Lo-yang brennen, Grenzprovinzen sich in Schlachtfelder verwandeln und der Kaiser als Flüchtling durch sein Land zieht.
Als es Abend wird, stürmen Hunderte von fremden Legionären den „Fahrenden Palast" der Dame „Jadering". In den Soldaten werden wieder die wilden Räuber Innerasiens lebendig: Sie metzeln nieder, was sich ihnen in den Weg stellt, sie plündern, was sie erreichen können, und machen sich auf gestohlenen Pferden mit ihrer Beute aus dem Staub: westwärts, in die unendlichen Berge, wo jenseits die Steppen und Wüsten ihrer Heimat liegen.
Bevor sie aber das brennende Lager verlassen, geschieht noch ein entsetzliches Unheil.
Die Wagenkolonne des Himmelssohnes ist unterdessen eingetroffen.
Kaum sehen die begleitenden Türken und Uiguren, was ihre Brüder und Genossen angestellt haben, als sie ebenfalls über die Wagen und Packtiere der Kaiserlichen herfallen. Sie rühren den „Himmelssohn" und seinen engeren Hofstaat nicht an, irgendeine fromme Scheu hindert die Barbaren. Aber sie zerren die Dame „Jadering" aus einem Versteck, schleppen sie zur umschlossenen Wagenburg ihres Liebhabers und drücken ihr einen weißen Strick aus Seide in die Hand.
Überall lodern Feuer, der eisige Wind faucht über die Hochebene, und das teuflische Geheul von tausend und abertausend Meuterern mengt sich mit den Angstschreien der Hofdamen, der Mandarine und Künstler.
„Hilf mir doch, Erhabener!" schreit die Schöne angesichts der kaiserlichen Wagen. „Du liebst mich doch!"
Ohnmächtig, totenbleich und stumm steht Kaiser Hsüan-tung wie erstarrt auf dem höchsten Balkon seines „Fahrbaren Palastes" und sieht, wie die mongolischen Teufel die Schlinge um den weißen Hals seiner Geliebten legen, wie sie den Strick über den Ast werfen und die Rache Chinas an der Lieblichen vollziehen.
Inzwischen hat der Kronprinz Aufstände und Einfälle der Barbaren mit vieler Mühe niedergeworfen. Der altgewordene Kaiser kann nach Chan-gan zurückkehren. Er ist nun ganz in seine Erinnerungen versponnen, träumt nur noch von „Jadering" und schreckt hoch, wenn er die nächtliche Szene auf dem Hochplateau noch einmal zu erleben glaubt. Die Poeten müssen über die schöne Vergangenheit schreiben, die Maler die Bilder von einst festhalten, das Theater die Tragödie „Jaderings" spielen.
Nichts dringt mehr ans Ohr Hsüan-tungs von dem maßlosen Leid Chinas, nichts mehr von den Sorgen der Provinzen. Der Dichter Li-Tai-Peh klagt:
„Im Palast freut sich der Herrscher am Lied von der Wolkenpforte,
Einst lebten die Menschen in Friede und Eintracht . . .
Hundert Jahre lang gab es kein Unheil.

Jetzt schwimmen die Felder im Blute!
Ein Stück Seide kostet zehntausend Münzen!
Asche sind die Paläste von Lo-yang und Chan-gan,
Und Füchse und Hasen hausen in kaiserlichen Tempeln . . ."
Spät erst, zu spät für das Reich, tritt Kaiser Hsüan-tung zurück und begibt sich in eines der buddhistischen Höhlenklöster. Der Abstieg der einstmals großen T'ang-Dynastie hat bereits begonnen. Er kündigte sich an, als damals der Reichsapfel zersprang und die Dame „Jadering" den Palast von Chan-gan betrat.



762

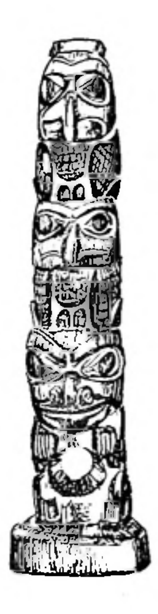
Legende vom Tod eines Kaisers

Diese Geschichte erzählte man im alten China vom Sterben des Kaisers Su-tsung, der in Größe und Herrlichkeit in der Stadt Chan-gan regierte. Es war dies einer der bedeutendsten Kaiser der T'ang-Dynastie, an dessen Hof auch der Dichter Li-Tai-Peh lebte.
Alles war dem Himmelssohne wohlgeraten. Nach Niederwerfung eines Militäraufstandes waren Sicherheit und Ruhe in den Provinzen eingekehrt. Die Kämpfe gegen Tibet und Korea waren zum guten Ende gekommen, Künste und Wissenschaften blühten überall, aber auch die kleinen Handwerker und Bauern im Lande waren zufrieden. Wenn die Gelehrten in ihren Chroniken die Zeit der T'ang-Kaiser priesen, pflegten sie das meiste Lob für das nun voll entwickelte System der literarischen Prüfungen aufzuwenden und vor allem die Leistungen der lyrischen Dichter hochzuschätzen.
Unter diesen Poeten war Li-Tai-Peh der berühmteste.
Eines Tages widmete er dem Kaiser ein Lied, das lautete so:
„Da unser ganzes Leben nichts ist als ein großer Traum,
Weshalb dem Hasten und dem Streben drin geben so viel Raum?!
Was du auch tust undplanst auf allen Wegen, bist doch ein Schilfrohr nur
Und ausgesetzt der Götter Fluch und Segen, dein Leben ist im Wasser eine Spur..."
Als der Kaiser in seinem prächtigen Marmor- und Lackpalast, inmitten von Seide, Gold und Perlen, diese nachdenksamen Verse las, wurde er sehr traurig.

„Wie?" sagte er zu Li-Tai-Peh. „So soll auch ich nur ein Schilfrohr und mein Dasein eine Spur im See sein, die restlos vergeht? Aber", fügte er hinzu, „du hast recht, Li-Tai-Peh, der Tod macht ja sogar vor Himmelssöhnen nicht halt. Ich habe den Tod vergessen!"
Und er rief sogleich nach den Hofastrologen und Wahrsagern.
Um die gleiche Stunde thronte der Herr des Himmels weit über den Wolken und dachte, daß es Zeit wäre, den Kaiser von China abzuberufen.
So schickte er nach seinem Diener Tod, der auf weißer Schindmähre, die Sense auf dem Rücken, als klappriges, knochiges Gestell rastlos über die Länder ritt. „Hier bin ich, Herr!" sagte der Diener Tod. „Was soll es sein?"
„Gehe hin, o Tod", antwortete der Herr über alles Leben. „Reite die Wolkenbrücke hinab zum Weihofluß, wo er noch jung ist und brausend aus den Felsenklüften der Drachenberge bricht. Da steht auf einer hohen Klippe, ganz verborgen in dichten Wäldern, das Weiße Schloß. Dorthin reite und suche den Kaiser Su-tsung. Ihn sollst du zu mir in die Ewigkeit holen!"
Der Tod kratzte sich verlegen sein faseriges, weißes Haar und klapperte ein wenig mit dem Gebein.
„Herr", erwiderte er, „bei allem Respekt — aber der Kaiser von China sitzt auf seinem Thron zu Chan-gan im Purpurpalast! Warum schickst du mich ins Weiße Schloß der Drachenberge?"
„Tu, was ich dir gesagt habe!" befahl der Himmelsherr mit gestrenger Miene.
Und der Tod schwang sich wieder auf seine schneeweiße Mähre und trottete mißmutig über die Wolken davon. Er nahm die Richtung auf den Ursprung des Weiho, wo das Weiße Schloß in den Drachenbergen steht.

Die Astrologen waren in die „Halle der grünen Jade" eingetreten, warfen sich in all ihrer starrenden Seidenpracht vor dem Kaiser nieder.
Als der Himmelssohn ihnen erlaubte, das Antlitz zu erheben, brachte der älteste der Sterndeuter auf einem purpurnen Papier das Ergebnis der Nachforschungen dar. „Siehe, o Himmelssohn!" sprach er. „Wir sind drei Tage und drei Nächte zusammengesessen und haben deine Gestirne berechnet, und — vergib uns, denn es ist nicht unsere Schuld, sondern der Wille des Himmels — wir haben erkannt, daß soeben der Himmelsherr seinen Diener Tod nach dir ausgesandt hat. Er ist bereits unterwegs, dich abzuholen."
Da erschrak der Kaiser bis ins Innerste.
Angstvoll befragte er seine Mandarine, was zu tun sei. Aber die Weisesten meinten, gegen den Willen der himmlischen Mächte sei der Mensch machtlos. Unter den weisen Mandarinen war jedoch ein junger Doktor, der einen blendenden Verstand besaß. Dieser war anderer Meinung.
„O Himmelssohn auf dem Drachenthron!" rief er. „Wenn aber der Mensch mit seiner Klugheit rechtzeitig den Willen des Himmels durchschaut, so wäre er recht wohl in der Lage, auch etwas dagegen zu tun und sich zu schützen."
„Und was rätst du mir?" fragte der Kaiser begierig. „Was kann ich unternehmen, um dem Tod zu entrinnen, den der Himmelsherr schon gegen mich ausgesandt hat?"
„Verbirg dich, o Himmelssohn!" sprach der Doktor. „Wenn dich der Tod sucht,

wird er das in deinem Palast zu Chan-gan tun. Vielleicht aber weißt du irgendein verstecktes Bergschloß, an das keiner denkt. Dorthin gehe ganz heimlich und bleibe dort, bis dich der Himmelsherr vergessen hat!"
„Oh, welch ein großartiger Rat!" rief der Kaiser entzückt. „Man rüste sofort meine Reisewagen! Ich gehe ins Weiße Schloß in den Drachenbergen, um sicher zu sein!"
In diesem Schloß — weit hinter Strom und Gebirge und tief verborgen in einsamen Wäldern — traf Kaiser Su-tsung gleichzeitig mit dem Diener Tod ein. Sie waren beide aufs höchste überrascht, als sie sich trafen.
Nur der Herr allen Lebens im Himmel lächelte in all seiner Weisheit.



Um 1010

Im Dienste der Inka

Die beiden braunhäutigen Huallas hocken vor ihrer Hütte und kauen Cocablätter. Die Wächterhütte lehnt sich an den schwarzen, vulkanischen Fels einer Terrasse, die allseits von dunklen Abgründen umgeben scheint. Ein gewundener Saumpfad klettert über steile Hänge, Bergflanken, an Felswänden entlang und fällt endlich hinab ins Tal des Urubambaflusses, der sich — in Dunstschleier gehüllt — brausend und donnernd durch die urwaldbedeckten Berge gräbt. Dort unten folgt der schmale Pfad eine Zeitlang dem Wasserlauf. Wo er Steinrücken oder beinah senkrechte Wände zu überwinden hat, sind grobe Stufen ins Gestein gehauen.
Die Wächterhütte ist so angelegt, daß man von ihrem Standort aus bis zu der Hängebrücke über den Stromschnellen schauen kann. Der alte Mann reckt sich ein wenig empor und beobachtet nun, wie der Botenläufer an der gegenüberliegen-

den Felswand den aus riesigen Blöcken getürmten Ankerturm erreicht. Hier sind die schenkeldicken, aus Lianenfasern geflochtenen Tragseile festgemacht, an denen das kunstreiche Geflecht der Brücke aufgehängt ist. Der Bote betritt den aus Prügeln aneinandergereihten Belag der Brücke, die Seile straffen sich ein wenig, die Konstruktion beginnt ganz leise zu schwanken.

„Wollen wir noch etwas essen?" fragt der alte Mann. „Wir haben eben noch Zeit, bis er da ist!"

Doch der junge Mann schüttelt den Kopf. Er hat ein breites, rotbraunes Gesicht mit hohen Backenknochen, leicht schrägen Augen und langen strähnig niederfallenden Schwarzhaaren. Wie sein Vater trägt er trotz der empfindlich dünnen und kühlen Höhenluft nur ein Baumwolltuch als Lendenschurz. Offenbar denkt er schon eine ganze Weile — solange sie den herannahenden Königsboten beobachten — über eine schwierige Sache nach.

„Nun sag mir, Vater", beginnt er endlich, „warum sitzen wir tagaus, tagein hier in der Wächterhütte und warten, bis ein Quechuabote kommt? In Machu Picchu drüben ist heute Tanzvergnügen, mein Mädchen denkt, daß ich komme. Warum komme ich nicht? Warum sitze ich hier?"

Der Alte legt den Kopf in den Nacken. Hoch über ihm zieht ein riesiger Condor seine lautlosen Kreise.

„Auch über uns steht ein wachsames Auge am Himmel." spricht er. „Wir sitzen hier und tun unseren Dienst, weil der Inka es befiehlt."

Der Junge fährt zornig auf und zerbricht das Stäbchen in seiner Hand.

„Immer der Inka! Überall befehlen die verdammten Quechuas von Cuzco! Warum lassen sie uns nicht leben, wie es uns gefällt?"

Und sein Auge wandert finster das tief eingeschnittene Andental entlang, dem der Urubamba folgt. Riesige Bergrücken, die hoch hinauf mit dunklen Urwäldern bewachsen sind, pressen das Hochtal ein. Manchmal stößt ein urweltartiger Felskegel bis in die Wolken vor. Dort oben, wo der Urubamba herkommt, weitet sich das Hochtal von Cuzco. Da liegt die Felsenstadt der herrschenden Quechuas und der sagenhafte, strohgedeckte Tempel „Curi-cancha", was soviel wie „Goldhof" bedeutet. Der junge Mann war noch nicht in Cuzco. Sein Botenbezirk beginnt in Machu Picchu und führt ihn entweder nordwärts ins Land der Huayana-Indianer oder über die steilen Bergfalten im Westen, wo der andere Königspfad zur Küstenebene, ins Land der Topas und Huallas, verläuft. Dieses verfluchte Cuzco ist für einen Hualla Sperrgebiet: Wenn er es je zu sehen bekommt, dann nur in einem Transport von Zwangsarbeitern oder Kriegsgefangenen.

„Überall hocken die Quechuas in den schönsten Häusern!" mäkelt er fort. „Schau nur hinüber nach Machu Picchu, Vater! Und unsere Leute haben alles gebaut: Paläste, Kasernen, Tempel und Märkte, Mauern und Terrassen!"

Beide blicken auf die ungeheuer kühn angelegte, auf einem Plateau von rund dreitausend Meter Höhe liegende Anlage. Über zahllose Terrassen und Stützmauern heben sich aus der dschungelbedeckten Bergflanke die Gärten, die Maisfelder und über ihnen die steinernen Würfel der Giebelhäuser, die mit Stroh und Palmblättern gedeckt sind. Die Stadt sperrt die Königsstraße zwischen den nörd-

lichen und südlichen Anden und wird selber von dem Felsenhorn eines Viertausenders überragt.

„Alles gehört den Quechuas!" wiederholt der junge Mensch. „Warum ist das so auf der Welt? Die einen sagen, sie seien die Herren, und die anderen gehorchen. Es sind zahllose Indiohorden und Stämme über die Bergtäler und entfernten Hochebenen hingestreut, wir wissen es von unseren Botenläufern. Aber alle haben sich dem Inka von Cuzco und seinen Quechuas unterworfen. Wie kommt das, o Vater?!"

Der Alte sieht, daß der Bote aus Cuzco nun die Hängebrücke passiert hat und über die Treppenstraße jenseits davon hinaufschreitet.

„Ganz einfach, mein Feuervogel!" lächelt er, „weil die Quechuas klüger sind als wir und weil sie klüger sind als alle anderen Stämme!"

„Klüger?" zweifelt der Junge. „Ich habe bei den Quechuas auch nichts anderes gesehen wie bei unseren Bauern: das Lama als gezähmtes Haustier, Hühner, Enten und ein paar Äckerchen, die sie mit dem Grabstock bewirtschaften. Sie verwenden das geschliffene Steinbeil, Obsidianmesser, finden Gold und Silber in den Bergen – aber sie können weder fliegen noch Wunder wirken. So klug wie die Quechuas sind die Huallas und vielleicht sogar die Topas auch! Und trotzdem herrschen sie, und wir gehorchen."

„Ich will es dir erklären, mein Feuervogel. Es ist noch gar nicht so lange her, da hausten die Vorfahren der Quechuas hoch im Gebirge, in einem Hochtal, in dessen Herzen der Göttersee Titicaca liegt. Und hier in den unendlichen Gebirgen von Süd und Nord, an der Küste und in den Urwäldern im Osten lebten viele, viele Horden brauner Menschen: Huallas und andere. Aber sie lebten alle für sich: uneins, schlecht organisiert; jeder tat, was er wollte, und die Häuptlinge hatten nicht einmal im Krieg die Sicherheit, daß ihnen ihr Stamm folgte. Außerdem bekämpften sie sich alle untereinander. Die Quechuas jedoch waren die einzigen, die sich eine straffe Ordnung gaben. Wo alle anderen zersplittert waren, fanden sie den Zusammenschluß. Ein großer Mann trat bei ihnen auf – Manco Capac hieß er –, der brachte alle vier Stämme der Quechuas unter seine Faust. Er machte aus den Männern der Quechuas, die bisher eine Horde gewesen waren, ein Heer. Das gelang ihm leichter, weil die Quechuas lange schon das ‚Ayllu' – die Schollengemeinschaft, also eine Volksgenossenschaft im Ackerbau – gekannt haben."

„Aber Vater!" ärgert sich der Junge. „Organisiert sind wir Huallas heute doch auch! Die einen bebauen die Felder, die anderen legen Pfade an, die dritten dienen als Kuriere, und die nächsten transportieren die Waren zu den Märkten . . ."

„Gewiß, Feuervogel. Heute ist das so. Aber wir haben uns diese Ordnung nicht selber gegeben, sondern die Quechuas haben sie uns und den anderen Gebirgsstämmen aufgezwungen. Sie brachen nämlich aus dem Hochtal am Titicacasee hervor, nahmen sich das Tal von Cuzco, bauten dort ihren Königssitz und warfen die Netze weithin über die Wälder, Gebirge und Ebenen."

„So also wird man zum Herren der anderen?"

„Nein, Feuervogel! Noch etwas gehört dazu: die Legende, irgendein Mythos!" Der Alte späht nach dem nahenden Königsboten, der nun wieder in seinen Wolfstrott verfallen ist und die Treppen hinaufeilt.

„Als Manco Capac aufbrach, diese Länder zu unterwerfen", fährt der Vater fort, „begab er sich angeblich für mehrere Wochen auf die heilige Insel im Titicacasee. Dort soll ihm der Sonnengott erschienen sein. Er wurde von der Sonne adoptiert, wurde zum ‚Inka': zum ‚Sohn der Sonne'. Als er zu seinen Quechuakriegern zurückkehrte, verkündete er ihnen, sie seien das ‚auserwählte Volk der Sonnenkinder', berufen, über alle anderen in Herrlichkeit zu herrschen. Beflügelt von solchem Glauben, brachen sie auf und warfen nieder, was zwischen Himmelsbergen und dem großen Strom des Nordens liegt."
„So also werden Herren zu Herren!" sagt der junge Mann nachdenklich, aber sein Vater lächelt steinern und schüttelt den Kopf.
„Um ein Herr in dieser Welt der Knechte zu sein, muß man vor allem selbst davon überzeugt sein, daß man ein Herr ist und daß die Götter es so wollen. Selbst der Knecht glaubt dann am Ende, daß diese Ordnung Recht ist."
Das Keuchen des Botenläufers wird hörbar. Rasch reicht „Feuervogel" seinem Vater noch ein paar Cocablätter, die sie aus den Urwäldern des Nordostens beziehen und die den Menschen zu höchsten Leistungen befähigen.
„Iß noch einige, Vater", meint der Junge, „denn gleich müssen wir traben!"
Der Quechua trägt den gestreiften „Poncho", ein radförmig geschnittenes Umhangtuch. An weißgeschältem Stab hält er ein „Quipu" hoch.
„Eilige Botschaft an den Kommandanten von Huanuco!" stößt er atemlos hervor. „Nehmt gefälligst eure Füße unter die Arme, verdammte Huallas!"
Damit übergibt er den Quipu und wirft sich erschöpft zu Boden.
Ein Quipu ist eine aus verschiedenfarbigen Schnüren geknüpfte Botschaft, die freilich nur Zahlen und bestimmte Waren auszudrücken vermag.
Eine braune Schnur mit sieben großen und zwei kleinen Knoten sagt etwa, der Kommandant von Huanuco möge sieben beladene Lamas und zwei Lastträger mit Süßkartoffeln nach Cuzco schicken. Die gelben Schnüre bedeuten Mais, die grünen Flaschenkürbisse, dazwischen sind blaugefärbte Netze eingezogen, deren Knoten und Fäden ziemlich wirr verlaufen. Das ist eine militärische Botschaft und befiehlt eine gewisse Truppenbewegung, was aber nur der Kommandant zu entziffern vermag.
Der Königsbote, der noch immer schwer schnaufend am Boden liegt, stößt unterdessen den Rest seiner Nachricht hervor, und Vater und Sohn prägen sich Wort für Wort ein. Sie entstammen einer alten „Gedenkmännerfamilie", deren Aufgabe es ist, Legenden, Heldensagen und altüberkommene Lieder mündlich zu bewahren. Es fällt ihnen demnach nicht schwer, die Erläuterungen zu dem Quipu zu behalten.
„Worauf wartet ihr noch?" schreit der Quechuabote plötzlich und richtet sich drohend auf. „Verschwindet!"
Die beiden Huallas setzen sich wie Maschinen in Bewegung.
„Nein, man hat nur Ärger mit diesem minderwertigen Volk!" sagt der Quechua. „Wenn nicht wir Sonnensöhne wären, stünde die Welt still!"
„So also spricht ein Herr", sagt Feuervogel, während er neben dem quiputragenden Vater her die kleine Senke hinabläuft. „Und so gehorchen die Knechte."
„Sei lieber still", erwidert der Alte, „du wirst deine Luft noch brauchen, da drüben geht die Königsstraße fast senkrecht die Berghänge hoch!"



1040

Prüfungen, nichts als Prüfungen

„Ich habe niemals geglaubt, daß es etwas so Herrliches geben könnte!" rief der junge Wang-An-schi verzückt, als er von der Stromlände herkommend den „Park der zehntausend Mandelblüten" durchschritt. Auf der sanften Anhöhe angesichts von Kaiserpalast, Gelehrtenstadt und dem weiter hügelwärts sich hinbreitenden Geschachtel der Gehöfte, geschweiften Dächer und der buntglasierten Ziegelmauern blieb er gebannt stehen und griff wie haltsuchend nach dem Seidenärmel seines Lehrers Yeng-Schu.
„Bitte verweilen Sie einen Augenblick, verehrter Meister!" sagte er. „Ich kann mich nicht satt sehen an so viel Schönheit und Größe!"
„Lasse dein Herz von den Wundern der Welt sich erheben", erwiderte der alte Lehrer würdevoll, indem er Meister Kung zitierte, doch er fügte, indem er nachdenklich seinen faserdünnen Bart strich, ein anderes Philosophenwort hinzu: „Nichts aber darf dein inneres Gleichgewicht stören, sagt der weise Mo-tsi, denn im Übermaß ist sogar Schönheit gefahrvoll!"
Trotzdem blieb der Alte einige Augenblicke unter den Zwergkiefern neben den bizarren Felstrümmern stehen, die auf dem Hang inmitten von Chrysanthemen und Fuchsien das sanfte Grün der Rasenflächen unterbrachen. Es war verständlich, daß der neunzehnjährige Wang-An-schi, der niemals zuvor in der Hauptstadt Kai-feng gewesen war, von dem Anblick überwältigt wurde. An-schi, aus der großen Bauernfamilie der Wang, war auf dem Lande aufgewachsen und kam heute in Begleitung seines würdigen Lehrers Yeng-Schu in die Stadt, um an den alljährlichen Staatsprüfungen teilzunehmen. Das bedeutete eine ungeheure Chance für den kleinen Bauernjungen aus Schansi; denn zu diesem Kaiserexamen wurde nur die Auslese der Studenten aller chinesischen Provinzen zugelassen. An-schi hatte in einem halben Dutzend Vorprüfungen über seine Mitbewerber siegen müssen, bevor er die Reise nach Kai-feng hatte antreten dürfen.
Wenn der alte Yeng-Schu seinen Zögling betrachtete, so gestand er sich gerne ein, daß er stolz auf ihn war. Wang-An-schi hatte sich von Anfang an durch hohe Begabung, großen Fleiß, Lerneifer und gutes Gedächtnis ausgezeichnet... Aber

darüber hinaus war er ein gescheiter Junge, der auch eigene Gedanken hervorbrachte, um sie mit aller Achtung vor den Älteren zu vertreten. Dieser besonderen Talente wegen hatten schon die Lehrer der Dorfschulen geraten, den Jungen weiterbilden zu lassen. In der Dorfschule wurden den Kindern die gewöhnliche Volkssprache beigebracht und das Schreiben von etwa 600—1000 Schriftzeichen gelehrt. Wang-An-schi war höher aufgestiegen und hatte Unterricht bei dem alten, pensionierten Mandarin und ehemaligen Hofgelehrten Yen-Schu erhalten. Er drang zu den glatteren und verfeinerten Formen der Schrift- und Kanzleisprache vor und erlernte im Laufe der Jahre mehr als 10000 Schriftzeichen. Daneben hortete er in seinem Gedächtnis einen ziemlich großen Schatz von Aussprüchen und Zitaten der alten Dichter, Philosophen und Staatsmänner. Yeng-Schu hatte ihn eingehend mit der klassischen Literatur vertraut gemacht.

Und darauf kam es — abgesehen von der Schönheit und Klarheit der Schrift — bei den Staatsexamen vor allem an. Wang-An-schi konnte den Prüfungen mit einigem Selbstbewußtsein entgegensehen.

„So, mein Freund", sagte der Gelehrte, „nun genügt deine Schwärmerei! Wir wollen uns bei der Palastkommission melden und dir eine Kabine für die morgige Staatsprüfung sichern."

Dann jedoch besann sich Yeng-Schu, zog den Jungen zu sich heran und zeigte ihm den großen „Prüfungs-Kang".

„Da, schau dorthin, wo die gekachelten Mauern mit den Drachenmustern den riesigen Hof umspannen! Siehst du? Rotlackierte, den Schriftzeichen für Friede und Harmonie nachgebildete Holztore führen in den Kang."

Dort sind wie Spielzeugschächtelchen aus ölgetränktem Papier, hellen Strohdächern und buntlackierten Holzgestellen eine Unzahl kleiner Kabinette aufgestellt: wohl an die vier- oder fünfhundert. In der Mitte dieser Zwergenstadt erhebt sich ein Podium mit vier Beobachtungsposten. Dort werden morgen die hohen Mandarine thronen und die Ehrlichkeit der Prüflinge beaufsichtigen.

„Vielleicht", sagt der alte Lehrer, „gibt uns sogar der Himmelssohn, Kaiser Jentsung, die Ehre, bei den Prüfungen zu erscheinen."

„Oh!" ruft der Bauernjunge mit geröteten Wangen, „ich habe überhaupt keine Angst!"

Anderntags, nachdem die Personalien der Prüflinge und ihre Zulassungen überprüft sind, erhält auch Wang-An-schi einige Bogen schönen Kaiserpapiers. Damit kein Unterschleif möglich ist, trägt jedes Blatt den kreisrunden roten Kanzleistempel. Tusche, Marderhaarpinsel und Federmesserchen werden dem Prüfling ausgehändigt. Ein Diener kontrolliert, ob keiner der Zugelassenen unerlaubte Hilfsmittel wie etwa Zitatensammlungen oder auf Seidenpapier zusammengerollte Bücher mit sich führe. Dann muß sich An-schi von seinem Lehrer verabschieden und wird, von dessen Segenswünschen begleitet, zu einer numerierten Kabine gebracht.

Langsam füllt sich der riesige Kang mit den festlich gekleideten Kandidaten. Auch Mandarine in steifer Seidenpracht, die schwarzen Satinkäppchen auf den ergrauten Häuptern, alte Gelehrte im feierlichen Malachitgrün der Hofbibliothek oder im

satten Türkisblau der Kanzleiränge erscheinen und nehmen unter den seitlich aufgestellten Baldachinen Platz.
In seiner von Papierwänden umgrenzten Kabine kann An-schi nur wenig von den Zeremonien und Reden verstehen, die nun stattfinden. Aber er sieht, wie die Prüfungskommission würdevoll auf das Podium steigt, die Plätze einnimmt und nach zahlreichen Kontrollen das Siegel von den Aufgabenrollen bricht. Die Spannung unter den Insassen der Papierkämmerchen hat sich zu Summen und Flüstern gesteigert. Da schlägt ein Diener an den Erzgong, und der älteste Mandarin — ein weißhaariger, ziegenbärtiger Herr im resedafarbenen Seidengewand mit dem Brustschild des Silberreihers und dem Mützenknopf aus roter Koralle — gibt das erste Thema bekannt. Mandarine niedrigerer Rangstufen gehen anschließend durch die Kabinenreihen und verkünden das Thema der ersten Arbeit noch einmal. Es lautet: „Dienst am Nebenmenschen bringt der Seele Vollkommenheit."
„Ah, das ist ein Thema!" reibt sich Wang-An-schi die Hände. „Es ist ein Satz des Meisters Kung-fu-tse, der in vielerlei Abwandlungen bei den späteren Denkern Chinas wiederkehrt. Ich kann hundert passende Zitate anwenden ...", jubelt der Prüfling — „aber mehr noch: „Ich kann meine eigenen Ideen über ein wohlgeordnetes Staatswesen darlegen!"
Und schon beginnt er Tusche zu reiben, die schwarzen Stäbchen zu schaben, den Marderhaarpinsel zu erproben, und dann malt er mit seiner schönsten Zierschrift seinen Namen auf den Kopf des ersten Blattes.
Drei Tage mit einigen Unterbrechungen dauern die Examen. Da es sich nur um die Aufnahme und erste Rangprüfung der künftigen Beamten handelt, werden lediglich drei Themen gestellt, die sich mit Sätzen aus der Literatur, der Geschichte und der Kunst oder Philosophie befassen.
Nach Beendigung der Prüfung — wenn die Arbeiten der jungen Leute eingesammelt, versiegelt und von der Kommission fortgebracht worden sind — sind die Teilnehmer entlassen. Man führt sie freundlicherweise durch die Außenbezirke und Höfe des Kaiserpalastes, der Hofbibliothek und der Kanzleien, damit sie eine Vorstellung haben, wo sie vielleicht später arbeiten werden. Doch den Kaiser oder Mitglieder der himmlischen Familie bekommen sie nicht zu Gesicht.
Dann werden die Kandidaten und ihre Betreuer entlassen und für ein Vierteljahr später nach Kai-feng bestellt.
In diesen Monaten sitzen Dutzende hochgelehrter Literaten, Mandarine und ranghohe Beamte über den abgelieferten Prüfungsarbeiten. Sie haben ein einfaches Bewertungssystem: Jedes klassische Zitat wird mit roter Tusche umrandet und je nachdem es paßt, genau gebracht ist oder den Sinn der Sache erfaßt, mit 1, 2 oder 3 roten Punkten am Manuskriptrande bewertet. Besonders kluge Gedanken, neue Ideen, schöne literarische Wendungen erhalten Pluspunkte. Über die Schönheit des Schriftbildes, den Aufbau der Arbeit und die Klarheit der Darstellung urteilt eine Sonderkommission, die dafür zwischen 10 und 100 rote Punkte vergibt. Nach der Gesamtpunktzahl wird die Beurteilung vollzogen. Wer weniger als insgesamt 100 Punkte aufweist, ist durchgefallen. Alle Bewerber, die zwischen 100 und 1000 Punkte erreichen, werden in den Beamtenrang der Anfangsmandarine — mit rosarotem Seidenkleid, dem Brustschild des Distelfinken und dem Mützenknopf aus

Onyxstein — aufgenommen. Gelegentlich geschieht es jedoch, daß Kandidaten die ersehnte Punktzahl von 1000 überschreiten. Diesen besonderen Begabungen stehen alle Wege der Beamten- und Gelehrtenlaufbahn offen. Sie nimmt man sofort in die zweite Rangstufe auf, die den Vorzug hat, das meerblaue Seidenkleid mit dem Brustschild der Haubenente und dem Mützenknopf aus Nephrit zu tragen. Solche Fälle sind aber selten. Wer bei der ersten Beamtenprüfung bereits einen Rang übersprungen hat, behält ihn meist nicht lange. Vor ihm liegen alle Pfade offen. Er trägt bald das Brustschild des Bergkranichs, des Silberreihers, der Türkisente, des roten Panthers oder gar die sagenhaft hohen Schilder der „Drachenränge", was soviel bedeutet wie die Inhaberschaft eines Ministeriums. Und auf den schwarzen Satinkappen der weisen Herren glänzen dann Knöpfe aus Koralle, Jade, Silber, Kupfer, Gold oder Bergkristall.

Niemand fragt nach Herkunft, sozialem Stand oder Beziehungen der Prüflinge: Bei diesen Staatsexamen entscheiden nur Wissen, Begabung und echte Bildung.

Ein Vierteljahr später reisen der alte Yeng-Schu und sein Kandidat Wang-An-schi wieder mit einer Dschunke den Hoang-Ho abwärts, bis sie die Lände von Kai-feng erreichen. Im großen Kang richtet man eben die Kabinen her für die zweite oder dritte Rangprüfung der jungen Mandarine. Heute jedoch versammelt man die Prüflinge in dem zweiten Innenhof, wo die riesigen Yin- und Yanglöwen einen rotlackierten Pavillon bewachen.

Der uralte Mandarin mit dem Silberreiher und dem roten Korallenknopf führt wieder den Vorsitz. Auf niedrigen Lacktischchen stapeln sich die Arbeiten der Kandidaten. Dann verkündet der ziegenbärtige Alte mit hoher Fistelstimme die Ergebnisse.

„Wir haben in diesem Jahr einen seltenen Ausnahmefall erlebt!" ruft er der spannungsgeladenen Schar zu. „Ein Kandidat hat nicht nur die 1000-Punkte-Grenze überschritten, er hat das Unglaubliche vollbracht und 2031 Punkte errungen. Deshalb hat Seine Majestät der Himmelssohn verfügt, daß dieser begabte junge Mann sofort in die dritte Rangstufe eines Mandarins mit dem Brustschild des Bergkranichs und dem Jadeknopf aufzunehmen sei."

Er holt tief Atem, und seine etwas trüben Augen suchen die Gesichter der erwartungsvollen Prüflinge ab. Dann endlich gibt er denNamen bekannt.

„Der neue Mandarin heißt Wang-An-schi aus Schansi!"

Ein Aufschrei geht durch die jungen Leute. Dann drängt sich Wang-An-schi aus der Menge hervor, fällt seinem bescheiden am Platzrande wartenden Lehrer Yeng-Schu um den Hals und verbeugt sich tausendmal vor den freundlich lächelnden Mandarinen, die fortan seine Kollegen sein werden.

„Nichts soll dein Gleichgewicht stören", flüstert der alte Lehrer, „im Übermaß ist auch Freude gefahrvoll!"

Da drückt ihm An-schi verständnisinnig die Hand und schreitet würdig, schon ganz der kommende, hohe Würdenträger, die Stufen zum Pavillon empor.

Zwanzig Jahre später gehört Wang-An-schi bereits den „Drachenrängen" an. Sein Freund, Kaiser Jen-tsung, der inzwischen den Thron bestiegen hat, verleiht ihm sogar das gelbseidene Kleid eines kaiserlichen Prinzen.

Wang-An-schi wird als Erster Minister der große Reformer der Gesellschaft und der Vollender der Wasserstraßen, Flußdämme, Parks und hundert anderer Großprojekte, welche die Kultur der Sung-Zeit auszeichnen. Da er eine staatlich gelenkte Wirtschaft einführt, Staatsbetriebe und Volkskommunen errichtet, vermag er auch Einfluß auf den technischen Fortschritt seiner Zeit zu nehmen. Nun gelangen Seidenweberei, Porzellanglasur und Bronzegießerei, Tuschemalerei und der Druck mit Holzplatten zur höchsten Vollendung. Um der aufblühenden Wirtschaft neues Leben zuzuführen, bringt Kanzler Wang-An-schi sogar parfümiertes Papiergeld in Umlauf.
Die Prüfung von damals hat nicht zuviel versprochen. Über die Treppenstufen vieler anderer Prüfungen ist tatsächlich der Tüchtigste zu den höchsten Ämtern emporgestiegen. Nur noch der Kaiser steht über ihm . . .



1092

Also sprach Omar der Zeltmacher

Ein persischer Iman, einer jener Vorbeter mit dem riesigen — „Türbe" genannten — Kopfbund, erschien unter dem Kielbogen der Medresse, taumelte beinahe und rief dann mit dröhnender Stimme: „Nisam al Mulk, der Großwesir, ist ermordet!"
Für einen Augenblick schien es, als habe der Blitz in die jählings verstummende Schar der Studenten und Lehrer eingeschlagen. In die plötzliche Stille hinein rief der Iman etwas von einem religiösen Fanatiker, der den aufgeklärten und klugen Wesir erdolcht habe.
Auch Omar i Khajjam, der hochgelehrte Professor für Mathematik, war wie erstarrt und saß einer Statue gleich mit untergeschlagenen Beinen auf dem Teppichboden im Kreis seiner Hörer. Dann brach der Sturm los.
Die Studenten — jüngere und ältere ohne Unterschied — sprangen auf, verstreuten vor Aufregung ihre Papierrollen, Wachstäfelchen und Griffel und begannen wirr durcheinanderzuschreien. Niemals zuvor hatte die ehrwürdige Medresse „Nisamija" zu Bagdad einen ähnlichen Aufruhr erlebt. An gewöhnlichen Tagen waren die Hallen der Medresse vom Murmeln und Summen der Lernenden und Lehrenden erfüllt, die in weiten Kreisen auf dem von mehreren Schichten persischer Teppiche bedeckten Boden kauerten. Eine Medresse, wie sie der große Wesir Nisam al Mulk

an vielen Plätzen des Khalifenreichs gegründet hatte, war eine Art Hochschule, die sich meist an eine Moschee anschloß.

Der weite Raum, dessen bemalte Gewölbe von dünnen Säulen getragen werden, gleicht nun einem aufgestörten Bienenstock. Die meisten der jungen Leute drängen schon zu den Ausgängen.

Aber Omar i Khajjam bleibt immer noch wie eingefroren in seiner Sitzstellung. Er denkt. Die Vergangenheit zieht in schnellen Bildern an ihm vorüber — eine Vergangenheit, die nun wohl mit dem Tod des Nisam al Mulk endgültig erloschen ist!

Omr i Khajjam hat er sich genannt, weil sein Vater Ibrahim „Zeltmacher" gewesen ist; aber er führte den Namen auch, weil er selber ein „Khajjam" war und „Zelte der Philosophie" zu weben pflegte.

„Omar der Zeltmacher hat von früh bis spät
An manchem Zelt der Philosophie genäht,
Bis Schicksals Schere sein Lebensseil kappt
Und Trödler Tod ihn um ein Nichts ersteht . . ."

So hat er einmal in trüber Stimmung geschrieben. Nun aber scheint der Vers Wahrheit zu werden. Mit dem Hinscheiden Nisam al Mulks, des Gönners der Gelehrten und Dichter, des Förderers der hohen Schulen, war wohl auch das Gastspiel der Denker an der „Nisamija" zu Bagdad zu Ende. Es wird alsbald arbeitslose und später auch verfolgte Professoren geben. Die Posten an der Hohen Schule würden rasch von den frommen Koranlehrern, den Betbrüdern und gedankenlos Gläubigen eingenommen werden; kein Platz mehr für einen Mann wie Omar i Khajjam, den Mann, der die Rechenkunst des Al Geber — die Algebra — bis zur Lösung komplizierter Kubikwurzeln und schwieriger Gleichungen emporgesteigert hat, der die geometrische Lösung mathematischer Fragen erdacht, den Kalender neu berechnet und den komplizierten Lauf der Gestirne nach den Methoden der alten Griechen neu bestimmt hat.

Mathematik ist für ihn das Herz der Welt, Logik und Verstand sind seine Instrumente. Griechen und Perser gelten ihm als Vorbilder. Die überlieferten Bücher der Vorzeit: von Babylon bis Alexandrien, von Byzanz bis Nischapur, griechische, römische, persische und ägyptische — das waren die Quellen, aus denen Omar geschöpft hat. Er war sich der Tatsache bewußt, daß ihn die frommen Mullahs, Imans und Wallis — all diese vom Koran besessenen Frömmler und Wortgläubigen — nicht mochten. Draußen vor den Pforten der Medresse warteten die Strenggläubigen, um die Professoren der Mathematik, der Physik, der Naturwissenschaften und auch die Dichter und Philosophen fortzujagen und deren Plätze einzunehmen. Es war alles vorbei. Obschon Omar eigentlich Mathematiker ist, denkt er auch über tausend andere Dinge nach und faßt seine Gedanken in „Rubai", persische Vierzeiler. Auch jetzt kommt ihm wieder solch ein Gedichtchen in den Sinn . . .

„Du fragtest mich nach der Erscheinungswelt,
Willst wissen, was der Weise von ihr hält? —
Ein Nebelbild, das aus dem Weltmeer steigt
Und wiederum zurück ins Weltmeer fällt . . ."

Während nun Omar „der Zeltmacher" noch immer auf den Teppichen der Medresse kauert und vor sich hin starrt, naht aus einer entfernten Seitenhalle ein anderer Professor, dem vermutlich ebenfalls die Studenten davongelaufen sind; es ist der weißbärtige Al Ghassali, Lehrer für Gottesgelehrsamkeit des Islams.
Al Ghassali gilt als wahrhaft frommer und von Allahs Welt hingerissener Mensch, der mit brennendem Herzen nach den Geheimnissen der Ewigkeit forscht. Manche nennen ihn einen „Mystiker", und sie meinen damit einen Phantasten; doch die Leute, die Al Ghassali näher kennen, behaupten, er sei ein Heiliger und Seher, ein scharfsinniger Gottesmann, dem das Heil der Seele über alles gehe. Die Studenten verehren ihn schwärmerisch.
Aber es sind andere Studenten als die Anhänger Omars.
Al Ghassali bleibt vor Omar stehen und blickt ihn mitfühlend an.
„Es muß ein furchtbarer Schlag für Sie sein!" sagt er. „Nisam al Mulk war Ihr persönlicher Freund und Gönner!"
Omar nickt und antwortet mit einem Seufzer. Der Gottesmann scheint die Abweisung nicht wahrzunehmen, bleibt stehen und richtet abermals das Wort an den Kollegen.
„Wir brauchen uns nichts vorzumachen", sagt er. „Es wird nun schwierig werden für Sie und Ihre Kollegen von der Mathematik und Naturwissenschaft. Sicherlich erhält fortan die Theologie den Vorzug . . ."
„Sicherlich, Al Ghassali!" brummt Omar. „Man wird Sie zum Rektor der Medresse machen, denn Sie stehen ja im Rufe einer jener Heiligen zu sein, die der Prophet jedem Jahrhundert zur Neubelebung des Islams vorhergesagt hat. Ich gratuliere schon heute!"
Doch der feine, weißbärtige Herr vor ihm lächelt nur ein wenig müde und schüttelt das Haupt.
„Sie irren, Omar!" erwidert er. „Ich habe nicht die Absicht, an der Hohen Schule von Bagdad zu bleiben. Ich will mich in die Einsamkeit eines syrischen Höhlenklosters zurückziehen. Dort — in Stille und Menschenferne — will ich so lange über Allah, Menschheit und Welt nachdenken, bis ich den Sinn erkenne. Es muß eine Versöhnung zwischen dem Wissen und dem Glauben, zwischen Mathematik und Koran geben . . . oder" — fügt er beinahe verlegen hinzu — „zwischen Ihnen und mir."
Zum erstenmal hebt Omar der Zeltmacher sein zergrübeltes Haupt, schaut den Kollegen aus der „Theologie" — den er bisher immer ein wenig geringschätzig betrachtet hat — forschend an.
„Ich glaube, wir sollten einmal gründlich miteinander sprechen. Kommen Sie mit in mein Haus, lieber Kollege!"
Al Ghassali folgt Omar und wird von diesem in eines der üblichen Bürgerhäuser Bagdads geführt, die nach der Straße zu beinahe fensterlos, von hoher Mauer umgeben und abweisend wie geschlossene Würfel gebaut all ihre Schönheit zum quadratischen Innenhof öffnen. Sie nehmen auf einem Diwan unter den Bogengängen Platz. Omar klatscht in die Hände, und Saki, der Diener und Freund des Hausherrn, erscheint mit Bechern und Weinkrug. Mohammed verbietet den Weingenuß — aber seit die Araber die Führungsrolle im Islam an Perser, Syrer, Ägypter,

Berber, Chorasaner und Turkmenen verloren haben, hat sich auch hierin vieles geändert. Erstaunt sieht der fromme Al Ghassali, daß Weingenuß offenbar im Hause seines Kollegen Gewohnheit ist. Das besagt auch der Vierzeiler, den Omar ausruft:

„Vom Himmel reißt der Morgen das schwarze Tuch
Der Nacht, drum füll mit Magierwein den Krug,
Saki, und reib dir deine Augen wach!
Glaub mir, du schläfst dereinst noch lang genug!"

Großzügig geht Al Ghassali über den Bruch der religiösen Gesetze hinweg; er bittet lediglich um ein Glas Sorbett. Dann knüpft er an die Verse Omars an. Erkennt man nicht aus ihnen die innere Not, die Hoffnungslosigkeit und Verlorenheit Omars? Wohin führen denn Mathematik, Physik, Naturwissenschaft mit all ihren erstaunlichen Erkenntnissen als zum Bewußtsein gänzlicher Leere und Verlassenheit! Der Mensch vermag Himmel und Erde ihre Geheimnisse zu entreißen und bleibt doch am Ende ein armer Tropf, der auf sein unvermeidliches Grab zustolpert.

„Darum", spricht Al Ghassali, „nützt es den Menschen im Grunde nichts, alles zu wissen und nichts mehr zu glauben. Sie sind in der Natur verloren, wenn nicht Allah ihr Herz erfüllt. Wichtig erscheint mir nicht nur die vollkommene Entfaltung des Geistes, sondern auch die Bewahrung der unsterblichen Seele — die Heimkehr zu Gott!"

Omar nimmt einen tiefen Schluck von dem funkelnden Magierwein, streicht sich die Lippen und blinzelt Al Ghassali freundlich an.

„Lieber Freund", spricht er, „ich habe dich als einen wahren Gottesmann erkannt. Es gefällt mir, daß du nicht nach Priesterehren und Würden, sondern nach Erkenntnis, Einsamkeit und Wahrheit strebst. Du bist ein Begnadeter, in dessen Herz Allah von Anfang an wohnt. Du sprichst mit Gott, setzt dich mit ihm auseinander, beugst dich vor ihm. Aber bedenke, daß nicht allen Menschen solche Gnade zuteil geworden ist! Ich bin anders: ein Mann, der alles genau wissen muß, der forscht, unumstößliche mathematische Beweise sucht, bevor er irgend etwas glauben kann. Du weißt, daß meine und meiner Kollegen Wissenschaft durch Schüler in die ganze Welt des Islams — bis an die hohen Schulen Spaniens und an die Medressen Persiens, Indiens und Chorasans getragen wurde. Ja, man hat mir berichtet, daß sogar an den Kathedralschulen des Abendlandes gelehrt wird, was wir in Algebra, Geometrie, Astrologie, Geographie oder anderen Naturlehren geleistet haben. Vielleicht haben wir Denker und Forscher damit der Menschheit einen schlechten Dienst erwiesen, weil wir Unruhe in die gläubigen Herzen tragen und die Religion erschüttern. Aber" — und nun hebt Omar seine Stimme zu prophetischer Höhe — „vielleicht wächst aus unserem Geiste dereinst eine Welt der menschlichen Freiheit und Größe! Dann werden die Menschen Herren sein über die Geheimnisse der Schöpfung, sie werden — frei von Furcht und Aberglauben — sich ein würdiges Dasein erbauen."

Wieder verfällt Omar der Zeltmacher in den Rhythmus der Verse:

„Kaaba und Götzenhaus bedeuten Knechtung,
Der Christen Glocken, hört, sie läuten Knechtung.

Kirche und heil'ge Schnur und Rosenkranz und Kreuz,
Wahrlich, sie alle nur bedeuten Knechtung!"
„Und worin siehst du, Omar, die volle Freiheit?" fragt Al Ghassali.
Omar antwortet mit einem neuen Vierzeiler:
„Der ganzen Schöpfung letzter Zweck sind wir,
Im Weltenauge sind die Sehkraft wir!
Die ganze Welt ist wie ein großer Ring,
Wir sind der Edelstein, des Ringes Zier!"
„Ach Omar", ruft Al Ghassali schmerzlich berührt aus, „welch ein Hochmut, welche Verlorenheit! Nichts sind wir ohne die Hand Gottes, die uns trägt! Verworfen in einem leeren, grausamen Weltall sind wir, ohne ihn, den Weltherrn, der unser gütiger Vater ist und der uns denken, fühlen und glauben läßt! Ihn nicht zu verlieren ist aller Sinn des Daseins!"
Der „Zeltmacher" hat einigemal dem schweren Wein kräftig zugesprochen und nimmt abermals einen großen Zug. Vielleicht ist dies sein einziger Trost. Dann legt er begütigend die Hand auf den Arm Al Ghassalis, blickt ihn freundlich an und sagt: „Wie glücklich du bist, glauben zu können, mein Freund! Ich wollte, mir wäre dein Reich gegeben . . ."
Und er hat schon wieder einen Vers bereit, der all seine Zerrissenheit ausdrückt:
„Ich war ein Falke, den sein kühner Flug
Hinauf zum Reich der ew'gen Rätsel trug.
Dort fand ich keinen, der sie mir enthüllt,
Und kehrt zur Erde wieder bald genug . . ."



Um 1150

Hochzeitsreise über Bab el Mandeb — Straße der Tränen

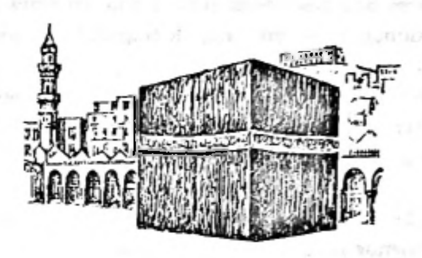
Die kleine Hafenstadt Zeila liegt an der Somaliküste. Sie besteht aus einem Gewürfel von weiß und türkisfarben bemalten Lehm- und Ziegelhäusern und bedeckt einen steinigen Hang, der über die Bucht hinausblickt. Hier mündet ein Wadi ins

Meer, doch führt das zerrissene Trockental nur während der Monsunzeit Wasser. An den gemauerten Kais schaukeln zahlreiche Dauen und Feluken, schnittige arabische Segelschiffe mit riesigen, schräggestellten Rahen. Überall an den ostafrikanischen Küsten haben sich arabische Kaufleute niedergelassen, deren Hauptgeschäft im Handel mit „schwarzem Elfenbein" — also mit Negersklaven — besteht.
Der fromme Hadschi Tippu gilt als einer der reichsten Handelsherren von Zeila. Zusammen mit dem in Zeila herrschenden arabischen Statthalter Achmed Ibn Jussuf hat er eine Truppe ausgekochter Wüstenräuber, teilweise sogar Leute von jenseits des Roten Meeres, aus dem Jemen, zusammengestellt. Der Statthalter ist an der geplanten Expedition beteiligt und erlaubt auch die Zwangsrekrutierung von Somalijünglingen aus den Küstendörfern. Die Somalis haben viel von den Arabern angenommen, sie kleiden sich sogar wie diese, nur lieben sie Tätowierungen, auch flechten sie die schwarzen Haare gerne in kleine Zöpfchen.
Als Tippu eine genügende Schar beisammenhat, rüstet er sie in Zeila mit Pferden, Kamelen, Speeren, Schwertern und den neuen Armbrüsten aus, die nun allmählich Pfeil und Bogen zu ersetzen beginnen. Dann setzt sich Hadschi Tippu, angetan mit Schuppenpanzer und Burnus, den stählernen Spitzhelm auf dem Haupt, an die Spitze der Kolonne, winkt seiner arabischen Leibwache und gibt der Truppe das Zeichen zum Abmarsch. Sie nehmen den Weg landeinwärts, auf die Schoaberge zu, hinter denen das ziemlich unerforschte Land der Gallas beginnt.
Weit hinter den heißen Hochebenen der Landschaft Ogaden und jenseits des Regenflusses Schebeli beginnt das Land anzusteigen. Die Dornsteppe verwandelt sich in Savannen mit Akazien, Trompeten- und Tulpenbäumen. Fern im Norden und Westen blauen die Schatten der äthiopischen Gebirge. Am Fuße der Guguberge endlich beginnt das fruchtbare Land. Wälder wechseln nun mit Weideflächen; dazwischen liegen Ölhaine, Feigengärten, Baumwollfelder und Hirseäcker. Umschlossen von Kaffeewäldchen, ducken sich hier die ersten Galladörfer. An den Flüssen weiden die Rinder- und Ziegenherden, rote Kaffeebohnen liegen zum Trocknen auf den Tüchern.
Die spitzkegeligen Strohhütten der Neger umringen den festgestampften Dorfplatz. Es scheint, als ob sich die ganze Jugend des Stammes hier versammelt hätte. Kopf an Kopf umlagern die ebenholzschwarzen Jünglinge und Mädchen die Rundhütten. Kaum irgendwer scheint bei den Viehherden oder gar auf den schon abgeernteten Feldern zu sein. Heute ist nämlich „Yarabbi-Tag" — eine Art „Erntedankfest" —, mit dem eine Kette von Festlichkeiten eingeleitet wird.
Das ganze Land macht den Eindruck eines afrikanischen Paradieses. Die friedlich schwatzenden und sich schmückenden Leutchen in ihren Rundhütten, die fruchtbaren Äcker, Gärten und Weiden ringsum und der seidige, blaue Himmel, der sich wie ein Zelt des Friedens darüberspannt: hier leben Mensch, Tier, Pflanze mit der dampfenden, wohlbewässerten Erde harmonisch zusammen.
Wenn alljährlich das „Yarabbi-Fest" herankommt, werden in tagelang währenden Hochzeitsfeiern die jungen Paare vermählt, die sich im Laufe des Jahres gefunden haben. Die schönste Braut ist diesmal die sechzehnjährige Nami, die einzige Tochter des Häuptlings Gallabak. Der beste Jäger des Stammes, ein Jungmann namens Dunka, soll ihr angetraut werden.

Endlich tritt Nami aus der Hütte, und ein allgemeines Ah! und Oh! tönt über den Dorfplatz. Sie ist geschmückt mit vielfach geschlungenen Ketten aus bunten Schneckenhäusern und kleinen Messingplättchen; über der Stirn klingeln silberne Schuppen und Türkissteine. In die zu winzigen Zöpfchen geflochtenen Haare sind Perlenschnüre eingeheftet.
Nun kommen die Bräute auch aus den anderen Hütten hervor. Das bewundernde Geschnatter der Jugend will kein Ende nehmen.
„Die Mädchen, die Mädchen!" ruft eine ältere Frau und klatscht in die Hände. Daraufhin sammeln sich brav und sittsam alle Dorfschönen, auch die Bräute und die älteren Frauen, hinter ihr und ziehen durch das Spalier der Männer vor das Dorf. Unter einer uralten Sykomore nehmen sie Platz. Das Fest der Frauen beginnt, indem in großen Kesseln duftender Kaffee gekocht wird; der Singsang steigert sich zu immer wilderen Rhythmen, während ältere Weiber Affenfelltrommeln schlagen, Schellen klirren lassen und den Takt stampfen. Schon bilden sich die ersten Kreise tanzender Mädchen.
Unterdessen hat Jäger Dunka die Jünglinge und Männer auf die Viehweide am Flußufer hinausgeführt. Fast alle sind mit Lendenschurzen und lose umgeworfenen weißen Baumwolltüchern bekleidet; sie tragen Kurzspeere, fellbezogene Schilde, Hartholzkeulen und Wurfhölzer. Mit Schild und Speer, ein Scheingefecht symbolisierend, umkreisen sich die Männer; dazu rasseln die Lokoli — ausgehöhlte Baumstammtrommeln — und die Schüttelbecken.
Der erste Teil des Yarabbi-Festes sieht Männer und Frauen getrennt.
Niemand der feiernden Gallas ahnt, daß sich in den Uferwäldern, die wie dunkles Gewölk den Horizont begrenzen, ein schreckliches Schicksal zum Schlage vorbereitet. Tippus Sklavenjägerkolonne hat nämlich bereits die Grenze des Gallalandes überschritten. Die Vorreiter haben das liebliche Dörfchen entdeckt. Tippu hat es umstellen lassen. Vorbei sind Friede und Paradieseslust; denn nun naht der Mensch dem Menschen . . .
In einer verborgenen Senke warten die Pferde und Kamele, von arabischen Wächtern behütet. Die Masse der Krieger — mit Armbrüsten, Lanzen, Schwertern und Streitkolben bewaffnet — bewegt sich in langen Reihen, durch das Gebüsch gedeckt, auf die Tanzplätze zu.
Der alte Tippu späht durch die Laubwand des Kaffeewaldes und berechnet im Geiste den Gewinn, den er aus soviel kraftvoller Jugend ziehen wird.
„Seid vorsichtig mit dem Eisen!" befiehlt er seinen Schergen. „Jedes Stück schwarzer Haut, das beschädigt wird, ist verlorenes Geld!"
Dann gibt er mit einem schrillen Pfiff das Zeichen zum Angriff. Die Horde der Sklavenjäger stürzt mit gellendem Geschrei aus dem Busch und wirft sich auf die völlig überraschten Gallas.
Viele der tapferen Gallakrieger werden beim Versuch einer Gegenwehr erschlagen, doch der Kampf ist bald vorbei. Am Ende resignieren die Überfallenen. Arabische Räuber fesseln die lebende Beute mit Lederriemen: Männer, Jünglinge, Frauen, Mädchen, Kinder und am Schluß auch noch die Rinder. Das Dorf brennen sie nieder, nachdem sie alle Ziegen geschlachtet haben, die ihnen in die Hände fielen.

Das gleiche Schicksal erleiden noch ein halbes Dutzend andere Dörfer. Dann wenden sich die langen Beutekolonnen wieder dem Norden zu.
Über die Steppe wandern die Sklaven. Tausend Füße wirbeln den roten Sand empor, der in langen Fahnen den Marschwegen folgt. Die arabischen Wachen und die bewaffneten Somalis halten sich stets auf der Windseite und traben auf ihren Reittieren unruhig auf und ab. Schwermütiger Gesang steigt aus den dahintreibenden Scharen der Schwarzen.
Eine endlose Schlange von Männern wird von den Wächtern mit Lederpeitschen angetrieben und überholt eine Gruppe von Mädchen, die stumpfsinnig und erschöpft am Wegrand kauert. Plötzlich springt eines auf und wirft die gefesselten Arme so jäh empor, daß die Riemen ihre Nachbarin schmerzhaft hochreißen.
„Dunka, Dunka!" ruft sie und versucht zu winken.
Aus der vorüberwankenden Kolonne der Sklaven fahren zwei gebundene Arme hoch. Ein junger Mann erkennt den Mädchenkopf mit den eingeflochtenen Perlenschnüren.
„Nami, Nami!" brüllt er durch den roten Staub. Doch schon fährt wieder die Peitsche des Arabers auf ihn nieder, und die anderen reißen ihn mit sich fort.
Hinter ihm klingt lauter und fordernder der Gesang der Sklaven.
Afrika klagt über sein Schicksal . . .
Nach Wochen eines quälenden Marsches durch Steppe, über Gebirgspässe und durch die karge Landschaft der Wadis erreicht die Sklavenexpedition Hadschi Tippus wieder das Gebiet von Zeila. Der alte Händler reibt sich die Hände, als ihm Statthalter Achmed Ibn Jussuf entgegenreitet.
„Große Sache, Achmed! Allah hat uns gesegnet! Wir bringen mehrere hundert Stück bestes schwarzes Elfenbein und haben außerdem noch einige Schiffslasten voller Elefantenzähne, Kaffeesäcke und Baumwollballen eingeheimst! Wir werden schöne Gewinne erzielen, der Prophet sei gelobt!"
Die Menschenware wird zum Hafen hinabgetrieben und auf die bereitliegenden Schiffe verfrachtet. Um der Sicherheit der arabischen Schiffsbesatzung willen werden die Sklaven unter Deck Körper an Körper mit Riemen verschnürt und festgezurrt.
Bei der Verladung sehen sich Nami und Dunka noch einmal, rufen sich an, winken mit verschnürten Händen.
Bab el Mandeb — Straße der Tränen — nennen die Araber den Meeresarm zwischen Afrika und Arabien. Denn über dieses glühende, hitzedampfende Meer segeln seit undenklichen Tagen die Schiffe mit der Sklavenfracht, und gleich einem dunklen Schatten folgt dem Kielwasser der Sklavenschiffe das Trauerlied der Neger.
Vor Ras Bir, dem Felsenkap der Tadjurabucht, geht eine Dau an einer anderen längsseit. Diese Dau hat sogar das Oberdeck vollgeladen mit schwarzer Fracht. Bündelweise stehen die gefesselten Neger nebeneinander. Mit schrillen Schreien macht Nami auf sich aufmerksam. Sie zwängt ihr Gesicht an die Luke und ruft nach Dunka, den sie unter den Gefesselten auf dem Oberdeck der anlegenden Dau erkannt hat. Und Dunka ruft zurück.
Schreie, Tränen, Hilferufe und endlose Klagen: Aus den Rümpfen der Segler schwillt Afrikas trostloses Lied der Sklaven.

Weder Lied noch Tränen rühren ans Herz der Welt. Glühend steht die Sonne im Zenit; wie geschmolzenes Blei schimmert das Himmelsschild. Allah schweigt, nur die Menschen klagen.
Die beiden arabischen Schiffskapitäne haben einige Nachrichten ausgetauscht — das war alles. Dann nehmen sie ihren Kurs auf. Der eine steuert ostwärts, wo irgendwo das Hadramaut, der Jemen, die vielen kleinen Höfe und Märkte der südarabischen Scheichs liegen. Die andere Dau segelt nordwärts, der Einfahrt des Roten Meeres entgegen, wo man die Sklaven- und Kamelmärkte Dschidda, Port Sudan oder einen anderen Hafen erreicht, in dem Sklaven begehrte Ware sind und mit klingender Münze bezahlt werden.
Doch beide Schiffe nehmen Kurs über Bab el Mandeb — die Straße der Tränen . . .



1190 | Mörder im Haschischrausch

Ali, der Gesandte des Seldschukensultans, ist mit seinen Begleitern seit Wochen durch höchst unwirtliche Gegenden gereist. Von der persischen Stadt Teheran herüber sind sie in das finstere Tal von Kaswin geritten, wo die riesigen Schatten des Elbrusgebirges über die brausenden Wasser des Kisil-Usen fallen.
Sie sind in einem höchst seltsamen Auftrag unterwegs. In diesen Tagen, in denen sich die einstmals geschlossene Macht des Khalifenreichs aufgesplittert hat und sogar westliche Kreuzfahrerheere in seinen Bereich eindringen, geschieht es immer wieder, daß mächtige, politisch oder religiös bedeutsame Persönlichkeiten durch die Hand von unbekannten Meuchelmördern fallen. Eine geheime Organisation zieht die Fäden, schickt ihre Häscher in alle möglichen Staaten und an alle denkbaren Höfe aus, um unliebsame Männer zu beseitigen.
Inzwischen weiß man, daß sich das Haupt dieses Geheimbundes auf einer beinah unzugänglichen Felsenburg im Hochgebirge am Kaspisee verschanzt hat. Es ist der „Scheich ul Dschebal". Sogar die Franken, die ins Heilige Land ziehen, flüstern sich Schauergeschichten über den „Alten vom Berge" und seine „Assassinen" oder Mördergenten zu. Diesen schrecklichen Mann will der Seldschukensultan zu seinem Verbündeten im Kampf gegen alle Feinde des Islams machen.
In einem düsteren Hochtal reiten die Gesandten in ein Dorf ein, das von lautem Wehklagen erfüllt ist. Eine Schar Verwandte kauern um eine in Weiß — die Farbe

der Trauer — gekleidete Frau, die sich das Gesicht zerschlägt und hemmungslos Tränen vergießt. Ali fragt nach den Ursachen solchen grenzenlosen Kummers.

„O Herr", heult die Unglückliche, „Entsetzliches ist mir und den Meinen widerfahren! Mein Sohn war ein ‚Refik', den der Scheich ul Dschebal ausgesandt hat, einen gottlosen Minister des Perserschahs zu töten ..."

„Und nun ist dein Sohn tot?" unterbricht Ali. Aber die Alte schüttelt wild das zottelige Haupt.

„Es ist noch schrecklicher, Herr! Er lebt, ist lebendig zurückgekehrt und hat den Minister nur verwundet, anstatt ihn zu töten! Welche Schande!"

Die Dorfbewohner stimmen laut in das Klagelied ein. Ali aber vermag die Narrheit der Menschen kaum zu fassen. Völlig verwirrt reitet er weiter in die Berge hinein.

Endlich erblicken sie Burg Alamut. Auf schwarzer Felsklippe ragen die Zinnen und Ecktürme des Schlosses, ein finsterer Bau aus schwarzem Granit. In schwindelnder Höhe steigen die Türme und Bastionen über dem Engpaß empor. Dort oben haust der berüchtigte „Alte vom Berge".

Die Wachen am Tor sind junge, hochgewachsene Männer, in deren breiten Gürtelschärpen Dolch und Schwert stecken. Sie tragen Turbane aus blutrotem Tuch über persischen Spitzhelmen. Das sind „Refiks", die Gefolgsleute des großen Zauberers und Schloßherrn.

Die Augen der jungen Krieger blicken abwesend, verklärt oder entrückt, als erblickten sie in der Ferne etwas Bannendes oder Überwältigendes.

Als Scheich Ali diesen seltsamen Ausdruck wahrnimmt, entsinnt er sich dessen, was ihm Kenner der „Assassinensekte" anvertraut haben.

Die Oberen des Geheimbundes, die man auch „Fedawi" nennt, haben erkannt, daß man die Menschen, um sie wirklich zu beherrschen, schon in frühester Jugend in die Hand bekommen muß. Deshalb holen sie sich kleine Buben aus allen Ländern und erziehen sie zu ihren Werkzeugen. Man hämmert ihnen ein, daß sie auserwählt seien, für die Reinheit und Weltmacht des Islams zu kämpfen — in Wahrheit aber benützt sie der Scheich ul Dschebal für politische und sonstige Zwecke. Um die jungen Menschen willenlos und gefügig zu machen, mengen ihnen die „Fedawi" regelmäßig Rauschgift in Speise und Trank, gewöhnen sie an das Haschischrauchen und an das Opiumessen, so daß sich die meisten der „Refiks" ständig in einem leichten Rauschzustand befinden und völlig enthemmt sind.

Daher kommt auch der entrückte, beinah selig wirkende Ausdruck der Wächter. Jetzt begreift Ali, daß jeder dieser Männer den Befehlen des Oberen bedingungslos gehorchen wird. Er weiß auch, daß die meisten dieser zu Mord und Gewalttat bestimmten Jünglinge in der Schule von Alamut in fremden Sprachen und allerhand Künsten unterrichtet worden sind, damit man sie ohne Schwierigkeiten in jedem beliebigen Lande einsetzen kann.

Ein „Fedawi" im schneeweißen Gewand erscheint und bringt die Gesandtschaft in ihre Quartiere. Man hat offenbar durch Meldungen aus entfernten Städten und Dörfern schon lange erfahren, wer da kommt und mit welchen Absichten sich die Gesandtschaft trägt. Der „Alte vom Berge" scheint nicht nur allmächtig, sondern auch allwissend zu sein.

Bei einem Gang durch die Gärten von Alamut spricht Ali einen „Refik" an, den zuviel Haschisch fieberhaft redselig gemacht hat. Er fragt ihn, ob er schon zu großen Taten herangezogen worden sei.
Verzückt berichtet der Jüngling, daß der große Obere, den niemand je zu Gesicht bekomme, ihn bereits geprüft und für würdig befunden habe. Schaudernd erfährt Ali, daß der junge Mann, um seine Ergebenheit zu beweisen, zunächst einige ihm nahestehende Menschen ermorden mußte. Dann war ihm aufgegeben worden, einen alten, als heilig verehrten Einsiedler zu erdolchen. Darauf habe ihn der „Scheich ul Dschebal" zur Belohnung das Paradies sehen lassen.
Nach und nach erfährt Ali, daß man den Jüngling unter Rauschgift gesetzt und in einen prächtigen Palastraum gebracht habe, wo er alles vorfand, was sein Herz begehrte: schöne, junge Mädchen, Wein, herrliche Speisen und wohlklingende Musik. Er vermeinte tatsächlich, in Allahs siebtem Himmel zu weilen.
Nun brannte er darauf, noch größere Taten zu vollbringen.
Nach einigen Tagen erscheint ein alter „Fedawi" in Alis Gemach und unterbreitet ihm — nach kurzen Einleitungsphrasen — die Vorschläge der Geheimgesellschaft. Der Seldschukensultan soll sich der geistigen Macht des Imanats, also der religiös-politischen Führung des Alten, unterordnen und künftig von diesem Anweisungen entgegennehmen.
„Ihr seid ja verrückt!" empört sich der Gesandte. „Ein Sultan, der über ein Heer von mehr als hunderttausend Kriegern verfügt und der über weite Länder und reiche Städte regiert, kann sich doch nicht vor dieser Burg Alamut verneigen! Das höchste wäre ein geheimes Bündnis . . ."
„Es wäre schlimm", entgegnet der Fedawi, „wenn sich der weltliche Herrscher dem geistigen Führer widersetzen wollte! Wir sind unbesiegbar . . ."
„Wenn aber der Sultan Gewalt wider Gewalt setzte? Wenn er ein Heer gegen Alamut marschieren ließe?"
Der weißbärtige Mann lächelt, seine farblosen Augen blicken kalt wie Steine.
„Das wäre Narrheit! Es ist eine Weisheit der Assassinen, niemals einfache Soldaten im Kampf zu töten. Wir löschen nur die Feldherren und politischen Führer aus. Wir morden keine Völker, sondern nur Staatsmänner, Wesire, Sultane oder Khalifen."
„Ihr droht dem Sultan?" wütet Ali. „Das könnte euch übel bekommen!"
Der alte Fedawi verbeugt sich wortlos und geht.
Zwei Tage nach dieser Unterredung wird Ali in das geheimnisvolle innerste Gemach der Burg vor das Angesicht des „Scheichs ul Dschebal" geführt. Scheich Hassan ist beinah achtzig Jahre. Er thront mit untergeschlagenen Beinen auf einem Berg von Kissen. Durch das offene Bogenfenster gähnt das Dunkel des Abgrunds. Die Besten und Erprobtesten der Gehilfen halten Wache vor dem Gemach des Alten, ohne es jemals betreten zu dürfen. Seit fünfzehn Jahren hat Scheich Hassan keinen Schritt vor die Tür dieses Raumes getan. Er herrscht im Verborgenen.
Als Ali die Bündnisvorschläge des Sultans vorgetragen hat, klatscht der Uralte wortlos in die Hände. Ein schlanker, junger Refik tritt ein und wirft sich angesichts des Erhabenen flach auf den Teppich.
„Stürze dich aus dem Fenster!" sagt Hassan ruhig.

Der Jüngling springt wie von der Sehne geschnellt empor, und ehe Ali noch recht erfaßt hat, was sich abspielt, läuft er wortlos durch den Bogen hinaus ins Leere, wo der Fels fünfhundert Klafter tief zu Tal stürzt.
Abermals klatscht Hassan in die Hände, und eine andere Wache erscheint.
„Töte dich mit dem Dolch!" befiehlt er.
Sofort reißt der Mann den Dolch aus dem Gürtel und stößt ihn sich, ohne mit der Wimper zu zucken, ins Herz. Tot fällt er vor dem Diwan zu Boden.
„Ich habe", wendet sich der Scheich ul Dschebal zu dem Gesandten, „meine beiden einzigen Söhne töten lassen, weil sie einmal bei der Ausführung eines Befehles gezögert haben. Von diesen da" — er deutet auf den Erdolchten und zum Fenster hinaus — „verfüge ich über mehr als siebzigtausend in allen Teilen der islamitischen Welt. Einige leben auch am Hofe deines Sultans. Sie alle erwarten meine Befehle."
„Aber Herr", ruft Ali entsetzt, „das ist ja Wahnsinn, was da vor sich geht!"
„Nein", erwidert Scheich Hassan ungerührt, „das ist nicht Wahnsinn, sondern wirkliche Macht, die absolute Beherrschung der Menschen, deren Seelen man im Griff hat!"
„Erlaube, o Scheich", stottert Ali, „daß ich mich nun zurückziehe!"
Er weiß, daß seine Mission gescheitert ist. Bevor er entlassen wird, wirft der Scheich ul Dschebal wie nebensächlich noch einige Sätze hin, die beweisen, daß er über alle Maßnahmen des Sultans genau im Bilde ist.
„Ja, ziehe dich zurück, Ali! Deinem Sultan aber sage, auch er möge sich und seine Truppen, die er auf den persischen Straßen zusammenrottet, zurückziehen. Das wünschen wir sehr, denn wir wünschen ihm und dir gute Gesundheit und langes Leben!"
Als die Gesandtschaft an den Sultanshof zurückkehrt und Bericht erstattet, gibt der Sultan auf dringendes Anraten seiner Wesire den Befehl, das Heer umkehren zu lassen. Niemand will eines plötzlichen Todes durch Gift oder Dolch sterben.



1197

Als Dschingis-Khan das Haupt erhob ...

Wenn der Schöpfer dieses Alls auf den Erdball herabblickte, sah er fast genau im Herzen der gewaltigsten Landmasse Eurasiens ein von hohen und wilden Gebirgen umgrenztes Wüsten- und Steppengebiet: die Gobi. Wiederum ziemlich genau in der Mitte dieser schrecklichen Einöde, die im Norden von Sibirien, im Osten von China, im Süden von Indien und den persischen Ländern, im Westen von Rußland und Europa eingegrenzt ist, liegt die Dsungarei. Diese riesigen Gebiete wurden von verschiedenen, der mongolischen Rasse angehörenden Reitervölkern bewohnt, hatten aber bisher in der Geschichte geschwiegen. Zwar waren jahrhundertelang von hier aus die „Huang-Hu-Völker" in China eingefallen, bis die Chinesische Mauer ihren Raubzügen ein Ende setzte, und einmal war aus diesem Völkerkessel der Hunnensturm gegen Europa aufgebrochen, unter dem das Römerreich zerbrach und das Abendland erzitterte.
Doch im großen gesehen hatte die Gobi geschwiegen.
Nun aber rührte der Weltenherr inmitten der Dsungarei das Herz eines einzigen Mannes an, daß er aufbreche und den Erdkreis bewege. Es war der Sohn eines kleinen Mongolenhäuptlings, der den Namen „Temudschin" trug. Er hatte die Seele eines Wolfes, und er war ein Dämon, vor dem nichts standhielt. Und er fiel über seine Nachbarstämme her, unterwarf sie mit äußerster Grausamkeit, begann im Becken der Dsungarei ein kleines Reich aufzurichten. Er „öffnete der Hölle die Pforten ..."
Trotz seiner sichtbaren Erfolge ist Temudschins Macht immer noch gering im Vergleich zu den gewaltigen Völkerbünden der Kerait im Nordosten oder der Naiman, die zu Füßen des Altaigebirges im Nordwesten wohnen. Unendlich weit sind diese

Länder. Man müßte jahrelang unterwegs sein, um nur einen Teil der grasreichen Steppen, der von Bergen umblauten Täler zu durchstreifen, die sich rings um das Sandmeer der Wüste Gobi reihen. Temudschin ist bisher nur der Herr eines Seitenbeckens: der Kern der mongolischen Welt liegt im Nordosten beim Hauptlager Karakorum, bei den östlichen Ektaibergen.

Jahre gehen dahin, und Temudschin schlägt um sich wie ein böser Tiger des Tienschan. Immer wieder fallen kleine Stämme von ihm ab, entfernte Horden brechen Fehden vom Zaune, stören das eiserne Gesetz. Verrat spinnt sich zwischen den alten Khanen. Aber Temudschin hält seinen Bund durch rasche Reiterzüge und grausame Strafgerichte zusammen.

Manchmal reitet er ganz allein in das Lager eines wankelmütigen Khans, eines heimlichen Gegners, ja sogar eines Feindes. Wenn die zum Abfall Entschlossenen, die Neidischen und Unruhigen dann jählings in den Bereich seiner Blicke geraten, weichen sie kuschend wie gebändigte Raubtiere — besiegt wie die Bestien, die den Herrn erkennen — zurück, fügen sich, wagen nicht mehr, aufzubegehren.

Auf solche Weise gewinnt Temudschin auch den getreuen Führer seiner Leibwachen: Wasjatai. Dieser noch sehr junge, aber wilde Unterhäuptling in Temudschins Gefolge war vorher einer der entschlossensten Hetzer gegen den neuen Herrn gewesen. Auf einem gemeinsamen Feldzug war es Wasjatai gelungen, einen Dritteil des Heeres zur Meuterei zu überreden. Da war Temudschin mitten ins Feldlager Wasjatais gegangen. Plötzlich — als sei er aus dem Nichts gestiegen — stand er im Zelt des Empörers. Es war Nacht — Wasjatai war ihm in die Hand gegeben. Niemand hat je erfahren, was sich in dieser nächtlichen Stunde abgespielt hat, als Wasjatai — unter einer Decke aus Wolfsfell ausgestreckt — auf einmal Temudschin vor sich sah, den er verraten hatte.

Tatsache ist nur, daß Wasjatai anderntags die Meuterer mit Strenge zur Ordnung rief und seither als Anführer der dreihundert ausgesuchten Leibwächter der getreueste Gefolgsmann des Khans blieb.

Die große Prüfung für Temudschin sollte aber erst beginnen. Eines Sommers, als die Stämme wegen der zunehmenden Wassernot weit verstreut mit den Herden von Tränke zu Tränke wandern, erfährt Temudschin, daß sich die mächtigen Häuptlinge des Tatarenvolkes, die am Buisee lagern, sich mit seinem alten Todfeind Dschamukan verbündet haben und daß auch der Khan der Sujat zu ihnen übergegangen ist. Alles bisher Erreichte schien damit unterzugehen.

Es gibt nur einen Weg, aus allem Verrat herauszukommen und unangefochten Herr der Gobi zu bleiben: man muß die Kraft vervielfachen, denn Menschen beugen sich immer nur der Macht. Macht aber hat im wirklichen Sinne zwischen Altai und Kuënlun-Gebirge am meisten Baybuka, der „Rote Khan" von Karakorum, der den größten Stamm, den der Kerait, führt.

Wasjatai und Temudschins Söhne Oktai und Tschagatai erhalten den Auftrag, die Heere zu rüsten, die Herden in Sicherheit zu bringen und dem Troß der Weiber und Kinder Verstecke in den Bergen anzuweisen. Temudschin verläßt mit geringem Gefolge das Lager seiner Nujakin. Von einem Dutzend seiner Leibwächter begleitet, sprengt er mit flatterndem gelben Mantel, die spitze Mütze auf dem kahlgeschorenen Haupt, ostwärts davon. Die Steppe verliert sich in der Wüste, der Sand wolkt

unter den Hufen der unablässig trabenden Pferdchen. Glühend lasten die Tage, eisig sind die Nächte. Nach einer Woche erreicht der Trupp die Vorberge des Altai. Über schmale Felssteige, vorüber an schwindelnden Abgründen und über schwankende Seilbrücken traben die Reiter. Nach einer weiteren Woche unablässigen Rittes senken sich die Ketten des Altai zum Strombett des Orschon. Grüne Matten dehnen sich in die Seitentäler, fette Jakherden grasen, Kamelkarawanen schwanken auf den ausgetretenen Uferpfaden stromaufwärts. Endlich weitet sich das Tal: das große Mongolenlager Karakorum wird sichtbar.
Temudschin zügelt sein Roß, die Hand beschattet die Augen, als er das Wunder wirklicher Macht erschaut.
Himmelhoch fallen die Bergwände von Norden, Osten und Westen in den großräumigen Talkessel. Von Süden her wälzt sich der Orschon hinein, drüben zwischen den schwarzen Granitwänden windet er sich brausend durch eine Seitenschlucht. Dieses breite, weidenreiche Becken ist wie mit Blumen bedeckt: es sind die buntbemalten Lederjurten und farbigen Seidenzelte von Karakorum. Durch die Lagerstraßen sprengen Truppen Bewaffneter. Kamelkarawanen ziehen zum Hauptplatz, auf dem an langer Stange der dreifache Roßschweif des „Roten Khans" der Kerait weht.
Temudschin und die Seinen traben wie im Traume den Berghang abwärts, vorüber an Gruppen von jungen Reitern, die auf weiter Plane Pfeilschießen, Lanzenfechten, Messerwerfen und Säbelkampf üben. Bei den Zelten flattern bestickte Seidenbaldachine; die Vorplätze mancher Jurten sind mit köstlichen Teppichgeweben bedeckt; durch die wehenden Vorhänge aus indischem Schleierstoff erkennt man seltsame Chinavasen, Raubtierfelle, Waffen, bronzene Räuchergefäße. Frauen mit goldklirrendem Schmuck huschen auf perlbestickten Opanken durch die Zelträume.
Da brechen Reitertrupps aus den Lagergassen. Die schlitzäugigen, gelbgesichtigen Burschen tragen wattierte Steppanzer, Eisenhelme und Schuppenhemden; sie richten die gespannten Hornbogen auf die Fremdlinge.
„Zurück! Hier ist der Platz Baybukas, des ‚Roten Khans'!"
„Wir bringen Geschenke! Wir sind Gesandte . . ."
Temudschin darf als einziger in das purpurrote Zelt eintreten, das von den Felljurten der Garde umringt ist. Unter den Vorhängen aus Chinaseide stehen starr wie Statuen ein halbes Dutzend riesiger Wächter mit hängenden Schnauzbärten. Und dort — im geheimnisvollen Halbdunkel auf einem erhöhten Lager aus Tigerfellen — liegt im roten Seidenmantel ein alternder, fetter Mann und beobachtet den Eintretenden mit mißtrauischen, schwarzen Kohleaugen: Baybuka . . . der Mächtige.
„Ich muß den ‚Roten Khan' allein sprechen;" fordert Temudschin.
Dabei bohrt er seine zwingenden Augen in die des Großkhans.
Das Unwahrscheinliche geschieht: Baybuka winkt seinen Getreuen zu gehen. Temudschin läßt sich wie ein Sieger auf Baybukas Ruhebett nieder.
Gegen Abend dieses Tages geschieht es, daß die Wachen am Zelt des „Roten Khans" die erzenen Gongs anschlagen. Tausend Lagerfeuer glühen unter den Felswänden des Tales. Nun springen die Männer von allen Feuern auf und strömen zum großen Platz.

Als sich die Massen versammelt haben, erdröhnt abermals der Gong. Die Vorhänge des Purpurzeltes öffnen sich, das scharlachfarbene Gewand des Großkhans wird sichtbar — aber es ist nicht Baybuka, der es trägt! Ein anderer, hochgewachsener Mann steht neben der Stange mit dem dreifachen „Tuck" der Roßschweife.

Wer ist der Fremdling? Welcher Dämon ist in das geheiligte Kleid des „Roten Khans" geschlüpft?! Ein dumpfes Raunen geht durch die versammelten Massen der Krieger.

„Ich bin Temudschin, der ‚Rote Khan'", spricht eine harte, herrische Stimme. „Der Himmelsherr hat mich geschickt, die Völker der Mongolen zu einen und sie in alle Länder der Erde zu führen, um ihnen riesige Herden, Sklaven und Reichtümer zu schenken!"

Lautlose Stille fällt über das Tal von Karakorum — nur von fern hört man die Schafe blöken, die unruhig gewordenen Rosse wiehern. Und Temudschin fährt fort: „Ich bin von heute an euer Herr! Nach dem Befehl Baybukas werde ich euch in die Welt führen. Sijurktani-Bigi, die Tochter des Erlauchten, wird eure neue Herrin sein. Ich bin Temudschin, das heißt: ‚der fahle Wolf'."

Da tritt Baybuka hervor. Er ist sehr alt und sehr gebrochen. Vor allem Volk legt er den Herrscherstab in die Hände des Fremden und wirft sich als erster zu seinen Füßen nieder. Ein einziger Aufschrei geht durch die Massen. Raserei ergreift die Männer. Das Tal erzittert unter den Heilrufen auf Temudschin. Es ist, als sei ein Damm gebrochen. Hunderttausend Raubtiere sind erwacht und haben ihren Herrn erkannt ...

Prunkvoll ist die Hochzeit mit Sijurktani-Bigi. Zahllos sind die Huldigungsgeschenke der Unterhäuptlinge und Khane, die sich in die große Veränderung fügen.

Nun holt Temudschin mit vervielfachter Macht zum Schlag gegen die aufrührerischen Tataren aus. Der Führer der Leibwache, Wasjatai, leitet den Feldzug. Nach langen Märschen durch Wüsten und Gebirge — die nährenden Viehherden treiben neben den Heersäulen einher — zieht sich die Entscheidung endlich auf einer Hochfläche am Olo-Noor (See) zusammen.

Die aufständischen Tatarenhorden halten die Pässe und Schluchten besetzt und erwarten den Angriff. Wasjatais Scharen rücken vor, die Schlacht der wilden Reiter hebt an. Lanzen stoßen splitternd aufeinander, Rosse bäumen sich und kämpfen mit schmetternden Hufen. Kleine, gelbe Gestalten stürzen getroffen aus den Fellsätteln, Dolche und Schwerter klirren.

Aus uneinnehmbaren Felsnestern schicken die Tatarenbogenschützen ganze Wolken von Pfeilen. Es ist unmöglich, die Pässe zu nehmen. Entmutigt wogen Wasjatais Reiter zurück, vergeblich führen Temudschins Söhne Oktai und Tschagatai neue Reitermassen heran. Nach einem Tag wütender Angriffe scheint die Schlacht verloren, und die Tataren steigen bereits zum Gegenangriff von den Felsgraten herab. Da schwillt plötzlich über den westlichen Rand der Hochebene eine ungeheure Menschenwoge herauf. Die Erde beginnt unter den trommelnden Hufen der Rosse zu beben.

Temudschin selbst ist in Eilmärschen herangerückt und führt die Armee der Kerait in den Rücken der Feinde. Als sich die Tataren umblicken, erkennen sie inmitten

der heranbrausenden Massen die Gestalt eines riesigen Reiters im wallenden Purpurkleid, der aus der blutrot sinkenden Sonne auf sie zureitet.
Die Nacht fällt über das grausige Feld am Olo-Noor. Schauerlich tönt in das Jaulen der Wölfe der Sterbeschrei der Pferde und Menschen. Die endlose Hochfläche ist von Toten und Sterbenden übersät. Tausende von Mongolen eilen lautlos über die Plane, um Beute zu machen, und in den Bergtälern wiehern angstvolle Rosse, die von den Wölfen gejagt werden.
Am Ufer dieses Sees hat Temudschin einst mit Dämonen gekämpft — so sagt die Legende. Hier lodern nun die zahllosen Lagerfeuer der Sieger.
Morgens rasseln die Trommeln zum Aufbruch. Vom Felde am Olo-Noor führt Temudschin seine vereinigten Volksstämme zurück ins Lager Karakorum. Hier schenkt ihm Sijurktani-Bigi einen Sohn, den er Batu nennt. Es kommen Botschaften der Huldigung schon aus ganz Zentralasien, den Ländern zwischen Altai und Kuën-lun.
Nun, da Temudschin keine Feinde mehr hat und die wichtigsten der mongolischen Reiterstämme unter seiner Herrschaft vereint sind, thront er oft nachdenklich auf seinem Sessel aus schwarzem Sardonyx, der mit Silberornamenten ausgelegt ist. Ein Baldachin aus gelber Seide — wie es nur der Kaiser von China benutzt — spendet ihm Schatten. Vor Temudschin tanzen Jünglinge in roten Mänteln den Tanz der blanken Dolche.
Er aber sinnt den Dingen der Welt nach. Durch Handelskarawanen weiß man, daß im Osten ein großer Kaiser über das Land China regiert, daß dieses Land voller reicher Städte ist, angefüllt mit Schätzen, mit Menschensklaven und herrlichen Gütern. Da liegt irgendwo hinter himmelhohen, aber nicht unübersteigbaren Bergen das Gold- und Juwelenland Indien; da gibt es Persien, Chorasan und dahinter das ungeheure Khalifenreich mit Wunderstädten und prunkenden Herren. Weit im Westen, wo die Welt in einer kleinen Halbinsel namens „Ru-me-li" oder Europa zu Ende geht, regiert wieder ein Kaiser, und dort liegt die Stadt Rom mit goldenen Kuppeln.
Dieser Kaiser des Westens — des Rotbarts Sohn — rüstet sich eben, um ein winziges Stückchen Land im Orient zu erobern und einen Kreuzzug zu unternehmen. Er verfügt über einige tausend Ritter.
Temudschin aber wird eine Sintflut von Reitern aufwühlen, er wird den Mongolensturm entfesseln und Hunderttausende in alle Windrichtungen führen. Der Erdkreis von China bis zum Khalifenreich, von Indien bis ins ferne Europa wartet nur darauf, erobert zu werden. Kommen wird der Tag, an dem die Welt nur noch einen Herrn kennt: den Großkhan der Mongolen.
Deshalb nimmt Temudschin den Namen „Dschingis-Khan" — das heißt: Herr aller Herren — an. Er zählt zweiundvierzig Jahre, sechs mehr als Kaiser Heinrich VI., der gerade um diese Zeit fern in Sizilien vom Fieber dahingerafft wird. Zehn Jahre vorher war im Khalifenreich der große Saladin gestorben und das Reich geteilt worden. In China verfällt das blühende Reich der Sung eben in Wirren. Niemand in all den tausend Städten von Ost und West ahnt, daß um diese Stunde ein Mann im Herzen der Wüste Gobi beschlossen hat, die Weltherrschaft der blutigen Gewalt zu errichten.

Dschingis-Khan gibt seinen Völkern Befehl zum Aufbruch. Die Lawine setzt sich grollend in Bewegung ...



Um 1200

Wikinger des Sonnenaufgangs

Der blaue Weltozean wogte weit von Horizont zu Horizont. Die Wellenkämme hoben und senkten sich gleich einer atmenden Brust. Wenn sich die tintenblauen Wasserberge dem flacheren Gewässer vor der Inselgruppe näherten, schienen sie emporzuschwellen und mächtiger zu werden. In langen, schaumgekrönten Brechern liefen sie am weißen Sandstrand auf.
Hier war Hawaiki, die schönste der vulkanischen Inseln, eine schimmernde Perle im Ozean, eine kleine Welt für sich.
Das ganze Sonnenvolk war auf den Beinen. Tausende mochten es sein, die unter den geschweiften Kokospalmen, vor den flammendroten Dschungelbäumen am Hochufer standen. Weiter landwärts erhoben sich auf Pfahlrosten die Blatthütten, die langen Gemeinschaftshäuser der Sonnensöhne. Aber sie schienen gänzlich verlassen, nur einige quiekende Schweine, ein paar Hühner und Ziegen trieben sich im Schatten der Roste herum. Selbst die Frauen und Kinder waren zum Strand gelaufen: hellbraune, goldfarbene Menschen von hoher, schöner Statur; viele hatten rötliches, einige dichtes, schwarzes Haar, das ihnen frei wallend vom Haupt fiel. Die hübschen Mädchen und Frauen trugen Schürzen oder Wickelröcke aus Tapa — einem bastartigen Stoff, der aus Rinde gewonnen und mit zahlreichen Mustern eingefärbt wurde. Die Kinder liefen nackt, die Männer hatten meist nur schlichte Lendentücher. Nur die Häuptlinge brüsteten sich mit kostbaren Federmänteln, die aus zahllosen schillernden Vogelfläumchen zusammengefügt waren.
Am Hochufer war der Tanzplatz der Jungen festgetrampelt. Dorthin strebten auch Nahue und sein Mädchen Aloha. Nahue, als junger Krieger, trug stolz die Harpune

aus Narwalzahn und spielte mit der Keule, die mit scharfkantigen Muscheln bespickt war. Um seinen und Alohas Hals schlang sich mehrfach je eine Kette von Kaurimuscheln.

„Gib acht auf dich, Nahue!" flüsterte die rotbraune Schönheit und hob die großen, schwarzen Augen zu ihrem Liebsten. „Gar manches Amatasi ist schon im Sturm verschollen. Wage nicht zuviel, wenn du steuerst, geh an keiner unbekannten Insel als erster an Land . . ."

„O Aloha", antwortete der Krieger, „glaust du wohl, die Häuptlinge hätten einen Feigling als Steuermann auf ein Kriegsboot gewählt? Nein, Aloha, wir fahren voraus und erkunden den Meerespfad. Ihr folgt mit der großen Flotte, und bis ihr ankommt, ist alles bereit. Wir werden neue, noch schönere Inseln im Südmeer entdecken."

Solche Gespräche werden wohl viele geführt. Das Volk steht vor dem Aufbruch zu neuer, unabsehbarer Meerwanderung. Schon tanzen die jungen Krieger mit den Mädchen zum Abschied, schon schaukeln unten im Stillwasser der Lagune Dutzende von „Alias" (Transportbooten) und noch mehr „Amatasis" (Kriegsboote). Die Transporter bestehen aus zwei langgestreckten Schiffen mit geschweiftem Bug und Heck, die grell bemalt sind und zwischen den beiden Bootskörpern eine Plattform tragen. Diese Plattform ist von einer Brustwehr umgeben. Eine Blätterhütte steht in der Mitte, davor ragt der Mast mit dem einer Hummerschere gleichenden Bastsegel, das von Palmfaserstricken gehalten wird. Diese Reiseboote werden hauptsächlich durch Segel bewegt, während in den schmaleren und schnittigeren Kriegsbooten Mann hinter Mann die Ruderer und Krieger sitzen.

Der alte Priester steht im rot-gelb gestreiften Federmantel unter dem grellbemalten Totempfahl und trägt ein uraltes Lied vor. Auch Nahue und Aloha treten eng umschlungen zu den jungen Leuten, die dem Alten lauschen.

Er erzählt im Singsang der religiösen Bräuche von der Urzeit des „Sonnenvolkes", als es weit jenseits des Ozeans über tausend Inseln und Atolle, über Meere und Abermeere aufbrach. Er fabelt von einem festen Land der Urwälder und hohen Gebirge, aus dem die Sonnensöhne ausgewandert waren, um von der Welt des Ozeans Besitz zu nehmen.

Irgendwann waren diese Vorväter zu den schönen Eilanden Tahiti und Samoa vorgestoßen und hatten eine ganze „Schale" voller Inseln erobert. Von diesen schönen Sonnenländern im Meer waren die Ahnen über wochenlange Schiffsreisen nach Norden zu den Inseln um Hawaiki gekommen.

„Und nun gehen wir fort", flüstert Aloha, „verlassen unser Paradies . . ."

„Wir gehen, weil wir mehr Raum brauchen", erwidert Nahue, „und weil der Ozean lockt!"

„Nein", sagt ein schon älterer Krieger, der zugehört hat. „Wir ziehen ja nicht ins Blaue! Unsere Späher haben tief unten im Südmeer eine fast menschenleere, neue Welt entdeckt, die wir erobern wollen, ehe andere Völker es tun . . ."

„Ja, wir wissen, wohin wir segeln", nickt auch ein anderer Krieger bedeutsam.

Während die Jugend wieder zu tanzen beginnt und sich Blütenkränze umhängt, blicken Nahue und Aloha zu der Beratungshütte, die — auf Pfählen erbaut und mit

Palmwedeln überdacht — ganz nahe am Sandstrand steht. Dort kauern in ernsthaftem Kreis die Häuptlinge um den Führer der Ausfahrt: Häuptling Ngahue.

Dieser schon ältere Mann ist ein berühmter Seefahrer und Verfertiger zuverlässiger Seekarten. Die polynesischen Schiffer pflegen seit langer Zeit den Weltozean zu durchkreuzen. Fahrten, die über einige tausend Meilen öde Meerstrecke zu fremden Inselgruppen führen, sind keine Seltenheit. In diesem Ozean zählen Entfernungen anders.

Ihre Erfahrungen hinsichtlich Strömungen, vorherrschenden Windrichtungen, eingestreuten Inselschwärmen oder Landmarken an längeren Küstenstreifen haben die Seefahrer auf einem Netz von Bambusstäben festgehalten. Feine Baststreifen geben die Meeresströmungen, die Kreuzungen der Stäbe gefährliche Kabbelungen, kleine Muscheln Inseln und Korallenstücke drohende Klippen an. Die eingeflochtenen Knoten bezeichnen Entfernungen und normale Tagesleistungen.

Jetzt erhebt sich Oberhäuptling Ngahue und begibt sich, gefolgt von einigen Sippenvätern, auf die erhöhte Klippe. Einer setzt das Muschelhorn an die Lippen und bläst langgezogene Töne.

Nun verabschieden sich Nahue und Aloha, indem sie die Nasen aneinander reiben. Das Mädchen eilt zu den Frauen, die mit dem Beladen der Boote beginnen. Die meisten von ihnen haben schwarzgeschminkte Lippen und auf den Gesichtern verschlungene Linienmuster. Sie schleppen Bastkörbe, Kettenböcke für ihre Flechtarbeiten, Taparollen, Webstühle, Knochenhaken, Bastsäcke voller Früchte, Süßkartoffeln, Palmfasersäcke voller Taro, Wurzeln, Haufen von Kokosnüssen. Nun fassen auch einige jüngere Männer mit an. Sie bringen vor allem Waffen und Gerät: Holzbecher, Beinmesser, Fischbeinharpunen, Muschelklingen, Schildpattkämme, Rochenhäute, Reusen und Haifischzähne. Die Männer befestigen auch lange Behälter aus hohlem Bambus und Flaschenkürbisse, die mit Süßwasser für die Seefahrt gefüllt sind. Zuletzt wird der Totempfahl — der bisher seinen Platz im großen Gemeinschaftshaus hatte — herbeigeschafft und in eine Bordhütte auf dem größten Transportschiff gebracht.

Nachdem die Schiffe der Expeditionsflotte beladen sind, vereinen sich alle noch einmal in wildem Tanz. Die Muschelhörner gellen, Klappern und Trommeln rumoren, und das immer höher anschwellende Getriller der Frauen erzeugt eine Stimmung, die sich der Raserei nähert.

Plötzlich beginnen die ersten Jungkrieger aus den Ketten der Tanzenden auszubrechen und dem Strand zuzulaufen. Sie besetzen die Ruderbänke der Amatasis. Jedesmal, wenn ein Kriegsboot vollzählig ist, legt es los und rudert aus der Lagune. Draußen wirft es sich kühn den anrennenden Wellenbergen entgegen und tanzt alsbald auf offener See.

Als schon die letzten Kriegsboote unterwegs sind, laufen endlich auch Frauen, Kinder und ältere Männer zu den „Alias", schiffen sich ein und setzen die Segel in den seewärts wehenden Wind. Die Zurückbleibenden rennen schreiend zur Uferhöhe und auf die Kippen, winken, trillern und blasen die Hörner. Dort stehen sie oben, bis das letzte Boot der großen Flotte wie ein tanzendes Pünktchen im wogenden Ozean verschwindet.

Von anderen Inseln des Archipels stoßen Geschwader von Auswanderern hinzu, die Flotte bedeckt nun weithin das Meer. Dann nimmt sie, geführt von Häuptling Ngahue, strengen Südkurs. Vor ihr liegen viele tausend Meilen brausenden, grausamen Wassers.
Sie erleben Stürme von urweltlicher Gewalt, sie begegnen blasenden Walen und springenden Delphinen. Manchmal tauchen ferne Inselstrände auf: ein paar Kokospalmen über weißem Sand; blaue Lagunen hinter brodelnden Korallenriffen. Hier und dort legen einige Boote an, um Frischwasser und Früchte zu holen. Doch die Flotte zieht unbeirrbar südwärts — viele Tage, endlose Nächte unter fremden Gestirnen.
Manchmal, wenn sich die kreisenden Kriegsboote den riesigen floßartigen Transportern nähern, winkt Nahue seiner Aloha zu, so wie andere junge Leute und Jungvermählte es tun. Wenn sie wieder Kurs aufnehmen, zeigen beide gen Süden. Dort ist das verheißene Land ihrer Träume.
Die Seefahrt dauert viele Wochen, ja Monate. Immer begleitet sie die Hoffnung, und endlich nehmen sie sogar den Namen „der Hoffenden" an, was in ihrer Sprache „Maori" heißt.
Dann taucht eines Morgens fern aus dem Südmeer der blaue Schatten eines Gebirges auf. Näher kommen die Bergzüge, Schnee glitzert hoch unter dem blaßblauen Himmelsrund. Eine lange, lange Küstenlinie steigt aus der fernen Kimmung herauf: Das Ziel der Meerreise ist erreicht, die neue Heimat des Eroberervolkes der Maori.
Am Strand „Neuseelands" stoßen die Schiffe die muschelbesetzten Kiele in den rötlichen Sand. Menschen springen von Flößen und Ruderbänken, rennen aufeinander zu, fallen sich in die Arme. Auch Nahue und Aloha reiben wieder die Nasen aneinander. Dann machen sie Pläne, wohin sie das erste Palmblatthaus bauen werden.



1220 | Die Chronik von Merw

„Die Mongolen kommen so sicher, wie der Donner dem Blitz folgt!" sagt der alte Derwisch zu seinem Gast. „Und wenn sie da sind, werden sie diese schöne Stadt Merw niederbrennen, zerstören und alles Leben auslöschen. Der Wüstenwind wird über die Oase hinwehen, wenn sie die Mordstätte verlassen . . ."
Der buddhistische Mönch in seinem rotgelben Gewand schüttelt ungläubig den kahlgeschorenen Kopf.
„Wieso sollen sie alles ermorden, wenn sich die Stadt ergibt? Khan Tuli, der heranrückt, hat einen sehr hoffnungsvollen Erlaß verkünden lassen. Da heißt es: ‚Sagt allen, daß ich nicht gekommen bin, die Armen und Friedfertigen zu züchtigen, sondern die Ungerechten und Schuldigen zu bestrafen. In meiner Herrschaft wird es Freiheit der Religionsausübung, Achtung vor dem Besitz und Unantastbarkeit der Person geben. Darum öffnet eure Tore und Festungen!' So haben die Ausrufer in allen Karawansereien und auf allen Märkten bekanntgegeben. Der Rat von Merw tagt unablässig . . ."
Doch der Derwisch lächelt nur und erwidert:
„Ich kenne einen Satz aus dem Gesetzbuch, das Dschingis-Khan erlassen hat. Es ist für seine Unterführer bestimmt. Da heißt es:
‚Ich verbiete es, gegen die Bewohner irgendeines Landes jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl milde zu verfahren. Nur schwächliche Gemüter kennen das Mitleid; denn nur Strenge bändigt die Menschen. Ein besiegter Feind ist nur gezähmt, er haßt seinen neuen Herrn. Darum tötet sie, tötet sie alle! Laßt keine Todfeinde hinter euren Vormarschstraßen zurück! Wichtiger ist es, daß den Heeren der Mongolen der Schrecken lähmend vorauswandle, als daß uns die fremden Völker freiwillig entgegenkommen. Darum verbreitet Grauen . . .'"
„Aber die Mongolen sind auch Menschen!" empört sich der buddhistische Pilger.

„Man wird mit ihnen Verhandlungen führen, sich unterwerfen, ihre Freundschaft suchen . . ."
„Die Freundschaft des Schafes mit dem Wolf! Ach, ihr Narren! Lernt denn kein Bürger je aus der Geschichte? Weißt du, was geschehen ist?"
Der Derwisch holt tief Atem und schließt die Augen, während er die Ereignisse aufzählt.
„Die Heere Dschingis-Khans sind nach der Eroberung in China die Seidenstraße entlanggeritten. Sie kamen nach dem reichen und stolzen Samarkand. Diese Handelsstadt zählte vierhunderttausend Einwohner und hatte starke Mauern. Da schickte Dschingis-Khan Boten, die sagten: ‚Ergebt euch, liebe Bürger! Wir wollen euch nichts Böses tun, euer Eigentum und Leben achten, aber öffnet die Tore.' Und die Bürger rechneten, daß es billiger sei, anstatt der Unbilden des Krieges die Freundschaft der Mongolen durch Geschenke zu erkaufen und sich ihnen zu beugen. Sie öffneten die Tore, die Reiterhorden kamen in die Stadt, besetzten alle wichtigen Punkte. Dann gab Dschingis-Khan das Zeichen, und Samarkand ging in Mord, Plünderung und Brand unter. Bevor die Mongolen die Ruinenstätte verließen, richteten sie eine Schädelpyramide von mehr als dreihunderttausend Menschenköpfen auf. Dann kamen sie nach Buchara. Sie sagten zu den Bürgern: ‚Laßt uns einziehen, wir wollen euch nichts Böses!' Und die Bürger rechneten, daß Verhandlungen besser seien als Kampf, und öffneten die Tore. Da begannen die Mongolen über die Einwohnerschaft herzufallen, zu morden, zu schänden, zu plündern. Auf der Brandstätte von Buchara erhebt sich heute eine Schädelpyramide von zweihundertfünfzigtausend Köpfen. Dann erschienen die Mongolen vor den Mauern von Balkh. Und sie sprachen: ‚Laßt uns einziehen, denn wir wollen euch nichts Böses!' Und die Bürger von Balkh redeten klug von Frieden und Verhandlungen . . .'"
„Genug, genug!" ruft der Mönch. „Ich weiß schon, wie es endet!"
„Ja", entgegnet der Derwisch, „mit einer Schädelpyramide hat es geendet! Und trotzdem sprichst du und spricht ganz Merw von nichts anderem als von Verhandlungen, von Verträgen und vom Frieden. Ich sage dir, niemand wird am Leben bleiben, die Stadt ist verloren . . ."
„So komm mit mir nach Indien! Ich wandere morgen schon weiter zum Hindukusch und über die Himmelsmauern!"
„Nein, ich bleibe; denn ich schreibe die Chronik von Merw, auf daß spätere Geschlechter erfahren, was geschehen ist!"
„Wie willst du eine Chronik schreiben, wenn die Mongolen alles ausrotten? Auch du wirst sterben!"
„Ich nicht, mein Freund. Weil ich mit dem Gemetzel rechne und mich rechtzeitig darauf vorbereite. Ich werde überleben und schreiben."
„Und wie soll das geschehen?"
„Ich will es dir sagen: morgen früh, kurz bevor du fortziehst, damit du keine Gelegenheit mehr hast, mich aus Leichtsinn zu verraten. Denn niemand sonst darf von meinem Plane wissen."
So geschieht es. Am nächsten Morgen vertraut der Derwisch seinem Gast an, wie er den Mongolen von der Klinge springen wird.

Die Sonne steigt langsam über die zerklüfteten Kämme der afghanischen Gebirgsketten im Osten empor. Von dort hinab zieht der tiefe Graben des Wadi Murgab in die Wüstensteppe Kara-Kum. Mitten in der endlosen „schwarzen" Steppe ragt ein einsamer Schuttkegel, der Rumpf eines von Sturm und Wetter abgetragenen Berges, aus dessen Flanken einige Quellen springen. Hier ist die Oase Merw mit ihren Palmkronen, Ölhainen und Fruchtgärten, ihren Wasserbecken, kuppelgekrönten Moscheen und den weitläufigen Karawansereien für die Wanderer der Seidenstraße entstanden. Das Gewürfel der weißen oder türkisblau bemalten Häuser schachtelt sich unter Dattelpalmen, Mimosen, Granatäpfelbäumen und üppigen Tamarisken.

Auf halber Höhe über den Flachdächern der Stadt, in die kargen, rotbraunen Felsen des Bergstumpfes hineingeduckt, schmiegt sich die ärmliche Hütte des Derwischs. Knapp dahinter steigen die Mauern der Festung empor.

Wenige Tage, nachdem der Mönch seines Weges gezogen ist, steht die Hütte des Derwischs in Flammen. Die zum Löschen herbeigeeilten Bürger von Merw finden nur noch verkohltes Gebälk, etwas zerfallenen Lehm und das übliche Gerümpel, das eine Brandkatastrophe hinterläßt. Von dem Derwisch fehlt jede Spur. In den folgenden Nächten aber geht ein Dieb um: Wassergefüllte Schläuche, Säcke voller Datteln, frisch gebackene Hirsebrote und einige Kugeln Schafskäse verschwinden und werden nie mehr gefunden.

Niemand ahnt, daß der Derwisch selber seine armselige Hütte angesteckt hat, daß er heimlich zurückgekehrt ist und nun in einer kellerartigen Höhle unter dem Brandschutt haust. Dort sammelt er Vorräte an, um für einige Zeit überleben zu können.

Er wartet auf die unvermeidlichen Ereignisse, die bereits mit Windeseile näherrücken.

Kaum eine Woche später bedeckt sich die endlose Ebene der Kara-Kum mit unzähligen Reitergeschwadern: Die Mongolen kommen! Tuli-Khan, der jüngste Sohn des Dschingis-Khan, führt diesen Seitenarm des ungeheuren Heerzuges, der sich gleich einer Hochflut westwärts schiebt.

Von seinem Versteck aus beobachtet der Derwisch, wie eine mongolische Abordnung mit dem wehenden Tukh der drei Roßschweife vor dem Haupttor von Merw hält und eine Aufforderung verliest: Die Bürger möchten nichts Böses annehmen, Eigentum, Leben und persönliche Sicherheit werden garantiert, ein Vertrag soll geschlossen werden — es wird Friede sein, sobald sich die Tore öffnen. Und der Derwisch sieht, wie die Bürger gleich aufgestörten Hühnern auf den Marktplätzen beisammenstehen, wie die Räte, die weisen Ulemas und die Kadis mit wehenden Kaftanen herbeirennen und sich beraten, und er sieht, wie noch am Abend eine Bürgerabordnung mit Geschenken zu den Toren wallt. Die Tore schwingen auf, und die Oerlök der Mongolen — lange, wohlgeordnete Reihen lanzenbewehrter, mit Pfeil und Bogen ausgerüsteter Krieger — quellen zu allen Toren herein, verteilen sich in den Straßen, besetzen die Plätze. Tuli-Khan reitet hoch zu Roß, gefolgt von seinen Häuptlingen, in die Hauptmoschee von Merw, in der alle reichen und vornehmen Kaufherren der Stadt versammelt sind. Er

reitet bis zur Kibla vor, dann zieht er seinen Krummsäbel aus der Scheide und ruft seinen jubelnden Horden zu: „Ich schenke euch diese Stadt! Nehmt sie euch!"

Eine Woge des Entsetzens schlägt über Merw zusammen. Bis zum Himmel dringen die Todesschreie, die schrillen Wehrufe, das vertierte Brüllen der Steppenhorden. Drei Tage und drei Nächte morden, plündern und schänden die schlitzäugigen Reiter; drei mal vierundzwanzig Stunden schleppen sie Seide, Gold, Juwelen, Frauen, Kinder aus den Häusern und Palästen. Dann beginnen sie systematisch alles Leben zu töten. Sogar auf Katzen und Hunde machen sie Jagd, nachdem sie keine Menschen mehr finden können.

Aus dreihunderttausend abgeschnittenen Köpfen türmen sie vor den Mauern einen Berg. Über Merw kreisen die Aasgeier, von der Steppe her dringen die Wolfsrudel vor. Doch die Mongolen zünden die Oasenstadt an, um die vielen Leichen zu verbrennen. Sie arbeiten schwer und versäumen auch nicht, die Palmen, die Obstbäume und die letzten Tamarisken abzuhacken, die Wassertröge zu verseuchen, die Brunnen zuzuschütten.

Die Stadt Merw wird aus dem Antlitz der Welt getilgt, ihr Schicksal soll aus den Annalen der Geschichte verschwinden.

Erst als dies alles getan ist und nur noch dunkle Qualmwolken über dem ungeheuren Ruinen- und Leichenfeld lagern, blasen die Hörner der Mongolen zum Weiterritt. Ihre Reiterzüge verschwinden über den nordwestlichen Horizonten.

Und nun erlebt der versteckte Derwisch ein Schauspiel, das von der Unzerstörbarkeit des Menschengeschlechtes zeugt. Kaum sind die letzten Reiterhorden verschwunden, da kriechen hier und dort Überlebende aus den Trümmern, aus Erdhöhlen, aus den niedergebrannten Magazinen. Sie werden mehr und mehr. Am Ende füllen sie sogar den großen Platz vor der zerstörten Moschee. Da hält sich der Derwisch von Merw vorsichtig zurück und bleibt noch eine Weile in seinem Versteck.

Die Mongolen kommen nach drei Tagen — in der Morgendämmerung, als alle Wachsamkeit erlahmt ist — überraschend mit einem Streifkorps von fünftausend Mann wieder. Drei Tage und Nächte dauert die Jagd. Dann schichten die Schlitzaugen weitere dreitausend Köpfe auf die Pyramide.

Diesmal kann keiner mehr überlebt haben.

Aber der Mensch ist offenbar unsterblich. Es gibt keine noch so große Katastrophe, daß nicht einer oder einige daraus hervorkröchen. So geschieht es auch diesmal. Abermals sind etwa zwei Dutzend in Löchern untergetaucht und entronnen.

Am zweiten Tage fallen die Mongolen während der Nacht über die Ruinen von Merw her. Sie fangen diesmal alle, die gedacht haben, das Ungewitter sei nun endgültig vorüber. Als sie davonreiten, scheint es keinerlei Leben mehr auf dem Trümmerhaufen zu geben — außer den herabschwebenden Aasvögeln, den heulenden Wölfen und den huschenden Ratten, deren große Festtage angebrochen sind.

Acht Tage harrt der Derwisch von Merw, von Schreck und Entsetzen fast erstarrt, in seinem Versteck aus, beobachtet die tote Stadt und die nun wieder menschenleere Steppe. Erst als er weiß, daß die Mongolen endgültig weitergezogen sind, wagt er sich aus dem Kellerloch hervor und geht in die Straßen von Merw hinab.

Als einziger hat er alles mit angesehen, alles miterlebt und ist von mehr als dreihunderttausend Einwohnern allein davongekommen.
Er schreibt die Chronik von Merw ...



1241 | Ein Kaninchen rettet Europa

Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen — Glanz und Licht des christlichen Abendlandes — empfängt in seinem Schloß La Favara in Sizilien eine höchst eigenartige Gesandtschaft. Es sind gelbgesichtige, schlitzäugige Männer mit hängenden, schwarzen Schnauzbärten und krummen Reiterbeinen, seltsam in pludrige Seidenhosen, brokatene Wämser und wattierte Steppjacken gekleidet. Einige tragen runde Mützen aus kostbaren Fellen, andere die spitze „Chorasani" — eine tütenförmige Haube, die von einem Seidenwulst umzogen ist —, die dritten sind von riesigen „Türben" gekrönt, aus deren kunstreich geschlungenem Tuch der stählerne Spitzhelm hervorsticht. Alle führen sie krumme Säbel, deren Griffe mit Edelsteinen besetzt sind.
Der Kaiser ist gewohnt, daß man vor ihm niederfällt oder das Knie beugt, daß man ihm Gastgeschenke reicht und ihm huldigt — doch diese Mongolen tun es nicht. Sie treten aufrecht, ja frech vor seinen Marmorthron, der über drei Stufen erhöht ist und aus dessen Sockel eine klare Quelle sprudelt. Auch die großen Herren: Grafen, Ritter, Bischöfe und Räte, sind unruhig und erstaunt über das anmaßende Auftreten der Fremden.
Die Gelben kommen vom Großkhan Tschagatai und übermitteln folgende Botschaft: „Unser Khan will Gnade walten lassen, wenn du dich freiwillig seiner Herrschaft unterwirfst. Er hat vernommen, daß du einiges von der Falkenjagd verstehst, und deshalb bietet er dir die Stelle als Leibjäger an ..."
Die Gesandten sagen noch vieles, und der Dolmetscher übersetzt. Steinern ist Kaiser Friedrichs Antlitz. Am Ende winkt er, die Fremden hinauszuführen und zu bewirten. Antwort erteilt er ihnen keine. Er läßt sie in Frieden reisen.

Was kann er tun, er, der Kaiser des Reichs, der mit dem Papst in grimmigem Kampf liegt, den seine Fürsten und die eigensüchtigen Könige des Abendlandes in hundert Fehden verstrickt haben? Er ist froh, wenn er sein italienisch-sizilisches Reich behalten kann. Schon Deutschland — das Herz des Abendlandes — ist für ihn beinah unerreichbar; es ist ungehorsam, zerstritten, uneinig, ohnmächtig in all seiner vielfältigen Narrheit . . .
Was tun? Die Gefahr ist riesengroß. Das weiß auch der Kaiser. Die Kunde von der Völkerlawine der Mongolen, die China, Nordindien, Persien, die russischen Fürstentümer, ja sogar schon Teile des Orients und des Balkans überflutet hat, ist auch an den Hof des Kaisers gedrungen. Nun aber rollt die Sturmflut geradewegs gegen Europa.
Kaiser Friedrich II. kann kein geeintes Europa, ja nicht einmal ein starkes Reich oder auch nur ein kleines Heer gegen die nahende Mongolengefahr aufbieten. Soll er am Ende Falkner im Dienst des Großkhans werden? Er diktiert seinem Kanzlisten einen ohnmächtigen, nutzlosen Aufruf an jene Christenheit, die sich schon kaum mehr als Einheit empfindet . . .
„Wenn das in Waffen geübte Deutschland, das an tüchtigen Soldaten reiche Frankreich, das kriegerische und kühne Spanien, das über viele Kriegsschiffe verfügende England, das mit ungestümen Kämpfern gesegnete Schwaben, das seebeherrschende Dänemark, das ungezähmte Italien, das des Friedens ungewohnte Burgund, das ruhelose Apulien und die Inseln des griechischen, Adriatischen und Thyrrhenischen Meeres, das kampffrohe Irland, das sumpfige Schottland und das eisige Norwegen ihre auserlesenen Mannschaften schicken, so werden vor der vereinten Kreuzfahne Europas auch die Heere der Dämonen zurückweichen . . ."
Die Gefahr ist riesengroß. Niemals vordem war sie drohender.
Aus allen Teilen Osteuropas kommen die Meldungen vom Herannahen gewaltiger Heeresströme. Südlich des Weichselstromes ist Khan Orda aufmarschiert, am Oberlauf des Bug steht Khan Batu, während Khan Bedzsák am Ufer des Schwarzen Meeres wartet. Der Generalangriff auf das Abendland steht unmittelbar bevor.
Doch der Erfolg des kaiserlichen Aufrufes ist kläglich. Ritterschaft und Städte haben örtliche Sorgen, die Fürsten gehorchen nicht oder rüsten für andere Zwecke. Das aufgebotene „Reichsheer" tritt überhaupt nicht zusammen. Die auswärtigen, nicht unmittelbar bedrohten Mächte wie Frankreich, Spanien oder England schicken weder Unterstützung, noch beenden sie ihre Fehden. Nur einige Ordensritter, französische Tempelherren und deutsche Kreuzritter reiten dem zunächst bedrohten Herzog Heinrich von Liegnitz zu Hilfe. Im letzten Augenblick treffen auch Polen und Johanniterritter ein. So kommt ein kleiner Haufe von rund dreitausend gewappneten Herren zusammen. Das weite, reiche Abendland aber schweigt. Es glaubt einfach nicht daran, daß es lebensgefährlich bedroht ist, und es ist sich völlig sicher, daß es nicht untergehen kann.
Während sich das christliche Europa wie ein störrischer Kindergarten aufführt und keinesfalls bereit ist, sein beliebtes Fehde- und Streitspiel zu beenden, hat fern in Karakorum — im Herzen Asiens — Großkhan Oktai, der Nachfolger des Dschingis-Khan, beschlossen, ein Ende mit jener kleinen Halbinsel Europa zu machen, die dem Riesenleib Asiens gleich einer langen Nase angehängt ist.

Hunderttausend Pferdehufe durchjagen die Steppe, wandernde Völker setzen sich gleich Lawinen in Bewegung und ergießen sich durch Südrußland zu den bereitstehenden Armeen der Khane. Eine ungeheure Wetterwand schwillt herauf und beginnt langsam, dann immer schneller werdend gegen das beinahe schutzlose und unvorbereitete Abendland heranzurollen. Die Tatarenkhane fächern ihre Heere auf. Bedzsák und Khan Kádán vereinen sich mit den Reitermassen des Khans Bogutai und stoßen zur unteren Donau vor, sie vernichten das Heer der Ungarn bei Mohi und erstürmen Budapest. Von dort aus läßt Kádán seine Plündererhorden nach Dalmatien ausschwärmen und nähert sich den Julierpässen nach Italien. Der Feldherr Mukuli ist nach Norden vorgedrungen und stürmt über Polen nach Ostpreußen vor, das im Mongolensturm untergeht. Batu – des Dschingis-Khan Enkel – zielt mit einer Riesenarmee auf Ungarn und Böhmen. Er will sich mit den Schwärmen Ordas vereinen, die zuerst Norddeutschland als Ziel wählen.
Gerade dieser Stoßkeil erscheint am gefährlichsten, weil er direkt ins Herz des Abendlandes zielt. Da die Mongolen einen ausgezeichneten Aufklärungsdienst haben, schicken sie drei Heere – jedes über hunderttausend Mann stark – gegen Schlesien vor, weil sie wissen, daß sich hier die einzige Widerstandslinie des Reiches befindet: Die Khane Peidar, Kádjan und Orda selbst führen die Abteilungen, deren Auftrag es ist, sich vor der deutschen Stadt Liegnitz (westlich der Oder) zu treffen.
Am Morgen des 9. April 1241 bedeckt sich der Horizont der niederschlesischen Ebene mit wimmelnden Reitern, die sich zu dichten Ketten zusammenschließen. Drachenbanner, in deren hohlem Bauch Feuertöpfe stecken, bewegen sich gespenstisch im Wind. Von den Chinesen haben die Mongolen gelernt, mit Raketen zu schießen. Unter Feuerschlangen, funkensprühenden Geschossen und krachenden Explosivkörpern wälzt sich die Sintflut aus dem Osten heran.
Wenige Tausend eisengepanzerte Ritter erwarten, wie eine Klippe in brausender Flut, den Angriff. Herzog Heinrich hebt die Kreuzfahne. Da und dort klingen dünn, im Getose des nahenden Mongolenheeres, Psalmen und Choräle auf. Bleiche Knappen entblößen die Schwerter, ziehen die Rundschilde näher an sich.
Dann schlägt die Woge über der verlorenen Vorhut des Abendlandes zusammen.
Am Abend dieses 9. April ist das christliche Heer völlig aufgerieben. Orda-Khan läßt nach mongolischer Sitte den Gefallenen die Ohren abschneiden. Sechs pralle Säcke davon schickt er mit reitenden Eilboten als Zeichen des erfochtenen Sieges quer durch Asien nach Karakorum.
Nun steht nichts mehr zwischen Asien und Europa, zwischen der Hölle und der christlichen Welt. Die Tore sind offen.
Gott blickt auf das christliche Abendland herab und gebietet dem Lauf des Verhängnisses Einhalt. Er hat viele und unscheinbare Mittel, um die Pläne der Menschen zu verändern. Diesmal rettet er Europa durch ein Kaninchen ...
Dieses kleine Wildkaninchen wühlt sich im Orschonland seine unterirdischen Gänge. Das Weideland zu Füßen des Tien-schan-Gebirges ist das Herzland der Mongolenmacht. Dort liegt das zur Stadt emporgewachsene Hauptlager Karakorum.
Ein Gefolge von Reitern jagt über die Ebene. Roßschweife wehen, seidene Mäntel flattern, und Männer mit spitzen, edelsteinverzierten Mützen sind tief über die

Pferdehälse gebeugt. Großkhan Oktai liebt diese „Parforcejagd" mit Lanzen hinter flüchtenden Steppenrehen. Sein Auge ist auf das geängstigte Wild gerichtet. Er bemerkt nicht die Kaninchenlöcher, nicht den unterhöhlten Boden. Plötzlich tritt sein Rennroß in einen Kaninchenbau, bricht ein und überschlägt sich im vollen Lauf. Großkhan Oktai wird mit gebrochenem Genick unter dem Körper des Pferdes hervorgezogen.

Damit ist der Thron eines wahren Weltherrn verwaist. Die Botenreiter die entlang den Pferdestationen in alle Windrichtungen fliegen, erreichen fast gleichzeitig die Hauptquartiere der Khane Orda, Batu, Bedszák, Mukuli, Kádán, Bogutai und Peidar. Alle sind sie entweder Enkel oder Söhne des Dschingis-Khan, Schwiegersöhne, alte Freunde — jedenfalls Thronanwärter.

In jedem Gehirn flammt der gleiche Gedanke auf: Wer wird nun Nachfolger des Weltherrn?

Die meisten Chancen hat, wer am ersten das Hauptlager Karakorum erreicht und die stärksten Truppenverbände mitbringt. Gongs erdröhnen auf den Ruinen des erstürmten Budapest, Knochenflöten pfeifen zum Sammeln am Memelfluß, Trommeln rasseln auf dem Schlachtfeld von Liegnitz, und Schellenbäume werden im eroberten Split in Dalmatien geschüttelt. Alle Khane werfen die Rosse herum und geben ihren Armeen unabhängig voneinander, den Befehl, nach Osten zu reiten. Mit einem Schlag ist die kleine Halbinsel Europa unwichtig geworden: jetzt geht es um den Thron der Erde, um Karakorum!

Orda kehrt um, Batu kehrt um, Bedzsák kehrt um ... Die Mongolen stieben wie ein Spuk nach Asien heim, um vom Erbe des Dschingis-Khan Besitz zu ergreifen.

Das Abendland ist gerettet.

Ein kleines Kaninchen grub seine Gänge ...



1270

Lauf nach Westen, soweit du kannst!

Die Sonne des Hochsommers brennt heiß auf die Weizenfelder herab, die weithin über Hügel und Täler wogen. Fast alle Dorfbewohner von Megalon sind auf den Feldern bei der Ernte. In langen Reihen gehen sie nebeneinander her und schwingen die Sicheln, unter denen Mahd um Mahd der goldene Segen niederfällt. Da beinahe alles gute Ackerland den Großgrundbesitzern gehört und der byzantinische Staat seine Steuereinnehmer fleißig aussendet, um von den Dorfgemeinden den Bodenzins in Form von Getreide, Vieh und Früchten einzutreiben, bewirtschaften die Bauern schon seit langem die Gemarkung in Gemeinwirtschaft; das heißt, sie werfen Arbeit und Ertrag in einen Topf, aus dem sie selber am Ende den geringsten Anteil nehmen dürfen.
Sie sind Christen, meist griechischer oder auch kleinasiatischer Abstammung, fühlen sich aber zu Europa, zum Rest des immer kleiner werdenden Oströmischen Reiches gehörig.
Kleinasien ist umkämpftes Grenzland geworden.
Vater Manuel Plethos gibt seiner Familie, der gebeugten, abgerackerten Mutter und den beiden Kindern Demetrios und Sophia das Zeichen zur Brotzeit. Sie legen die Sicheln nieder und gehen die paar Schritte zu der schütteren Piniengruppe auf der Höhe, die dürftigen Schatten spendet. Der sechzehnjährige Demetrios, ein kräftiger, feueräugiger Junge, holt den Schnappsack mit Schafskäse, Fladenbrot und Zwiebeln hervor. Die vierzehnjährige Sophia reicht dem schwitzenden Vater den Tonkrug mit dem Rotwein und den Ziegenschlauch mit Wasser.
„Schaut auf die Straße hinunter!" sagt der Bauer. „Flüchtlingstreck um Flüchtlingstreck zieht daher. Es werden immer mehr, die nach Westen gehen . . ."

„Die Panzerreiter, die gestern durchs Dorf ritten", wirft Demetrios ein, „sprachen davon, daß sie Befehl hätten, demnächst die Halysbrücken niederzubrennen. Dann sind wir abgeschnitten."
„Ach Heilige Mutter Maria!" ruft die Mutter. „Was soll das noch werden?"
Der Bauer knurrt nur. Sein Blick schweift über die dahinwogenden Felder und Hügel, die sich am Horizont in den blauen Bergrücken verlieren. Dieses Herzland Kleinasiens ist beinahe baumlos. Jahrhundertelang haben die hier wohnenden Völker für den Hausbau, für die Heizung, für den Schiffsbau und den Export von Holz auf dem behäbig dahinströmenden Halysfluß die Wälder abgeschlagen und nichts aufgeforstet. Dann kam die zunehmende Schafzucht, die durch ihre weidenden Herden die Grasnarbe auf den Höhen zerstörte. Regengüsse haben den Humus von den Felsrippen der höheren Bergrücken weggeschwemmt, so daß nunmehr Trockenheit, Dürre und rissig gewordene Erde vorherrschen. Dennoch gilt das Land noch immer als Kornkammer von Byzanz-Konstantinopel.
Aber die Hauptstadt ist fern im Westen. Kleinasien kämpft einen beinah lautlosen Kampf um sein Leben.
Der junge Demetrios folgt mit seinen Blicken den endlosen Wagenzügen der Flüchtlinge, die unter roten Staubwolken die Straße zum Strom hinabwandern: Alte Weiber kauern auf hochbepackten Karren, Kinder mischen ihr Geschrei in das Blöken, Muhen und Meckern der Viehherden, und primitiv bewaffnete Bauern und Bürger reiten auf Pferden nebenher. Ein ganzes Volk scheint aufgebrochen zu sein.
„Sollen wir nicht auch fortziehen?" fragt Demetrios. „Jetzt wäre noch Zeit! Wir könnten unser Hab und Gut retten und würden sicher das Westufer des Stromes erreichen!"
„Unsinn, Junge!" verweist ihn der Vater und macht eine Handbewegung über das Land mit seinen Weizenhügeln, den grünen Tälern, in denen Olivenhaine, Obstgärten und Viehpferche zwischen den verstreuten Gehöften liegen. „Wie willst du dies hier mitnehmen? Das ist unsere Heimat, und eine Heimat nimmt man nicht an seinen Schuhsohlen mit!"
Und als der junge Mensch zweifelnd die Schultern zuckt, fährt der Bauer leidenschaftlich fort. Er erinnert daran, daß dieses Land Kleinasien seit dem Niedergang des Oströmischen Reiches viele fremde Invasionen erlebt habe: Perserheere, dann arabische Raubscharen, später die Seldschuken und jetzt — in Gottes Namen — die Türken! Man wird es in Geduld und mit Zähigkeit überstehen. Am Ende wird es immer ein christliches und griechisches Kleinasien geben.
„Nein", sagt Demetrios, „diesmal nicht! Die Türken werden uns fressen!"
Im Tal, wo sich die Bauernhöfe enger um eine lehmgebaute, weißgekalkte Kirche drängen, beginnt die Glocke zu bimmeln. Sie ruft den Gemeinderat zusammen. Vater Manuel setzt den Weinkrug ab und erhebt sich.
„Kannst mitkommen, Demetrios!" sagt er. „Dann hörst du gleich, wie unsere Aussichten stehen!"
Im Dorf ist der „Akritos" — der ritterliche Grundherr und Kommandeur des Bezirks, Herr Georgios Tsimiskes — mit seiner Leibgarde und vielen Frachtwagen eingetroffen. Er hat den Gemeinderat einberufen.

Seit den Tagen des Byzantinerkaisers Heraklios sind die ländlichen Bezirke Kleinasiens in sogenannte „Themen" oder Militärverwaltungsgaue eingeteilt. Die Wehrbauern sollen zugleich Soldaten sein. Vielleicht hat Herr Georgios die Absicht, nun doch noch Truppen auszuheben?

Aber nein! Im sterbenden Byzantinerreich scheint es keine organisierte Gegenwehr mehr zu geben. In den letzten Jahren haben die „Akriti" — eine Schicht von ziemlich eigenmächtigen Grenzrittern und adeligen Räuberhauptleuten — die Verteidigung der gefährdeten Gebiete getragen. Der Kaiser in Konstantinopel hatte keine Heere mehr für Kleinasien. Er war froh, wenn er sich in Europa gegen Serben, Bulgaren, Slawen, lateinische Kreuzritter und die Seemächte Venedig und Genua behaupten konnte. Im Osten ließ er die Dinge einfach treiben.

Und jetzt gab offenbar auch der zuständige Kommandant der Gegend das Spiel auf. Herr Georgios hatte seine Felsenburg geräumt und war mit seinem Hab und Gut, seinen wenigen Söldnern und den schon auf der Landstraße herantreibenden Viehherden nach Westen unterwegs. Er floh vor den Türken wie alle anderen. Damit schien auch das Dorf Megalon verloren.

„Ich rate euch, packt zusammen, was sich bewegen läßt!" sagt der Ritter. „Die Türken kommen diesmal mit großen Reiterscharen, ein ganzer Stamm folgt ihnen nach. Es handelt sich um die Horden des Häuptlings Osman und um den Stamm der Oghusen: Tausende und Abertausende, die wie eine Hochflut über die Berge und Hügel quellen."

Dann erklärt Herr Georgios, daß der Druck der Mongolen die Stämme in Bewegung gesetzt habe, die nun immer weiter nach Westen vorstießen, daß diese Türken zuerst unter der Oberhoheit der Seldschuken von Kayseri gelebt hätten, sich aber nun auf Kosten der Christen selber Land suchten.

„Kayseri", sagt er und gebraucht schon den türkischen Namen für die uralte Griechenstadt „Caesarea". Er spricht überhaupt schon in der Mundart der Eroberer: Er sagt auch nicht mehr „Halys" zu dem Strom, sondern nach türkischer Art „Kisil Irmak", und redet nicht mehr von der byzantinischen Provinz „Chappadokien", sondern vom türkischen „Sandschak Karaman". Denn aus den einstigen oströmischen Militärbezirken oder „Themen" werden nun türkische „Sandschaks".

„Wißt ihr denn, was euch blüht, wenn die Steppenreiter mit ihrem Schwarm von Weibern, Kindern, Schafen und Kamelen kommen?!" sagt der Ritter. „Habt ihr eine Ahnung vom ‚Knabenzins'? Daß die Türken sich die kräftigsten Jungen — wie diesen Demetrios dort — für ihr Fußvolk holen! ‚Jenitscheri' oder ‚Janitscharen' nennen sie diese Truppe, die ihnen dienen muß. Und die hübschen Mädchen, wie deine Sophia etwa, lieber Manuel, die holen sie für ihre Harems. Die Bauern werden Landarbeiter auf den Lehen, die sie ihren Reitern geben und die ‚Timar' oder ‚Ziamet' heißen. Wollt ihr denn Sklaven werden und einem Emir, Pascha oder Bey dienen? Ich sage euch, die Türken sind mohammedanische Ungläubige und hassen die Christen . . ."

Es gibt eine stürmische Aussprache unter den Dorfältesten. Georgios kann keine Antwort geben, als ihn die Bauern fragen, was denn der Kaiser in Konstantinopel täte. Er zuckt die Achseln.

Am Ende rennt die Mehrzahl der Dorfbewohner panikartig auseinander, beginnt zu packen, das Vieh zusammenzutreiben. Noch am gleichen Abend wälzt sich aus Megalon eine lange Karawane von Flüchtlingen hinab zu der Holzbrücke am Halys. „Wir haben in Kleinasien gewohnt!" schreit ein Nachbar dem störrisch verharrenden Bauern Manuel zu. „Im türkischen ‚Anadolu' wollen wir nicht bleiben!"

Doch Manuel, seine Familie und einige Unbeugsame bleiben trotz allem in dem Dorf zurück.

Kaum eine Woche später brennt die Holzbrücke über den Halys. Damit ist der Fluchtweg zum griechisch-christlichen Teil des Landes abgeschnitten.

Dann kommt die Nachricht, daß die Leute Osmans den Strom durch eine Furt weit unterhalb der niedergebrannten Brücken bereits überschritten haben. Und eines schönen Nachmittags rennen die Kinder schreiend auf den verwaisten Dorfplatz.

„Die Türken kommen! Hunderttausend Türken kommen!"

Es sind nur noch wenige Leute, die den Einmarsch der Fremden miterleben.

Demetrios und seine Schwester Sophia spähen vorsichtig aus einer Strohmiete hervor, in die sie sich eingegraben haben.

Da reiten, wie Katzen auf die buntgezäumten Steppenpferdchen geduckt, die Schwärme der „Sipahis" daher. Sie tragen stählerne Spitzhelme, meist wattierte Steppanzer, Lanzen, geschweifte Bogen und buntgefiederte Pfeile; an den mit allerhand Beutegut behangenen, hohen Sattelböcken klirren die krummen Schwerter. Die Männer haben gelbliche Gesichter, leicht schräg gestellte Augen und faserige, schwarze Schnauzbärte. Mit diesen Gesellen ist nicht gut Kirschen essen.

Dann folgt auf krummen Reiterbeinen, in Pluderhosen, bunten Felljacken und Schuppenpanzern, schwer bewaffnet das Fußvolk. Eine seltsame Musik lärmt im Marschtritt: Knochenflöten, lange Trommeln, Kesselpauken und gellende Hörner; voraus geht ein Mann mit dem Schellenbaum, an dem als Abzeichen des Ranges Roßschweife baumeln. Viele von diesen Kerlen tragen hohe „Ketschen" — tütenartige Hüte — oder auch persische „Türben", den vielfach geschlungenen Turban.

In hackendem, aufreizendem Takt rumoren lange Trommeln, klirrende Erzbecken scheppern, und schrille Flöten pfeifen.

„Bei Gott", flüstert Demetrios seiner Schwester zu, „was ist denn das?"

Eine Schar weißgekleideter Männer in langen, bis zum Boden reichenden Gewändern, mit sehr hohen Spitzhüten, naht im ruckenden Tanzschritt, der sich immer mehr steigert, bis sie endlich auf dem Marktplatz in einen wilden Tanz verfallen, den sie mit schrillen Rufen nach Allah begleiten.

„Das müssen die rasenden Derwische oder Rumis sein!" flüstert Demetrios. „Die sind besonders fanatisch und hassen jeden Christen!"

Nach einiger Zeit fällt ein ungeheurer Haufe von zerlumpten Weibern, halbnackten Kindern, Sklaven, Viehtreibern, Kärrnern und Reitern über das Dorf her. Sie beginnen zu plündern, dringen in die Häuser ein, zerren alles Verwertbare auf die Straße und verursachen einen höllischen Lärm. Endlich tritt ein riesiger, schnauzbärtiger Trommler vor und verkündet in gebrochenem Griechisch, daß er im Namen des Aghas Suleiman, des Feldhauptmannes von Emir Osman, alle christlichen Einwohner hiermit auffordere, sich auf dem Marktplatz zu versammeln. Die neuen Untertanen sollen gemustert werden.

„Jetzt holen sie den Knaben- und Mädchenzins!" sagt Vater Manuel. „Nun ist alles verloren!"
„Wir hätten fliehen sollen wie die anderen", jammert die Mutter. „Nichts mehr vermögen wir zu retten!"
„Doch – ein wenig können wir noch bewahren!" erwidert der Bauer. „Die Kinder sollen sich versteckt halten! Bald wird es dunkel. Dann muß sich Demetrios mit Sophia zum Strom durchschlagen."
Er wendet sich an den Jungen, der finster dem Treiben auf dem Dorfplatz zugesehen hat.
„Gott segne dich, Demetrios!" spricht er. „Lauf nach Westen, so weit du kannst! Sieh zu, daß du bis zur Meerenge kommst; denn die Türken werden am Halys nicht haltmachen. Geh nach Europa hinüber, dort wohnen Christenmenschen und griechische Landsleute. Dann bist du in Sicherheit!"
„Und die Heimat, Vater?"
„Ach Kinder! Heimat ist dort, wo man Christ sein darf und wo Menschen von unserer Art sind. Europa ist eure Heimat . . ."
In der anhebenden Nacht schleichen die Kinder zum Fluß, finden einen Kahn und setzen über. Demetrios will kein Janitschar sein, und seine Schwester soll nicht als Tänzerin in einem Harem enden. Nur die Alten, die zurückgeblieben sind, werden wohl zu Sklaven der Türken werden . . .



1281 Kamikaze: Als der Götterwind wehte . . .

Fauchend heult der Sturm über den heiligen Hain von Ise.
Die Wipfel der uralten Bäume scheinen sich vor den Tempeln zu neigen. In regelmäßigen Abständen dröhnen die erzenen Gongs. Auf den hölzernen Treppen, die zu den Vorhallen emporführen, kauern in tiefer Meditation Hunderte von Schinto-

priestern in ihren bunten Seidengewändern. Die bizarren, schwarzen Lackhüte auf den Häuptern beugen sich im Rhythmus der gemurmelten Gebete. Um die Tempel läuft die hölzerne Plattform. Dort oben tragen seltsam beschnitzte Säulen, die in rotem Lack bemalt sind, die geschweiften Dächer. Mann an Mann stehen die Bushidomänner in ihren Rüstungen um den Eingang zum heiligen Schrein.
Ihre Helme sind stählerne Schiffe mit Flügeln als Wangen- und Nackenschutz, die Schuppenrüstungen sind an Schultern, Gelenken und an den Hüften genauso geschweift, so voller vorspringender Ecken und getriebener Drachenmuster wie die Dachtraufen und Giebel der Tempel. Da stehen die Ritter Japans, gestützt auf ihre Bambuslanzen, die gezackten Hellebarden, die geflammten Schwerter, die riesigen Kampfbeile und gewaltigen Keulen. Weil sie bunte, dick wattierte Steppjacken unter den Panzern tragen, erscheinen sie wie wuchtige, übermenschliche Dämonen, die fast ebenso breit wie lang sind.
Alle schicken den Strom ihrer Gebete, die konzentrierte Kraft ihres Willens in die Halle hinein, in der der „Sohn der Sonne" die Geister der Ahnen und das Herz der Sonnengöttin Ise beschwört.
Tenno Go-Udas ist der 91. Tenno des Inselreichs. Aber er zählt erst vierzehn Jahre, ist ein Knabe, für den der Shikken Tokimune von Kamakura die Regentschaft führt. In der Person des „Shikken" verkörpert sich ein zweifaches Amt: das des Shoguns oder Reichsfeldherrn und das des obersten Ministers. Doch der Kaiser ist — trotz seiner Machtlosigkeit — das Sinnbild der Nation und das Verbindungsglied zu den ewigen Mächten.
Der Tenno betet um Sieg.
Er kauert in all seiner starren Seidenpracht, mit dem schwarzen Ritualhut auf dem hochgesteckten Haar, kniend vor dem Schrein, in dem die alten Reichskleinodien Schwert, Spiegel und Juwelen der Sonnengöttin ruhen. Rechts und links von ihm hocken mit untergeschlagenen Beinen die hohen Schintopriester, die Minister, die Reichsräte. Und alle bestürmen die göttlichen Wächter über Japan, daß das Reich der tausend Inseln erhalten bleibe. Brausend, heulend, an den Tempelwänden rüttelnd faucht der Wettersturm vom Meer herüber.
Es ist Hochsommer — August —, die Taifunzeit.
Das Reich der aufgehenden Sonne zählt nach chinesischer Rechnung als das 18. der 67. Himmelsperiode. Je sechzig Jahre gelten als eine Himmelsperiode, deren fünf Abschnitte nach den fünf Elementen Holz, Feuer, Erde, Metall und Wasser benannt werden. Jedes der zwölf Jahre eines solchen Abschnittes heißt man nach einem Tier, wobei noch männliche und weibliche Tiere unterschieden werden. Dieses Jahr ist das „Jahr des weiblichen Wasserschweines".
Fern im christlichen Westen, am anderen Ende der Welt, zählt man dieses Jahr als das 1281. nach der Geburt des Erlösers.
Soll in diesem Jahr der Katastrophen und Krisen geschehen, was in rund zweitausendfünfhundert Jahren japanischer Geschichte nie eingetreten ist: daß ein auswärtiger Feind seinen Fuß auf die Inseln setzt und Japan auf eigenem Boden geschlagen wird?
Es ist unmöglich! Keine Macht der Erde kann das Reich der aufgehenden Sonne besiegen!

Der jugendliche Tenno konzentriert all seine Gedanken, seinen ganzen Willen gemeinsam mit seinen Würdenträgern, Priestern und Rittern einzig auf diesen Satz. Die Ahnen werden eingreifen, die Götter werden Kamikaze, den „Götterwind", schicken! Rasen nicht schon jetzt die Lüfte entfesselt über die zerklüfteten Waldberge, die Vulkankegel und tief eingeschnittenen Buchten?! Jagen nicht schon die Sturmwölfe heran über die graue, schwarz aufwallende See und reißen ihr weiße Schaumfetzen aus dem Leib?!

Kamikaze wird kommen, das Reich zu retten!

Die Gedanken des Kaiserknaben gehen um sieben Jahre zurück, als zum erstenmal die Mongolen von der koreanischen Küste aufgebrochen waren, um auf tausend Kriegsdschunken den Sprung über die schmale Meerenge von Tsushima zu wagen. Ja — es war das Unglaubliche geschehen: die Dämonen aus Innerasien hatten wie eine Sintflut das gewaltige China überwältigt, die letzten Sung-Kaiser gestürzt und die Küsten des Meeres erreicht! Jetzt streckten sie ihre Fangarme nach den Inseln aus.

Aber Kamikaze kam, der Götterwind. Mitten in der Straße von Tsushima traf sie der Wirbelsturm und verschlang ihre ungeheure Flotte.

Nun waren sie wiedergekehrt, stärker als zuvor, zahlloser denn je: Die Mongolen waren auf der südwestlichen Hauptinsel des Reichs, auf Kiushu gelandet. Nur Gebete konnten noch helfen, Gebete und Kampf bis zum Letzten! Denn Nippon — das Reich — durfte und konnte nicht untergehen!

Ein neuer Ton mengt sich in das Sausen des Sturmes, in das eintönige Murmeln der Betenden. In gleichmäßigem, schwerem Takt tönen die dumpfen Stöße der Muschelhörner und Trommeln. Der Wind trägt die Geräusche einer im wuchtig schleppenden Marschtritt schreitenden Menge heran.

Unter den sturmzerzausten Riesenbäumen, vorbei an den Steinlaternen der Geister und vorüber an den erzenen Löwen- und Drachenfiguren der Hauptallee rückt die Schwertritterschaft des Shikken Tokimune in den Hain. Wie ein einziger stählerner Block bewegen sich die in Schreckhelme, Panzerschuppen und flatternde Mäntel gehüllten Samurais auf den Tempel zu. Wieder dröhnen hallende Gongs. Mit klirrenden Schritten kommen die Daimyos, die Grafen und Fürsten im Gefolge des Shikken die Treppen herauf und füllen die Halle.

„Heil dir, o Tenno, Sohn der Sonne!" ruft der Shikken. „Botschaft aus Kiushu ist da! Kamikaze, der Götterwind, hat die mongolische Flotte bei Fukooka Hakata wie Wolle zerzaust und gänzlich vernichtet. Unsere Truppen sind siegreich gelandet und verfolgen die Invasoren in den Bergen von Kiushu — soweit sie noch leben! Sieg und Triumph für Nippon allezeit!"

Würdig, ohne Hast, erhebt sich der Kaiserknabe. Was sich da — tausend Meilen jenseits des Binnenmeeres — ereignet hat, ist die Erfüllung seiner Gebete. Der Angriff scheint abermals siegreich abgeschlagen, den Rest wird Japans Schwertadel erledigen.

Schweigend, ohne lauten Jubel haben die Priester, Räte und Ritter ringsum die erlösende Botschaft vernommen. Sie alle erheben sich nun. Doch der Shikken fährt fort.

„Man meldet mir soeben, daß unsere siegreiche Flotte bereits mit Kurs auf den Festungshafen von Ise gesichtet wurde! Wenn es der Sohn der Sonnengöttin wünscht, können wir ihr Einlaufen verfolgen!"

Nun begibt sich der Hofstaat, gefolgt von den gepanzerten Regimentern, die der Shikken mitgebracht hat, in Dutzenden von lackierten Sänften auf den Berg der Ise, der am Ende des Haines liegt und von wo man einen herrlichen Ausblick auf den Hafen und das schwarzblaue Meer bis zu der im fernen Dunst liegenden Insel Shikoku hat.

Tatsächlich! Die Flotte — viele hundert kleine und größere Fahrzeuge mit bunten Bastsegeln und wie Drachenflügel wirkenden, ausgespreizten Bambusmatten — schiebt sich in langen Kiellinien in die Bucht von Ise. Die weißen Banner mit der roten Sonne wehen im stürmischen Wind.

Und da geschieht es: Die zahllosen Dschunken und Ruderboote, die kleinen Fischerfahrzeuge und die schwerbäuchigen Kreuzer speien jählings bewaffnete Massen an Land. Das sind keine Japaner, keine schwer gerüsteten Samurais, sondern Fremde mit wattierten Steppjacken, seltsamen Spitzhelmen, Rauchtöpfe in den Bannersäcken und aufflatternden Drachen an langen Stangen. Der Sturmwind trägt das Triumphgeschrei einer wilden Erobererarmee an die Ufer. Die Flotte hat nicht die siegreich heimkehrende Kiushuarmee gebracht, sondern die mongolischen Invasionsheere! Sie sind in Ise gelandet, mitten im Herzen Japans.

Der Shikken ruft seine Befehle. Schwertklirrende Samurais stellen sich auf den Hügelketten in Schlachtordnung auf. Pferde werden herbeigeführt. Man muß den Kaiserknaben fortbringen, Truppenverstärkungen holen, die Abwehr formieren.

Was ist geschehen?!

Als der Götterwind von Kiushu die mongolische Landungsflotte auf der Reede zerfetzte, waren die Mongolen in die Bergwälder geflüchtet, soweit sie nicht ertrunken oder in den Klippen umgekommen waren. Die bald darauf eintreffende japanische Flotte hatte in der gleichen Bucht festgemacht, die Truppen waren entladen worden und hatten die Mongolen bis ins Innere von Kiushu verfolgt. Da waren die schlauen Mongolen auf Umwegen an den Strand zurückgekehrt, hatten die wenigen Wächter überwältigt, die japanischen Geschwader geentert und waren mit den japanischen Schiffen mitten ins Herzland Japans vorgestoßen. Selbst die Hafenkommandanten von Osaka und Ise hatten die List zu spät bemerkt und die Todfeinde hereingelassen.

Auf verlorenem Posten kämpfen die wenigen Hundertschaften der Samurai in den Küstenhügeln. Der Shikken ist mit jagenden Rossen ins nahe Kyoto geeilt, hat Boten nach Nara geschickt. Dort liegen auf den zackigen Waldhügeln über der Stadt und dem Tempelbezirk die riesigen Klöster der buddhistischen Mönche. Diese Klöster haben seit langem eigene Armeen aufgestellt, die immer eingriffen, wenn die zahllosen Kleinkriege der ritterlichen und fürstlichen Landesherren tobten.

Auch die Klosterburgen haben ihre Lehensritterschaft. Die Mönche Buddhas verstehen, wenn Not am Manne ist, sich als echte Japaner auch mit Schwert und Bambuslanze zu verteidigen. Diese Truppen holt der Reichsfeldherr nun in Eilmärschen heran.

Tenno Go-Udas hat es abgelehnt, den heiligen Hain mit den Ahnentempeln und den Reichskleinodien der Sonnengöttin aufzugeben. Er ist in den Tempel zurückgekehrt und betet vor dem Schrein. Wieder konzentriert er, unterstützt von Hunderten von Schintopriestern und Räten, seinen ganzen Willen auf den einen Gedanken: Nippon darf nicht untergehen, der Feind muß vernichtet werden, die aufgehende Sonne muß siegen!
Er betet um Kamikaze ...
Am Abend dieses schrecklichen Tages, noch lange bevor aus Nara und Kyoto Entsatztruppen herangeführt sind, überzieht sich der violettrot dämmernde Himmel in rasender Schnelligkeit mit schwarzem Gewölk. Die Windgeschwindigkeit nimmt ständig zu, während sich die Binnensee in rollenden Wogen erhebt und bis zum Horizont mit Schaumkronen bedeckt.
Kamikaze steigt vom Ozean herauf! Ein Taifun nimmt seine verheerende Bahn direkt auf die Bucht von Ise. In weniger als einer Stunde sind alle Schiffe an den Klippen zerschellt. Die erschreckt zum Strand zurücklaufenden Mongolen geraten in eine ungeheure Hochflut, die unversehens aus der See aufschwillt. Bäume werden entwurzelt, die Erde bebt, und aus einem nun beinah wolkenlosen Himmel stürzen Luftwirbel herab, die das mongolische Heer in der schutzlosen Strandebene auseinanderjagen.
Als gegen Morgen die ersten Schwärme der Naratruppen, die Mönchsritter von Kyoto, eintreffen, haben sie leichte Arbeit. Der Götterwind hat die Mongolen so schwer getroffen, daß für japanische Schwerter nur noch geringe Ernte bleibt. Zu Tausenden werden die letzten der Fremden in die stürmischen Wasser der Bucht von Ise gejagt und ertrinken.
Am Schrein der Sonnengöttin betet noch immer der Tenno.
Nun erhebt er sich und spricht ein Wort, das Japan für alle Jahrhunderte im Gedächtnis bewahren wird.
„Niemals wird ein Feind japanischen Boden betreten! Vor unseren Häfen wacht der Götterwind – Kamikaze ..."



1287

Es ist keine reine Freude, Gesandter zu sein

Als der Mongolenherrscher Kublai-Khan Kaiser von China geworden war, lagerte eines seiner Reiterheere weit im Süden des Reichs auf der „Ebene der toten Bäume" in Yünnan. Khan Sögötü führte die Armee.
Der Platz, den Sögötü zum Lager gewählt hatte, war von einer erschreckenden Trostlosigkeit. In mehr als zweitausend Meter Höhe dehnte sich, mit abgestorbenen, im Gebirgssturm zerzausten Bäumen dürftig bestanden, eine Hochfläche, über die unablässig der eisige Schneewind brauste. Drehte der Wind jedoch nach Süden, so trug er das schwarzblaue Gewölk der tropischen Monsunstürme heran, und schier unerschöpfliche Regengüsse brachen herab.
Und doch hatte dieser Ort einen Vorzug, den der Feldherr zu schätzen wußte.
Hier schienen sich die auslaufenden Bergketten von Himalaya und Kuën-lun zu verknoten. In scharfgezackten Graten, die bis zu vier- und fünftausend Meter emporstießen, liefen die Bergzüge parallel nebeneinander, so daß in scharf eingesägten Tälern, nur wenige Meilen voneinander getrennt, fünf gewaltige Ströme ihren Lauf nehmen konnten. Es waren ungeheure, über Felstrümmer und Barrieren hinwegtobende Wasser von jener urtümlichen Wucht, wie sie nur ein halbtropisches, von Gletschern und Hochgebirgen umringtes Land im Monsunbereich hervorbringen konnte. Der Irawadi nahm seinen gewundenen Lauf am weitesten westlich, indem er sich nach Süden wandte und zu Burmas Hauptstrom wurde. Der Salwin kam von weither aus den Gebirgen, strudelte südwärts durch die Schanlandschaft zum Golf von Pegu; am größten von allen Strömen war der Mekong, der, von steilen Gebirgen gesäumt, ins Gebiet der Thaivölker, nach Laos und zur Bucht von Saigon rauschte. Als einziger Wasserlauf bog der Jang-tse-kiang, von einem Bergstock gebremst, nach Nordosten ab und durchströmte fast ganz Südchina.

Der Song-kai aber wandte sich wieder nach Südosten und wurde zur Hauptader Tongkings, wo er nahe Hanoi ins Meer floß.
Wer also im Knotenpunkt dieser fünf Wasser lagerte, hatte die natürliche Vormarschstraße in fünf Richtungen offen: nach Burma, nach Pegu, nach den hinterindischen Staaten, nach China oder Tongking. Denn die schrecklichen Berghänge waren an ihrem Fuße und in den Tälern mit dichten Urwäldern bedeckt, und trotz aller Stromschnellen und Barrieren waren die Ströme die einzigen Verkehrswege des unwirtlichen Landes.
Die mongolischen Reitermassen waren samt ihren Nachschubkarren und ihrem Troß an Frauen und Packtieren über fünf mal fünf Wasserscheiden gezogen, hatten auf Flößen und Hängebrücken alle Ströme durchquert und über die Pässe von Yünnan die Pforten von Hinterindien und Indochina erreicht. Aber im unwegsamen Hochgebirge, in den Dschungelwäldern und auf den wirbelnden Strömen hatten sie viele Menschen und Tiere verloren. Fieberkrankheiten, Dysenterie und Hunger wüteten unter den Truppen. Nun lagerte Sögötü-Khan schon ein halbes Jahr auf der „Ebene der toten Bäume".
Von hier aus hatte er kleine Abteilungen nach Tongking gesandt, das sich unterworfen hatte. Andere Gesandtschaften waren weitergereist nach Java — zu den Sundainseln also —, nach dem Land Annam (Vietnam), nach Burma und zu den südlichen Staaten Hinterindiens. Die Gesandten reisten in Begleitung Bewaffneter und brachten Botschaften des Weltherrn Kublai-Khan. Diese Botschaften lauteten allesamt gleich: Unterwerft euch, zögert keinen Augenblick, schickt Tribute und Geiseln!
Es war eine hohe Ehre, Gesandter des Großkhans zu sein und das „goldene Schild der Unverletzlichkeit" zu tragen. Aber es war auch ein zweifelhaftes Vergnügen, solcher Ehre teilhaftig zu werden.
Nach einem halben Jahr kamen die Gesandtschaften oder deren Reste zurück und berichteten im Purpurzelt Sögötü-Khans, was geschehen war. Aus Annam kehrte nur ein aufgeweckter Pferdejunge zurück, den die bösen Leute von Hanoi zu Sögötü geschickt hatten, damit er erzähle, was er erlebt habe.
„Deine Soldaten sind vernichtet, o Khan", sagte der Junge, indem er sich aus dem Kniefall aufrichtete. „Deine Gesandten hat man ergriffen und sie zuerst die Papiere aufessen lassen, die du ihnen mitgegeben hast. Dann aber riefen die Annamiten ihre Vornehmen, auch Frauen und Kinder im Garten eines Palastes zusammen. Auch ich wurde dorthingeführt. Man brachte deine Botschafter und die überlebenden Offiziere und führte sie an den Rand des Palastgartens, wo riesige Ameisenhaufen waren. Hier wurden sie gefesselt eingegraben, während sich die Viets und Annamiten an den Schmerzensschreien der Gesandten erfreuten. Das ist alles, was ich dir aus dem Land am Meer zu berichten habe."
In Sögötüs maskenhaftem Gesicht zuckt kein Muskel, die schwarzen Schlitzaugen funkeln wie glühende Kohlen. Er winkt dem Mann, der auf abenteuerlichen Wegen von der Insel Java zurückgekommen ist.
„Warum kommst du allein? Wo sind deine Gefährten?"
„Verzeihe mir, Khan!" erwidert der Mann, der als kleiner Schreiber mit der Mission gegangen war. „Ich bin tatsächlich der einzige, den Java wieder entlassen hat, um

dir zu sagen, was geschehen ist. Java — das ist die ‚Gersteninsel' der dorthin ausgewanderten Hindus. Auf dieser Insel der rauchenden Vulkane und der Reisterrassen scheinen sich die Kulturen von Hindus, Buddhistenmönchen und Malayen zu mischen. Nie zuvor habe ich seltsamere und prächtigere Tempel gesehen als zu Surabaya oder Kediri. Dort regieren sehr selbstbewußte Herrscher, die wohl wissen, daß ihr Reich der tausend Inseln der reichste Handelspartner des Chinesenreiches gewesen ist. Sie vertrauen dort auf ihre Kriegsflotten und auf die große Zahl ihrer Krieger. Von Unterwerfung unter unseren Großkhan Kublai wollten sie nichts wissen. Darum erging es deiner Gesandtschaft sehr übel. Man hat sie allesamt — mit Ausnahme von mir — ergriffen, in frische Ochsenhäute eingenäht und zum Trocknen auf den Sandstrand gelegt. Das blutige Ochsenfell zieht sich dann so stark und rasch zusammen, daß die Opfer nicht nur ersticken, sondern auch alle Knochen gebrochen werden. Das war die Antwort, die König Kertanagara dir erteilen läßt. Er fügte noch hinzu, der nächsten Gesandtschaft der Mongolen würde er junge Ratten unter die Bauchhaut nähen lassen."

„Die nächste Gesandtschaft", sagt Sögötü mit unbewegtem Antlitz, „wird so zahlreich sein, daß es nicht genug Ratten auf Java geben wird!"

Dann wendet sich der Khan an den Mann, der aus der burmesischen Hauptstadt Pagan zurückgekehrt ist. Dieser schildert das „Rom Hinterindiens".

„In Pagan liegen auf einem Geviert von acht auf zwei Meilen etwa achthundert Tempel und terrassenförmige Klöster, in deren Bauart, Schmuck und Ritus sich die hinduistische und die buddhistische Religion unlösbar verweben. Der Tempelturm Ananda — dem Lieblingsjünger Buddhas geweiht — trägt Skulpturen von Kriegern, Tänzern, Ungeheuern und plastische wilde Höllenbilder. Die Pagode ‚Gauda Palen' stößt wie eine steingewordene Kaskade zum Himmel. Alle Tempel bersten von Goldschätzen, Weihegaben und herrlichen Geräten. Der Markt ist überfüllt mit Menschen und Waren. Etwas nördlich von Pagan breitet sich am Ufer des Irawadi die Königsstadt Ava aus, die durch ihre Gold- und Edelsteinschätze berühmte ‚Juwelenstadt'. Da Pagan und Ava stark befestigt sind und die Burmanen über große Korps von Kriegselefanten verfügen, wirst du, o Khan, Schleudergeschütze und chinesische Mauerbrecher brauchen, um sie einzunehmen . . ."

„Hör auf zu schwätzen! Was geschah mit der Gesandtschaft?"

Der Zurückgekommene senkt den Blick und seufzt.

„Ach Herr, vergib! Nur ich bin als Bote am Leben geblieben. Als dein Gesandter sein Anliegen vorbrachte, befahl König Narathihapate, daß alle Botschafter und Offiziere in seinem Palastgarten bis zum Halse eingegraben würden. Dann stülpten sie Käfige aus Bambusstäben über die Köpfe der Unglücklichen und ließen in die einen Giftschlangen, in die anderen ausgehungerte Ratten hinein. So kamen deine Botschafter um, o Khan . . ."

Da ertönt von draußen, wo der ewige Wind über die „Ebene der toten Bäume" fegt, Zimbel- und Flötenklang, Trommeln werden gerührt. Ein Kurier meldet die Rückkunft der großen Gesandtschaft aus dem Süden. Kurz danach steht ihr Führer vor Sögötü-Khan und legt Ballen mit kostbarer Thaiseide, riesige, feinbeschnitzte Elefantenzähne, Jadegefäße, Goldschmuck und herrliche „Taubenblut-Rubine" als Tributgeschenk nieder.

„Wir haben an allen Plätzen Erfolg gehabt!" ruft er hoch erfreut. „Zuerst ritten wir durch die kleinen Fürstentümer der Thaivölker. Das sind eigentlich Yünnanchinesen, die vor einem Menschenalter über sechs Hochgebirgskämme und durch tausend Meilen Urwald und Stromtäler vor dem Herannahen unserer Armeen ausgerissen sind. ‚Thais' nennen sie sich, denn sie wollten frei bleiben. Nun aber, als wir im Namen Kublai-Khans kamen, unterzeichneten all ihre Häuptlinge unsere Verträge und bewirteten uns köstlich. Sie senden Seide und Jade."
Sögötü-Khan nickt zustimmend, als wäre das selbstverständlich. Dann winkt er dem Botschafter, fortzufahren.
„Das größte Wunder war das Reich der Khmer — eines dunkelhäutigen, vielleicht den Südindern verwandten Volkes, das quer durch die tropischen Urwälder und Sümpfe gepflasterte Straßen geschlagen hat. Wir kamen, von Poststation zu Poststation reisend — fast wie im Reich Kublais —, in die Dschungelstadt Angkor, die Residenz König Jayavarmans VIII. Diese Stadt liegt nördlich des Sees Tuli-Sap inmitten der etagenförmig emporwuchernden Tropenwälder. Länger als sechzehn Meilen ist die Umfassungsmauer des Palastes. Hunderte öffentlicher Spitäler sorgen für die Kranken. Die Tempelburgen übertreffen alles Dagewesene. Da gibt es spitztürmig aufragende Tempelkegel und Pyramidendome, deren Terrassen und Wandflächen mit steinernen Göttern und Dämonen bedeckt sind. Alles ist dargestellt, was in dem indischen Heldenbuch ‚Ramayana' oder in den Legenden des ‚Mahabharata' erzählt ist. Aber rings um diese unerhört prachtvollen Tempel und Paläste hausen in elenden Palmblatthütten, in Schmutz und Mückenwolken, die hunderttausend dunkelhäutigen Kulis. Die Könige von Angkor Wat und Angkor-Tom haben sich sogleich unterworfen; sie bezahlen jeden Preis, wenn wir sie weiter leben lassen inmitten ihrer Tänzerinnen, Duftwolken, Federfächer und Schattenspiele . . ."
„Genug!" gebietet Khan Sögötü. „Die Entscheidung ist gefallen! Thailand und Angkor mögen leben! Aber Burma, Annam, das Land der Viets und das Inselreich Java verfallen dem Schwert!"
Sögötü-Khan schickt Eilkuriere nach Campadu und Peking, nach Kanton und Hang-Tschou. Als Kublai-Khan von den Ergebnissen der Gesandtschaften erfährt, läßt er trotz aller Schwierigkeiten, die Land, Klima und Hochgebirgswälle bieten, riesige Heere gegen die Staaten aufbieten, die sich seiner Herrschaft verweigert haben. Sie werden von mongolischen Truppen überflutet und die Städte, Klöster, Paläste mit Hilfe chinesischer Ingenieure erstürmt. Gewaltige Ballister, Raketengeschütze, Mauerbrecher und Rammen schwanken auf neuangelegten Paßstraßen dreitausend Meter hoch über drei oder vier Hochgebirgskämme: Burma steht in Flammen, Annam geht unter. Nach Laos, Thailand und in das südlichste Land der Khmer rücken Garnisonen ein. Um das Inselreich Java zu bezwingen, rüstet Kublai-Khan in Kanton, Hang-Tschou und an anderen Küstenplätzen eine ungeheure Invasionsflotte aus, die seine Heere über das Südchinesische Meer und in die Sundasee hinüberträgt. Auch über den Paradiesen der südlichen Meere wolken Brandschein und Qualm empor.
Wehe den Mächtigen dieser Erde, die sich an Gesandten vergreifen!
Diese Lehre hämmert der neue Kaiser von China den Völkern Ostasiens mit wuchtigen Schlägen ins Gedächtnis.



1295

Marco Polo: Reden oder schweigen?

„Beugt euch nieder und betet an!" rief ein hoher Würdenträger in mongolischer Sprache. Ein chinesischer Mandarin im Purpurgewand und mit dem Goldknopf auf der Satinkappe wiederholte die Worte im Han-Dialekt, und ein Offizier der Turkmenenwache sprach das gleiche in Turkmenisch und Persisch. Darauf neigten sich die sechstausend Gäste in der riesigen Halle so tief, daß ihre Stirnen den Boden berührten.
Ein Hofbeamter im Drachengewand näherte sich ehrfürchtig dem Kaiser, schöpfte aus dem massiv goldenen Kessel, der auf einem Malachittisch stand, den Kristallbecher voll mit Kumys — vergorener Stutenmilch — und brachte das Gefäß zu der mit Teppichen bedeckten, von einem Seidenbaldachin überspannten Bühne, auf der Kublai-Khan thronte. Dabei hielt er sich befehlsgemäß ein Seidentuch vor Mund und Nase, damit sein Atem weder den Trunk noch die Majestät besudle.
Kublai-Khan setzte den Kristallbecher an die Lippen. In diesem Moment begannen die Musiker auf den seitlichen Podesten zu spielen, und jedermann kniete, bis der Kaiser den Trunk beendet hatte.
Alles schillerte von ungeheurer Pracht und unbeschreiblichem Reichtum. Die Wände der gewaltigen Halle waren mit vergoldetem Schnitzwerk, mit Figuren von Kriegern, Vögeln und vierfüßigen Tieren sowie Darstellungen von Schlachten verziert; bronzene Räuchergefäße standen im Raum und verbreiteten schweren orientalischen Duft; bizarre Kunstwerke in Porzellan, Holz oder Metall schmückten den Saal, der angefüllt war mit Würdenträgern, Offizieren, Gesandtschaften und mongolischen Fürsten.
„Laßt die Rumis vortreten!" befahl Kublai-Khan.

Ehe es sich die drei, in der Menge der Wartenden Eingezwängten, versahen, wurden sie durch die vergoldete Schranke und zu dem Podest hingeschoben. Nun standen sie Kublai-Khan gegenüber. Sie warfen sich zu Boden.
„Erhebt euch, Freunde!" sprach der Kaiser und fuhr fort: „Laßt euren Reisebericht hören und erzählt, was der Papst zu meiner Botschaft geäußert hat?"
Die drei Italiener: Niccolo und Matleo Polo, zwei ältere Kaufherren aus Venedig, und der siebzehnjährige Sohn Niccolos mit dem Namen Marco richteten sich auf, und Niccolo begann zu sprechen. Er gebrauchte seine Muttersprache, so wie Kublai-Khan in der seinen gesprochen hatte. Ein Dolmetscher vermittelte Satz für Satz zwischen den Gesprächspartnern.
Die beiden älteren Herren waren bereits zum zweitenmal im China des Mongolenkaisers, um Handelsverbindungen anzuknüpfen und die alte Seidenstraße wieder zu beleben. Bei ihrem letzten Besuch hatte sie der große Khan aufgefordert, eine Botschaft an den Papst zu senden und Missionare zu besorgen. Er schien ernstlich interessiert, das Christentum anzunehmen und in seinem Riesenimperium einzuführen. Der siebzehnjährige Marco hatte seinen Vater und seinen Oheim so lange bedrängt, bis sie ihn auf die weite Reise mitgenommen hatten. In einem anstrengenden Jahr waren sie zuerst per Schiff ins Heilige Land, dann zum Ausgang des Persischen Golfes, von dort mit Karawanen quer durch Persien, Chorasan, Turkestan, die Mongolei bis nach China geritten und gefahren, bis sie die neue Hauptstadt Kambalu oder Peking (wie die Chinesen sagten) erreicht hatten.
Man hatte sie zuerst in das sagenhafte Jagdlager des Kaisers nach Schangtu im Norden verwiesen, wo sich in künstlich angelegten Riesengärten ganze Herden jagdbaren Wildes bewegten und phantastische Pavillons, Zeltstädte und Schlösser angelegt waren. Hier ritt Kublai-Khan mit etwa zehntausend Falknern auf die Gazellenjagd oder ließ Tiger in Netzen fangen.
In Schangtu waren die Polos jedoch nicht zur erwünschten Audienz gelangt.
Erst als Kublai-Khan in die neue „Tatarenstadt" Kambalu und in die viele Dutzende Quadratmeilen große Schloßanlage zurückgekehrt war, wurden sie vorgeladen. Nun sprach der Kaiser mit ihnen.
Der Papst hatte es nicht für nötig befunden, auf ein so unsicheres Angebot der Mission einzugehen. Er schickte ganz allgemein seinen Segen und ein paar Gebete. Niccolo Polo versuchte, dies dem Großkhan schonend beizubringen. Da nun auch einige der Räte zugezogen wurden und diese, dem Vielvölkerstaat der Mongolen entsprechend, aus verschiedenen Gegenden stammten, wechselten die Reden vom Mongolischen zum Turkmenischen, zum Persischen, ja sogar zum Arabischen. Die Dolmetscher hatten schwere Arbeit, der Kaiser zeigte Zeichen von Ungeduld.
„Schweigen oder reden?" fragte sich der junge Marco während des ganzen Disputs. Eigentlich hatte er sich vorgenommen, seine Sprachkenntnisse nicht zu verraten. Das konnte viel nützen, wenn er verstand, was die Fremden in einer Sprache sagten, von der sie annahmen, daß sie den Gästen verschlossen sei. Aber plötzlich hielt es Marco nicht mehr aus.
„Ach Majestät!" rief er im glattesten Mongolisch. „Im Westen glauben viele einfach nicht, daß es die Größenverhältnisse Asiens gibt! Sie halten sogar Eure Hoheit für eine Erfindung der Phantasie!"

„Wie?!" ruft der Kaiser, aufs höchste überrascht. „Der Junge versteht unsere Sprache?"
Bescheiden teilt Marco mit, er habe auf der einjährigen Reise nach China unterwegs und nur so vom Hörensagen Arabisch, Persisch und Mongolisch gelernt. Nur mit dem Turkmenischen und Chinesischen komme er nicht so gut zurecht.
Kublai-Khan schaut den schlanken, feueräugigen Italiener mit Staunen an. Dann unterhält er sich nur noch mit ihm, findet offenbar Gefallen an ihm und sagt nach Schluß der Audienz, der Junge möge sich zu seinem engeren Gefolge gesellen und sich zur Verfügung halten.
„Vielleicht war es doch ganz gut", sagt Marco flüsternd zu seinem Vater, „daß ich geredet habe..."
Es war sogar sehr gut. Denn der aufgeweckte Fremdling wird in der folgenden Zeit häufig durch den Kaiser in Gespräche verwickelt. Zuerst verleiht er Marco den Ehrenrang eines Mandarins mit dem Bergreiherschild und macht ihn zu seinem Ehrenbegleiter. Aus dieser Position vermag Marco Polo vielfältige Vorteile für die Handelsgeschäfte seiner Familie zu gewinnen. Nach einigen Jahren steigt er in der Gunst des Kaisers so hoch, daß ihn dieser mit den Missionen eines Sondergesandten, eines Admirals und schließlich eines Statthalters betraut. Auf diese Weise lernt er fast das gesamte China gründlich kennen — nur Chinesisch lernt er nie. Es ist auch ihm zu schwierig.
Vierundzwanzig Jahre später, als Marco Polo schon einundvierzig Jahre zählt und Vater und Oheim anfangen, alt und gebrechlich zu werden, ergibt sich anläßlich der Reise einer chinesischen Prinzessin für die Polos eine Gelegenheit, mit einer Flotte nach dem Westen zu reisen. Sie nehmen Abschied von China.
Das geschieht in der gewaltigen Hafenstadt Hangtschou, in der Marco die letzte Zeit gelebt und gewirkt hat.
Nun steht er auf dem Oberdeck einer großen Hochseedschunke und blickt noch einmal auf die Stadt — das letzte, schon verschwindende Stück China — hin.
In jenem Hafen laufen die Handelsverbindungen von Nordchina über den verlängerten „Kaiserkanal", von den Inseln des Ozeans, vom Sundaarchipel, ja von Ceylon und Indien zusammen. Tausende von Fracht- und Kriegsschiffen ankern an den meilenweiten Piers. Etwa 5 Millionen Menschen wohnen unter dem Geschachtel der Stroh- und Schilfdächer. Die stockwerkartig übereinandergetürmten Fayencedächer der Tempel, Pagoden und Paläste stoßen aus der bebauten Fläche von 100 Meilen Umfang hervor. Während die Dschunke mit den Polos den Strom hinabgleitet, begegnet sie Lastkähnen voller Früchte; Schuten mit Schiffsbauholz und Getreidesäcken gleiten vorüber. Am Ufer traben zahllose Kulis, die an Tragstangen ihre Lasten schleppen.
Da Hangtschou eine Wasserstadt ist, wird sie von zahllosen Kanälen durchzogen, über die 12000 geschwungene Brücken gespannt sind. Venedig — die Heimatstadt der Polos — besitzt um diese Zeit 400 Brücken; Hangtschou hat 1300 Kanäle, Venedig nur 100.
Alles in diesem Lande hat anderes Format!
Während hier 5 Millionen Einwohner eine Stadt bevölkern, so hat Venedig nur etwas mehr als 10000. Allein die Einnahmen aus der Salzsteuer der Stadt betragen

jährlich 6 Millionen 400000 Golddukaten. Marco schätzt die Steuereinnahmen aus dem Bezirk um Hangtschou auf jährlich 17 Millionen, während Venedig im Jahr einen Gesamtumsatz von 1 Million Dukaten aufweist und der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gar nur auf 20000 Dukaten jährlicher Einnahmen hinblicken kann.

Welches Land! Welche Städte! Welche Kultur . . .

Marco Polo denkt, als er Abschied von China nimmt: „Darüber darf man nicht schweigen! Das muß der Westen wissen! Wenn ich den Fuß wieder auf den Boden des Abendlandes setze, werde ich berichten."

Etwa ein Jahr später haben die Schiffe, mit denen die Polos fahren, das Südchinesische Meer und die Sundastraße, den Golf von Bengalen und die Ceylonstraße durchsegelt. Sie haben sich entlang der indischen Westküste nach Norden und an der persischen Uferseite nach Ormuz am Eingang des Persergolfes durchgekämpft. Von hier durchquert die Karawane das Land bis zur Schwarzmeerstadt Trapezunt, gelangt nach Konstantinopel und endlich durch die Adria nach Venedig.

Jetzt will Marco Polo, der Weitgereiste, reden. Nun ist die Stunde gekommen, daß der Weltbefahrene den Daheimgebliebenen, den Spießbürgern und Kleingeistern, die Sicht auf den Erdkreis eröffnet und seinen Mitbürgern zeigt, wie groß und gewaltig die Welt ist.

Da die Polos viele und kostbare Waren mitgebracht haben und sehr reich sind, imponieren sie anfangs den Venezianern. Doch es melden sich sehr rasch Mißgunst, Neid und Ärger darüber, daß sie so vieles besser wissen wollen.

Vor allem fällt ihnen der junge, feurige Marco auf die Nerven. Wenn das stimmt, was er berichtet, dann wäre ja das goldene Venedig, die Republik San Marco, die sich „Königin der Meere" nennt, ein lächerliches Provinznest, ein kleines Wasserdorf. Das kann doch nicht sein, daß das mächtige christliche Abendland gegenüber den Reichen des Fernen Ostens so sehr verblaßt? Daß die Zahlen, die Größenverhältnisse Chinas, die Entfernungen, Bevölkerungsziffern, die Schätze, Einnahmen und die Machtfülle Asiens den Vergleich mit Europa so ungünstig gestalten?

Nein und aber nein! Marco Polo ist ein Sprüchemacher und Aufschneider!

Als er von seiner Heimatstadt Anno 1298 zum Kommandanten einer Kriegsgaleere im Kampf gegen das feindliche Genua ernannt wird und in Gefangenschaft fällt, nützt er im Genueser Kerker die Zeit, indem er einem gewissen Rustigiela von Pisa seine Erlebnisse in China diktiert. Das Buch wird durch Abschreiben vervielfältigt und gelesen. Marco Polo kehrt schließlich nach Venedig zurück.

Aber nun verspotten sie ihn als „Messer Marco Millione" und als „Signor Illusione", weil ihm niemand glauben will, was er an Ziffern und Zahlen nennt.

Da erkennt Marco, daß es manchmal doch besser ist, nicht zu reden, sondern zu schweigen. Die Menschen sind nicht reif für die Wahrheit.

Und manche Wahrheit wollen sie gar nicht wissen . . .



1362

Verlorene Seelen im schweigenden Kontinent

Die Welt ist weit. Dunkel, hinter den Nebeln einer Geschichte, die noch nicht begonnen hat, ruht ein riesiger Doppelkontinent: Amerika.
Einmal schon, vor einem Vierteljahrtausend, waren kühne Wikinger auf westlicher Sturmfahrt über das graue Meer, über Island hinaus, an einen Strand gelangt, den sie grünes Land: Grönland, nannten. Die Westfahrt hat sie nach dem sagenumwobenen „Vinland", zur Bostonhalbinsel, und nach Labrador geführt. Sie hatten auf Grönland ihre breiten Höfe gebaut, waren auf Suche nach Holz, nach Pelztieren und fruchtbarem Land wiederholt auch an die südlicheren Ufer Nordamerikas gekommen.
Doch dann war alles in Vergessenheit geraten. Zu weit, zu gefährlich, zu wenig ertragreich schien die Reise. Das Abendland hatte andere Sorgen. Das große Pestjahr 1348 war wie ein schwarzes Tuch über die christlichen Länder herabgesunken, die Menschen starben wie die Fliegen.
Um das Jahr 1350 ist Grönland fast ganz aus der Vorstellungswelt des Nordens entschwunden. Viele Jahre hindurch ist durch die Eisbarriere jede Verbindung unterbrochen. Da — um das Jahr 1355 — bringen Seefahrer, die aus dem „grünen Lande" kommen, nach langer Zeit wieder Botschaft zu König Magnus Erikson von Norwegen und Schweden.
Es ist eine Schreckenskunde für den christlichen Norden.
Heiden — „Skrälinge", das sind Eskimos —, so berichtet ein Mann aus Grönland, sind plötzlich über die Siedlungen der grönländischen Küste hereingebrochen, und die Christen, soweit die Pest sie nicht dezimiert hat, kämpfen nun in letzter, tödlicher Bedrängnis. Vielleicht hat sich ihr Schicksal — während der Berichterstatter erzählt — schon erfüllt.
Da läßt der fromme König Magnus die Nordleute seines Doppelkönigreichs zum Kreuzzug wider die Heiden aufrufen, die aus den Eisrevieren um Grönland zu

den Siedlungsplätzen der Weißen gefunden haben. Und in den Männern des Nordens erwacht der alte Wikingergeist. Eine mächtige Flotte sammelt sich an Norwegens Küste. Paul Knutson führt das Befehlsschiff.

So fliegen sie mit ihren Drachenbooten auf altem Nordmannskurs Grönland zu. In Sichtweite der Küste winken sie zu den Gehöften hinüber, sie schlagen mit den Schwertern an die Schilde, daß es drüben am Strand und bis tief in die Fjorde hineinzuhören ist. Als keine Antwort kommt, poltern sie mit den Speerschäften wider die Decksplanken, daß es dröhnt, damit die Schlafmützen dort drüben wach werden. Aber nur die hohle Brandung, die gegen die Klippen gischtet, gibt Antwort. Alles bleibt totenstill. Da überfällt sie die jähe Ahnung, daß es zu spät sein könne, daß das Furchtbare schon eingetreten sei, das zu verhüten sie über die See gehetzt sind. Eines der Schiffe nach dem anderen legt im windgeschützten Hafen an.

Was sie befürchtet haben, wird nun Gewißheit. Die Gehöfte sind leer, die Behausungen geplündert, die Kirchen ausgeraubt. Wo aber sind die Bewohner? Erschlagen, verschleppt?

Nach Tagen erst finden Knutsons Leute auf einem entlegenen Einsiedlerhof einen Mann, der Auskunft geben kann. Von ihm erfahren sie, daß von dort, wo die ewigen Eisberge sind, eines Tages Skrälinge aufgetaucht seien; erst einzelne, dann immer mehr: wetterfeste, rohe Gestalten, die über die Höfe herfielen und die Bewohner drangsalierten. So habe man einen Hof nach dem anderen aufgeben müssen und sich in den größeren Gehöften zusammengetan, die Frauen und Kindern sowie den Viehherden Sicherheit gaben. Aber die Skrälinge setzten ihre Angriffe fort.

Da habe einer der Altleute vom Erikshof von dem großen Land im Südwesten zu sprechen begonnen, wo man Frieden haben würde. Frieden, Land und Weiden in Fülle. Erst habe niemand davon etwas wissen wollen, und man habe sich ein Jahr lang der Überfälle erwehrt. Als aber die Opfer immer zahlreicher geworden seien, habe man sich doch mehr von dem neuen Land erzählen lassen ... Was ihm von Urvätern her in Erinnerung geblieben war, das habe nun der Erikshofbauer berichten müssen: von Erik und Bjarni und Leif und all den anderen, die auf Südwestfahrt gegangen waren.

Der Mann erzählt nun, wie schon vor zwölf Sommern an die eintausendfünfhundert Überlebende auf eilends gebauten Booten in See gegangen seien, wie sie ihre Familien, ihr Vieh und ihre Habe den schwankenden Planken anvertraut hätten, um den Kurs Bjarnis und Leifs zu nehmen. Seither habe niemand mehr von den Auswanderern gehört ...

Paul Knutson beschließt, die verlorenen Seelen zu suchen.

Aber nun geht auch er hinter die dunkle Nebelwand, die keine Nachricht mehr durchläßt. Sieben Jahre später landen drei sturmzerzauste Drachenboote im Oslofjord Norwegens. Die Zurückkehrenden bringen König Magnus lediglich Kunde von den letzten ihnen bekannten Abenteuern Knutsons.

Die Suchschiffe waren über die Labradorsee südwärts gesegelt, hatten auch glücklich Vinland (Bostongegend) erreicht, dort aber keinerlei Spuren von den Flüchtlingen entdeckt. Darauf habe sich die nordische Flotte geteilt. Paul Knutson war einem

tiefen Meeresarm westwärts gefolgt. Der Rest – eben jene drei Boote, die nun im Oslosund anlegten – war umgekehrt.
Was aber war mit den Grönlandleuten und mit den Knutson-Schiffen geschehen?
Die flüchtenden Bauern der grönländischen Küste hatten sich nicht nach Vinland gewandt. Versagten ihre rasch gezimmerten Boote in den harten Oststürmen dieser Meereszone, daß sie den Südkurs nicht erzwingen konnten? Oder suchten sie wegen der mitfahrenden Frauen und Kinder so schnell wie möglich an der nächsten Küste das rettende Land zu gewinnen?
Die ewigen Wälder und Steppen Labradors geben keine Antwort. Denn irgendwo in ihrer Unermeßlichkeit und in ihrem Dunkel endet die Geschichte der Grönländer. Vielleicht haben sie die Freundschaft der dort hausenden Eskimosippen gewonnen und sich mit ihnen verschmolzen. Als viele Jahrhunderte später weiße Jäger und Pfadfinder in jene Gegenden kommen, glauben sie in einigen höhergewachsenen, europäisch aussehenden Stämmen Labradors die letzten Spuren der Auswanderer zu entdecken . . .
Und die Kreuzfahrer? Was erlebten sie?
Bis weit hinauf in den Meeresarm, wo schon Eisschollen treiben und endloser Schnee das Land bedeckt, waren die Schiffe Knutsons gedrungen. Dann wandte sich die Küste jäh nach Sonnenuntergang. Suchend und spähend durchfuhren die Nordmänner das Gewirr der Inseln, bis sich vor ihnen im Südwesten ein neues Meer auftat. Dieses graue, trostlose Meer war das Hudsonmeer. Sie ahnten, daß sie hier die Verlorenen nicht mehr entdecken würden.
Jetzt galt es, den Rückweg nach Vinland und zum offenen Ozean zu gewinnen. Die Steuerleute nahmen scharfen Südkurs, fanden jedoch keinen Ausweg mehr aus dem Binnenmeer und seinen verzwickten Buchten und Armen.
Es war ein Entschluß nach Wikingerart, als sie nun dem Lauf eines mächtigen Stromes aufwärts folgten, hoffend, daß er tief im Landesinnern den Weg nach Vinland wiese. Am Ufer dieses Stromes (Nelson River) verbrachten sie lange Zeit, bauten ein Winterlager aus Baumstämmen und Moos, erwehrten sich der in Rudeln auftauchenden „Rothäute" und jagten, fischten oder sammelten Nahrung. In geschützten Buchten vertäuten sie ihre Drachenboote nach Wikingerbrauch an Pollersteinen. Das waren kräftige Steinsäulen, die sie in den Boden setzten und mit Rillen für die Taue versahen. Diese Vertäuungssteine sind Jahrhunderte nachher aufgefunden worden. Sie wiesen den Weg, den die Verlorenen nahmen.
Tief im Binnenland des späteren Kanada mußten die Mannen Knutsons einsehen, daß kein Pfad mehr an die Ostküste und nach Vinland zurückführte. Vielleicht ist eine größere Zahl von ihnen ansässig geworden und hat sich Frauen aus den Indianerstämmen genommen. Die weißen „Mandaindianer" – nordisch-indianische Mischlinge, die bis zum Jahre 1837 in diesen Quellgegenden des Nelson River gelebt haben – könnten Nachfahren dieser nordischen Kreuzfahrer gewesen sein.
Acht Schweden und zweiundzwanzig Norweger gaben trotz allem die Hoffnung nicht auf, doch noch Vinland zu erreichen und den Rückweg in die Heimat zu finden. Sie durchfuhren den Winnipegsee und ruderten den Red River – den „Roten Fluß" – hinauf, weil er ein Weiterkommen in südlicher Richtung versprach.
Sieben Jahre waren seit der Ausfahrt von Vinland vergangen. Niemand vermag

heute zu erahnen, was in dieser Zeitspanne an Heldenmut, Gefahr und Verlorenheit von den Nordleuten durchgestanden wurde. Die wissenschaftliche Forschung hat nach mehr als einem halben Jahrtausend ihre Fährte aufgespürt: Pollersteine, einige Waffenfunde, verlorenes Gerät nordischer Prägung. Endlich entdeckte man das letzte Erinnerungsmerkmal der Wikinger auf einer Insel im Red River, nahe dem heutigen Ort Kensington.

Dort stand einsam auf der Felseninsel, von Gestrüpp überwuchert und vom Strom umspült, ein über mannshoher Stein, der auf seiner geglätteten Seite von Runenzeichen bedeckt war.

Vermutlich war an diesem Platz — fast im Herzen des heutigen Montana — die Tragödie zu Ende gegangen. Die Nordmänner hatten wohl angelegt und ein Lager errichtet. Geschützt durch die Insellage, wollten sie von hier aus jagen und fischen, sich Hütten bauen, wenn der Winter käme.

Und eines Tages sahen sie, wie sich der Red River mit zahllosen Rindenkanus bedeckte, wie in diesen Booten grellbemalte, federgeschmückte Krieger saßen und die Insel von allen Seiten umschlossen.

Der erbarmungslose Krieg der feindlichen Rassen und Völker, der Einheimischen gegen die Fremden, hatte sie wieder eingeholt.

Der Rest waren Kampf, Tod und für den letzten, der die Inschrift in den Fels grub, Einsamkeit und Verlorenheit.

Die Inschrift auf dem „Kensingtonstein" lautet:

„Acht Schweden und zweiundzwanzig Norweger sind auf Suchfahrt von Vinland nach dem Westen. Wir hatten ein Lager an zwei Wasserfelsen, eine Tagreise nordwärts von diesem Stein. Wir waren einen Tag weg, um zu fischen. Als wir zum Lager zurückkehrten, fanden wir zehn Mann rot von Blut und tot.

Gegrüßt seist du, Jungfrau Maria! Errette uns aus unserer Not! Wir haben auch noch zehn Mann an der See zur Bewachung unseres Drachenbootes zurückgelassen, 14 Tagereisen von dieser Stelle entfernt. Im Jahre des Herrn 1362 . . .

Mit diesen Worten bricht die Geschichte der nordischen Westfahrt jäh ab. Als Kolumbus einhundertdreißig Jahre später hinausfuhr, geht er von ganz anderen Ufern in See, das Wagnis der Westfahrt zu unternehmen.

Aber es gibt noch eine halb verwischte Fährte von früher Wikingerfahrt zum verlorenen Kontinent im Meer. Es ist eine Legende, die als Teil der aztekischen Religionslehre von den alten Mexikanern berichtet wird. Da heißt es:

Eines Tages sei aus dem großen Ostozean ein riesiges „schwimmendes Haus" (Schiff) mit weißen Flügeln (Segeln) emporgestiegen und habe weiße Götter an Land gesetzt. Der die Göttersöhne anführte, hieß Quetzalcoatl oder „Grüne Feuerschlange". Dieser Fürst kam in die Städte der Azteken, wo er viel Grausamkeit, Menschenopfer und Schinderei vorfand. Und es gab einen Gott der Azteken, der hieß „Unser Herr, der Geschundene".

Zu dem beteten die weißen Götter, und sie sagten, ihr Gott gebiete Menschenliebe, er sei gleich „Unserem Herrn, dem Geschundenen" für die Erlösung der geplagten Menschheit gestorben.

Doch Quetzalcoatl wurde nicht gehört. Fürsten und Priesterschaft haben ihn ermordet. Da trugen seine weißen Gefährten seinen Leib in das „schwimmende

Haus mit den weißen Flügeln" und segelten zurück in den weiten Ozean. Bevor sie aber loswarfen, prophezeiten sie, daß einst der Tag kommen würde, an dem neue weiße Götter aus dem Meere steigen und Mexiko Frieden und Herrlichkeit bringen würden. Seither warteten viele im Lande der Tempelpyramiden und Sternenpaläste, im Schatten der Vulkane und auf den schwimmenden Gärten des Mexikosees auf die Ankunft des auferstandenen Quetzalcoatl und seiner Gefährten, der weißen Götter.



1368 | Rote Kopftücher

„Im Wasser spiegeln sich fünf Trauerweiden;
Mein Fenster füllt ein Kirschbaum aus.
Wie blankgeputzt hängt in den Ranken der Bergmond.
Zur Zither sing' ich. In den Kiefern seufzt der Wind . . ."

Diese Verse geben gut die Stimmung wieder, die der Abend am T'ai-hu-See ausstrahlt. Der Dichter Ni-Tsan hat das kleine Gedicht mit dem Marderhaarpinsel in schönster Schrift niedergepinselt, bevor die Gäste am Landesteg seiner Villa anlegten.

Es ist ein prächtiger Landsitz, auf dem ansteigenden Rasen eines Seegrundstücks errichtet: geschweifte, grüne Majolikadächer, rot und golden lackiertes Gebälk und eine von umlaufenden Bastmatten geschützte hölzerne Veranda. Die Villa liegt in jenem Seengebiet von Han-kou am beginnenden Unterlauf des Yang-tse-kiang, das man das „Land der tausend Paradiese" nennt, also fast im Herzen Chinas.

Herr Ni-Tsan beobachtet von der Altane aus die Ankunft seiner Besucher. Er stammt aus einer wohlhabenden Familie und führt das Leben eines Gelehrten, Poeten und Malers. Da er jedoch gut unterrichtet ist von dem, was in der Welt vorgeht, und zudem über eine scharfe Beobachtungsgabe verfügt, sieht er mehr als nur das Anlegen der Boote und das Anlandgehen der Gäste. Beinah die Hälfte seiner Diener, die dort unten im hellen Fackellicht herumstehen, tragen rote Kopftücher. Auch unter den ankommenden Ruderern sind Leute mit dieser Kopfbedeckung. Da schiebt sich ein einzelner Kahn aus dem Dunkel der Wasserfläche. Ein Mönch im schlichten, orangegelben Gewand, mit kahlgeschorenem Haupt rudert ihn zum Steg. Ni-Tsan sieht aber auch die rote Anemone, die der Mönch an

seinen Umhang gesteckt hat, und bemerkt die besondere Aufmerksamkeit der „Roten Kopftücher" gegenüber diesem einsamen Ankömmling.
Es ist Chu-Yüan-tschang, ein ehemaliger Bauernsohn aus Wu, der früh in das buddhistische Kloster am Roten Felsen eingetreten ist und nun bettelnd, predigend, unruhig wandernd die Gegend am Strom durchstreift. Aber Chu-Yüan-tschang ist mehr. Herr Ni-Tsan weiß recht gut, daß er als einer der mächtigen Anführer jenes Geheimbundes gilt, dessen Abzeichen die roten Kopftücher und die roten Anemonen sind.
Mehrere Geheimgesellschaften gespenstern im Lande. Erst kürzlich haben die mongolischen Herren einen Aufstand niedergeworfen, den die Gesellschaft „Weißer Lotos" entfesselt hat.
Die Gäste, die heute in die Villa Ni-Tsans kommen, gehören entweder zur ausgedehnten Verwandtschaft des Dichter-Malers oder sind einflußreiche Freunde aus der Umgebung. Aber er hat auch ein paar Bauernführer und den Mönch eingeladen.
Sie versammeln sich auf niederen Polstern und Bambusmatten in der großen Halle. Schalen mit dampfendem Reiswein, klarem Chrisanthemenwein und grünem Tee verbreiten ihren Duft. Ein Diener geht durch die Reihen der kauernden Gäste und reicht Handwaschschalen und heiße Tücher.
Zuerst spricht Ni-Tsan über Kunst. Er entnimmt einer schönbemalten Lacktruhe eine papierene Hängebildrolle, läßt sie abspulen und zeigt diese neueste Tuschearbeit herum. Das Bild stellt mit leicht hingewischten Farben Bäume und Felsen im Regen dar. Feingliedriger, getuschter Bambus steht vor dem sich im Leeren verlierenden Himmel. Es ist ein Bild voller Schwermut und Einsamkeit. Rechts unten steht das rote Siegel des Künstlers, in der rechten oberen Ecke hat er mit zierlichem Pinselstrich das dazugehörige „Kogedicht" angebracht:

„Ein lichter Hain von schlankem Bambus, daneben würdige, alte Bäume.
Am Wasserfall der moos'ge Fels hat sich mit Blüten geschmückt.
Der tausend Tage alte Wein allein vermag die Trauer nicht zu scheuchen;
Doch weicht sie vor dem kleinen Pinsel: vermagst du nur, ihn meisterhaft zu [führen!"

Wie es in China unter gebildeten Leuten üblich ist, beginnt man Sinn und Stimmung des Kunstwerkes zu besprechen. Endlich gibt Ni-Tsan seine eigene Auffassung wieder.
„Ich halte nichts von der Art Kunst", sagt er, „wie sie uns die Herrschaft der Mongolen gebracht hat! Nur Barbaren bedürfen, um ein Bild genießen zu können, der dramatisch dargestellten Vorgänge. Es ist ganz unchinesisch, was heute gemalt wird: Falkenjagden, Aufzüge, Kampfszenen, Hoffeste oder Theaterszenen. Wir sollten zu den alten Meistern zurückfinden und uns besinnen, daß wir Han-Chinesen sind! Das alte China vermochte es, in einem Blütenzweig, einem Ahornblatt oder in einer auf dem Bambuszweig sitzenden Libelle eine ganze Welt zu enthüllen!"
Damit ist die politische und philosophische Diskussion eröffnet. Es ist wohl niemand hier, der nicht leidenschaftlich an der nun schon mehr als hundert Jahre währenden Fremdherrschaft Kritik übt.

Ein Kaufherr, der mit seinen Dschunken den Kaiserkanal nach Norden befährt, weiß die neuesten Gerüchte aus Peking zu berichten.

„Kaiser Schun-ti, der Urenkel des Kublai-Khan, hat sich jetzt außerhalb der ‚Verbotenen Stadt' für seine Orgien einen Pavillon bauen lassen, den er ‚Zimmer der Harmlosigkeiten' getauft hat. Dort läßt er seinen Harem den ‚Himmlischen Teufelstanz' aufführen, betrinkt sich im Kreise seiner Ilkhane und Terkhane, und von dort schickt er seine Tatarenreiter in die Provinzen, um immer neue Steuern zu erpressen ..."

„Ein Kaiser", stellt der Mönch Chu-Yüan-tschang ruhig fest, „der seine oberste Aufgabe nicht erfüllt, nämlich Harmonie zwischen Himmel, Erde und Menschen zu schaffen, ein Herrscher, der nichts gegen den Verfall der Stromdämme, gegen Hochwassergefahr, Hungersnot, Dürre und Heuschreckenplage unternimmt: ein solcher Fürst hat den Vertrag mit den Göttern zerrissen und sein Recht verloren ..."

Nun wagt es auch Fan-Li, der Bauernführer aus der Umgebung, der sein keckes rotes Kopftuch auch im Hause trägt, das Wort zu ergreifen. Er spricht davon, wie die Mongolenherren im Bunde mit den Großgrundbesitzern die Ackerbauern erpressen, wie Steuereintreiber und Beamte das Erträgnis der arbeitenden Bevölkerung an sich reißen und die Landleute zu Sklaven machen.

Der Unwille scheint allgemein. Nicht einmal die aus Han-kou oder Nanking stammenden Kaufherren lassen ein gutes Haar an der heruntergekommenen Mongolenregierung. Die Herren von Peking sind verweichlicht, im Wohlleben halb erstickt und zum Zerrbild von Chinesen geworden.

Ni-Tsan gebietet dem Sturm der Empörung Einhalt. Nun gibt er bekannt, weshalb er seine Freunde ins Haus geladen hat.

„Selbst hier am einsamen T'ai-hu-See", erklärt er, „tauchen immer mehr rote Kopftücher auf. Vermutlich gehört schon ein Teil meines Hauspersonals zu dem Geheimbund. Machen wir uns nichts vor: die Bewegung greift wie ein Steppenbrand um sich. Ich weiß genug von den ‚Roten Kopftüchern', um zu ahnen, was uns bevorsteht."

Während ihn der Mönch und der Bauernführer aus schmalen Augenschlitzen beobachten, fährt er fort.

„Diese Leute wollen nicht nur die Mongolenherrschaft stürzen, sondern auch alle bestrafen, die mit der Besatzung zusammengearbeitet haben. Sie sind gegen alle Reichen, ja sie betrachten es als Verbrechen, wenn jemand andere Menschen gegen Lohn für sich arbeiten läßt. In gewissem Sinne erstreben die ‚Roten Kopftücher' Bodenreform, Gerechtigkeit und Lastenausgleich. Ich aber will nicht eines Tages zur Schicht der verworfenen Ausbeuter und Geldleute gehören. Weil mein Herz nicht an Besitz oder Wohlstand hängt, habe ich mich entschlossen, all meine Güter zu verschenken, um nur ein Mensch zu sein, der sein eigenes Leben für Kunst und Poesie lebt. Ich möchte fortan ohne Furcht vor Verlusten und ohne Angst vor der Zukunft sein. Auch ich werde ein rotes Kopftuch tragen ..."

Diese Erklärung löst einen großen Sturm aus. Ni-Tsan jedoch bleibt unbeirrbar bei seinem Entschluß und führt ihn alsbald auch durch.

Als Fährmann, Fischer und Entenfänger kreuzt der ehemals reiche Maler-Poet fortan auf dem T'ai-hu-See und den drei Mao-Flüssen. Manchmal sehen ihn die Bauern, wie er malend und schreibend im Boot sitzt. Sie grüßen ihn freundlich und sagen zueinander: „Das war ein großer Herr, der all sein Gut freiwillig hingab, um einer von uns zu werden. Seht nur: er trägt sogar ein rotes Kopftuch!"

Im Herbst dieses Jahres brechen überall im Lande zwischen Yang-tse-kiang und Hoang-Ho Bauernaufstände aus. Wilde Rebellenscharen rotten sich unter Mönchen, Bauernführern und Banditen zusammen, greifen die mongolischen Garnisonen und die Nachschubwege der Regierung an. Das Land versinkt in Revolution und Kriegsgeschehen.

Einer dieser Partisanenchefs, ein grausamer Bursche namens Schih-hin, segelt mit einer Gesellschaft von „Roten Kopftüchern" über den T'ai-hu-See. Die Männer sind betrunken und lärmen laut. Aufsteigender Rauch im Bambusried verrät ihnen eine menschliche Behausung. Sie fahren ins Rohrdickicht und stoßen auf die Schilfhütte des Malers.

Grölend berauben sie ihn seiner Bildrollen, schlagen ihn, da sie seinen feinen Händen ansehen, daß er ein vornehmer Herr war, und verlassen endlich sein niedergebranntes Versteck.

So haben also nicht einmal Verzicht auf Reichtum und Flucht in die Einsamkeit, ja nicht einmal das „rote Kopftuch" Ni-Tsan vor der Gewalttat der Revolution bewahren können. Als das rohe Pack fort ist, bringt der Maler sein Boot wieder zu Wasser und fährt noch tiefer in die Einsamkeit. In einer abgelegenen Bucht findet er ein neues Versteck.

Er malt mit Tusche ein Bild der regenverhangenen Idylle und pinselt dazu ein Kogedicht:

„Die Wasser der Wildnis dehnen sich kalt, verlassen liegen die Ufer.
Der duftenden Kräuter üppiges Blattwerk weiß schon um den kommenden Frühling.
Am Himmel segeln weiße Wolkenwogen über den fünf Seen dahin,
Ich liebe der leichten Möwen Geleit, die meiner Abgeschiedenheit Freunde sind ..."

Der Aufstand der „Roten Kopftücher" erfaßt rasch den gesamten Süden und die Mitte Chinas. Aus den zahlreichen Anführern, unter denen wilde Räuber und Totschläger sind, hebt sich immer mehr Chu-Yüang-tschang hervor. Der Bauernsohn aus Wu, der sich als buddhistischer Mönch etwas Bildung erworben hat, will weder Plünderung noch Massenmord, sondern die neue Ordnung. Ihn begreifen die ausgebeuteten Bauern und folgen ihm.

Eines Nachts greift er seinen stärksten Konkurrenten unter den Partisanenchefs an. Dieser Mann liegt mit einer großen Flotte von Kriegsdschunken auf dem P'oyang-See und terrorisiert die ganze Gegend. Da verfrachtet Chu-Yüan-tschang seine Bauernarmee auf Fischerkähnen und Lastbooten, läßt sich in der Dämmerung den Yang-tse-kiang hinabtreiben und läuft in den P'oyang-See ein. Dort verbirgt er sich im Schilf. In mondloser Nacht fährt er an die Kriegsschiffe heran, entert sie und nimmt sie in Besitz.

Von nun an folgen alle „Roten Kopftücher" dem Befehl Chu-Yüan-tschangs. Mit einer gewaltigen Bauernarmee, begleitet von einer Dschunkenflotte, die – mit Fischern und Seeleuten bemannt – den Kaiserkanal nordwärts rudert, greift er

nun den mongolisch beherrschten Norden an. In Peking herrschen Ratlosigkeit und Verwirrung. Selbst die tatarischen Generale wollen nicht für den liederlichen, verkommenen Kaiserhof Schun-tis kämpfen. Die Mongolen plündern die reiche Stadt, stecken sie in Brand und ziehen mit ihrer Beute zur Großen Mauer ab, über die sie vor mehr als hundert Jahren gekommen sind.
Damit hat Chu-Yüan-tschang gesiegt. Ein chinesischer Bauernsohn besteigt wieder den Thron. Er wählt Nanking am Yang-tse-kiang als Hauptstadt. Seine neue Dynastie nennt er „Klarheit", das heißt „Ming".
Der neue Kaiser, der den Namen T-ai-tsu wählt, schickt Boten in die Bambusdickichte der Han-kou-Seen und läßt seinen Freund Ni-Tsan suchen, den er zum Maler und Poeten des Minghofes machen will. Doch Ni-Tsan läßt durch die kaiserlichen Kuriere in Nanking ausrichten:
„Ich habe den Frieden gefunden und will ihn behalten! Leb wohl!"
Zugleich schickt er dem Kaiser sein ‚rotes Kopftuch' zurück.



1512 | Die seidene Schnur

„Bei Allah", rief Hassan der Schusterjunge, „so müßte man leben! Der Bursche hat tiefer in den Glückstopf gegriffen als andere!"
Hassan war erst zwölf Jahre alt, mußte aber jeden Tag vom ersten Morgenlicht bis zum späten Abend im Gewölbe seines Oheims Achmed sitzen und arbeiten. Dieses Gewölbe lag am Akschmeidan von Istanbul, jenem riesigen Platz der Pferderennbahn, auf dem die Griechen einst ihre Volksfeste abgehalten hatten. Da der gewaltige Zirkus seit der Eroberung der Stadt durch die Türken Ruine war, hatten sich in seinen Außengewölben Handwerker angesiedelt. Noch immer führte aber die alte Triumphstraße dort vorbei, und so hatten Hassan und seine zahlreichen Leidensgenossen, die dort in den Kellern hobelten, sägten, nähten, zuschnitten oder färbten, immerhin etwas Abwechslung. Fortwährend gab es irgendeinen Aufzug; entweder kam eine ausländische Gesandtschaft, oder es ritten ein paar Sandschakbeys mit ihrem Gefolge zum Sultanspalast, der gleich an der Spitze des Berges dicht neben der Hauptmoschee lag.
Noch einmal streckte Hassan den Struwelkopf aus dem Mauerbogen, der das Geschäft seines Oheims begrenzte, und schaute dem Tumult nach.
„O wie ungleich sind die Güter der Welt verteilt!" seufzte er. „Ich wünschte, ich wäre Prinz Murad!"
Da gab ihm Oheim Achmed eins mit dem Schlappschuh hinter die Ohren und brummte, er möge fleißiger Pechfäden wichsen, solange er Schuhmacher sei.

Hassan aber träumte hinter dem entschwundenen Bilde her: Einige Solaks in ihren prächtigen Uniformen waren voraus geritten, dann kamen fette Palasteunuchen mit ihrem watschelnden Gang, in Seide, Brokat und pelzgesäumte Samtumhänge gekleidet. Diener rannten neben dem goldenen Palankin her und fächelten mit Pfauenwedeln dem jungen Herrn Kühlung zu, während eine Schar Zwerge, Gaukler und Tänzerinnen hinterdrein lief und ein Trupp grimmig aussehender Janitscharen den Abschluß bildete. In den schwellenden Polstern der Sänfte aber lag lässig ausgestreckt Prinz Murad und knabberte kandierte Früchte und verzuckerte Nüsse.
Der Prinz konnte nicht älter als Hassan sein. Er trug das silbergraue Brokatgewand der Sultansfamilie, rote Marokainschuhe mit goldenen Schnallen und auf dem Kopf einen riesigen Seidenturban, dessen Schlinge an der Stirn mit einer kostbaren Juwelenbrosche befestigt war.
Murad hatte träge gelächelt und manchmal müde gewinkt.Wahrscheinlich waren ihm all die Herrlichkeit, die märchenhaften Palastunterhaltungen, das gute Essen und sogar die Pracht des Serails schon zuwider. Auf keinen Fall aber mußte er von früh bis spät arbeiten; er bekam keine Schläge und wußte nicht, was Hunger war.
„Nur eine Woche lang Murad sein!" flüsterte Hassan. Dann schwärzte er wieder eifrig die Schusterdrähte.
Der Aufzug mit Prinz Murad war inzwischen den Akschmeidan entlang bis vor die ehemalige „Hagia Sophia" geeilt. Palastdiener mit weißgeschälten Stäben hatten Platz gemacht, indem sie kurzerhand das Volksgewühl auseinandertrieben. Nun bogen die Solaks nach rechts ab, wo sich neben dem riesigen Bau der Moschee die „Hohe Pforte" erhob. Zu beiden Seiten dieses reichgeschmückten Eingangstores zum Sultanspalast waren sogenannte „Köschke" (Kioske), in denen weißgekleidete Janitscharen mit spitzen Ketschenhelmen Dienst taten. Niemand kam dort vorbei, der den Palastbezirk nicht betreten durfte.
Vor Prinz Murads Aufzug präsentierten die Janitscharen Hellebarden, Gewehre und Krummsäbel.
Der Prinz kehrte heim. Obwohl er müde war, bezauberte ihn doch der Weg zu seinem „Konak" — wie die Einzelpaläste in dieser sehr ausgedehnten Sultansstadt genannt wurden — stets aufs neue. Zuerst ging es durch den „Hof der Janitscharen", wo sich unter den alten Platanen die Spitzzelte der Leibwache befanden und die malerischen Gardisten den riesigen Kochkessel umlagerten. Da stand auch die gewaltige „Trommel der Eroberung", die immer dann geschlagen wurde, wenn Krieg ausbrach. Durch allerhand Torbauten, Innenhöfe, phantastische Gartenanlagen trabten die Sänftenträger, vorüber am „Großen Diwan" und entlang dem „Weißen Serail", wo der Harem des Sultans in streng bewachter Abgeschiedenheit hauste. Hinter Mauern, Toren, Blumenrabatten, Parks, Wasserkünsten und Irrgärten schimmerten immer neue Konaks und Köschke mit ihren bunten Kacheln, den zierlichen Ecktürmchen, glasierten Ziegeldächern, geschweiften Dachtraufen, dem durchbrochenen Marmor und all den Kunstschätzen, die man aus Persien, Kleinasien, Griechenland oder Ägypten zusammengeraubt hatte.
Und ganz am Ende, wo schon die vielfachen Terrassen der Kaiserstadt zum Bospo-

rus hinabstiegen, lag der Palast Murads: eine Zauberwelt voller Herrlichkeiten. Der Prinz freute sich aufs Abendessen; er würde sich persische Krikente mit Mandeln, indischen Sorbett und serbische Maiskuchen wünschen. So träumte auch er vor sich hin.

Aber im kleinen Diwan, jenem mit niedrigen Polstern umstellten, mit Gittern und farbigen Schnitzereien, Seidentapeten und Gipsstukkaturen ausgestatteten Raum, in dem Gesellschaften und Beratungen stattfanden, wartete Enver Pascha, einer der Hofeunuchen, auf ihn. Diesen fetten Burschen, der Zugang zum „Großen Diwan" des Sultans hatte, haben die Berater Murads mit vielen Goldstücken gekauft. Er brachte stets die neuesten Nachrichten aus dem Palast, und er war das Ohr des Prinzenhofes bei der Regierung Sultan Selims.

Was aber die Berater des Prinzen und dieser selbst nicht wußten und außer dem Architekten des Konaks nur wenigen Eingeweihten bekannt war, lag in der geheimnisvollen Konstruktion dieses kleinen Saales. Ähnliches gab es in vielen Räumen der Sultanspaläste. Der Saal wurde auf halber Höhe von einer Blendarkade umzogen, die von vielen Pfeilern getragen wurde. Einer dieser Pfeiler war indessen hohl und verbarg hinter seinen Stuckornamenten kleine Sehschlitze. Hier konnte unbemerkt ein Späher Platz nehmen und jeder Unterhaltung im Diwan folgen; da er auch sah, was er hörte, war er in der Lage, den Wesiren oder dem Sultan zu melden, wer was gesagt hatte.

Auf die gleiche Weise verfolgte Sultan Selim manchmal die Sitzungen seiner eigenen Regierung im „Großen Diwan". Hier, im Prinzenpalast aber, überwachte der ewig Mißtrauische durch seine Spione jede Äußerung in der Umgebung Murads.
„Hoheit, Liebling des Propheten!" flüsterte der Eunuch. „Eine bedeutende Nachricht! Der Lokmann-Agha war beim Sultan. Sie haben über dich gesprochen, Hoheit. Und später wurde Piri-Pascha, der Wesir, hinzugerufen — ich denke, das bedeutet nichts Gutes."

„Aber wieso denn?" wunderte sich der Prinz. Er hatte Hunger und wünschte zu essen. Rustam, der Kapu-Agha oder Oberhofmeister des Prinzen, zugleich der wichtigste Kopf unter seinen Räten, trat an den Eunuchen heran.

„Etwas Neues aus Bursa?" forschte er. „Ist Padischah Achmed besiegt? Der andere Murad-Prinz gefangen?"

Der Eunuch nickte.

„Ja, alles vorbei! Sultan Selim hat seinen älteren Bruder geschlagen. Er ist tot, und Prinz Murad — der andere, Achmeds Sohn — ist nach Persien entkommen. Jetzt lebt von den männlichen Thronanwärtern nur noch diese kleine Hoheit im Bereich Selims ..."

„Und der Lokmann-Agha, der Kislar des Palastes, war bei Selim? Er hat doch erst vor Tagen ein Gutachten der Ulema — also des geistlichen Gerichts — eingeholt? Will Selim handeln?"

„Selim vertraut keinem, o Kapu-Agha! Ich glaube, für Prinz Murad ist Gefahr im Verzuge!"

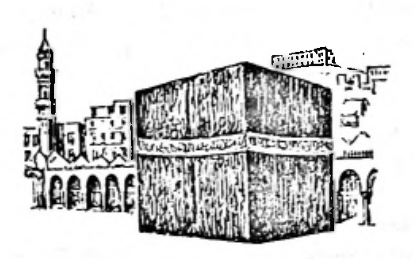
„Weshalb denn?" staunt der kleine Prinz. „Oheim Selim war doch immer sehr freundlich zu mir."

„Hoheit", erklärt der Hofmeister, „du bist ein männlicher Sproß aus Sultan Bajesids Seitenlinie und hättest Anspruch auf den Thron, wenn Allah den Sultan zu sich nehmen sollte."
„Oheim Selim ist doch jung und hat den Thron erst bestiegen."
Kapu-Agha und Eunuch blicken sich bedeutungsvoll an und nicken.
„Eben deswegen, kleine Hoheit!"
„Ich weiß auch, worüber der Große Diwan ein Gutachten eingefordert hat", fährt der dicke Eunuch geheimnisvoll fort. „Es handelt über den Kanun Mehemeds des Eroberers, um das Familiengesetz!"
Der Kapu-Agha kann nicht umhin, durch die Zähne zu pfeifen. Dann reicht er dem Boten einen Beutel mit Goldstücken, worauf sich dieser unter zahlreichen Bücklingen entfernt.
„Jetzt will ich mein Essen!" ruft der Prinz. Hofbeamte geleiten ihn in das Dampfbad und kleiden ihn zur Abendmahlzeit um. Rustam, der Kapu-Agha, sitzt unterdessen im Diwan mit einigen Vertrauten beisammen.
„Ihr wißt, Freunde", spricht er, „das durch Mehemed Fatih erlassene Familiengesetz des Hauses Osman besagt: Wer von meinen erlauchten Söhnen und Enkeln zur höchsten Macht gelangt, der darf seine Brüder und Neffen sterben lassen für die Ruhe der Welt!"
Die Verschworenen nicken bedeutungsschwer mit den Häuptern.
„Es ist klar", stellt einer fest, „Sultan Selim wird alle männlichen Thronanwärter töten lassen. Seinen Bruder hat er schon erledigt, jetzt kommen Neffen und Vettern dran. Wir müssen Prinz Murad retten . . ."
„Es ist alles vorbereitet, Freunde! In der dritten Nacht von heute an wird ein Schnellsegler unten am Weißen Turm bei der Bosporuseinfahrt liegen. Bei Dämmerung können wir leicht über die Terrassen zum Meer hinabgelangen. Ist der Prinz erst sicher auf dem Schiff, dann ist er auch schon beinah in Rhodos und im Schutz der Johanniter!"
Am folgenden Abend geschieht es, daß durch den Laubengang zwischen dem Sultans-Konak und dem Prinzenhaus eine seltsame Gruppe schreitet. Voraus geht Piri-Pascha, der Wesir. Er trägt auf einem Seidenkissen einen allerhöchsten „Kislar" — ein zusammengerolltes Dokument, von dem an purpurnen Bändern das riesige Goldsiegel Sultan Selims herabbaumelt. Hinter dem kleinen, zierlichen Pascha wandeln wie Türme zwei „Stumme".

Diese Riesen sind Kaukasier mit glattrasierten Köpfen, denen man schon als Kindern die Zungen herausgeschnitten hat, auf daß sie niemals etwas von dem verraten können, was sie gehört, gesehen oder getan haben. Die Palaststadt weiß, daß die „Stummen" die vollziehenden Henker der Regierung sind.

Zuerst pochen die drei an die verschlossene Pforte des Serails und verlangen den Eunuchen Enver-Pascha zu sprechen. Als der Dicke herbeiwatschelt und die in gelbe Seide gekleideten „Stummen" sieht, wird er totenbleich, wirft sich zu Boden und beginnt zu jammern. Doch Piri-Pascha winkt nur seinen Begleitern, die sich sofort auf den Fettklotz stürzen. Als sie weitergehen, liegt Enver-Pascha mit durchschnittener Kehle auf den Marmorfliesen.

Dann betreten sie den Konak des Prinzen Murad. Kapu-Agha Rustam empfängt sie mit schlotternden Gliedern. Er weiß, daß das Spiel verloren ist. Piri-Pascha entrollt den „Kislar".
„Wir bringen vier seidene Schnüre", spricht er. „Sultan Selim sendet sie euch mit seinen Grüßen. Drei sind für dich und deine Mitverschworenen, diese letzte aber, die aus Purpurfasern gedreht ist, überbringe ich Seiner Hoheit, dem Prinzen Murad. Möge Allah ihm gnädig sein!"
Die Stummen schieben sich wie wandelnde Bäume in den Diwan des Konaks. Anderntags verliest ein Herold des Sultans an der Hohen Pforte, wo alle neuen Dekrete und Gesetze verkündet werden, daß es Allah in seinem unerforschlichen Ratschluß gefallen habe, in der Nacht den Prinzen Murad in sein Paradies abzuberufen. Der Prinz wird ein Staatsbegräbnis in aller Pracht erhalten.



1522

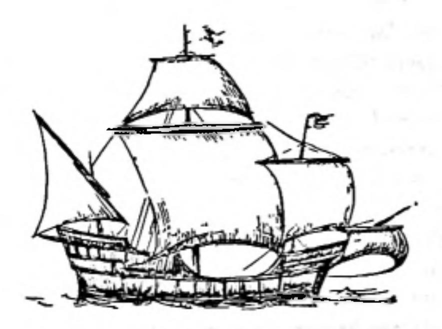
Die Russin im Harem des Sultans

Das Serail auf dem Kaiserberg von Istanbul ist ein Labyrinth von Gärten, Teichen, Blumenfeldern, Terrassen und Springbrunnen. Verborgen in Alleen und Parkanlagen liegen schneeweiße Paläste mit vergoldeten Türmchen. Kleine Kioske, deren Dächer und Wände mit lasierten Kacheln bedeckt sind, Tempelchen und Pavillons ragen aus Tulpenbeeten und Gebüschen auf. Der Teil, der zur Marmarafront hinzieht, ist verbotenes Gebiet und streng verschlossen für alle Männer bis auf einen. Nur der Sultan darf ihn betreten. Hier ist der Bereich des „abgeschlossenen Serails" oder des „Harems". Mehr als dreihundert der schönsten Frauen eines Weltreichs warten dort auf den Besuch des Herrschers oder auf Aufgaben, die man ihnen zuweist.
Die Bostandschi — Gärtner und Palastwächter — dürfen zwar die Tore der weißen Mauer durchschreiten, aber in den Haremspalast mit seinen Konzertsälen, Damengemächern, Schlafräumen, Badehäusern und Reitbahnen, mit seinen Spielzimmern, Bibliotheken und Boudoirs tritt nur die Eunuchengarde des Kislar Lokmann-Agha.
Lokmann-Agha, ein weißhaariger Greis, dem wie einem Wesir drei Roßschweife als Zeichen seines Ranges vorangetragen werden, ist hager und groß, sein Ge-

sicht gleicht poliertem Ebenholz. Er ist Abessinier wie die meisten Eunuchen. Ihm unterstehen nicht nur die Bildungsanstalten und die Städte Mekka und Medina; seine Aufgabe ist es vor allem, den Harem zu betreuen.
Auf drei Säulen ruht das Sultanat: Palastschule, Heer und Harem. Der verschlossene Bezirk, hinter dessen Mauern die schönen Frauen wohnen, hat eine ganz andere Bedeutung, als ausländische Besucher Istanbuls meinen. Der Harem ist die Großfamilie des Sultans. Seine Bewohnerinnen werden so erzogen, daß sie sich dem Sultanshaus verbunden fühlen. Meist nähert sich der Padischah nur einer einzigen aus dem Harem. Will er aber einen verdienten General oder entfernten Statthalter ehren, einen etwas unzuverlässigen Stammesfürsten und ausländischen Verbündeten fester an sich binden, so sendet er ihm eine Schöne aus dem Harem als Braut zu. Mit ihr gibt das türkische Reich dem Beschenkten eine politisch gebildete Wächterin, auf die sich das Sultanat verlassen kann.
Den großen Haushalt des Harems zu führen ist für Kislar Agha eine schwere Verantwortung. Mit mehreren hundert Damen umzugehen, erfordert viel diplomatisches Geschick. Lokmann-Agha führt ein strenges Regiment, das keinen Widerspruch duldet. Nur auf zwei Damen muß er besondere Rücksicht nehmen. Im „Alten Serail", der sich auf der Höhe Istanbuls neben der Bayesid-Moschee erhebt, residiert die Mutter des Sultans. Ihr Wort hat oft entscheidendes Gewicht. Noch mehr aber gilt, was Prinzessin Gulbehar wünscht. Die stolze, gazellenschlanke Tscherkessin führt den im Harem begehrten Titel einer „Chasseki", das heißt: einer „Bevorzugten des Padischahs". Außer ihr besucht Sultan Suleiman keine andere Frau des Harems.
Daß Gulbehar Mutter des bisher einzigen Sohnes von Suleiman ist, erhöht noch ihre Stellung.
Heute ist Kislar Agha in höchst ungnädiger Laune. Seit einer Stunde wartet er auf das Eintreffen einer neuen Sklavin, die wegen ihrer fremdartigen Schönheit in den Harem aufgenommen werden soll. Riesige Abessinier mit krausem Haar, das unter den runden Eunuchenhüten hervorquillt, stehen stumm hinter ihrem Gebieter. Aus einer Nebenpforte tritt die alte „Kiaja-Harem" — die Oberhofmeisterin — in würdigem, dunklem Gewand und langen Pluderhosen. Um Hals und Arme trägt sie funkelnden Granatschmuck.
Auch sie wartet auf die angekündigte „Guedliki" (Liebliche), um sie mit ihren Aufgaben und Pflichten bekannt zu machen.
„Ist sie noch nicht da, Kislar Agha?" frägt sie.
Der Eunuch antwortet nicht, sondern weist nur mit einer Handbewegung in den Garten. Eine tief verschleierte Frau kommt in Begleitung zweier Eunuchenwächter den rotbestreuten Kiesweg herauf. Es ist die Neue, die der Khan der Krimtataren dem Padischah als Geschenk zuschickt.
Aus dem Palast drängen neugierige „Guedlikis". Sie sind in duftige, durchsichtige Schleier gehüllt, welche die mit Betel gefärbten Lippen, die mit Antimon nachgezogenen Augenbrauen, die kohlegeschwärzten Wimpern und die hübschen Gesichter erkennen lassen. Alle tragen seidene Pluderhosen in verschiedenen Farben, weiße Hemden und zierliche Jäckchen. Auf den schwarzen, roten, braunen oder blonden Locken sitzen die kecken Käppchen mit herabbaumelnden Quasten.

Sie sind auf die verschiedenste Weise hierhergekommen: als Kriegsbeute, Geschenke aus allen Weltgegenden oder auch als Ehrengabe großer Familien. Und sie alle sprechen verschiedene Sprachen, vor allem Persisch und Arabisch wegen der feineren Literatur und der Diplomatie. Eine Handbewegung der Kiaja-Harem bringt das Geschnatter der Mädchen zum Schweigen.
„Nimm den Schleier ab, Guedliki!" befiehlt die Oberhofmeisterin der Neuen. „Du stehts vor dem Kislar Agha, und ich bin die Kiaja-Harem!"
Die Fremde schlägt zögernd die Feredscha zurück und zeigt ein eigenartiges, slawisch geschnittenes Gesicht mit leicht schief gestellten, grünen Augen. Goldrote Locken ringeln sich unter dem Schleier hervor.
„Wie heißt du?" fragt der Kislar Agha.
„Man nennt mich Roßka — die Russin . . .", antwortet das Mädchen leise.
„Was für ein Barbarenname!" murrt der Kislar Agha grießgrämig. „Wir sind hier nicht mehr am Hof des Tatarenkhans. Du wirst viel zu lernen haben, Guedliki!"
Die Oberhofmeisterin winkt einer der älteren Frauen, die als „Odas" (Gouvernanten) die Erziehung der Guedlikis beaufsichtigen.
„Sorge dafür, daß sie Unterricht in allem bekommt, was eine Dame des Sultans wissen muß!"
Die Mädchen am Palasteingang beginnen wieder zu kichern, und plötzlich geht auch ein Lächeln über die verschlossenen Züge der Russin, ein seltsam erwärmendes Lächeln, das ihre reizvolle Fremdartigkeit zum Aufleuchten bringt.
„Komm mit mir!" sagt die Oda. „Ich werde dich ‚Churrem' — die Lachende — nennen!"
Churrem stammt aus den Weiten der nördlichen Steppen. Sie ist als Kind mit den Kosaken den Don hinabgefahren und wurde von den Tataren gefangengenommen. Das harte Geschick der Sklavin hatte ihren Willen nicht zu brechen vermocht. Der große Glücksfall ihres Lebens war es gewesen, daß der Tatarenkhan auf die Idee kam, die Schöne für den Sultan aufzubewahren und sie ihm — als sie siebzehn war — als Geschenk für den Harem zuzusenden.
Damit versanken die Zeltlager der wilden Steppenreiter hinter Churrem.
Sie war sich völlig ihrer Chancen bewußt. Denn soviel hatte auch sie vom Serail gehört, daß sie erkannte, welche Möglichkeiten sich in der Märchenwelt des Türkenreichs für ein schönes, kluges und willensstarkes Mädchen auftun konnten. Sie konnte Gattin eines Statthalters oder Generals, vielleicht sogar Vizekönigin werden. Über die Gunst des Sultans würde der Weg zurück in die Freiheit führen, von der „Churrem-Roßka" Tag und Nacht träumt.
So betritt die schöne Russin den Harem . . .
Zwei Jahre später feiert Istanbul mit chinesischem Feuerwerk, großen Militärparaden und tausend Salutschüssen die siegreiche Heimkehr Sultan Suleimans. Der noch sehr junge Herrscher hat die Insel der Johanniter, Rhodos, nach zweijähriger Belagerung eingenommen und damit seine vielversprechende Regierung machtvoll begonnen.
Suleiman zählt neunundzwanzig Jahre; er ist ein feingliedriger, hochgewachsener Mann mit interessantem, schwarzem Kinnbart. Seine Erziehung durch Türken,

Perser und Griechen hat ihn zu einem hochgebildeten und klugen Menschen gemacht.
Eines Tages flüchtet er vor allzu vielen Ehrungen und Festen in die Stille des „verschlossenen Bezirks". Dabei begegnet er in den Gärten des Harems einer Gruppe von Guedlikis. Sein Blick fällt auf ein stolzes, rotblondes Mädchen. Alle anderen haben sich — dem Brauch gehorchend — in kniende, demütige Stellung begeben, nur diese eine steht — wenn auch mit gesenktem Haupt — hochaufgerichtet vor ihm. Er tritt an die Schöne heran und fragt nach ihrem Namen.
„Sie nennen mich Churrem", erwidert sie und lächelt.
„Ei, die Lachende lächelt?" sagt der Sultan.
Ihre Augenpaare begegnen sich in einem langen Blick. Dann löst Suleiman langsam ein weißseidenes Tuch von seiner Kleidung und wirft es spielerisch um Churrems Nacken. Dies ist das althergebrachte Zeichen dafür, daß er ihren Besuch erwartet.
Die Nachricht, daß sich der Sultan einer neuen „Chasseki" zugewandt habe, geht in Istanbul von Mund zu Mund. Die auswärtigen Gesandtschaften halten den Vorgang für wichtig genug, um ihn ihren Höfen zu melden. Sie nennen in ihren Schreiben die Begünstigte „Roxelana", die Russin.
Diese Dame wird den Sultan erobern und mit dem Sultan — die Welt.



1533 | Christus ertrinkt im Gold

„Voran, Soldaten Christi!" rief der edle Don Francisco Pizarro, ehemaliger Schweinehirt und nunmehriger Oberbefehlshaber eines winzigen Heeres. „Vergeßt niemals, daß wir Kreuzträger sind, die den unwissenden Heiden das wahre Licht bringen!"
„Und gedenkt", fügte der ebenso edle Don Almagro hinzu, „daß wir dem El Dorado, dem Land, in dem alle Gegenstände aus Gold bestehen, ganz nahe sind!"
Wahrhaft, die Armee aus Abenteurern, entlaufenen Verbrechern und gescheiterten Existenzen, die sich zu dem größten aller Abenteuer zusammengefunden hatte,

bedurfte der Anfeuerung! Die Hindernisse und Gefahren schienen antiker Helden würdig zu sein.
Zuerst waren sie von Panama ausgelaufen. Jener neue, große Ozean, den wenige Jahre vorher Balboa entdeckt und wegen seiner spiegelglatten Fläche „Mare Pacificum" – den „Stillen Ozean" – genannt hatte, war diesmal bewegt, ja stürmisch gewesen. Unter größten Gefahren hatten die Schiffe bei kabbeligem Wind eine Küste tief im Süden erreicht. Man war an Land gegangen, hatte den Ort San Mateo benannt und dem Lande den Indionamen Peru gelassen. Die braunhäutigen Einwohner von San Mateo aber hatte man niedergehauen oder in die Urwälder versprengt, die gleich hinter der Küstenebene begannen.
Vom Meeresstrand war die winzige Armee mit ihren paar Pferden und Kanonen in klirrenden Brustpanzern unter dem dumpfen Gemurr der Trommeln in das wilde Hochgebirge marschiert, über das nur schmale, manchmal treppenartige Pfade zogen, denen man anmerkte, daß dieses Land weder das Pferd noch das Rad kannte. Abgründe taten sich auf, an deren Rand jeder Fehltritt den sicheren Tod bedeuten mußte. Hier mochten halbnackte Indioläufer, nicht aber gepanzerte Reiter und gar noch Geschütze, Gepäckkarren und Munitionswagen vorankommen. Und dennoch schafften die Spanier jede noch so unwegsame Stelle. Der Gedanke an ihre hohe Mission als Kreuzträger und der Traum vom Goldlande „El Dorado" trieben sie immer wieder voran.
Man passierte mächtige Festungswerke, die dazu angetan waren, selbst eine größere Armee aufzuhalten – aber sie waren unbesetzt. Von eingefangenen Indios hörten Francisco Pizarro und seine Hauptleute, daß drüben im Kernland von Peru zwischen dem Inka und einem Gegenkönig ein heftiger Bürgerkrieg tobte. Das mochte die Erklärung dafür sein, daß niemand den Feind vom Meer her erwartete. Auf der eisigen Hochebene, die sie nach schrecklichen Gebirgsschroffen und steilen Pässen endlich erreichten, blies ihnen ein Schneewind entgegen, der den sonnengewohnten Spaniern das Mark in den Knochen gefror.
Und hier auf der grandiosen, einsamen Höhe stießen sie auf die Stadt Cajamarca, in deren Schutz der Inka Atahualpa mit einem Heer von mindestens dreißigtausend Mann lagerte. Das war eine beinah hundertfache Übermacht.
Die Stadt breitete sich hinter wuchtigen, schwarzgrauen Zyklopenmauern; ihre niedrigen Häuserblöcke und die daraus hervorragenden Paläste oder Tempel sprachen von Reichtum. Vor den Toren – auf einer baumlosen Hochebene – lag das Zeltlager der Indios wie frisch gefallener Schnee.
In dieses Lager ritten Don Francisco Pizarro, Don Almagro, Ritter Orellana und andere Hauptleute, begleitet von den zwei Dutzend Panzerreitern und einer Feldschlange, kühn hinein. Die spanische Armada gruppierte sich vor der Stellung der Indios im Halbkreis.
Vor dem aus strahlend weißer Baumwolle gefertigten Prunkzelt in der Mitte des Lagerplatzes erscheint nun der regierende Inka Atahualpa mit seinem Gefolge. Der König trägt einen schwer goldenen Stirnreif mit Federkrone, den wallenden Mantel, Goldsandalen, einen langen, offenbar massiv goldenen Stab, und sowohl auf seiner Brust wie an seinen Armen funkeln kostbare Geschmeide. Ähnlich prachtvoll gekleidet und geschmückt sind auch seine Fürsten, Offiziere und Priester,

die ihn schützend umringen. Mit einem Blick haben Pizarro und Almagro erfaßt, daß die Bewaffnung der Indiogarden, die in Doppelreihen den Platz umstehen, der europäischen sehr unterlegen ist. Die halbnackten, mit bunten Ponchos und weiten Strohhüten bekleideten Krieger haben lediglich Lanzen und Schwerter, deren Schneiden entweder Feuersteine oder Knochensplitter sind. Sie tragen Hartholzkeulen, Muscheläxte, Pfeile und Bogen. Damit werden sie gegen Stahlpanzer, Schwerter, Armbrüste, Musketen und gar noch Kanonen und Pferde nicht viel ausrichten.

Wieder — wie schon so oft in der Neuen Welt — erleben die Spanier die sichtliche Scheu der Indios vor den ihnen unbekannten Rossen und den nebenher springenden großen Doggen. Eine ängstliche Rückwärtsbewegung wogt durch die Indiotruppen, als die Spanier auf den Platz sprengen und klirrend aus den Sätteln klettern. Für sie bedeutet es ein Wunder, daß sich die „Hirschmenschen" in zwei Teile zerlegen und daß der menschliche Teil wuchtig und panzerschwer auf ihre Vornehmen zuschreitet.

Nach kurzer gegenseitiger Begrüßung gehen Pizarro, Almagro und der dem Heer beigeordnete Dominikanermönch Vincente de Valverde mit König Atahualpa in das Prunkzelt. Ein aus Panama mitgebrachter Indio-Dolmetscher ist zur Hand.

Pizarro gibt finsterstirnig dem Dominikanermönch einen Wink, er möge mit seinem Werk beginnen. Schließlich sind die spanischen „Conquistadores" von ihrem König ausgesandt, die im Dunkel des Heidentums verharrenden Völker zu bekehren und sie der milden Lehre Christi, der großen Verkündigung von Barmherzigkeit, Erlösung und Liebe zuzuführen.

„Hören Sie, König", beginnt Vincente de Valverde, „woran immer Sie und Ihre Leute bisher geglaubt haben, das war alles Teufelsspuk und Unsinn. Die einzig wahre Lehre ist uns durch Jesus Christus verkündet worden. Christus war Gottes Sohn und ist für die Sünden der Welt gestorben — sogar für solche schwarze Heiden wie Sie und Ihr Indiopack. Darüber sollten Sie sehr froh sein und eifrig nach der Taufe verlangen!"

Der Dolmetscher übersetzt, so gut er kann, und Atahualpa hört aufmerksam zu. Dann richtet er die kohleschwarzen Augen fragend auf den eifernden Dominikaner und auf das Kruzifix, das ihm dieser vor die Nase hält.

„Was ist das: Christus? Welchen Gottes Sohn ist er gewesen? Und warum mußte er sterben? Ich verstehe nicht, was eine Taufe ist!"

Nun legt der Mönch in seiner schwarz-weißen Kutte mit größter Beredsamkeit los. Er gibt einen kurzen Abriß der Heilsgeschichte, erklärt die wichtigsten Dogmen, beschimpft den Glauben der Inkas — den er nicht kennt — und schildert sowohl das künftige Paradies wie die Schrecken der Hölle. Der König läßt sich alles übersetzen, nickt mit dem Haupt und stellt allerhand Fragen. Am Ende sagt er ganz naiv: „Und woher wissen Sie das alles so genau? Wir verehren seit jeher den Sonnengott und unsere großen Ahnen. Aber Ihr Glaube klingt gut, ich möchte nur wissen, woher Sie ihn haben?"

Vincente de Valverde reicht ihm darauf eine Bibel und meint, in diesem heiligen Buch sei alles niedergeschrieben.

Niemals vorher hat der Inka ein Buch gesehen. In der naiven Meinung, das Ding könne reden, hält er es an die Ohren und lauscht. Als es aber stumm bleibt, wirft er es verächtlich zu Boden.
„Es ist still wie ein Stück Holz!" ruft er enttäuscht. „Es spricht nicht mit mir!"
„Gottesfrevel! Sakrileg! Bibelschändung!" kreischt der fanatische Mönch und wendet sich zornig an Pizarro, der stumm, finstersinnig und ungeduldig dabeigestanden ist. Pizarro winkt Almagro und Ritter Orellana.
„Nehmt den Heiden fest!" befiehlt er. „Wir lassen unseren heiligen Glauben nicht beleidigen!"
Atahualpa wird ergriffen und rasch gefesselt. Pizarro ist unterdessen vor das Zelt getreten und hat mit einem weißen Halstuch gewinkt. Auf dieses Signal hin beginnen schlagartig die Kanonen und Musketen, die rings um das Indiolager aufgestellt sind, zu feuern. Die spanischen Panzerreiter und Meisterfechter werfen sich grölend auf die überraschten Indios. Tausende werden niedergemetzelt, die Sterbenden und Toten ausgeplündert, die Stadt wird im Sturm genommen und tagelang nach Schätzen durchwühlt. Die Indios haben die erste Lehre erhalten, daß mit den weißen Herren nicht zu spaßen ist.
Atahualpa wird in einem alten Palast gefangengehalten. Er lebt fortan in einem fensterlosen Gemach von sieben Meter Länge, fünf Meter Tiefe und drei Meter Höhe. Vincente de Valverde, der ihm täglich Religionsunterricht erteilt, hat ihm als einzigen Schmuck in den von Fackeln düster erhellten Raum ein Kruzifix aufgehängt. Langsam lernt der letzte Herrscher des Inkavolkes die Fremden, die aus dem Meer gestiegen waren, kennen — und auch das Christentum.
Wenn er allein ist, spricht er mit Christus. Er steht oft stundenlang vor dem Kreuz und hält Zwiesprache.
„Du bist ein milder Gott, Jesus Christus!" sagt er. „Niemals zuvor hat ein Gottessohn zu den Menschen gesprochen. Ich möchte gerne glauben, daß wir allesamt Kinder des alleinigen und einzigen Gottes sind: wir, die Indios, wie die Weißen. Und ich finde es wunderschön, daß Liebe unter den Menschen herrschen soll! Wie herrlich von dir, Christus, daß du lieber selbst am Kreuze gestorben bist, als Gewalt anzuwenden und andere zu töten!"
Aber dann bestürmt Atahualpa den Kruzifixus mit seinen Zweifeln.
„Warum aber, o Christus, kommen deine Sendboten mit Feuer und Blitz, mit Hunden und schrecklichen Reittieren? Weshalb führen sie Schwerter und fallen über mein friedliches Volk her, als seien sie Straßenräuber?! Wo ist die Liebe, die du verkündet hast? Was ist das für eine Barmherzigkeit und hohe Menschlichkeit, von der der Mönch in einem Atemzug mit Höllenstrafen, Drohung der Folter und dem Scheiterhaufen für den Ungläubigen spricht? Wo bist du, o Christus? Warum rufst du dein Volk nicht zur Ordnung?"
Der König hat durch die Indios, die ihn in seinem Verlies versorgen, über das Verhalten der Spanier genug erfahren, um zu begreifen, was ihnen noch wichtiger ist als Christus: das gelbe Metall, das die Inkas reichlich in den Bergen finden und das manche Stämme „Götterdreck" nennen. Die Fremden sagen: Gold! Sie suchen „El Dorado", das Goldland!

Und so bietet König Atahualpa seinen Kerkermeistern das einzige an, das ihren harten Sinn erweichen könnte: Gold in großen Mengen, damit sie ihm seine Freiheit wiedergeben. Vincente de Valverde ist hingerissen von dem Vorschlag, Francisco Pizarro und Almagro begeistern sich.
„Habe ich's nicht gesagt, daß die Schufte in Gold schwimmen?! Wir wollen sie ordentlich bluten lassen!"
Und sie fordern von dem Inka, daß er sein Verlies sieben mal fünf mal drei Meter hoch mit goldenen Schätzen fülle.
Das Unglaubliche geschieht. Auf Befehl des Inkas laufen die Boten über die Königsstraßen Perus, nach Cuzco, nach Machu-Pichu, in die anderen Städte des Reiches und überbringen die „Quipus" – jene Botschaften in farbig geknüpften Schnüren, die den Indios befehlen, Gold zu beschaffen. Die Flut der Barren, der Ringe, Ketten, Gefäße, Schalen und kostbaren Juwelen steigt und steigt. Atahualpa sieht mit verächtlichem Lächeln, wie selbst das Kruzifix an der Wand in dem goldenen Strom ertrinkt.
Aber wer denkt jetzt schon an Christus, wenn El Dorado seine Schleusen geöffnet hat?! König Atahualpa füllt sein Gefängnis mit „Götterdreck".
Dann fordert er seine Freilassung. Pizarro steht brütend, den zerzausten Knebelbart streichend vor Atahualpa. Dieser Mann darf nicht wieder frei werden! Er wäre der natürlichste Kristallisationspunkt für Widerstand und Empörung. Inzwischen haben die Spanier angefangen, das Land zu besetzen und noch mehr Schätze zu erbeuten.
Wieder winkt Pizarro dem Mönch Vincente de Valverde, und dieser versucht, dem betrogenen König die Lage zu erklären.
„Das Hohe Gericht hat Ihnen sehr viel Gnade und christliche Barmherzigkeit widerfahren lassen", sagt er. „Eigentlich ist es Vorschrift, daß Sie als bekehrter und getaufter Christenmensch, der nun wieder zum Irrglauben seiner Väter zurückkehren möchte, auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Doch weil Sie tätige Reue bewiesen und uns einiges Gold ausgeliefert haben, ist das Gericht zu einem ungemein gnädigen Beschluß gekommen: Man wird Sie am Pfahl des Scheiterhaufens erdrosseln, bevor Feuer an Pech und Schwefel gelegt wird. Danken Sie Ihren Richtern!"
Selbst einige wohlmeinende Spanier protestierten gegen diesen infamen Verrat. Ein armer Franziskanermönch, der im Heer mitgelaufen ist, meint, daß dieses Urteil die Bekehrung der Indios zum Christentum sehr erschweren würde. Trotzdem wird König Atahualpa feierlich zum Richtplatz geführt, am Pfahl erdrosselt und sein Leib verbrannt.
Die Spanier werfen sich wie Geier auf die Städte und Kulturplätze in den Hochanden und erobern die Länder bis tief hinab nach Chile und weit in den Norden, wo aus himmelhohen Gebirgen die Quellflüsse riesiger Ströme kommen, deren Lauf nach Osten weist.
Da sie immer noch nicht genug Gold gefunden haben und unersättlich sind, folgt eine Schar von ihnen unter Führung des Ritters Orellana dem Lauf jener Ströme bis ins Innere des neuen Kontinents. Eine Legende, daß dort am größten aller

Ströme der „goldene König jeden Tag mit Gold bedeckt in einem Bergsee bade", ist auf Indiobeinen bis nach Peru getragen worden.
Dieser Sage folgt Orellana und befährt den Strom, den er Amazonas nennt und der ihn nach unsäglichen Strapazen und Abenteuern an die Küste des Atlantischen Ozeans zurückträgt.
El Dorado finden sie nicht. Und Christus weint blutige Tränen über die braunen Völker in Urwald, Gebirge und Pampa . . .



1534

Unter der Flagge der Barbaresken

Die Piratenflotte zieht in langer Kiellinie an den beiden venezianischen Kriegsgaleeren vorüber. An der Spitze des Konvois rauscht, hoch wie ein mehrstöckiges Gebäude, eine spanische „Capitana", welche die Barbaresken vor der Insel Peñon de Algier erbeutet haben, als sie dort ein spanisches Geschwader vernichteten. Jetzt heißt dieses stolze Schlachtschiff „Schwert des Islams". Es hat das breite lateinische Segel gesetzt. Seine langen Ruder schlagen die Wellen, und auf dem Hauptmast flattert eine dreifache Flagge: ganz oben weht das grüne Banner Sultan Suleimans — anzeigend, daß der Pirat Chaireddin Barbarossa und seine Seemacht im Dienste der Türken fahren; darunter hat der „Rotbart" seine persönliche Flagge, ein schwarzes Tuch mit gekreuzten Totenknochen und einem Schädel, gesetzt. Als dritter Wimpel hängt schlaff die gegerbte Haut eines genuesischen Admirals an der Rahe.
Die bunt zusammengewürfelte Mannschaft, phantastisch anzusehen in ihren verschiedenartigen Panzern, Lederkollern, Türkenjacken, afrikanischen Burnussen oder auch halbnackt, mit Krummsäbeln, Musketen, Pistolen, Lanzen und Kampfbeilen, drängt sich an der geschnitzten Reeling der Capitana. Backbord gleiten die Venezianer vorüber. Da die Galeeren unter dem Löwenbanner von San Marco zur Zeit als Neutrale gelten, passiert man sie friedlich, obwohl den beiden Ruderschiffen bei dieser Begegnung offenbar nicht ganz wohl ist.
„Der Löwe von Venedig ist ein Hund geworden!" schreit ein einäugiger Maure durch den Trichter seiner Hände hinüber. „Jetzt feiern wir die Hochzeit mit dem Meer!"

„Sagt eurem Kaiser Karl", brüllt ein riesiger Mulatte, „daß wir ihn demnächst besuchen! Und bestellt auch gleich dem Papst schöne Grüße! Wir werden Rom plündern!"

Doch da werden sie übertönt, weil nun auch die Anführer auf dem Kommandodeck, hoch über dem Vorderdeck, zu rufen begonnen haben. Diese wild aussehenden Männer benützen Ledertüten als Sprachrohre, und ihre Stimmen dringen weiter. Sie schreien wüste Beschimpfungen zu den Christen hinüber und stoßen ein donnerndes Gelächter aus.

Die Venezianer Galeeren steigern ihren Rudertakt und fallen rasch vom Kurs ab. Sie machen, daß sie davonkommen. Es ist für sie kein erfreulicher Anblick, die achtzehn Kampfruderer und das Dutzend Dhaus, Feluckas und die schwerfälligeren Galeoten mit Landungsmannschaft aus der Messinastraße kommen zu sehen. Hol der Teufel die Barbaresken! Das Mittelmeer hat aufgehört, ein abendländisches Meer zu sein. Die Piratenflotten der Türken, Tunesier, Algerier und anderer afrikanischer Räuber kreuzen heutzutage ungehindert zwischen den Balearen, Sardinien und Sizilien, ganz zu schweigen vom griechischen Meer, über das die Türken und Ägypter herrschen. Erst kürzlich hat dieser Oberpirat Chaireddin Barbarossa die Inseln Menorca und Elba überfallen, gebrandschatzt und verwüstet. Nun kriecht seine Flotte ungehindert die süditalienischen Küsten entlang, speit Truppen an Land, wo es ihr gefällt, treibt Gefangene zusammen, brennt Kirchen, Schlösser, Dörfer und kleine Städte nieder und fegt die wenigen genuesischen oder päpstlichen Kreuzer von der See.

Jetzt stehen die Qualmwolken über der Stadt Reggio. Bei Cetraro hat der Barbareskenverband achtzehn päpstliche und kaiserliche Galeeren in einer Bucht überrascht und versenkt, und nun haben sie offenbar die Absicht, noch andere italienische Küstenorte heimzusuchen.

Hinter dem Kanal von Messina weitet sich der blaue Spiegel der See, die Flotte nimmt Fahrt auf, Segel werden entrollt, die schweren, dunkelbraunen Rümpfe der Schiffe beginnen im Wellengang zu rollen.

Nachdem die Venezianer rasch hinter der Kimm verschwunden sind, kehren die Piraten von der Backbordreeling wieder auf das Deck zurück, wo sie sich zwischen Taurollen, allerhand Gerümpel und den Böcken der Bronzegeschütze im Kreis lagern. Es ist eine phantastisch zusammengewürfelte Gesellschaft: aus Spanien vertriebene Mauren, Afrikaner aus Oran, Algier und Tunis, denen die Räuberei und der Kampf im Blut liegen. Dazwischen sind aber auch „Renegaten" — abtrünnige Christen —, die vor der Polizei Italiens, Frankreichs, Spaniens oder Deutschlands davongelaufen sind und denen das freie Seeräuberleben unter den Barbaresken lieber ist als Arbeit, Untertanenschaft und Inquisition.

Der riesige Peter Mutschler aus Bozen ist auf allerhand Umwegen bei den Piraten gelandet. In seiner Südtiroler Heimat haben sie ihn wegen Kirchenraubes gesucht, in Genua hat er bei einem Einbruch einen Polizisten erschlagen, und in Barcelona war er Kettensträfling gewesen, jedoch mit Allahs, Gottes oder des Satans Hilfe entkommen. Jetzt spielt er ein Würfelspiel mit Sieur de Ronsac, der im Duell seinen Lehensherrn bei Nimes in Südfrankreich erstochen hat.

„Bist du eigentlich Mohammedaner geworden, Kamerad?" fragt der Franzose. „Man tut sich leichter unter den Barbaresken, wenn man es ist!"
„Natürlich bin ich's!" brummt der lange Peter. „Als Moslem bekomme ich doch vollen Anteil bei der Beute! Und im übrigen ist es mir ganz Wurst! Ich will ein lustiges Leben führen, Gold in den Taschen und meinen Spaß mit den Weibern haben. Religion ist für die Pfaffen!"
„Recht hast du, Freundchen!" lacht der Sieur. „Das Abendland ist ein großer Schwindel und ein einziger Narrenzirkus! Könige, Kaiser, Grafen und Päpste bellen sich an wie Wölfe, jeder ist jedermanns Feind, und ein freier Mann kann vor lauter Muffigkeit nicht leben. So wollen wir unsere eigenen Freunde sein und tun, was uns gefällt!"
„Da schau hinauf!" sagt der Mutschler Peter. „Der Kaputan Pascha persönlich!"
Chaireddin Barbarossa hat die Kapitänsbrücke betreten. Er hat die Figur eines türkischen Ringkämpfers. Der wallende, feuerrote Bart ist dicht unterm Kinn waagrecht mit der Schere abgeschnitten. Chaireddin ist der Sohn eines griechischen Töpfers von der Insel Mytilene, war aber schon sehr früh zusammen mit seinen vier Brüdern Seemann geworden. Nachdem er sich zum Hauptmann von Algier und nachmals zum Oberherrn von Tunis aufgeschwungen hatte, waren ihm durch Sultan Suleiman die Roßschweiffahne eines Beylerbeys und die Würde eines Admirals verliehen worden.
Die Kaputanschaft hat offenbar eine Besprechung.
„Sie nehmen die Sonnenhöhe!" stellt der einigermaßen gebildete Sieur fest. „Sieh nur, wie es Sinan, der Jude aus Smyrna, mit seiner Armbrust anstellt! Er mißt den Sonnenwinkel!"
„Sie planen etwas", brummt der starke Peter. „Alle haben sich auf dem Oberdeck versammelt. Da — neben dem Rotbart steht jetzt auch ‚Cacca-Diabolo', ‚Schlag den Teufel', der dicke Salih Reis, dieser ausgekochte Ägypter, und sogar der dürre Horuk-Pascha ist da! Gewiß laufen wir bald eine reiche Stadt an, um ein wenig in den Schatztruhen zu kramen und die Mädchen tanzen zu lassen."
„Ja, sie haben etwas gegen Land vor", bestätigt nun auch der Neger Bilal, der mit ölglänzendem Oberkörper faul auf einer Taurolle liegt und zugehört hat. „Stünde ein Seegefecht bevor, würden schon die Schiffsjungen mit den Schlangenkörben und Pechpfannen in die Mastkörbe entern, und man hätte die Geschützbesatzungen alarmiert."
„Dort, schau auf die Galeeren im Kielwasser!" ruft der Sieur. „Sie legen die Enternetze an den Backbordseiten aus! Das bedeutet, daß wir noch heute von Bord gehen werden!"
Tatsächlich besprechen die Piratenführer einen ganz bestimmten Plan. Sie nehmen Kurs auf eine Bucht nahe der süditalienischen Stadt Fondi. Doch die Flotte läuft nun mit langsamerer Fahrt und außer Sichtweite der Küste. Chaireddin Barbarossa wartet offenbar den Anbruch der Dämmerung ab, um ungesehen an Land zu kommen.
Auf einer kahlen Felsenhöhe über Fondi liegt das kühne Schloß der Herren von Aragon. In diesem Schloß haust seit dem frühen Tod ihres Gemahls, des Fürsten Colonna, Giulia Gonzaga, deren Jugendschönheit von italienischen Dichtern in

Liebesliedern besungen wurde. Ihr Ruf als herrlichste Frau des Abendlandes ist weit über die Mittelmeerländer gedrungen und hat auch das Ohr Chaireddin Barbarossas erreicht. Er dachte, daß sich diese Schönheitskönigin in seinem Harem prächtig einfügen würde, und war willens, sie zu rauben. Daß man bei solcher Gelegenheit die Schatzkammern der Fürsten Colonna und Aragon ein wenig plündern könnte, war sicher nach dem Herzen der Mannschaft.

In der Burg Fondi-Aragon hat man keine Ahnung von der Piratenflotte, die sich nun im Schutz der sinkenden Dämmerung der Küste nähert. Weit im Süden, wo die Venezianer Galeeren die Küste alarmiert haben, geben die Dorfkirchen den Glokkenruf von Turm zu Turm weiter, und die Wehrmannschaften besetzen Häfen, Wachttürme und mögliche Landeplätze. Hier aber im Norden denkt man an nichts Böses.

Im Schloß lebt als Page der neunzehnjährige Benozzo di Milo, Sohn eines italienischen Cavaliere, der höfische Lebensart erlernen soll. Er hat sich in die wunderschöne Giulia Gonzaga, seine Herrin, unsterblich verliebt. Aber die reiche Witwe, die Verwandte der Könige von Neapel, sieht so einen kleinen Pagen nicht. Sie erwartet andere Bewerber um ihre Hand: vielleicht einen Prinzen oder König, mindestens aber einen Herzog.

In dieser Frühlingsnacht geschieht es, daß die Wächter auf den Türmen plötzlich ins Horn stoßen und an den Mauern großer Tumult entsteht. Im Schloß rennen die aufgescheuchten Dienstleute, die Ritter und Soldaten, Kammerfrauen und Mägde wirr durcheinander. Fackeln werden entzündet, Lichter flammen in den Gemächern auf, und von den Toren her klirren Waffen, krachen Musketenschüsse, rollen dumpfe Schläge gegen die Pforten.

Irgend jemand schreit gellend: „Die Piraten sind da!"

Eine Frauenstimme kreischt in der Finsternis den Namen, vor dem das ganze Mittelmeer zittert? „Der Rotbart! Chaireddin Barbarossa!"

Das Schloß ist anscheinend bereits überrumpelt. Von allen Seiten klettern die Barbaresken, grimmig anzusehende Piraten, wildes brüllendes Räuberpack, wie Katzen über die Mauern. Man hört Todesschreie, Waffengeklirr, das Scheppern sich kreuzender Degen.

Giulia schläft — wie es zu ihrer Zeit üblich — nackt unter dem Leinentuch in ihrem Himmelbett, als die Tür aufgerissen wird und der Page Benozzo di Milo mit dem blanken Degen in der Hand hereinstürzt.

„Donna Giulia!" ruft der blondhaarige Page. „Fort von hier! Die Piraten sind im Schloß! Sie haben es auf Euch abgesehen!"

Kurzentschlossen hüllt Benozzo die angstvolle Dame in das Leinentuch, rafft sie hoch und trägt sie durch die Galerie zu dem Geheimgang, der zu den abseits gelegenen Stallungen führt. Sie erreichen die Ställe. Im letzten Moment schwingt sich Benozzo auf ein ungesatteltes Pferd, setzt Donna Giulia vor sich auf die Kruppe des Rosses und entrinnt durch eine Seitenpforte aus der Burg.

Über schmale, gefahrvoll steile Bergpfade jagt er dahin, hält die Dame und die Zügel fest in der Hand und entkommt aus dem nun von Grölen, Geschrei und Jammern erfüllten Schloßbereich in die Buschwälder und Schluchten des Küstengebirges.

Verborgen, in der nachtschwarzen Einsamkeit der Berge, verbringt der getreue Page die Nacht mit Donna Giulia. Fern auf der Klippe überm Meer lodert Schloß Fondi-Aragon wie eine Fackel. In den Tälern fangen nun die Sturmglocken zu läuten an. Draußen in der Bucht schaukeln die dunklen Schatten der Piratenschiffe. Später sieht man die hochbeladenen Boote vom Strand abstoßen und an den Enternetzen der Kreuzer anlegen.
Als der Morgen eines neuen Tages dämmert, nahen die Suchtrupps der Christen. Die Retter klirren in Panzer und Waffen über den Berg.
Sie finden die hochgestellte und ehrenwerte Dame Giulia Gonzaga in ein Linnen gehüllt, angetan mit dem Rock ihres Pagen. In einer Kuhle aus Ginster, Zwergkiefern und Blumen liegt der junge Benozzo di Milo mit einem Dolch in der Brust: tot.
Donna Giulia hat ihn mit seiner eigenen Waffe erstochen.
„Er hat mich gerettet, Signori", sagt sie, „aber es darf keinen Mann geben, der von sich sagen könnte, er habe mit Giulia Gonzaga eine Nacht in diesem Aufzug verlebt. Mein Ruf verlangte, daß ich dies Opfer brachte!"
Die Dame denkt dabei an ihre Heiratspläne.
Um diese Zeit schaukelt die Flotte Chaireddin Barbarossas schon wieder auf hoher See. Die Piraten trösten sich mit dem Plündergut und einigen Dutzend hübschen Hofdamen, Zofen und Mägden, die sie bei diesem kleinen Ausflug geraubt haben.
Auch der lange Peter hat eine hübsche Italienerin an den Haaren an Bord geschleppt.
„Piratenleben macht Spaß!" ruft er seinem Freund, dem Sieur, zu.
Doch der zieht einen Lederbeutel mit Juwelen hervor, der ihm auf dem Streifzug in die Hände gefallen ist.
„Wollen wir würfeln?" fragt Peter Mutschler: „Meine Italienerin gegen deine Goldsachen?"
„Top, Kamerad!" lacht der Sieur. „Es mag gelten!"
Die Ruder klatschen gleichmäßig in die Flut, die schrägen Segel blähen sich leicht in der Brise, und leise rauschend ziehen die Kiele ihre Spur durch die See.



1542 | Weiß, braun und schwarz

Fra Bartolomé de Las Casas, Dominikanermönch und zugleich Bischof der südmexikanischen Provinz Chiapas, saß im Patio seines Amtssitzes seinem Besucher und alten Freund, Capitan Esteban Ruiz, gegenüber. Unter den schweren, weißgekalkten Bogengängen des Innenhofes standen zahlreiche, hübsch in helle Kleider gewandete Indiodiener und Dienerinnen, die nur darauf warteten, den beiden Herren die Wünsche von den Mienen abzulesen. Bald huschte einer lautlos herbei, den gekühlten Fruchtsaft für den Bischof oder den roten Campeche-Wein für den Seemann nachzuschenken, bald bot eine freundlich lächelnde Indianerin Schalen mit kandiertem Obst, mit Maisbrot, Gewürzplätzchen oder Zuckerwerk an. In den Kolonien „Les Indias" oder „Capitana general" gab es all diese Dinge im Überfluß. Die quadratische Anlage des Patios brachte es mit sich, daß stets zwei Seiten im Schatten lagen. Außerdem wölbte eine breite Fächerpalme ihre Wedel schützend über den plätschernden Brunnen in der Mitte des Hofes. Hier saß man im Sommer angenehmer als im heißen Inneren der Häuser.

„Ihr habt ja ganze Legionen von Dienstpersonal, Ehrwürden", sprach der Kapitän und streckte genießerisch die in schwarzgepufften Hosen steckenden Beine unter den Marmortisch. „Das ist mir schon beim Betreten Eures Bischofspalais aufgefallen. Und dabei sind alle gut eingekleidet, wohlerzogen und freundlich."

Las Casas seufzt und streicht nervös über die früh weiß gewordenen Haare.

„Ich habe so viele wie möglich in meine persönlichen Dienste und in die der heiligen Kirche geholt. Das bewahrt sie vor einem schlimmeren Schicksal. Vergeßt nicht, Señor Esteban, im Tal des Rio Grijalva liegt eine Hazienda neben der anderen. Vermutlich habt Ihr gesehen, daß unsere Landsleute hier Mais, Kakao, Kaffee, Zuckerrohr, spanischen Pfeffer, Indigo und Tabak anbauen. Das Haupterträgnis dieser Provinz jedoch bilden Edelhölzer wie Caoba, Rotholz und Kapok. Manche Dons unterhalten riesige Holzfällerlager in den Bergen, und ihre Arbeitskolonnen holen die Riesenstämme unter schwersten Bedingungen zu Tal, um sie auf dem Rio zur Küste zu verschiffen. Das Land ist reich an natürlichen Schätzen, man

braucht sie nur zu heben. Unseren edlen Dons jedoch geht nichts rasch genug. Jeder will schon übermorgen reich sein, und so preßt er aus seinen Indiosklaven heraus, was möglich oder auch, was unmöglich ist . . ."
„Ja, ja!" erwidert der Kapitän. „Ich kenne Eure Liebe zu den Braunen! Ganz Mexiko weiß, daß Ihr der Engel der Indios seid."
Las Casas faltet die feingliedrigen Hände. Der Kapitän bemerkt, daß er nicht einmal den üblichen Bischofsring trägt, so wie er ja auch in dem schlichten schwarz-weißen Dominikanerhabit anstatt in den prunkvolleren Bischofsgewändern daherkommt. Las Casas schließt für einen Augenblick die Lider und denkt noch einmal an sein abenteuerliches Leben zurück.
Er war vor beinah siebzig Jahren in Sevilla geboren worden, hatte sich in Salamanca theologischen und juristischen Studien zugewandt und war — obwohl mit dem Doktorgrad ausgezeichnet — einfacher Dominikanerpater geworden. Zusammen mit seinem Vater hatte er die Reise des Kolumbus in die Neue Welt mitgemacht, die alsbald zu seinem Schicksal wurde. Als Mönch war er 1502 wiedergekommen und hatte auf der Insel Cuba das Missionswerk begonnen. Er atmet schwer und wendet nun den traurigen Blick auf den alten Freund.
„Don Esteban", spricht er, „Ihr wißt ja, was ich gesehen habe und was auch Eurer Aufmerksamkeit nicht entgangen ist: wie es unsere Landsleute auf den Inseln und später in Mexiko trieben; wie sie das friedliche, sanfte Indiovölkchen wie eine Ware unter sich verteilten; wie sogar das Gesetz der Krone dieses Zusammentreiben der eingeborenen Arbeitskräfte gefördert hat und wie die Zustände in den Kolonien zum Himmel schrieen! Welche Szenen habe ich gesehen, wenn Familien auseinandergerissen, wenn schwächliche, feingliedrige Indios in die Bergwerke oder in die Holzfällerlager geschleppt, mit Hunden gehetzt und mit Peitschen geprügelt wurden! Ja, Don Esteban, ich habe das Leiden und Sterben dieser armseligen braunen Menschen nicht nur gesehen, sondern miterlebt, miterlitten und mein Herz im Mitgefühl zerfleischt."
„Ganz Spanien weiß, was Ihr für die Indios getan habt, Ehrwürden", beruhigt ihn der Kapitän. „Die Braunen verehren Euch wie einen Heiligen!"
„Und die Hazienderos, die Machthaber, die Geschäftsleute und Adeligen hassen mich wie die Pest! Meine zahlreichen Denkschriften, Eingaben und Vorschläge an die Krone, ja sogar meine persönliche Fürsprache am Hofe Kaiser Karls V. zugunsten der Indios sind von den Geldleuten und Ausbeutern stets hintertrieben worden. Die von mir erreichten Milderungsdekrete hat man sabotiert, meine Ordensbrüder und die menschenfreundlichen Franziskanermönche werden verfolgt, sogar Erzbischöfe, Inquisitoren und Kardinäle sind unter meinen Gegnern. Niemand von den großen Herren will ernstlich die Gesetze der christlichen Nächstenliebe, der Menschlichkeit und der Achtung vor der unsterblichen Seele auf das braune Völkchen anwenden, weil das den Verlust von Arbeitskräften und damit ein Absinken der Rendite aus Bergwerken, Plantagen und Holzhandel bedeuten würde.
Ich habe einmal gehört, daß die arabischen Sklavenhändler in Afrika, obwohl sie sich als fanatische Moslems gebärden, aus dem gleichen Grunde die Neger nicht zum Islam bekehren. Würden die Schwarzen nämlich Gläubige, so verböte es der Prophet, daß man sie als Sklaven verkaufte. Aus den gleichen Motiven liegen

unsere Kolonialherren mit den Missionen im ständigen Kleinkrieg. Sie behaupten, wir verderben die Indios und machten sie aufsässig."

Der Kapitän nimmt einen tiefen Schluck aus dem Weinbecher.

„Nun denn, Ehrwürden", ruft er, „dann habe ich gute Nachricht für Euch! Wenn ich mich recht entsinne, habt Ihr doch seinerzeit vorgeschlagen, um die armen Indios mit ihrer schwächlichen Konstitution von der Arbeit zu entlasten, die zu leisten sie unfähig sind, sollte man in die Neue Welt entweder kastilische Bauern oder die robusteren Negersklaven einführen?"

Der Bischof hatte diese Idee entwickelt, als er einsah, daß er den Plantagen- und Bergwerksbesitzern einen Ersatz für die Indio-Schinderei anbieten mußte, wenn er Erfolg haben wollte. „Gewiß, Don Esteban!" rief er aus. „Der Gedanke hat viel für sich! Wenn Spanien all diese schönen, reichen und fruchtbaren Länder überm Ozean auf die Dauer behalten will, wäre es am besten, sie planmäßig mit kastilischen Bauern zu besiedeln. Die Böden in weiten Teilen Spaniens sind ausgelaugt und dürr, die Leute leben dort in Armut und haben viel zu viele Mäuler zu stopfen. Warum also nicht den Überschuß an Volk hier ansiedeln? Die Landleute sind schwere Arbeit gewohnt; sie würden wohlhabend und glücklich werden."

„O Ihr Schwärmer!" lacht der Kapitän. „Vielleicht würden die spanischen Bauern und Taglöhner hier gedeihen und das Land kultivieren — aber würden sie als Sklaven und umsonst arbeiten wollen? Würden sie sich selbst oder die Hazienderos und Minenherren zum Wohlstand führen? Na — damit habt Ihr schon Eure Antwort! Nein, Ehrwürden! Sklaven kann man nur durch Sklaven ersetzen, Braun nur durch Schwarz, damit Weiß reich werde! Und darum hat man Eure andere Idee aufgenommen und wird Neger aus Afrika einführen."

„Ist das wahr, Don Esteban?"

„Ich sage es Euch! Ihr wißt ja, daß man an der Guineaküste Afrikas immer schon billige Sklaven kaufen konnte. Diesmal habe ich — wohlausgestattet mit einer königlichen Erlaubnis — die Reise nach dem Schwarzen Erdteil gemacht und ein paar hundert Neger eingekauft. Sie sind auf Flußschiffen unterwegs nach Chiapas und müßten eigentlich schon eingetroffen sein. Wir werden den Hazienderos, vor allem den Holzbaronen und Minenbesitzern schwarze Athleten als Arbeiter anbieten, da die zarten Indios doch nur versagen!"

Las Casas bricht keineswegs in einen Freudentaumel aus, wie es der Seebär vielleicht erwartet hat. Er nickt nur trübe vor sich hin.

„Nun gut! Ein gewisser Fortschritt zur Menschlichkeit mag es sein: Neger anstatt Indios! Schwarz für Braun. Aber finden wir es christlich, daß der weiße Mann überhaupt andere Menschen wie Tiere verschachert und wie Tiere ausnützt?"

„Kommen Sie mit zum Hafen, Ehrwürden! Sehen Sie sich an, was nun auf die Neue Welt zukommt. Neger, sage ich Ihnen, daß Ihnen das Herz lachen wird: wahre Riesen, kräftiges, gesundes Volk! Die Unternehmer werden hohe Preise zahlen!"

Kurze Zeit später steht der Bischof von Chiapas neben Kapitän Ruiz an der Lände des Rio Grijalva, wo eben die Schuten entladen werden, die von der Tabasco-Küste heraufgekommen sind.

Spanische Soldaten und Matrosen mit spitzen Helmen und eisernen Brustpanzern, die Hellebarden und Degen in den Fäusten, treiben die Neger an Land.
Es sind beinahe nackte, im Schweiß wie Ebenholz glänzende Gestalten, die da schnatternd und durchaus nicht traurig den Kai bevölkern. Las Casas sieht die kraushaarigen Schädel, die muskulösen Körper, die wohlgeformten Frauen und Mädchen; sogar halbwüchsige Kinder sind dabei.
Schon haben sich zu Pferd oder in Tragsänften vornehme Plantagenbesitzer, einige Mineros und Holzhändler eingefunden. Die hohen Herren in ihren papageibunten Puffhosen, geschlitzten Jacken und Federhüten genieren sich nicht, unter dem Sklavenvolk umherzugehen, mit Holzstäbchen die Mäuler zu öffnen, um den Zustand der Gebisse zu prüfen, oder die Muskeln anzufühlen. Viele nicken vergnügt und fragen schon die Aufseher nach den Preisen. Eine Dame hat offenbar an einem drolligen, kleinen Negerjungen Gefallen gefunden und läßt ihn durch ihren Haushofmeister festhalten.
„Was für ein entzückender Page wird das!" ruft sie. „Die Montijos werden sich grün ärgern, wenn ich einen Neger als Diener habe!"
„Gott, mein Gott!" klagt der Bischof. „Was richten wir hier an?! Nun holt man Afrika in die Neue Welt, weil wir die Indios beinah umgebracht haben! Schwarze sollen die Arbeit der Braunen tun, damit die Weißen gut leben können."
„Sie sind aber auch niemals zufrieden, Ehrwürden!" bemängelt Don Esteban Ruiz. „Sie waren es doch selber, der die Idee gehabt hat! Die Neger werden Eure Indio-Schützlinge entlasten."
Der weißhaarige Bischof im Dominikanerhabit wendet sich müde ab. Er nimmt den Arm des Kapitäns und verläßt den Schauplatz.
„Ich blicke weit in die Zukunft, mein Freund! Einst wird Gott an uns Weißen, an uns heuchlerischen Christen, rächen, was wir an unseren Mitmenschen tun. Christus ist für alle Menschen gestorben: für Weiß, Braun und Schwarz. Wir aber erniedrigen die anderen zu Tieren."
Und als der Seemann nur ungut brummt, fährt Las Casas fort.
„Heute sind wir die Herren dieser herrlichen Länder, die uns Gott aus seinem Weltmeer entgegengehoben hat. Aber eines fernen Tages werden die Indios aus den Wäldern zurückkehren, sich mit den versklavten Schwarzen vereinen und zur Freiheit der Menschlichkeit aufwachen. Dann wird dieses Land nicht mehr weiß, sondern braun oder schwarz sein, und unsere Urenkel werden wieder ins Meer geworfen, aus dem sie gekommen sind. Ich sage Ihnen: Was hier seinen Anfang nimmt, wird sich in fernen Jahrhunderten rächen!"
Vom Kai her tönt nun ein seltsam dumpfes Lied in klagendem Rhythmus. Die Afrikaner haben zu singen begonnen. Sie singen ihre Sehnsucht nach der Heimat und den Song endloser Sklaverei, der sie geduldig entgegenschauen.



1580

Die Weltreligion Kaiser Akbars

„Sie nähern sich der Herzkammer des reichsten und vielleicht machtvollsten Reiches der Erde!" sagt Pater Rudolf Aquaviva zu seinen Begleitern. Pater Antonio Montserrate, der mehrere indische Sprachen fließend spricht, und Francisco Henriquez, ein zum Christentum übergetretener Perser — beide Mitglieder der „Gesellschaft Jesu" —, kennen das Land lang genug, um zustimmend zu nicken. Die drei anderen Patres: Hieronymus Xavier, ein Neffe des großen Ostasienapostels, Emanuel Pinheiro, ein Portugiese, und Benedikt Goes, ein Flame, die eigens vom Ordensgeneral für diese Mission ausgewählt wurden, sind neu und lauschen aufmerksam jeder Erklärung, die der verhältnismäßig junge Pater Aquaviva abgibt.
Dieser schwarzhaarige und schwarzgekleidete Priester im schlichten Habit der Jesuiten hat einen wie aus gelbem Marmor gemeißelten Römerkopf. Er ist der Sohn eines Herzogs, hat aber sein Leben dem Orden und der Mission gewidmet. In Indien, wo er seit Jahren wirkt, hat er sich nicht nur zu einem ausgezeichneten Kenner der heiligen Sanskritliteratur, sondern auch zum gelehrten Gesprächspartner des Großmoguls, Kaiser Akbar, entwickelt. Ihm verdankt der Orden die Einladung nach Fatipur Sikhri, ins Sommerschloß Akbars, südlich von Delhi.
„Seien Sie sich dessen bewußt, liebe Brüder", fährt Pater Aquaviva fort, „daß Kaiser Akbar — was übrigens soviel wie ‚der Große' heißt — Sie mit dieser Einladung zum berühmten ‚Donnerstagsgespräch' nicht nur ausgezeichnet hat, sondern daß sein ehrlicher Wille dahintersteht, die Wahrheit zu suchen. Es handelt sich nicht um gelehrte Schaumschlägerei und um Tändelei mit der Religion, sondern um die wahrhaftige Sehnsucht eines bedeutenden, mit seinen Ideen Welt und Menschheit umfassenden Kaisers. Akbar sucht Gott, das Gemeinsame aller Menschen und Rassen, das Allumspannende: es wird an uns liegen, ob er Christus findet!"
Nun weist Pater Aquaviva seine kleine Gesellschaft durch das rote Prunktor, dessen Gewölbe wie kunstvolle Tropfsteinhöhlen in Azurblau, Gold und Smaragdgrün dämmern. Dahinter beginnt das Wunder der Palastgärten.
„Ah!" ruft der junge Hieronymus Xavier. „Welch märchenhafte Pracht!"

Sie bleiben auf der Terrasse stehen, die — von purpurroten Marmorbalustraden umsäumt — den Blick auf den Schloßbezirk freigibt.
„Das Gebäude dort drüben am quadratischen Lotosteich", erklärt Aquaviva, „ist unser Ziel! Es heißt: das ‚Haus der Verehrung'. Hier pflegt der Kaiser seine gelehrten Gäste zu empfangen."
Zunächst aber durchwandeln die Jesuiten einen vorgelagerten Empfangsbau mit zierlichen Filigranarbeiten in Marmor. Sie können sich nicht satt sehen an den geschweiften Kielbögen, Säulenhöfen, Tropfsteingewölben und Brunnen. Wahre Wunder haben die Maler der Ornamente nach europäischen, persischen, arabischen und indischen Vorbildern geschaffen. Leuchtende Mosaiks bedecken die Böden der Hallen und die Wände der Säle.
„Sie sollen wissen, meine Brüder", fällt nun der ebenfalls landeskundige Pater Montserrate ein, „daß Akbar als Abkömmling eines mongolischen Herrschergeschlechts ein Reich übernahm, das nicht größer war als sein Feldlager bei Panipat. Er aber hat Indien vom Himalaya bis tief in den Süden des Dekhanhochlandes, von Afghanistan bis zur Gangesmündung geeint. Er hat Dutzende von Völkern, Rassen, Sprachen und Religionen zu einem Staate geschmiedet, in dem für alle Gerechtigkeit, Toleranz und Lebensmöglichkeit bestehen. Seine Größe liegt darin, daß er seinen so grundverschiedenen Völkern klarzumachen versucht, daß unter allen Hautfarben unsterbliche Seelen wohnen, daß es unter Moslems, Hindus, Buddhisten oder Parsis, ja sogar unter Juden und Christen gute und böse Menschen gebe. Ihm kommt es nur auf die Gesinnung, nicht auf die Herkunft oder den Stand an."
Sie gehen nun auf wundervollen persischen und chinesischen Teppichen durch eine Säulengalerie auf das „Haus der Verehrung" zu.
„Um Ihnen ganz klarzumachen, wem Sie begegnen werden, Patres", flüstert Pater Aquaviva, „will ich Ihnen ein Gedicht rezitieren, das Tulsi Das, ein Poetenfreund Akbars, für ihn geschrieben hat."
Und Pater Aquaviva trägt die Verse mit ehrfürchtiger Stimme vor.
„Herr, sieh auf mich, nichts kann ich ohne Dich,
Zu niemandem als Dir, o Herr,
Kann ich in meinem Kummer gehen!
So oft hab' ich von Dir, o Herr, gewandt
Mein Antlitz und gegriffen nach dem Tand der Welt.
Dein Name, Herr, ist meine Zuflucht.
Wer unter Deines Namens Schutz steht, ist gerettet."
Das „Haus der Verehrung" ist den tieferen Gedanken geweiht. Sein Kern ist ein fensterloser, sehr schlichter Raum, dessen Gratgewölbe von den Rippen einer steinernen Palme getragen werden, die sich im Zentrum des Saales erhebt. Auf den schlichten Regalen, die an den dunkelroten Wänden stehen, reihen sich kostbare Handschriften mit den berühmtesten Buchmalereien der Mogulzeit. Es sind Bücher meist religiösen und philosophischen Inhalts: die altindischen Veden, die Agamas der Jainas, der Pali-Kanon der Buddhisten, einige edelsteinverzierte Koranausgaben, die Regeln des Konfuzius aus China, das heilige Buch Avesta der Perser und sogar die von Pater Henriquez angefertigte Evangelienübersetzung. Dazu kommen zahl-

lose philosophische Bücher, die sich alle mit der Frage nach Gott, der Unsterblichkeit und der Gemeinsamkeit allen Lebens befassen.
Rings um die Säule der Mitte sind im Halbkreis Sitze für die Teilnehmer des Konzils aufgestellt, und bunt wie die Bibliothek ist auch die Versammlung. Da sieht man die orangegelben Mönchsgewänder der Lamas, die schwarzen Mäntel würdiger persischer Gelehrter, die schlichten Umhänge der indischen Brahmanen, die Seidenmäntel chinesischer Mandarine und nun auch die Schwarzröcke der Jesuiten. Sogar ein langbärtiger Rabbi der jüdischen Gemeinde ist anwesend und begrüßt freudig die katholischen Patres.
„Sehen Sie das Blatt- und Rankenwerk im Kapitell der Mittelsäule?" fragt Pater Aquaviva leise und zupft Hieronymus Xavier am Ärmel. „Diese Säule ist hohl und vom Obergeschoß aus zugänglich. Früher, wenn der Kaiser hier die Religionsgelehrten aller Bekenntnisse diskutieren ließ, pflegte er in dem winzigen Kabinett in der Säule zu sitzen und ungesehen zuzuhören. Heute aber wird er in persona präsidieren!"
Ein Thronsessel, mit Rubinen, Saphiren und Smaragden, geschliffenen Halbedelsteinen, Elfenbein, Schildpatt und Edelhölzern eingelegt, ist am Fuß der Säule über einem teppichbelegten Podest errichtet. Ein Baldachin aus roter Chinaseide hängt darüber.
Dann stoßen die goldenen Stäbe der Wächter auf die Marmorfliesen des Saales. In weiße Seide gekleidet, mit Reiherturbanen auf den Häuptern, erscheinen die Träger der Pfauenwedel und geleiten Akbar — einen großen, schwarzbärtigen Mann von wahrhaft königlichem Aussehen — zum Thron. Der Herrscher trägt einen grünen Turban mit Diamantenbrosche und weißen Reiherfedern auf dem Haupt. Freundlich bittet er die Versammlung des „Donnerstagsgespräches", Platz zu nehmen. Aber es kommt diesmal nicht zu der erwarteten Diskussion. Nicht um die von Akbar erstrebte Weltreligion geht es, sondern um ein anderes Problem. Während sonst der Kaiser meist schweigt und zuhört, ergreift er nun selber das Wort.
„Ich habe Ihnen eine interessante Tatsache mitzuteilen", spricht er mit angenehmer Stimme. „Wie Sie wissen, suche ich seit eh und je die Wahrheit. Ich dachte, daß es einen Weltengeist — nennen Sie ihn Atma, Allah, Tao, Jahve oder Gott — geben müsse, dessen Bild in der Seele der verschiedenartigen Völker durch Legende, Lehre, Umwelt und den Einfluß der überlieferten Religionen verwirrt ist. Wenn wir jedoch Kinder von Anfang an ohne jegliche Beeinflussung und Manipulation aufwachsen ließen, so müßte in ihren Seelen die Vorstellung des Urgottes erwachen, und sie würden eines Tages die allen Völkern gemeinsame Ursprache entwickeln. Nichts wäre von außen her gelenkt, alles entspränge der reinen Natur."
Der Kaiser holt tief Atem und fährt fort, während alle angespannt lauschen und die verschiedenen Dolmetscher leise übersetzen.
„So habe ich vor etwa sechzehn Jahren einen Versuch begonnen, der zum ursprünglichen Bilde Gottes und zur Ursprache führen sollte. Ich ließ zwanzig Säuglinge: Hindus, Mongolen, Araber, Perser und Chinesen, in einen Pavillon im verborgensten Dschungel bringen. Stumme Ammen versorgten die Kinder, konnten ihnen aber weder eine Sprache noch irgendwelche Vorstellungen einprägen. Frei und

unbeeinflußt sollten die Kinder heranwachsen, allein mit ihren Seelen, allein in der Natur. Sie würden uns eines Tages sagen, wie Gott sich ihnen eröffnet hat, sie würden die Ursprache der Menschheit entwickeln. Ich suchte Gott und suchte das Gemeinsame!"
Wieder macht Akbar eine Pause. Die Jesuiten blicken sich überrascht an. Noch niemals hatte jemand Gott durch einen solchen Versuch zu ergründen versucht. Und der Kaiser spricht weiter.
„Heute ist das Ende des Experiments gekommen! Sie sollen das Ergebnis sehen und sich Gedanken darüber machen: Was ist der Mensch in seinem Wesenskern? Was ist allen Völkern und Rassen gemeinsam? Wie sehen wir aus ohne Erziehung, ohne Herkommen, ohne Beeinflussung, ohne Formung durch die ältere Generation? Schauen Sie selber, würdige Gelehrte, und sagen Sie mir dann: Wo ist der Gott, den wir im Herzen tragen, was ist das Verbindende aller Rassen?"
Kaiser Akbar gibt einen Wink, worauf Wächter eine Tür öffnen.
Unter Führung einiger stummer Ammen erscheint eine Schar halbwüchsiger, wildäugiger Wesen, die in weiße Baumwollkleider gehüllt sind.
Zuerst verharren die Kinder wie ein verschrecktes Wildrudel, doch dann drängen sie zu einer Tafel voller Früchte, die inzwischen von Dienern hereingetragen worden ist.
Sie stoßen tierähnliche Knurr- und Bellaute aus, kratzen, schlagen, beißen sich, reißen sich die besten Bissen aus den krallenartigen Händen. Ihre Sprache ist eine Folge von Affengegacker, Schreien, Droh- und Zornlauten. Sie scheinen auf dem Stand von Dschungelbestien zu stehen.
„Und nun, bitte, fragen Sie nach der Erkenntnis von Gott, die diese Wesen im Walde gewonnen haben! Fragen Sie, welche Natur-Erleuchtung in diesen Seelen gewachsen ist: unbeeinflußt von Religion, unberührt von Morallehre, von Gesetz, Wissenschaft und Legende. Was die Ursprache der Menschheit anbelangt, meine Freunde: Sie hören sie ja . . ."
Tiefes Schweigen der gelehrten Versammlung antwortet. Nur das affenartige Gebell der Dschungelkinder füllt den Saal. Akbar gibt einen Wink, und die Horde junger Raubtiere wird aus dem Saal gejagt. Dann wendet er sich an die Priester, Mandarine und Brahmanen.
„Hoch und trutzig erheben sich die Pfeiler und Zinnen menschlicher Vorstellungskraft zu den Wolken. Untersucht man aber die Grundmauern der Religionen, so entdeckt man, daß sie im Flugsand der Phantasie wanken!"
Tiefe Traurigkeit scheint den Herrscher zu überwältigen.
„Mein Freund, der Dichter Feizi", sagt er, „hat mir über das Portal meines Palastes Ibadat Khana in kufischer Schrift den Vers setzen lassen:
„Der Schatz, der nicht vergeht, nicht wird geraubt, doch dauernd wächst,
Je mehr du ihn verschwendest, dieser Schatz heißt: Wissenschaft."

Dann hebt der Kaiser seine Hände bittend empor. Wie ein Schrei bricht es aus ihm:
„Glühend steht die Welt in Flammen.
Gott, errette sie in Deiner Gnade.
Du kannst das Feuer löschen, Herr —

Sogar mit Feuer, wenn Du willst.
O sende Deinen Willen uns zur Rettung, Herr!"
„Solch einen Mann für Christus zu gewinnen", flüstert Pater Aquaviva seinem Nachbarn zu, „das wäre aller Anstrengung der Missionare wert!"
„Er ist sehr einsam", erwidert Pater Pinheiro, „und von Christus so weit entfernt wie Indien von Europa. Nur eines hat er mit dem Abendland der Renaissance gemeinsam: er wirft sich verzweifelt dem Verstand und der Wissenschaft in die Arme ..."



1587

Der Trick mit der Uhr

Pater Matteo Ricci sitzt am Fenster seines auf einem Hügel gelegenen Pavillons. Er hält ein „Nürnberger Ei" — eine Taschenuhr — in der Hand und wartet darauf, daß sie abläuft. Die Zeiger nähern sich der Zahl Zehn, erreichen sie endlich, und nun beginnt das Spielwerk der Uhr mit sanften, silbrigen Tönen die Zeit anzuschlagen. Aber dem Pater scheint es, als vollführe die Uhr ihr Kunststück nur noch mühsam, zögernd und schon wie erlahmend. Bald wird die Feder entspannt sein. Elf Uhr wird das kleine Werk vermutlich nicht mehr schlagen.
Er wendet sein Auge der Silhouette der mächtigen Kaiserstadt zu.
Peking, mit dem endlosen Geschachtel seiner Stroh- und Ziegeldächer, den geschweiften Majolikadächern, umrahmt von grünen Parks, liegt ihm zu Füßen. Fern hinter den aufragenden Blöcken der Tempel, Paläste und Pagoden und schon jenseits des Flusses Peiho lagert stumm und abweisend wie eine Festung mit riesigen Mauern und Torwerken „Ta-tu", die „Verbotene Stadt".
Dort drüben in dem ungeheuren Viereck der Kaiserstadt wohnt Kaiser Schen-tsung aus dem Hause Ming, der Herr des gewaltigen China.
Und höchstwahrscheinlich saß auch er in diesem Augenblick in irgendeinem seiner Palastgemächer vor einer ganz ähnlichen Taschenuhr, die soeben zehn geschlagen hatte. Aber elf würde auch seine Uhr nicht mehr erreichen. Die Feder war abgelaufen.
Pater Ricci hat Zeit, er wartet, wie sich die Dinge weiterentwickeln würden. Es war ungeheuer schwer gewesen, nach China hineinzukommen, bis zum Kaiser vorzudringen aber schien unmöglich. Doch die Uhr mußte es schaffen ...
Ein feines, kluges Lächeln huscht über die scharfgeschnittenen Züge des Jesuiten-

paters. So unwahrscheinlich es war: Da sitzt er nun, wartet und trägt das rotseidene Kleid eines Mandarins und die Satinkappe mit dem Kristallknopf. Er heißt nicht mehr Pater Matteo Ricci, sondern Po-hi (Doktor) Li-Ma-tou. Immerhin ist er bis Peking vorgedrungen. Seine Gedanken schweifen zurück.
Schon vor etwa dreißig Jahren war der inzwischen heiliggesprochene Jesuitenpater Franz Xavier vor den Toren Chinas erschienen, um dort die Heilslehre Christi zu verbreiten. Aber China, das üble Erfahrungen mit den fremden Kaufleuten — den „rotgesichtigen, spitznäsigen Barbaren aus dem Westen" — gemacht hatte, war verschlossen. Es war unmöglich, die Einreiseerlaubnis zu bekommen. Franz Xavier war angesichts der Küste in Portugiesisch-Macao gestorben. Seither war jeder Versuch der verschiedenen Missionsorden gescheitert, das Reich der Mitte aufzuschließen.
Dann kam Pater Matteo Ricci. Er war ein armer Leute Kind, hatte in einer Klosterschule und später an verschiedenen Universitäten studiert und war Jesuit geworden. Er beherrschte außer Theologie, Philosophie, Mathematik, Astronomie, Mechanik mehrere Sprachen. Ihm war gelungen, was kaum ein anderer Europäer geschafft hatte — was selbst dem klugen Marco Polo nie gänzlich geglückt war: er hatte das vornehme Mandarinchinesisch sprechen und mehr als zehntausend Schriftzeichen schreiben gelernt.
In Macao hatte er die Bekanntschaft vornehmer Chinesen, darunter einiger Mandarine, gemacht, die von den vielfältigen Kenntnissen des Paters entzückt waren. Noch immer galten in China Wissen, Bildung und Geist als die begehrenswertesten Eigenschaften eines Mannes.
Seine Mandarinfreunde hatten ihm die Einreiseerlaubnis nach Kanton verschafft. Dort wohnte er lange im Kreise gelehrter Leute, schrieb chinesische Gedichte, malte chinesische Tuschebilder und verbreitete an den geselligen Abenden europäisches Wissen aus Mathematik, Astronomie und Physik. Der Vizekönig erhob ihn eines Tages in den Rang eines Mandarins, und seine Freunde nannten ihn nur noch „Doktor Li".
Den Durchbruch erreichte Pater Ricci, als er den gelehrten Mandarinen eine sorgfältig gezeichnete Weltkarte schenkte, die allgemeines Aufsehen erregte. Diese Karte zeigte nicht nur die Erdteile Europa, Afrika und Asien, sondern auch schon die beiden Amerika und die ungefähre Größe der Ozeane. Das war eine Revolution für die Chinesen, die gewohnt waren, in ihren quadratischen Erdkarten zu denken, bei denen China zwei Dritteile der Fläche und die übrige Welt nur die Ränder einnahm. Der Vizekönig der Provinz Kiang-si lud ihn zu sich nach der alten Kaiserstadt Nanking ein. Wieder erregte Doktor Li höchste Aufmerksamkeit, als er in Gelehrtenkreisen der alten Hauptstadt europäische Erkenntnisse über Optik, Akustik und Mechanik darbot. Zwei Jahre später war einer seiner Mandarinfreunde, ein gewisser Li-Chih, an die Hohe Schule nach Peking versetzt worden.
Kurz darauf kam ein Ruf, der Doktor Li in die Kaiserstadt holte.
Man ließ den europäischen Mandarin in einem versteckten Pavillon der Vorstadt wohnen, traf sich bei ihm zu gelehrten Debatten und bewunderte seine Bildung und seine vielseitigen Kenntnisse. Der Pater nutzte das nächste Jahr, um die berühmte Enzyklopädie „Yung-li ta-tien" zu studieren. Dieses Riesenwerk von elf-

tausend Schriftrollen umfaßte das gesamte Wissen Chinas und war im Auftrag der Pekinger Han-lin-Akademie von zweihundert Gelehrten zusammengestellt worden. Natürlich bewältigte sogar ein Kopf wie der Pater Riccis dieses Mammutwerk niemals völlig. Wenn er ein Nachschlagewerk brauchte, griff er zu den bereits in China gedruckten und illustrierten Lexika des Wang-Tsch'i und Wang-Sse-i.
Hier in seinem Pekinger Pavillon machte Doktor Li die Bekanntschaft Sü-Kuang-k'is, eines Mandarins des durchsichtigen, blauen Knopfes und Trägers des Silberfasanschildes. Sü-Kuang ist Minister und hochgeachteter Gelehrter der Han-lin-Universität. Dieser hochgestellte Mann erklärt sich endlich bereit, ein kostbares Geschenk Doktor Lis persönlich dem Kaiser Schen-tsung zu überreichen. Das wertvolle Präsent besteht aus einer kunstvoll mit Emaille, Silberfiligran und Gold eingelegten mechanischen Taschenuhr aus Nürnberg. Die Uhr muß von Zeit zu Zeit mit einem Schlüssel aufgezogen werden — aber den Schlüssel behält Pater Ricci zurück. Darin bestand sein Trick. Er konnte sich alles Weitere gut vorstellen: Kaiser Schen-tsung galt, wie die meisten gelehrten Chinesen, als ein besonderer Liebhaber aller mechanischen Spielereien. Er hatte die Uhr sicherlich mit großem Vergnügen in Empfang genommen, denn etwas Ähnliches gab es im Fernen Osten nicht. Nun schaute er alle Stunden ein dutzendmal nach der Zeit, horchte gespannt auf die silbrigen Töne, die ihm die Stundenzahl ankündigten, und freute sich wie ein Kind.
Aber nun mußte die Feder abgelaufen sein. Die Zeiger standen still, das Spielwerk schwieg.
Der Pater lächelte, wenn er daran dachte, wie die hohen Minister, die Palastbeamten, Eunuchen, Mandarine und Professoren in höchste Aufregung gerieten. Einer schob den anderen vor. Wer war zuständig und kompetent für die Reparatur der kostbaren Uhr?
Und endlich würde sich der weise Sü-Kuang erheben, würde vor dem Drachenthron niedersinken und demütig bekennen, daß es nur einen Mann in China und in Peking gäbe, der in der Lage sei, das Wunder instand zu setzen. Dieser Mann trage zwar das Purpurkleid mit dem Entenschild und den Kristallknopf eines niedrigen Mandarins, sei aber — der Himmelssohn möge es verzeihen und darüber hinwegsehen — ein Europäer! Nein — beileibe kein „rotgesichtiger, spitznäsiger Barbar" wie die anderen, sondern ein höchst interessanter Gelehrter, ein gebildeter Mann, der so gut wie ein Chinese Mandarindialekt spreche.
Und der Himmelssohn würde nur an die Uhr denken, die zu ticken und zu läuten aufgehört hatte, und er würde befehlen, daß man Doktor Li in die „Verbotene Stadt" hole.
Deshalb trägt Doktor Li bereits sein schönstes Drachengewand, denn er erwartet die Botschaft des Himmelssohnes. Die Uhr ist abgelaufen ...
Sie kommen mit einer ganzen Kette von Sänften. Reiter der Tatarengarde eskortieren den Zug, der den eiligen Befehl des Ministeriums Li-Pu überbringt. Doktor Li wird mit allen Ehren zur gelbseidenen Sänfte geleitet. Der Park mit dem Pavillon bleibt zurück, rasch durcheilen die Kulis an den Tragstangen die Vororte. Erst jenseits des Peihoflusses späht Doktor Li hinter den Vorhängen der Sänfte hervor.
Der Palast Sin-ching wächst vor seinen Augen immer höher. Sieben Meilen lang

ist die doppelte rosafarbene Mauer der Tatarenstadt, dreißig Fuß ist sie hoch und auf der Krone so breit, daß zwölf Reiter nebeneinander galoppieren können. Wie durch Zauberhand öffnen sich die schweren Flügel der Bronzetore. Hinter den Torgewölben liegen im Sonnenlicht zwei gewaltige Marmorlöwen. Jenseits des weiten, sandbestreuten Hofes führt eine breitgeschwungene Marmortreppe zu einer Terrasse empor, die in einen Park übergeht. Immer neue Palastgevierte, weite Innenhöfe und Torbauten öffnen sich vor dem Zug der Sänften.

Doktor Li schwebt durch hochgebaute Torgerüste aus rot und golden lackiertem Edelholz. Endlich kommt man in ein tempelartiges Gebäude, an dessen durchbrochenen Bronzegittern herrliche Räuchergefäße, glückverheißende Tierfiguren aus Erz, Schildkröten, Reiher und Kraniche stehen.

Der Pater hat genau mitgezählt und weiß daher, daß er nur zwei der sieben Mauerringe von Ta-tu passiert hat. Er muß sich im „Hof der Beamten" befinden, wird also dem Kaiser kaum persönlich begegnen.

Trotzdem verschlägt es ihm beinah den Atem, als er sich einer Versammlung höchster Mandarine gegenübersieht. Im Halbdunkel der Halle, inmitten goldglitzernder Bronzen, feinster bemalter Stoffbahnen und unter buntlackiertem Gebälk aus Edelholz, sitzen stumm wie Götzen Palasteunuchen und Minister in ihren steifen Prachtgewändern. Er erkennt die kostbaren Brustschilde mit den Zeichen der Pelikane, Reiher, Pfauen, Goldfasane und Paradiesvögel.

Doktor Li weiß sich wie ein vornehmer Chinese zu benehmen. Er versinkt im Kotau, wirft sich den hohen Herren zu Füßen und wartet die Anrede des Ministers ab. Das Anliegen des Staatsrates ist knapp und klar. Er soll die Spieluhr des Himmelssohnes wieder zum Gehen bringen. Mit wenigen Griffen ist das Notwendige getan. Aber den Schlüssel behält der kluge Jesuit wieder für sich.

Die Verabschiedung ist von beinah verletzender Kürze. Die Sänfte wartet bereits und bringt Doktor Li in seinen Pavillon am Rand der Chinesenstadt zurück.

Der Plan Pater Riccis gelingt trotzdem. Vierundzwanzig Stunden später naht die Kommission abermals und bittet den Doktor in den Palast.

Dreimal wiederholt sich der Vorgang. Dann wagt Doktor Li einen Vorstoß. Anstatt vor den Mandarinen einfach die Uhr aufzuziehen, legt er zwei italienische Gemälde religiösen Inhalts als Geschenke für den Kaiser nieder und überreicht zugleich eine in schönster Mandarinschrift abgefaßte Bittschrift dazu, die in sehr geschickter Weise das Interesse des Himmelssohnes an den Offenbarungen des Christenglaubens und an der europäischen Wissenschaft wecken soll.

Schweigend nehmen die hohen Herren die Gaben entgegen.

Bei seinem nächsten Besuch in „Ta-tu" geleitet man seine Sänfte durch den dritten, vierten und fünften Hof. Unbeschreibliche Wunderwelten tun sich auf. Höchste Mandarine führen Doktor Li in einen rot-golden lackierten, tempelartigen Raum, der mit gelber Seide ausgeschlagen ist. Zwischen hohen, blau und rosa gefärbten Porzellanvasen, bronzenen Räuchergefäßen und hinter märchenhaft geschnitzten Rosenholzgittern steht der Drachenthron. Der Himmelssohn persönlich, Kaiser Schen-tsung sitzt darauf in seidenstarrer, unsäglicher Hoheit.

Doktor Li hat es erreicht. Der Kaiser empfängt ihn, spricht mit ihm und entläßt ihn, mit der Bitte wiederzukommen, sehr gnädig. Ein Gespräch hat begonnen: ein Ge-

spräch über Wissenschaft, Mechanik, Uhren, Astronomie und europäisches Denken.
Am Ende aber wird es zu einem Gespräch über die ewige Wahrheit werden. Endlich hat Pater Ricci — und mit ihm die Gesellschaft Jesu — die Pforte Chinas aufgesprengt. Gelingt es, den Kaiser und seine Mandarine für Christus zu gewinnen, so wird man eines Tages auch das Reich der Mitte missionieren.
Die Uhr zeigt eine neue Zeit.



1623

Tortuga — Paradies der Korsaren

Die Hauptstraße von Cayone auf Tortuga ist von groben Bretterbuden, meist Kneipen übelster Art, gesäumt. Man sieht phantastische Gestalten: braungebrannte Piraten mit bunten Kopftüchern, weiten Panamahüten, goldenen Ohrringen und behangen mit Entermessern, Säbeln, Pistolen; viele von ihnen führen Frauenzimmer spazieren, die mit spanischen Kavaliershüten, wallendem Federschmuck und indianischen Kleinodien ausgestattet sind. Einige gehen in holländischen Seestiefeln, spanischen Reitstiefeletten, andere tragen Samt und Seide und laufen barfuß.
In Tortuga ist alles möglich. Es ist auch möglich, daß einer nicht weiß, wo er schlafen oder wo er essen soll, oder daß er so zerlumpt ist wie John Davis, der Englischmann, und dennoch einen Beutel goldener Dukaten im Gürtel verbirgt.
John gähnt faul und versucht, sich mit der haarscharf geschliffenen Espada die dreckigen Fingernägel zu putzen. Er sitzt, die Beine lang ausgestreckt, auf einem Baumstamm, der zwischen Regenpfützen und Unrat am Straßenrand liegt.
Da geht ein mächtiger Tumult los. Aus Johnnies Taverne, die „Zur Freiheit der Meere" heißt, fliegt mit explosionsartigem Knall eine Rotte raufender Männer. Ein kleiner, schwarzhaariger Kerl, den sein riesengroßer Federhut und seine Goldborten am Ärmel als Korsarenkapitän ausweisen, schwingt einen Krummsäbel, haut einigen Leuten krachend über die Schädel, hackt einem den Arm ab und rennt,

indem er die Meute derer, die ihn zurückhalten wollen, abschüttelt, in die Stadt. Wer ihm begegnet, bekommt mit dem Säbel eins ab.
John Davis hebt kaum den verzottelten Kopf und gähnt abermals. Der Anblick des besoffenen Kapitäns erinnert ihn nur daran, daß er vorgehabt hat, einen kräftigen Schluck Rum zu sich zu nehmen. Schon rappelt er sich empor, als er mit einem bärenstarken Maat zusammenstößt. Sie halten sich aneinander fest und sinken beide auf den Baumstamm zurück. Der Maat spricht englisch, was ihn für John Davis — obwohl er ungemein farbenprächtig flucht — sehr sympathisch macht.
„Was bist denn du für einer?" fragte er den Maat. „Ich seh' dich zum erstenmal auf Tortuga."
„Du machst mir Spaß, Kumpel!" erwidert dieser. „Kennt Master Jim nicht, den Bootsmann von Kapitän Rock! Bin hier auf der Insel wie zu Hause, aber dich habe ich auch noch nicht bemerkt."
„Bin ja auch erst gestern angekommen, Sailor!" grinst John.
Der Bootsmann reicht John eine Buddel Rum. Sie nehmen einen kräftigen Schluck, die Freundschaft scheint besiegelt. Dann fährt der Maat fort.
„Das betrunkene Schwein, das soeben einem friedlichen Mann einen Arm abgehackt hat, ist mein Käpten. Kennst du ‚Rock den Brasilianer'?" Und als John nur wortlos den Kopf schüttelt, fährt er gleich fort und erzählt den Lebensweg dieses bekannten Piraten.
Vor einigen Jahren haben die Holländer mit Waffengewalt in Guayana, also auf dem Kolonialboden der Portugiesen, eine Niederlassung gegründet. Rock war einer der neuangesiedelten Zuckerrohr- und Tabakpflanzer gewesen. Als aber der Krieg zwischen Holländern und Engländern ausbrach, wagten die Portugiesen einen Aufstand und jagten die Siedler wieder ins Meer zurück.
Von seiner mühsam aufgebauten Plantage blieben Käpten Rock nichts als ein paar handfeste Kameraden, ein Küstensegler und einige Waffen. Nun, mit diesem lächerlichen Schiffchen legte sich unser Rock auf die Lauer und fing eine der spanischen Silbergaleonen, die aus dem Maracaibogolf herauskamen und auf Heimatkurs laufen wollten. Mit einem Schlage war er reich, besaß ein schönes, mit Kanonen bestücktes Kriegsschiff, konnte Leute anwerben und sich als ehrenwertes Mitglied der Flibustier-Gesellschaft betrachten.
„Er hat fast immer Erfolg", sagt der Maat. „Seine Jagdgründe sind der Mexikogolf, wo es von spanischen Schatzschiffen nur so wimmelt. Wenn Rock der Brasilianer in Tortuga an Land geht, nimmt er immer an die fünfzig schwerbewaffnete Männer mit, säuft, grölt, rauft und benimmt sich wie ein Schwein. Da nützen auch sein Federhut, seine Seidenhosen und das Wams eines spanischen Granden nichts, mit denen er sich ausstaffiert hat. Es ist nicht leicht, Bootsmann auf seiner ‚Meerjungfrau' zu sein! Da sieh: es ist der Dreidecker mit den gerefften Segeln unter den zwei Hauptmasten, der dort im Hafen kalfatert wird!"
Tortuga ist eine Nachbarinsel des spanischen Haiti. Die Einfahrt zu dem von einem Riff geschützten Hafen kann mit ein paar Kanonen wirkungsvoll verteidigt werden. Die Insel hat nur sechzehn Meilen Umfang. Ihr Südteil ist von wucherndem Urwald, übergrünten Felshäuptern und einer fruchtbaren Ebene bedeckt, während der Norden unwirtlich und öde ist. Hier hatten sich im Laufe der Zeit die meisten

der Korsaren, Flibustier oder Freibeuter — wie immer sie sich nannten — aus der Westindischen See gesammelt und eine sichere Heimstatt geschaffen. Ein befestigtes Blockhaus auf der Klippe gab ihnen mit seinen Kanonen Schutz.

Das alte Europa jenseits des Ozeans war wahnsinnig geworden und hatte sich in den Dreißigjährigen Krieg gestürzt. Fürsten und Könige rauften um Länder, Einfluß und Geld; Bischöfe und Pastoren ließen die Menschen um des rechten Evangeliums willen sterben; und wenn irgendwo zufällig kein Krieg war, dann sorgten die Gerichte der Herren für Abwechslung: Ohrenabschneidung, Zungenausriß, Folter, Auspeitschen, Galeerendienst, Verbannung, Leibeigenschaft und Willkür standen in den Gesetzbüchern. Der kleine Mann bekam das zu spüren, wenn er die Steuern nicht zahlte, einen anderen Glauben hatte, den Pfarrer oder Gutsherrn nicht grüßte oder ärmer war, als die Polizei es erlaubte. War es ein Wunder, daß viele der Freiheitsdurstigsten und Unbändigsten dieser wilden Zeit aufs Meer entliefen, um Seeräuber zu werden? Die Regierungen unterstützten es sogar, indem sie Kaperbriefe ausstellten und sich gegenseitig die Korsaren an den Hals hetzten. Engländer lagen auf den Schiffahrtswegen der Spanier, Holländer raubten englische Kauffahrer aus, und Engländer nahmen Dänen, Franzosen oder selbst verbündete Portugiesen als Prise. Irgendwo war immer Krieg. Wenn die Könige raubten, hieß das Krieg und war heilig; raubten aber die Korsaren, so nannte man es Piraterie und schickte ihnen den Henker auf den Hals — wenn man sie einfing und ihrer Herr wurde! Denn die Korsaren verfügten über ganze Flotten, über zahlreiche Mannschaften und Waffen im Überfluß. Tortuga war ihr Hauptplatz im westlichen Meer.

„Komm, Kamerad!" schlägt Jim vor. „Wir wollen in den ‚Roten Truthahn' gehen und einen Drink nehmen, um unsere Bekanntschaft zu begießen! Dann magst du mir erzählen, woher dich der Wind nach Tortuga geweht hat!"

Die Kneipe ist verräuchert und voller Rumdunst. Hier qualmen schon viele die Zigarren der Indios oder die tönernen Hollandpfeifen. Ein zusammengewürfeltes, schrecklich anzusehendes Mannsvolk hockt beisammen, säuft, würfelt, grölt oder scherzt mit den aufgeputzten Dirnen, die an der Theke lehnen.

„Meine Geschichte ist rasch erzählt", sagt John Davis. „Ich bin ein Handwerkssohn aus den Midlands; meine Familie hing den Puritanern an. Wie nun die katholischen Stuarts kamen, gab es Aufläufe. Wir wurden allesamt ins Gefängnis geworfen. Du weißt ja: Stockprügel, Mutter am Pranger, Vater mit Brandmarken bestraft — und ich war siebzehn, lief davon und kam zu den Straßenräubern im Chiltern-Forest. Da haben sie mich beim Überfall auf eine Kutsche geschnappt, verurteilt und zum Galgen geführt. Im letzten Augenblick wurden wir zur königlichen Marine begnadigt, was jedoch weit schlimmer war, wenn ich an das madige Brot, an die Salzfische und die neunschwänzige Katze denke. Natürlich bin ich desertiert, fuhr dann mit einem Sklavenschiff auf der Guinearoute. Wir wurden von einem französischen Korsaren aufgebracht und als Landarbeitersklaven an einen französischen Farmer auf einer westindischen Insel verkauft. Wieder diese endlose Prügelei und das Hungerleiden bei sechzehn Stunden Fronarbeit! Wir waren unser sechs, als wir davonliefen und mit einem Eingeborenenkanu zur Nachbarinsel ruderten. Dort gerieten wir unter die Bukanier, jene wilden Jäger und Häutehändler, deren ge-

trocknetes Rindfleisch meist an die Korsarenschiffe geliefert wird. Eines Tages landeten spanische Soldaten und schossen sich lange mit den Bukaniern herum; wir mischten ein wenig mit und gewannen schließlich das Gefecht. Da hatte ich nun das Glück, einen Capitano totzuschlagen, von dem ich mir anschließend die Hosen und Stiefel auslieh. Und siehe da, Sailor! Im Gürtel des Dons steckte eine Börse mit sechzig Dublonen in Gold! Drei meiner Freunde und ich fingen uns ein Boot ein, mit dem die Spanier gelandet waren, und der Wind trug uns fröhlich nach Tortuga. Jetzt werden wir endlich freie Menschen sein und ein christliches Freibeuterleben führen. Das wär' es, Freund Jim!"

Der Maat Käpten Rocks schlägt John anerkennend auf die Schulter und trinkt ihm zu.

„Freundchen", sagt er, „nun sollst du auch wissen, mit wem du es zu tun hast. Das Woher können wir unterlassen, es klingt ganz ähnlich wie bei dir. Nur, daß meine Eltern Gutspächter waren, kleine Leute, die den Zins nicht mehr zahlen konnten. Da meldeten sie sich zu den Auswandererschiffen, die man überall anpries. Weil sie aber kein Geld hatten, sollten sie sieben Jahre lang auf den Plantagen der Neuen Welt Sklavenarbeit tun — als Preis für Überfahrt und Verpflegung. Na, mir hat es nicht gepaßt, und so ging ich zur See."

Er zupft John am Ärmel seiner zerfetzten Jacke, die wohl vordem dem spanischen Capitano gehört hatte, und macht ihn auf einen langen, knebelbärtigen Kerl aufmerksam, der mit anderen würfelt, aber stets die geladene Pistole neben sich liegen hat.

„Den sieh dir an, Kumpel! Das ist mein alter Käpten: Bartolomeo de Portugees, ein tollkühner Korsar, kann ich dir sagen, von dem man in allen Schenken der Küste erzählt. Ich war dabei, als er noch eine kleine Barke befehligte, die nur ein Geschütz besaß, aber mit siebzig Teufelskerlen vollgestopft war. Mit dieser Nußschale hat er sich nachts längsseits an ein spanisches Dreidecksschiff herangepirscht, das in einer Bucht vor Anker lag und bis zum Dollbord mit Silberbarren, Kakao und Tabak vollgeladen war. Wir haben ganz leise geentert. Die Offiziere saßen noch in der Kapitänskajüte, als wir eindrangen. Seitdem ist der Portugeese ein reicher Mann, der zwei vollgetakelte Kreuzer befehligt. Ich bin nur deshalb zu Käpten Rock gewechselt, weil ich den Bootsmannanteil bekam."

„Hast du nie daran gedacht, dich selbständig zu machen, Jim?"

„Freilich, Kumpel. Ich besitze auch — wohlvergraben in einem Topf — einen ansehnlichen Haufen Goldstücke, die aus meinem Beuteanteil stammen. Wir sollten eine ‚Matelotage' schließen, wie man hierzulande den Vertrag auf Tod und Leben nennt. Blutsbrüderschaft, Sailor! Dann werfen wir unsere Goldfüchse zusammen, kaufen zunächst eine Bark und werben Leute an, die wir auf Anteilbasis mitfahren lassen. Spanische Gold- und Silberschiffe sind vielleicht für den Anfang zu groß für unsere Ausrüstung, aber man kann auch im Küstenhandel gut verdienen. Ständig kreuzen zwischen den spanischen Inseln und dem Festland kleine Handelsschiffe. Wir würden es wohl schaffen, auch so große Korsaren zu werden, wie es Käpten Rock oder der Portugiese sind!"

„Top, Kamerad! Das ist ein Wort! Wir wollen uns zusammentun!"

Feierlich bestellen die beiden Verschwörer einen Krug dunkelroten Champechweins, ritzen sich den Puls und träufeln ihr Blut in den Becher. Dann trinken sie über Kreuz miteinander Brüderschaft bis zum Tode.
„Jetzt brauchen wir nur noch Schiff, Waffen, Mannschaft und Vorräte!" lacht John Davis. „Kapitän und Steuermann sind sich einig!"
Da grollt ein Alarmschuß vom Fort an der Klippe. Alle stürzen ins Freie und rennen zum Hafen.
Masten und gereffte Segel einer französischen Brigg tauchen hinter den Palmen am Strande auf, ein großes Kriegsschiff läuft mit ruhiger Fahrt in den Hafen.
„Vivat, das ist Pierre le Grand, der Franzose!" schreien die Männer, die am weitesten am Kai stehen. „Er ist aus Frankreich zurück."
Pierre le Grand pflegt nicht nur die Rinderhäute der Bukanier und den Tabak der Pflanzer aufzukaufen, sondern auch die Beute der Korsaren: Kakao, Silberbarren, Goldstücke und Schmuck, Zuckerrohr, Gewürze und Edelhölzer einzusammeln und auf Kommissionsbasis zu verfrachten. Für den Erlös in französischen Hafenstädten bringt er dann Pulver, Blei, Waffen, Schiffsausrüstungen, Tauwerk, aber auch Leckereien, Seidenstoffe und allerhand Tand mit nach Tortuga. Es ist jedesmal ein Fest, wenn er einläuft.
Das Beste aber, das er mitbringt, sind Dutzende leichter Mädchen, die er in Frankreich aus den Schuld- und Dirnengefängnissen ausgelöst hat und die er den Piratenbrüdern zuführt. Schon sieht man sie leichtgeschürzt und buntgewandet an Strickleitern über die Bordwände klettern.
Freudenschüsse struppiger Bukanier und das laute Gejohle der Korsaren begrüßen ihre Ankunft. Die Wirte in den Schenken legen neue Fässer auf die Zapfschragen. Heute wird es hoch hergehen.
„Das Schönste, was Pierre le Grand diesmal mitgebracht hat", sagt Jim zu seinem neuen Blutsbruder, indem er ihn kräftig anstößt, „das siehst du in seinem Kielwasser fahren! Das ist genau, was wir brauchen, und wir werden es billig bekommen, wenn alle besoffen sind!"
Mit starken Tauen verbunden schwimmt hinter der großen Brigg ein stark zerschossenes, aber noch reparables Schifflein spanischer Bauart: eine 50-Mann-Bark, die Pierre vermutlich unterwegs hat mitgehen lassen. Die Spanier aber sind sicher zu Fuß nach Hause gegangen, nachdem man sie über Bord gehievt hat.
„Wir werden sie auf die Werft holen", sagt John Davis begeistert. „Wenn sie seetüchtig ist, soll sie den Namen ‚Die Blutsbrüder' bekommen!"
Eng umschlungen kehren sie in die Kneipe zurück.



1637

Die Trampelbretter von Nagasaki

Die Nacht ist finster und regenverhangen, ein frischer Wind bläst vom Chinesischen Meer auf die Insel Kiushu zu. Hafen und Stadt Nagasaki scheinen sich in der bizarren Bergkulisse der Küste förmlich zu verkriechen. Nur auf den chinesischen Dschunken und holländischen Frachtschiffen, die vor der winzigen Insel Deschima ankern, schwanken ein paar zitternde, auf und ab hüpfende Schiffslaternen.
Deschima ist in der Bucht von Nagasaki gelegen und den Holländern als Faktorei eingeräumt.
Weil der Verkehr zwischen Deschima und dem Hafen Nagasaki streng von japanischen Behörden überwacht wird, ist diese windige, regnerische Nacht für die Ankunft eines Mannes, der unbeobachtet bleiben will, wie geschaffen. Kurz vor Mitternacht legt das schmale, unbeleuchtete Ruderboot, das Pater Pedro Camoens übersetzt, an einer einsamen Stelle des Kais zwischen Sampans und Dschunken an. Der Jesuit springt rasch an Land und verschwindet, in einen weiten chinesischen Mantel gehüllt, in der Dunkelheit, während das Boot gleich wieder ablegt und in der schwarzen, rauschenden Wasserfläche untertaucht.
Für einen jungen Mann, der eben aus Macao — der portugiesischen Niederlassung vor der Kantonküste — gekommen ist und der sich mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren von einer chinesischen Handelsdschunke in das holländische und damit protestantische Deschima hat schmuggeln lassen — auf sich allein gestellt und nur mit den Anweisungen des Ordens ausgerüstet — ist es schwierig, in einer völlig unbekannten japanischen Hafenstadt den rechten Weg zu finden. Eine Erleichterung mag es geben: Nagasaki ist die am meisten christianisierte Stadt des Inselreichs.
Vorerst nimmt Pater Camoens die ungefähre Richtung auf die Bergrücken zu, wo sich in engen, winkeligen Gäßchen die aus Bambus, Papier, Stroh und Lehm ge-

bauten Häuschen aneinanderdrängen. Viele besitzen zierliche Gärtchen, soweit das in der Nacht zu erkennen ist. Hinter manchen Fenstern — aus ölgetränktem Papier, das in Rahmen gespannt ist — erkennt der späte Wanderer die auf den Matten kauernden Familien. Als er in einem der Häuschen ein Kruzifix, Bilder der Heiligen und brennende Kerzen sieht, wagt er vorsichtig zu klopfen.
„Bei Christus und seiner heiligen Mutter", sagt er zu dem alten Japaner, der heraustritt, „helfen Sie mir bitte, Bruder! Wo finde ich die Familie des Yori Watanabe, des Schwertfegers?"
Er spricht ein gutes, etwas hartes Japanisch; der alte Mann macht zuerst einen sehr überraschten Eindruck, gewinnt aber sofort wieder seine undurchdringliche ostasiatische Maske. Er verneigt sich höflich.
„Gehen Sie die Straße bis zum Ende, Pater", spricht er. „Wo die drei Pinien vor den Felsen stehen, da ist es! Gott schütze Sie!"
„So leicht also erkennen sie mich", denkt der Pater. Er dankt und eilt, in seinen Mantel gehüllt, von dannen.
Kurz darauf hat er den sicheren Hort des christlichen Hauses Watanabe erreicht. Yori Watanabe ist „Familiar" der Gesellschaft Jesu, fanatischer Christ und unerschütterlicher Freund der Kirche. Er hat — als die Ausweisungsdekrete des Shoguns auch nach Nagasaki kamen — dem alten Pater Pinheiro Asyl, Versteck und Hilfe angeboten. Da eine hinausgeschmuggelte Botschaft besagte, Pater Pinheiro sei zudem noch schwer erkrankt und bedürfe der Hilfe, wenn nicht der Ablösung, hatten die Ordensoberen den jungen, für die Japanmission sorgfältig geschulten Pater Camoens ausgesandt.
Da steht er nun in dem schlichten, mit Bastmatten bedeckten Raum, während Lampen entzündet werden und der älteste Sohn Yoris, der stattliche Itsu-Pedro, vorsichtigerweise die Bambusjalousien herabläßt. Der Pater lernt sie alle kennen: die schattenhafte, sich ständig bis zum Boden verneigende Mutter Bunga-Maria, die hübsche Tochter Mitsu-Clara und den Jüngsten der Watanabes, den kleinen Tsuna-Ignatius.
Die Guten erbitten den Segen des Paters, knien nieder und danken mit gemurmelten Gebeten. Dann läuft Mutter Bunga-Maria und zaubert Reisschalen, kalten Fisch, Mangofrüchte und Bambussprossen herbei. Der Vater setzt den Teekessel auf, während Mitsu-Clara die kostbaren Porzellanschalen bringt.
Doch aus der kleinen Nebenkammer tönt nun die schwache, aber gebieterische Stimme des kranken Paters Pinheiro, der den neuangekommenen Bruder zu sehen wünscht. Er ist offenbar aufgewacht und will mit seinem Gruß nicht bis morgen warten.
Bald hernach sind die beiden Jesuiten in ein ernstes Gespräch verstrickt.
Natürlich kennt Pater Camoens die vorausgegangenen Ereignisse und Daten der gefährdeten Mission in Japan. Er weiß, daß der große Franz Xavier Anno 1543 als erster Bringer der Heilsbotschaft den Boden des Inselreichs betreten hat. Er weiß auch, daß dies in einer Zeit geschah, die politisch günstig war; Japan war — ähnlich wie das Europa der Renaissance — zerrissen in rivalisierende Fürstentümer, durchzogen von Kondottieri, raufenden Ritterscharen und aufständischen Bauern, in viele Kleinstaaten zersplittert. Damals war es leicht, die Hilfe eines Daimyos —

eines Provinzführers — zu gewinnen und das Evangelium in einigen der winzigen Städten, Burgen oder Höfen zu predigen. Ja, die Fürsten hatten sogar eine offizielle Gesandtschaft an den Papst geschickt. Alles ließ sich gut an. Die christliche Mission machte entschiedene Fortschritte, und im Jahre 1604 konnte der Jesuitenorden nach Rom melden, daß in Japan 123 Patres in 2 Kollegien, 2 Haupthäusern, einem Noviziat und in 20 Niederlassungen mit christlichen Schulen tätig waren. Die Zahl der Getauften — vor allem in Nagasaki und auf der Insel Kiushu — wurde auf über 1 Million geschätzt.

Aber inzwischen war in Japan ein typischer Renaissancegeneral aufgetreten. Iyeyasu Tokugawa vereinte in sich die Eigenschaften eines Macchiavelli und eines Cesare Borgia. Er hatte mit eisernem Besen Ordnung geschaffen, den Einheitsstaat unter dem Shogunat wiederhergestellt und die ehemalige Burg Yedo (Flußpforte) zur neuen Hauptstadt Japans gemacht. Dieser Platz, der nun Tokyo hieß, war zu einem Zentrum geworden, von dem aus der Shogun im Namen des Mikados — des Sonnensohnes — ein hartes Regiment führte.

Eiserne Zeiten! Bei Kyoto hatte der Tokugawa-Shogun zum Beispiel von neununddreißigtausend abgeschlagenen Chinesen- und Koreanerschädeln die Ohren abschneiden lassen und damit einen Schintohain um den sogenannten „Ohrenhügel" bereichert. Auf dem Schlachtfeld von Sekigahara hatte man aus vierzigtausend abgesäbelten Häuptern der Gegner des Tokugawa einen Triumphberg errichtet.

Und dann — als Japan wieder ein Reich war — hatte man angefangen, die Christen zu belästigen, zu verfolgen, auszutreiben. Die Patres mußten seither vielfach im Untergrund arbeiten, die Stellung der Kirche wurde immer schwieriger.

„Zugegeben", sagt Pater Camoens, „der jetzige Shogun Izemitsu ist ein fanatischer Buddhist! Aber für gewöhnlich sind Buddhisten sehr tolerant. Warum verfolgen sie die Christen?"

Der kranke Pater richtet sich ein wenig auf und beginnt zu erklären.

„Sehen Sie, mein Bruder: 1543 kam der Apostel Franz Xavier und verkündete die Religion der Liebe, aber schon 1542 waren portugiesische Kaufleute da, die den Japanern die ersten Schußwaffen verkauften und sie Geldraffen, Handelschaft und Betrug lehrten. Nur ein Beispiel dafür, wie uns die Doppelgesichtigkeit des christlichen Abendlandes geschadet hat! Vor einiger Zeit war ein spanischer Schiffer auf der Fahrt von Spanisch-Manila nach dem mexikanischen Acapulco vor Yokohama gestrandet. Die Japaner beschlagnahmten sein Schiff. Da lief er zum Shogun, und um diesem zu imponieren, erklärte er: Die Europäer schickten immer zuerst ihre Missionare, um die fremden Völker aufzuweichen, dann aber kämen sie mit Kriegsschiffen und würden das Land erobern. Auch wies er dem Shogun eine Weltkarte vor, um ihm klarzumachen, wie groß die spanische Kolonialmacht sei und wie klein dagegen Japan. Bald darauf erlebten wir die ersten Verfolgungen: 9 Priester und 16 Neubekehrte wurden zu Nagasaki gekreuzigt."

Pater Pinheiro seufzt tief und fährt mit fiebernden Augen fort.

„Dann hat uns ein anderer Umstand sehr geschadet: das eifersüchtige Gegeneinanderarbeiten der Orden! Die spanischen Dominikaner und Franziskaner hetzten ständig gegen die portugiesischen Jesuiten; schlimmer noch wurde es, als die Holländer und einige Engländer ankamen. Das waren gleich gar Protestanten, Puri-

taner, Reformierte, die den verwirrten Japanern erklärten, wir seien Papisten und Teufelsdiener. Sehen Sie, lieber Bruder in Christo: Die Holländer auf Deschima drüben haben zum Beispiel ihr Niederlassungsrecht nur darum bekommen, weil sie den Japanern ihre Kriegsschiffe und Kanonen liehen, um die portugiesische Handelsfaktorei Shimbara zu erstürmen. Die Japaner, die eben ihre Reichseinigung erlebt haben, erkennen, wie gefährlich, verlogen und habgierig alle Fremden sind. Sie glauben aber auch zu sehen, daß diese ‚Barbaren aus dem Südmeer' untereinander zerstritten und uneinig sind und daß es ihnen nur darauf ankommt, aus Japan einen großen Markt, vielleicht sogar eine Kolonie zu machen."

„Glauben Sie nicht, verehrungswürdiger Vater", wirft Pater Camoens ein, „daß es gut wäre, das Ohr des Shoguns in Tokyo zu erreichen und ihm den Unterschied zwischen Missionaren und Händlern, zwischen Christentum und Kolonialherrschaft klarzumachen?"

Doch der Kranke schüttelt nur müde den Kopf. Er zieht ein Flugblatt in japanischer Schrift hervor, das er seinem Ordensbruder wortlos überreicht. Pater Camoens liest mit einiger Schwierigkeit den neuesten Erlaß des Shogunats:

„Die Christenbande ist nach Japan gekommen, indem sie nicht nur ihre Handelsschiffe aussandte, um Waren zu tauschen, sondern auch danach trachtete, ein böses Gesetz zu verbreiten, die rechte Lehre umzustoßen, auf daß sie die Regierung des Landes verändern und die Macht im Staat ergreifen können. Das ist der Same großer Zwietracht und muß verhindert werden . . ."

Als der Pater fertiggelesen hat, ergreift der Kranke wieder das Wort.

„Bruder, die Lage ist hoffnungslos! Seien wir froh, daß wir den Unterschlupf bei den braven Watanabes gefunden haben. Sonst schickten sie uns zum Teufel. Die Mission in Japan ist ruiniert, die Fremdenfeindlichkeit breitet sich rapide aus. Eines Tages werden wir froh sein müssen, wenn sie uns nicht jagen wie die ersten Christen in Rom!"

Eine Weile gelingt es noch den beiden verborgenen Patres, die Christengemeinde Nagasakis zu betreuen, Messe zu lesen, Beichte zu hören und die Sakramente zu spenden. Dann wird eines Morgens an allen Straßenecken ein neuer, noch schärferer Erlaß des Shoguns angeschlagen.

„Der Christenglaube ist für immer verboten.

Wer einen Verdächtigen ausfindig macht, soll ihn der Regierung anzeigen. Als Belohnung erhält:

wer einen Pater anzeigt, 200 Silberstücke;

wer einen Frater anzeigt, 100 Silberstücke;

wer einen Gläubigen anzeigt, 50 Silberstücke und ebensoviel, wenn der Angezeigte zwar nicht Christ ist, aber Patres verborgen hält.

Wird offenbar, daß irgendwo ein Christ versteckt gehalten wird, so soll nicht nur der Schuldige, sondern auch der Vorsteher der betreffenden Gemeinde streng bestraft werden.

So ist gegeben der Befehl in der Periode Tenwa im 2. Jahr und 5. Monat der Bu-gyo (Oberrichter) des Shoguns."

Die getreuen Watanabes halten fest zu ihrem Glauben und geben den beiden Patres weiter Asyl. Aber die Treibjagd wird immer grimmiger. Besonders die Behörden des

als christlich verschrienen Nagasaki erfinden immer neue Methoden, Verdächtige ausfindig zu machen.
Sie lassen metallene Reliefs mit Darstellungen des Leidens Christi und Abbildungen der Gottesmutter herstellen und in vielen Abgüssen vervielfältigen. Diese Bronzereliefs werden sodann in hölzerne Bretter eingelegt, die man „Yefumi" oder „Trampelbretter" nennt.
An bestimmten Tagen muß die gesamte Bevölkerung eines Bezirks antreten, um über die Trampelbretter zu laufen. Wer sich weigert, gilt als überführter Christ und wird festgenommen.
Und so kommt der Tag, an dem auch die Familie Watanabe vor den „Trampelbrettern" steht. Standhaft weigert sich Vater Yori, Mutter Bunga-Maria, der Sohn Itsu-Pedro, die liebliche Mitsu-Clara und sogar der kleine Tsuna-Ignatius, Christus und die Gottesmutter zu schmähen. Sie werden sogleich festgenommen, später verurteilt und hingerichtet.
Ähnlich ergeht es Tausenden von Christen.
Pater Pinheiro erliegt den Aufregungen und stirbt. Pater Camoens harrt treulich bei seiner Gemeinde aus, wird aber verraten und als verhaßter Priester ans Kreuz geschlagen.
Die Fremdenfeindlichkeit der Regierung treibt immer neue Blüten. Alle ausländischen Handelsniederlassungen werden geschlossen, die Fremden aus Japan hinausgefegt. Fremden Schiffen sind fortan die japanischen Inseln streng verschlossen, ja der Shogun Izemitsu läßt sogar ein Dekret, das den Bau von Schiffen über fünfzig Tonnen — also hochseefähiger Fahrzeuge — untersagt. Kein Japaner bekommt mehr Ausreiseerlaubnis.
Ein dichter Bambusvorhang ist herabgefallen, hinter dem das Reich der tausend Inseln für lange Zeit aus der Weltgeschichte verschwindet.
Das Reich der aufgehenden Sonne wünscht keine Berührung mit einer Welt, die gefährlich, verderblich und fremdartig ist. Es will nicht zum Völkermarkt im Meer werden, sondern seine eigenen Sitten, Bräuche und Überlieferungen bewahren. Die Fremden ziehen aus Japan aus — nur die Lehre Christi schwelt untergründig über kommende Jahrhunderte fort. Kiushu und seine größte Stadt Nagasaki bleiben die christlichsten aller Plätze — trotz der Verfolgung. Auf Nagasaki wirft 1945 das christliche Amerika die zweite der Atombomben.



1644

Als der Kaiser am Baum hing und die Zöpfe Pflicht wurden

Die große Gießhalle auf dem südlichen Peihoufer von Peking war mit dem Qualm der harzigen Kiefernholzfeuer angefüllt. Der Geruch des kochenden Erzes, das sich sprudelnd und goldgelb glühend in die Sandformen ergoß, mengte sich ätzend mit der Ausdünstung vieler halbnackt arbeitender Chinesen. Die Atmosphäre wurde beinah unerträglich. Pater Schall, Sproß eines schlesischen Adelsgeschlechts und nunmehr dritter Direktor der kaiserlichen Geschützgießereien, nahm seinen Gehilfen, den etwas dicklichen Pater Pfundtner aus Tirol, am Arm und zog ihn aus der Halle.

Als sie im Freien standen, sogen sie tief die frische Luft ein.

Da waren sie also: zwei hochgelehrte Jesuiten, die der Orden für die chinesische Mission bestimmt hatte und deren erstklassiges abendländisches Wissen der Ming-Kaiser nun stark zweckentfremdet hatte.

Noch vor wenigen Jahren war Pater Schall Direktor der neuen, nach europäischem Muster eingerichteten Pekinger Sternwarte gewesen. Der chinesische Kalender war — wie so vieles andere — restlos durcheinandergeraten. Die wichtigen Daten für Saat- oder Erntebeginn, für Frühlings- und Sommeranfang stimmten nicht mehr. Eine Sonnenfinsternis wurde falsch vorausgesagt. Die chinesischen Gelehrten waren sehr beschämt worden, als die Jesuitenpatres dies richtigstellten und neu ordneten.

Dann aber hatten die Kriegsereignisse alles überschwemmt. Der närrische Kaiser Szu-tsung hatte befohlen, daß die Jesuiten nun Kanonen gießen sollten, die er gegen den Ansturm der Mandschubarbaren benötigte.

Gott! Was tat man nicht alles für die christliche Lehre! Und so wurden die Patres technische Leiter der Kanonenwerkstatt von Peking.

Pater Schall warf einen Blick über die Chinesenstadt auf die rosafarbenen Mauern des riesigen Quadrats, das „Ta-tu" — die „Verbotene Stadt" — genannt wurde. Äußerlich schien alles in Ordnung: glasierte und geschweifte Tempel- und Palastdächer, porzellanverzierte vielstöckige Pagoden, gewaltige Torbauten und über allem der stets leicht gelbliche, wie ein Seidentuch wirkende Himmel Nordchinas ...

„Da sehen Sie, Ehrwürden!" stieß ihn Pater Pfundtner an. „Schon wieder Gefangene! Sie kommen bestimmt von der Großen Mauer herein! Dort sollen schwere Kämpfe toben . . ."

Paukenschall, Trommelrasseln und schrille Flötentöne. Der Schwall zog die breite lehmige Peihostraße herab: vorneweg ein Trupp Bambuslanzenträger und Bogenschützen mit der Musik, dann eine große Schar mit Lederriemen aneinandergefesselter Mandschukrieger, die von Soldaten in bizarren Drachenpanzern eskortiert wurden. Die Mandschus waren fast durchweg große, hagere Leute mit groben, beinah eckigen Gesichtern, leicht zu unterscheiden von den chinesischen Mondscheingesichtern und vor allem gekennzeichnet durch die zu Zöpfen geflochtenen Haare, die sie hinter ihren ausrasierten Stirnglatzen trugen.

Ihr Anblick erinnerte Pater Schall an seine Briefpflichten. Er sagte seinem Gehilfen, er möge bei den soeben gegossenen Kanonenrohren nach dem Rechten sehen, und ging sodann heim in das Jesuitenhaus, das inmitten eines vornehmen Parks gelegen war.

Dort nahm er Rohrfeder, Tusche und feines „Kaiserpapier" und begann seinen längst fälligen Bericht an den Ordensgeneral in Rom.

„Hochwürdigster Vater", schrieb er, „die Welt ist aus Vergänglichkeit und Abschied erbaut! Alles geht dahin, nichts bleibt, wie es war . . .

Ich habe in all den Jahrzehnten, die ich in China weile, dieses wunderbare Land und seine fleißigen, höflichen Menschen liebengelernt. Ich habe persönliche Freunde gewonnen und bin zum Berater dieses jungen, törichten Kaisers Szu-tsung aufgestiegen. Aber ich werde diese Märchenstadt Peking und ihre großartigen Paläste mit all ihrer Pracht bald nicht mehr sehen. Sie sind schon vom Untergang gezeichnet, so wie Chan-gan, Lo-yang, Nanking — die früheren Hauptstädte Chinas — untergegangen sind. Und auch die mir liebgewordenen Menschen werde ich verlieren, nicht nur, weil die fortschreitende Zeit sie verändert, altern läßt und endlich fortrafft: nein, viele von ihnen werden bald ausgelöscht werden. Denn dieser Riesenstaat ist in großer Unordnung, in höchster Gefahr, dem Abgrund geweiht!

Zu spät kam meine Kalenderreform in einem Lande, in dem Harmonie und Ordnung stets als höchste und wahrhaft kaiserliche Tugenden galten. Der Himmel hat sich der Erde, und die Ströme haben sich dem Sturmwind verschworen, um dieses Reich der Ming zu verderben.

Heuschreckenschwärme haben von den Ernten verdorben, was Dürre und Überschwemmungen übrigließen. Die Bauern weiter Provinzen sind so heruntergekommen, daß sie die Rinde der Bäume und die Wurzeln der Gräser essen, und wenn dies nicht genügt, essen sie Erde. Dennoch läßt Kaiser Szu-tsung mit harten Methoden überhöhte Steuern eintreiben, um die steigenden Kosten seiner militärischen Unternehmungen gegen die Mandschus aufzubringen. Und so haben sich im Süden, am Yang-tse-kiang, die Geheimbünde ‚Weißer Lotos' und ‚Rotes Roß' erhoben. Bauernarmeen unter dem schrecklichen Rebellen Li-Tzu-cheng nähern sich Peking. Im Norden aber, nur wenige Tagesmärsche von der Hauptstadt entfernt, rennen die Mandschus gegen die Große Mauer an. Die Mandschus, das sind Mongolen, die von der chinesischen Kultur ein wenig beleckt worden sind.

Hier in Peking jedoch läßt der junge Ming-Kaiser die Mißwirtschaft seiner Palasteunuchen, seiner Haremsdamen und bestechlichen Minister fortdauern und vertraut auf jenes Wunder, das Gott nur an den Würdigen wirkt. Ich weiß nicht, wohin uns der Sturmwind dieser Tage treibt und ob wir Fremden das nahende Unwetter überdauern werden ..."

Dieser Brief erreicht eben noch den Hafen Tien-tsin und einen dort ankernden portugiesischen Segler, als über Peking bereits das Unheil hereinbricht. Eine weitverzweigte Verschwörung in der Hauptstadt schließt sich mit der Reformpartei „Tun-Li" zusammen; die tatarischen Reiterregimeter meutern und rufen die über die Lehmebene von Peking nahende Bauernarmee Li-Tzu-chengs heran. Plötzlich sind die gewaltigen Stadttore der Hauptstadt offen, bewaffnete Bauernscharen wälzen sich zu den Peihobrücken und umzingeln die „rosafarbene Mauer" des Sin-ching-Palastes. Alles bricht zusammen. Ein Teil der kaiserlichen Familie unter Prinz Fu ist bereits geflüchtet und erreicht auf Schiffen den Süden des Reiches. Kaiser Szu-tsung irrt, von Selbstvorwürfen und Verzweiflung gepeinigt, durch den inneren Palast, wo Eunuchen und Mandarine haltlos jammern. Überall wird gepackt und die Flucht vorbereitet, die aber vielen schon nicht mehr möglich ist.

Während Kutschen, Karren und Sänften die Höfe verstopfen, Pferde aufgeregt scharren und wiehern, donnern schon die Kanonen auf dem äußeren Mauerring der „Verbotenen Stadt".

Szu-tsung, Sohn des Himmels und Kaiser von China, verwandelt sich nun wieder in das zurück, was er stets gewesen: in einen armen, ratlosen Menschen. In seinen wehenden gelben Kaisergewändern verläßt er fast unbemerkt die Palaststadt „Ta-tu". Gleich jenseits des Nordtores erhebt sich ein künstlich aufgeführter steiler Hügel, auf dem inmitten eines herrlichen Parks bunte Pagoden, lackierte Tore und bronzene Räuchergefäße stehen. Dorthin wandert der letzte Ming-Kaiser und blickt lange auf das Dächermeer Pekings, aus dem Rauch und Flammen hervorquellen. Ununterbrochen brüllen die Geschütze von den Mauern, der Wind trägt das Geschrei der Kämpfenden bis zu ihm herauf. In Schwärmen streichen Raben aus der Ebene in die Stadt hinein.

Der Kaiser knüpft eine purpurfarbene Schnur zur Schlinge und erhängt sich am Ast einer Kiefer.

Am gleichen Abend erstürmen die aufständischen Bauern die „Verbotene Stadt" und plündern die herrlichen Paläste und Tempel. Ein Trupp findet die im Wind baumelnde Leiche des Kaisers. In ihrem Gürtel steckt die auf Kaiserpapier geschriebene Bitte an den Sieger Li-Tzu-cheng, er möge mit Peking und China gnädig umgehen.

Aber der emporgekommene Rebell möchte vor allem Kaiser werden. Diesem Vorhaben steht lediglich die Armee des kaisertreuen Generals Wu-San-kuei entgegen, die mit großer Ausrüstung an der nur wenige Tagesmärsche entfernten Großen Mauer gegen die Mandschus kämpft. Um diesen Heerführer zu erpressen, läßt Li-Tzu-cheng in Peking den greisen Vater und die schöne Geliebte des Generals als Geiseln verhaften und droht, sie zu töten.

Ein chinesisches Gedicht aus dieser Zeit schildert den schweren Seelenkonflikt des Generals.

„Drei Heere weinten bitterlich und legten Trauerkleider aus weißer Seide an,
Des Generals Haar sträubte sich vor Wut über den Verlust der zierlichen Schönen...
Dann tut er etwas Unvorhergesehenes.
Kein Pakt mit dem Pöbel, keine Verhandlung mit dem rohen Bauernführer! Er befiehlt seiner Armee die Kehrtwendung und bietet dem Landesfeinde, den Mandschus, Bündnis und freien Einmarsch in China.
Gemeinsam mit den Mongolentruppen nähert er sich rasch dem nun endgültig verlorenen Peking.
Pater Schall hat die zweimalige Plünderung und Einnahme der Hauptstadt gut überstanden. Als alles vorüber ist, die Brände schon verglimmen und Militärtrupps der Mandschus die verödeten Gassen durchstreifen, holen ihn Mandarine sogar in den arg zerzausten Palast von „Ta-tu". Auch Fürst Fulin, der sich nun als erster Mandschu-Kaiser von China Schih-tsu nennt, braucht gelehrte Leute und vor allem Geschützgießer.
Der dicke Tiroler Pater Pfundtner ist mit seiner Christengemeinde vor den Mandschus nach Süden geflohen. Der endlose Strom der Flüchtlinge wirft ihn nach Monaten in der Hafenstadt Hanoi an den Straßenrand. Er findet Aufnahme in der Jesuitenmission Tonking.
Dort schreibt er über die Ereignisse einen Bericht, der an den Jesuitengeneral nach Rom abgeht.
„Sie kamen wie Hochflut und Sturmwind, Ehrwürdigster! Niemand vermochte den Tatarenreitern, den eisernen Regimentern der Mandschus zu widerstehen. Nach wenigen Wochen hatten sie auch die letzte Ming-Regierung des Prinzen Fu in Nanking fortgefegt; später – so erzählte man mir – ist der Rest der Kaiserfamilie auf der Flucht nach Burma von ihren Reitern eingeholt und gefangengenommen worden. Es ist zu Ende mit der Pracht der Ming. Die Tage der Mandschus sind angebrochen!
Da haben die Mandschuherren eine seltsame Verordnung erlassen. Sie wollten sehen, wer für und wer gegen sie sei. Und so befahlen sie, daß jedermann die Haartracht der Mandschus, den Zopf und die glattrasierte Stirn, tragen müsse. ‚Kopf oder Zopf!' war die Losung.
Alles haben die geduldigen Chinesen hingenommen: den Einfall der fremden Truppen, den Tod ihres Kaisers, die Thronbesteigung des Mandschus und die Besetzung ihres Landes. Sie wollen Ordnung – ganz gleich, wer sie bringt und wie sie aussieht. Nur den Zopf hassen sie. Sie sind stolz, Chinesen zu sein, und wünschen keine Mandschus zu werden. Der Widerstand wuchs.
Da aber, verehrter Vater, geschah die Katastrophe von Chia-ting. Das ist eine mittlere Stadt tief im Süden. Diese Stadt wehrte sich verzweifelt gegen die Fremden. Tagelang beschossen die Mandschus Chia-ting mit glühenden Kanonenkugeln und legten sie beinah völlig in Schutt und Asche. Dann endlich erstürmten sie den Platz. Die von den Strapazen und Verlusten der Belagerung aufs höchste gereizte Soldateska warf sich wütend auf die Bevölkerung, und da Zöpfe nicht über Nacht wachsen können, die Mandschuhorden sich aber auf den Befehl ihres Kaisers beriefen, töteten sie in Chia-ting fünfundsiebzigtausend Menschen: Männer, Frauen und Kinder. ‚Kopf oder Zopf!' sollen sie gebrüllt haben.

Dieses blutige Exempel brach jeglichen Widerstand der Chinesen.
Seither, o Vater, trägt jedermann die Zopftracht der neuen Herren. Geschäftstüchtig, wie die Chinesen nun einmal sind, haben sie sogar schon eine neue Handelschaft mit der Mode entdeckt! Hier in Hanaoi sieht man in den Läden der Hutmacher und Verfertiger der beliebten Satinkäppchen bereits die sogenannten ‚Kohüte'.
Das sind Kopfbedeckungen mit innen angenähten künstlichen Zöpfen.
Geht man auf die Straße, so erfüllt man die Verordnung der Mandschus; kehrt man in die Sicherheit des häuslichen Kang zurück, so verwandelt man sich durch das Absetzen des Hutes wieder in einen Chinesen vom alten Schlage.
Dieses unsterbliche Volk — so meine ich — wird auch die Zwischenperiode der Mandschuherrschaft überdauern, so wie es bisher jeden Einbruch fremder Völker aufgesogen und verdaut hat; mag es sogar ein paar Jahrhunderte dauern!
Und — wie ich von Flüchtlingen aus dem Norden höre: auch die Mission wird alles überleben! Pater Schall ist schon wieder kaiserlicher Geschützdirektor; andere Patres werden zu den Sitzungen des neuen Reichsrates zugezogen; auch die Lehre Christi ist unzerstörbar.
Ich weiß, daß Pater Schall noch kurz vor den großen Ereignissen an Sie nachdenkliche Worte über die Vergänglichkeit, über Untergang und Abschied geschrieben hat. Menschen gehen dahin, Gebäude und irdische Pracht können zerstört werden, herrliche Reiche und Throne mögen zerfallen wie der ewig wandernde Lehm der Ströme, wie die fließenden Wolkengebilde am Himmel: aber wie die Erde und der Himmel ewig dauern, so bleiben auch Völker und unsterbliche Ideen.
Christus wird dauern, und China wird dasein ..."



1653 | Probleme des letzten Vorpostens

Dunkel liegt der Tafelberg über den schwarzblauen Wassern der großen Bai. Draußen, wo die vorspringenden Gebirgsflanken Südafrikas enden und der Ozean

ungehindert von der Antarktis heranwogt, schäumt lautlos, weit ausgestreckt die Dünung des freien Meeres.

An dem durch eine Steinmole verbesserten Naturhafen, der zu Füßen des Forts „Goede Hoop" liegt, hat sich der Rat der Kolonie unter seinem Oberhaupt Jan van Riebeeck versammelt. Das große Banner der „Niederländisch-Ostindischen Kompanie" knattert im Morgenwind. Die vier Straßen des kleinen „Kapstadt" haben Festschmuck angelegt und sich mit den letzten Blumen des zu Ende gehenden südafrikanischen Sommers bekränzt.

Van Riebeeck trägt sein Staatsgewand: schwarz mit dem breiten, weißen Leinenkragen und dem konischen Zylinder. In gebührendem Abstand stehen wartend die Mitglieder des „Politischen Rates" der Kolonie, unter ihnen Joachim Blanck aus Lübeck, der Aufseher der Kompaniemagazine und Kontrolleur der Schiffslieferungen, Adelhorst Dankaert von Nynhoven, Stellvertreter des Kommandanten, und der Kompaniesekretär — alle mit Frauen und Kindern.

Hinter einem Kordon von Soldaten drängen die zweihundert Einwohner, nur die Kranken sind in den Häusern geblieben.

Auf der Reede draußen liegt ein großer Dreimaster mit reichbemalten und vergoldeten Galerien und Schanzverkleidungen. Seine dreifache Reihe von Kanonen mag auch den tapfersten Kaperkapitän oder Freibeuter zurückschrecken lassen. Hell dringt das Anschlagen der Schiffsglocke herüber, als die drei Boote ablegen und sich, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, dem Strand nähern. Die vorderste Schaluppe führt die Standarte der Kompanie.

Der wohledle Generalinspekteur der Kompanie, ein Vertreter der hohen „Heeren Seventien" in Amsterdam, Mynheer Ryklof van Goens, macht auf seiner Reise nach Niederländisch-Ostindien der jungen Niederlassung den seit langem erwarteten Staatsbesuch.

Am 6. April 1652 waren die Niederländer unter van Riebeeck am Kap gelandet und hatten begonnen, die alte Post- und Wasserstation an der südlichsten Spitze Afrikas in eine Kolonie umzuwandeln. Van Riebeeck und die Seinen haben in den vergangenen fünf Jahren viel geleistet. Die rühmenden Meldungen der in Kapstadt Proviant und Trinkwasser einnehmenden Kapitäne, die zahlreichen Briefe van Riebeeks und nicht zuletzt seine letzten Vorschläge über die Weiterentwicklung der Kolonie haben die Direktoren in Amsterdam veranlaßt, den Generalinspekteur zu entsenden, damit er persönlich berichte.

Die drei Boote gleiten auf den Sandstrand. Jan Wintervogel gibt dem Ehrenzug seiner Musketiere ein Kommando. Man sieht, wie die Männer die Hähne ihrer Feuerflinten aufziehen und die Büchsen auf die Gabelstützen legen. Krachend entlädt sich die Salve, Trommelwirbel ertönt, Mynheer van Riebeeck tritt vor, zieht den Zylinder und begrüßt den gelandeten Generalinspekteur mit wohlgesetzten Worten.
„Das sieht ja gefährlich aus, van Riebeeck!" sagt der Inspekteur freundlich lächelnd, indem er auf das trutzige Fort mit seinen abgeschrägten Steinwällen, seinen Sternschanzen und den dahinter dräuenden Kanonenrohren deutet, das auf der Schulter des auslaufenden Tafelberges liegt. „Das ist eine Katze mit Krallen, die wohl kein böser Engländer anfassen möchte!"

„Nein, Mynheer", erwidert van Riebeeck, „nicht ohne eiserne Handschuhe, wenn ich ihm raten darf!"
Sie schütteln sich kräftig die Hände, und Mynheer van Goens fügt einige Worte der Anerkennung für den hübschen Anblick der Siedlung, das wunderbare Land und die stattliche Schar seiner Kolonisten bei.
Nachdem die kleine Musikkapelle gespielt, ein Kinderchor gesungen und der Inspekteur für den schönen Empfang gedankt hat, begeben sich die Honoratioren der Kolonie mit ihm zusammen ins Fort und zum Gouverneursgebäude. Im Innenraum der sternförmig gebauten Festung liegen Magazine, Schlaf-, Speise- und Krankenräume mit dem Saal für Gottesdienste und das Verwaltungshaus im Viereck um einen Hof. Van Riebeeck führt seinen hohen Gast zunächst auf eine Geschützplattform, von der aus man einen guten Überblick über die Kaplandschaft hat, und reicht ihm ein ausziehbares „Perspektiv".
„Da habt Ihr ja, schätzungsweise zwei bis drei Meilen vom Fort entfernt, Bauernhöfe, ja sogar Gruppensiedlungen angelegt?!" staunt van Goens. „Entspricht das Eurer Bestimmung als Wasserstation und Stützpunkt? Und ist es nicht der Eingeborenen wegen zu gefährlich?"
„Was Ihr da seht, Mynheer, ist ‚Hermanns Kolonie', die von dem Kölner Hermann Remajenne angelegt wurde. Daneben liegt bei dem runden Busch (Rondebosch) ‚Stevens Kolonie', die dem Tabakbauern Steven Jansen aus Arnhem gehört. Man heißt sie auch den ‚Holländischen Garten'. Aber nur ‚Hermanns Kolonie' besitzt einen Pflug."
Inzwischen hat der Mynheer etwas Neues entdeckt.
„Warum umkreisen dort im Norden bewaffnete Reiter die Viehkoppel? Wozu diese Vorsicht? Habt Ihr etwa doch Streit mit den Eingeborenen, van Riebeeck?"
„Wie man's nimmt, Euer Gnaden! Aber das zählt schon zu den Problemen der Kolonie! Und die wollen wir lieber bei einem Glas guten Kapweins und bei einem guten Frühstück besprechen."
Der Gouverneur geleitet den Besucher in das Fort hinab und führt ihn in ein schlicht eingerichtetes Gemach, das mit Holz getäfelt und mit Teppichen ausgestattet ist. Sie nehmen gemeinsam mit den Herren des Stabes und des Gefolges rund um einen gewaltigen Tisch Platz.
„Als wir vor fünf Jahren hier gelandet sind, um für die niederländischen Ostindiensegler einen Stützpunkt zu errichten und den guten Sturmhafen gegen die Briten und Franzosen zu sichern, fanden wir zunächst ein Land wie am ersten Schöpfungstag vor. Nur die Paradiesbäume, die reichen Vieh- und Wildherden fehlten. Es war ein ziemlich kärgliches Leben am Anfang: Die mitgebrachten Vorräte an madigem Schiffszwieback, die sauren Heringe und das von Würmern durchsetzte Pökelfleisch hatten wir allesamt von der wochenlangen Seefahrt her satt. Aber wovon leben? Mehr als zweihundert Leute, die unsere drei Schiffe an Land geworfen hatten, wollten essen und trinken! Ich gestehe Ihnen Euer Gnaden, wir haben Paviane und tranige Pinguine geschossen, von einer Vogelinsel Eier geholt und die nicht eben wohlschmeckenden Seerobben gefangen. Die Klügsten von uns haben kleine Hausgärten angelegt, um den Speisezettel aufzubessern. In dieser Lage — wobei wir alle schwer arbeiten mußten, um so rasch wie möglich Unterkünfte,

eine Festung und ein paar Wege zu bauen — war es für uns fast eine Erlösung, als wir entdeckten, daß dieses Kapland doch nicht völlig menschenleer war, wie wir ursprünglich geglaubt hatten."

„Natürlich, van Riebeeck! Ihr habt ja nach Amsterdam von gelbhäutigen und hinterhältigen Eingeborenen geschrieben!"

„Ja, Mynheer! Wegen ihres Gestammels haben wir sie ‚Hottentotten' genannt. Der erste, der uns aufsuchte, war ein ‚Master Harry' und sprach ein komisches Englisch. Das hatte er wohl von englischen Kaperkapitänen und Ostindienfahrern gelernt, die ja seit je hier ihre Wasservorräte ergänzt haben. Die Hottentotten waren eine ebenso armselige wie tückische Gesellschaft. Sie liefen fast nackt herum und fraßen wie Tiere alle Käfer, Würmer oder Raupen, die sie aufpicken konnten. Sie hatten auch keine feste Siedlung, sondern wanderten je nach Laune mit ihren Ziegen und mageren Buschrindern den grünen Weiden nach. Hie und da, wenn sie länger blieben, wie drüben bei Stellenbosch, bauten sie schlampige, runde Strohhütten. Wir haben ihnen einige Ziegen und Kühe abgehandelt, die sie uns dann nachts wieder stahlen. Denn diese seltsamen Burschen sind von Natur aus diebisch und finden nichts dabei, sich zu nehmen, was nicht niet- und nagelfest ist. Eines Tages aber kam — von unserem ‚Master Harry' gerufen — eine ganze Viehherde in Kapstadt an, die sie uns gegen Glasperlen, Messerchen und Spiegel zum Kauf anboten. Drei Tage später haben sie die Herde wieder fortgetrieben. Das erklärt auch, warum wir seither unser Vieh hinter Dornbuschwällen halten und es von Bewaffneten bewachen lassen. Das einzige, was auf dieses Völkchen Eindruck macht, ist eine harte Hand. Denn das haben wir bereits begriffen, daß in Afrika Milde gegen Eingeborene Schutzlosigkeit für die Weißen bedeutet."

„Aber Ihr habt doch hoffentlich keinen Krieg mit ihnen? Ein Krieg könnte die schwache Kolonie gefährden und verursacht der Kompanie nur Unkosten!"

„Nein, Mynheer. Für einen Krieg oder auch nur einen Kampf gegen uns sind die Strandläuferhottentotten viel zu wenige und auch zu feig. Wir haben versucht, ihnen Arbeit zu geben und sie zu Ackerbau und Viehzucht heranzuziehen. Was war das Ergebnis?! Das Zuchtvieh haben sie postwendend aufgefressen und das Saatgut in den Kochtopf getan."

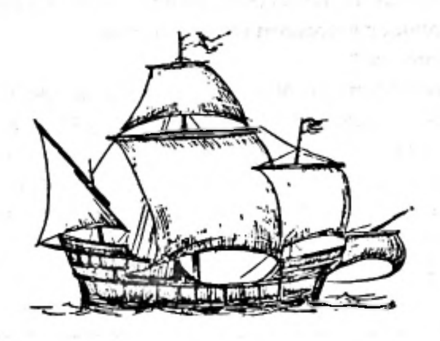
„Ah, nun verstehe ich! Deshalb haben Sie die Ansiedlung entlassener Kompanieangestellter wie dieses Hermann und Steven erlaubt. Niederländische Buren sollen nun die Verproviantierung der Kolonie übernehmen?"

„So ist es, Mynheer. Aber da hätte ich gleich eine Bitte. Möchte uns doch die Kompanie aus Europa mehr Bauern und Handwerker herschicken. Jetzt nach dem Dreißigjährigen Krieg und den Austreibungen ganzer Dörfer in Niederdeutschland, Holland und Frankreich gibt es doch entwurzelte Landleute mehr als genug! Hier könnten sie eine neue Heimat und ihr Brot finden, und uns würden sie nützen!"

„Glauben Sie denn, daß genug Land vorhanden ist? Ich sehe nur das dunkle Gebirge und den schmalen Streifen Land längs der Küste?!"

„Land mehr als genug, Mynheer! Ein ganzer Kontinent, wenn Sie wollen! Wir haben schon zwei oder drei Expeditionen über die Kapberge ins Hinterland, bis zum schwarzen Fluß und zum Vaal geschickt. Drei Deutsche waren die Führer.

Sie berichten von einem großen, fruchtbaren ‚Veldt', schönen grünen Tälern und weiten Savannen, die alle dem Landbau gewonnen werden können."
„Und keine gefährlichen Eingeborenen?"
„Das Land ist so gut wie menschenleer. Ja, oben in den Wäldern haben unsere Männer eine Art Zwergvolk, Buschleute, entdeckt, die völlig nackt — mit Pfeil, Bogen und Speer — in winzigen Horden durchs Land streifen. Sie haben weder Dörfer noch Äcker, die man ihnen fortnehmen könnte. Von Buschmännern wissen wir auch, daß irgendwo in der Tiefe Afrikas eine große Völkerwanderung im Gange ist und daß ganze Stämme von Bantunegern südwärts ziehen. Noch haben sie Südafrika nicht erreicht. Wenn wir das Hinterland des Kaps rechtzeitig in Besitz nehmen, werden wir die ersten sein."
Mynheer van Goens wiegt nachdenklich das Haupt. Mit sichtlichem Vergnügen trinkt er aus dem Becher den purpurroten Kapwein.
„Hören Sie, van Riebeeck!" sagt er dann. „Ihre Pläne finden meine Zustimmung. Ich will an die ‚Heeren Seventien' in Amsterdam schreiben! Aber Sie werden damit noch mehr Arbeit bekommen!"
„Ja", seufzt van Riebeeck, „das mag wohl sein! Was uns not täte wie das liebe Brot, wären ein paar tausend schwarze Sklaven! Mit den faulen und diebischen Hottentotten ist ja nichts anzufangen. Aber gutmütige kräftige Guinea- oder Kongoneger, einige tausend Bantus — das wäre das Richtige! Für den weißen Mann ist die Arbeit im Hochsommer, wenn die trockene Gluthitze aufs Veldt brennt, beinah unerträglich."
„Nun lassen Sie es gut sein, van Riebeeck! Holländische und niederdeutsche Buren will ich Ihnen gerne vermitteln — aber um die schwarzen Arbeitskräfte müssen Sie sich schon selber kümmern!"
Etwa ein Jahr nach dem Besuch des Generalinspekteurs van Goens bekommt die Kapkolonie die erste spürbare Unterstützung.
Das niederländische Kompanieschiff „Amersfort" kapert einen portugiesischen Sklavenhändler, der am Kongo schwarze Fracht für den brasilianischen Markt geladen hat. Als die „Amersfort" an der Bai unter dem Kap anlegt, schickt sie einhundertsiebzig kraftvolle Kongoneger an Land.
Der Anfang der schwarzen Einwanderung in Südafrika ist gemacht.
Kurz darauf bringen weitere Kompanieschiffe Saatgut, Ackergerät, Zuchtvieh und vielerlei Ausrüstung; was aber besonders wichtig erscheint: mehr als hundert Buren mit ihren Familien kommen in die Kolonie und erhalten Land.
Gleichzeitig schickt van Riebeeck seine eigenen Schiffe auf die Sklavenmärkte in Delagoabai, nach Madagaskar und an die Guineaküste, um weitere Sklaven ins Kapland zu schaffen.
So erschließen die Weißen nach und nach ein neues, herrliches Gebiet und beschwören zwangsläufig ein Problem von weittragender Bedeutung herauf: das Problem der schwarzen Rasse.



1673 | Am „Vater der Ströme“

Gouverneur Graf Frontenac erhebt sich von seinem Sitz an der Spitze der Tafel und tritt an die etwas primitiv gezeichnete Karte, die mehr leere, weiße Flecke als vermessene Eintragungen zeigt. Man kann den ungefähren Verlauf der amerikanischen Ostküste zwischen Neufundland und der Halbinsel Florida und einen schmalen Streifen Land bis zu den Appalachenbergen sehen; dann das Gebiet im Norden, den Verlauf des gewaltigen St.-Lorenz-Stromes bis hinauf zu der Seenkette, wo er gleich hinter Fort Port Royal im Oberen See im Ungewissen endet.

„Ein langer Weg seit hundert Jahren", denkt der Gouverneur, „seit die ersten den Lorenzstrom hinauffuhren und ihnen die Indianer aus den Wäldern zuriefen: ‚Cana-da?' Wer seid ihr? — Und nun gibt es ein neues Frankreich in der Kolonie ‚Kanada'."

Der Graf wendet sich an die kleine Gesellschaft von Waldläufern, „Voyageurs" und Jesuitenmissionaren, die er zu sich gerufen hat. Gleich in der ersten Reihe hat der riesige, blondbärtige und langmähnige Louis Joliet, der berühmteste der Pfadfinder, Platz genommen. Er trägt den fransenbesetzten Jägeranzug aus feingegerbtem Hirschleder und indianische Mokassins; fehlt nur noch der ebenso berühmte Pater Marquette, von dessen kühnen Kanufahrten zu den Jesuitenmissionen an den Oberen Seen man Wunderdinge berichtet.

„Messieurs", sagt der Gouverneur, „Sie haben soeben den erschütternden Bericht unseres verehrten Paters Jogues vernommen, der als einziger den grausamen Untergang der christlichen Pottawatomi-Indianer und die Katastrophe der Huronensiedlungen überlebt hat. Sie haben vom Martyrium unserer Missionare am indianischen Marterpfahl gehört und wie Pater Jogues jahrelang als Gefangener der wilden Irokesen gelebt hat. Keinem von Ihnen dürfte ein Zweifel geblieben sein, daß wir uns mitten in einem gefährlichen Kleinkrieg befinden, der unsere Pelzjagd, unseren Handel mit den Indianern und die christliche Mission aufs schwerste bedroht. Freilich: es sind die Irokesen, dieser volkreichste und mächtigste Stamm, der gegen uns kämpft! Aber wir wissen auch, wer hinter den Irokesen als Hetzer, Waffenliefe-

rant und Feind Nummer eins steht: die Neuengländer von Boston, die verdammten Puritaner der südöstlichen Küstenländer!"

„... die ihren Kampf gegen die katholische Kirche und gegen Frankreich hier in der Neuen Welt fanatisch fortsetzen!" wirft ein Jesuitenpater ein. „Wie stets verbinden sie ihre Feindschaft gegen die Romkirche geschickt mit ihren politischen und geschäftlichen Interessen!"

„Sie nennen den Kern der Angelegenheit, Ehrwürden!" fährt der Graf fort. „Betrachten wir nur die Karte, so erkennen wir, daß die englische Kolonisation von der Ostküste aus von Massachusetts, Connecticut oder dem den Holländern entrissenen ‚Neuamsterdam', das sie nun ‚New York' nennen, ja auch schon von der Kolonie Virginia aus, ständig ins Innere Nordamerikas vorstößt, während Frankreich in Kanada, dem Lauf des St.-Lorenz-Stromes und dem Zug der Seen folgend, sie sozusagen nördlich umfaßt. Die Engländer haben uns etwas voraus, das müssen wir zugeben: Sie schicken mehr Leute über das Meer, und diese siedeln als Handwerker, Schiffsbauer und Händler in den Hafenplätzen. Vor allem aber nehmen sie das Land als Farmer in Besitz."

Der Gouverneur holt tief Atem, während sein Finger von den französischen Plätzen Quebec und Montreal westwärts gleitend die Kette der kleinen Handelsstationen und Missionen andeutet.

„Wir aber, Messieurs", sagt er, „wirken hier vor allem als Pelztierjäger, als Voyageurs, Handlungsreisende und Abenteurer oder als Missionare. Wir schlagen zu wenig Wurzeln. Und nun sind die Neuengländer dabei, uns mit Hilfe ihrer verbündeten Irokesen aus dem Pelzgeschäft hinauszudrängen. Es muß etwas geschehen, was dem neuen Frankreich in Kanada die bessere Ausgangsposition für die Zukunft gibt und unseren Pelzhandel den Angriffen aus dem Osten entzieht. Deshalb habe ich mich entschlossen, eine großangelegte Expedition auszurüsten und die Länder weit im Westen Neuenglands erforschen zu lassen. Wir werden die englischen Kolonien mit einer kühnen Bewegung von Westen her umfassen!"

„Sie alle kennen die Gerüchte und Erzählungen der Indianer", wirft Intendant Talon ein, „daß drüben in den westlichen Wäldern ein gewaltiger Flußlauf sein soll, den die Eingeborenen ‚Mississippi' oder ‚Vater der Ströme' nennen! Diesem Wasserlauf soll die Expedition folgen..."

Pater Marquette, vielerprobter Waldläufer, nun aber Professor an der vor vierzig Jahren gegründeten Jesuitenuniversität zu Quebec, hat sich verspätet. Er eilt den Festungsmauern des Cape-Diamond-Berges entlang, auf dem Zitadelle, Kathedrale und Universität errichtet sind. Von dem Höhenweg, der zum Gouverneursgebäude führt, schweift sein Blick hinab zum breiten Lauf des St.-Lorenz-Stromes, in den hier, nahe dem Seehafen, der St.-Charles-Fluß mündet. Quebec wächst. Jedesmal wenn der Pater diesen Pfad — hoch über dem Geschachtel der Dächer — geht, meint er zu erkennen, daß Quebec wieder größer geworden ist.

Aber die Stadt und die von ihr aus regierte Kolonie Kanada leben im Schatten der Bedrohung, die von den Neuengland-Staaten und den aufgehetzten Irokesenstämmen ausgeht. Das ist auch der Grund für die Unterredung, zu der Graf Frontenac befohlen hat.

Kaum betritt Pater Marquette das Verwaltungsgebäude, als ihm Intendant Talon entgegenkommt und ihn wortreich begrüßt.
„Endlich, Ehrwürden!" ruft er. „Man läßt Sie bereits suchen! Graf Frontenac beginnt soeben den neuen Plan zu entwickeln. Und ich sage es Ihnen gleich: Sie werden an Monsieur Joliets Seite die Expedition zum Mississippi führen! Da hilft keine Ausflucht, kein Einwand. Frankreich und die heilige Kirche brauchen Ihre Erfahrung!"

Einen Monat später brechen fünfzig bewährte Pfadfinder, wohlausgerüstet mit Jagdgerät und Kanus, von Quebec auf. Im Frühjahr 1673 überquert die Expedition, von Ottawakriegern geführt, den Michigansee und paddelt den Fox River bis zur Quelle hinauf. Joliet und Pater Marquette tragen Geländeformen und Entfernungen sorgfältig in Kartenblätter ein.
Mühselig müssen sie die Kanus über die Wasserscheide schleppen, deren Namen der Pater mit „Portage" einzeichnet. Jenseits der Hügel erreichen sie in den Wäldern den Wisconsinfluß und nach sechs Tagen Kanufahrt in Richtung Südwesten einen Strom, der mächtiger ist als alle anderen. Die Ottawas, die hier umkehren, sagen: das sei der „Vater der Ströme", der Mississippi.
Fortan treiben Joliet und seine Männer auf den dunklen Fluten des meilenbreiten Wasserlaufes zwischen endlosen grünen Prärien und Savannen nach Süden. Manchmal erkennen sie dicht am Ufer oder fern am Horizont unübersehbare Bisonherden. Ein Indianerlager wird gesichtet, Kanus stoßen aus den Schilfwäldern hervor und sperren den Weg. Die Weißen landen und heben friedeheischend die Hände. Die Indianer sind schrecklich anzusehen mit ihren glattrasierten, rotbraunen Schädeln, dem winzigen aufgestellten Haarkamm auf dem Scheitel, der in einem langen geflochtenen Zopf ausläuft und durch einen Hirschschwanz verlängert wird. Es sind Osagen.
Als die Weißen jedoch Geschenke verteilen, wandelt sich das anfängliche Mißtrauen in Freundlichkeit. Als Gegengabe überreichen die Wilden eine mit bunten Federn und Halbedelsteinen verzierte, langstielige Tonpfeife.
Wochenlang folgen die Kanus dem Mississippi. Seltsame Landschaften ziehen vorüber. Wie eine verfallene, von Geistern bewohnte Totenstadt ragen die zu unheimlichen Domen, Burgen und Türmen ausgewaschenen Klippen am Ostufer. Riesige, aus dem Stein gehauene, zum Teil kriegerisch bemalte Götterfratzen starren vom Gemäuer dieser schaurigen Ruinenwelt. Und eines Tages sehen sie den Wasserschwall ihrer Straße um das Doppelte verbreitert: es ist der furchtbare Missouri, der mit lehmgelben Fluten und gefährlichem Treibholz in den ruhigeren Mississippi hereinbricht.
Nach Tagen erreichen sie die Ohiomündung. Die Sonne brennt unbarmherzig. Die Indianer, denen sie nun häufiger begegnen, sind angriffslustig, aber die Friedenspfeife der Osagen tut Wunder und verschafft ihnen immer wieder freie Durchfahrt.
Lange folgen die Franzosen nun dem gewundenen, in viele Arme aufgespaltenen Strom, bis sie — schon sehr weit im Süden — einem Indianerstamm begegnen, dessen vornehmste Krieger verrostete Kürasse, spanische Spitzhelme, ja sogar Arke-

busen tragen. Diese Indios erzählen, daß nur eine Zehntagereise südlich viele „Schwarzröcke" und weiße Soldaten mit „Donnerrohren" lebten und daß ganz nahe ein Meeresgolf sei.
Weil aber Frankreich zur Zeit mit Spanien im Krieg liegt und es ganz so aussieht, als habe man die Randgebiete der mexikanisch-spanischen Kolonien berührt, beschließen Joliet und Marquette umzukehren, bevor das Meer erreicht ist.
Sie paddeln im Stillwasser aufwärts und überwintern — nahe der Ohiomündung — bei einem Stamm der „Illinois". Im Frühjahr schleppen sie die Kanus über eine nur tausend Schritt weite Wasserscheide und gelangen auf einem nordwärts eilenden Flüßchen zu einem Dorf der „Kickapoo-Indianer", das Pater Marquette als „Chicago" in seine Karte einträgt.
Hier trennen sich Joliet und der Pater, denn ein Anfall von Malaria hat den Jesuiten marschunfähig gemacht. Die Gefährten zimmern ihm ein Blockhaus und lassen ihn mit genügend Vorräten in der Pflege der Indianer zurück.
Im folgenden Frühjahr finden zwei zu seiner Rettung ausgesandte Jäger den vom Fieber geschwächten Pater und tragen ihn auf einer Bahre nach Norden zum See. An seinen Ufern stirbt Pater Marquette.
Joliet aber ist indessen mit seinen Begleitern über die Seen ostwärts geeilt. Auf dem Eriesee überrascht sie ein Sturm. Joliets Boot kentert, und der Ballen mit den Kartenblättern versinkt in den Fluten. Nur Pater Marquettes Tagebücher werden gerettet. Nach Monaten erreichen die Waldläufer endlich Quebec. Sie werden mit Jubel und hohen Ehren empfangen. Joliet zeichnet alle Karten aus dem Gedächtnis nach und schreibt einen Bericht. In diesem kann Gouverneur Frontenac lesen:
„Das Stromtal des von uns entdeckten Mississippi ist das schönste Stück Land auf Erden. Ein unbetretenes Paradies wartet auf Menschen, die es besitzen wollen . . ."
Bald schickt Frankreich neue Pfadfinder auf die Spuren der Entdecker. Es gilt, den Engländern in der Neuen Welt den Rang abzulaufen.
Einige Jahre später fährt Chevallier de la Salle von Quebec aus zum Ohio. Mit seinen Männern sichert er das neue Land durch Blockhäuser und Palisadenforts. Das Stammfort liegt an den „rauchenden Wassern" oder „Niagarafällen", wie die Indianer sagen. Am Zusammenfluß von Mississippi und Missouri bauen sie die kleine Festung, die sie nach dem Schutzpatron des französischen Königs „St-Louis" nennen.
Diesmal paddelt die Expedition den „Vater der Ströme" bis zu seinem Mündungsgebiet hinab. Sie schließen Verträge mit den ansässigen Indianerstämmen und nennen die neue französische Kolonie „Louisiana".
Ungeheure Mosquitoschwärme tanzen über den Sümpfen, Krokodile liegen träge auf den Schlamminseln, im Mangrovendickicht und unter den riesigen Sykomorenbäumen, von denen spanisches Moos wie Bärte weht. Endlich öffnen sich die Stromdickichte zu einem Delta und geben den Blick auf das Meer frei. Der weite, stille Golf liegt verödet unter blauem Himmel, als sei er eben erst dem Chaos entstiegen. Kein Segel zeigt sich am Horizont, kein Anzeichen eines lebenden Wesens . . .
Hier, an der Küste und am Meer, das nach Mexiko hinüberführt, setzt de la Salle ein steinernes Kreuz mit dem Lilienwappen des Königs von Frankreich. Ehrensalven werden abgefeuert, und das Tedeum wird gesungen.

Ein unbegrenztes Reich, Neuengland von Kanada bis zum Mexikogolf umfassend, ist für Frankreich erschlossen. Aber auch die Engländer sind nicht müßig. Im selben Jahre, als de la Salle Louisiana in Besitz nimmt, landet William Penn mit seinen verfolgten Quäkern an der Ostküste und gründet die Kolonie „Pennsylvanien": „Penns Waldland".
Bald schon gibt es den ersten richtigen Krieg zwischen dem französischen Kanada und Neuengland. Als während des zweiten Krieges um den Besitz Nordamerikas die Engländer – dank ihrer kampfkräftigeren Flotte – den Franzosen die Halbinsel Neuschottland vor der Haustür Kanadas wegnehmen, antwortet ein französischer Abenteurer namens Bienville mit der Gründung einer Hafenstadt nahe der Mississippimündung. Er nennt sie nach dem Regenten Frankreichs, dem Herzog von Orleans: New Orleans.
Doch der letzte Kampf zwischen französischen „Voyageurs" und britischen Farmern und Pfadfindern ist noch nicht ausgekämpft. Er wird eines Tages zunächst mit den Indianern und am Ende auf ihrem Rücken ausgetragen.
Um diese Zeit aber modern Pater Marquettes Gebeine lange schon in der jungfräulichen Erde der Neuen Welt, die er zusammen mit Joliet für Europa erschlossen hat.



1689

Gleiche und ungleiche Verträge

Die Jesuitenpatres Gerbillon und Pereyra werden in der „Verbotenen Stadt" – Ta-tu – in den fünften Innenhof und dort in einen außerordentlich kostbar eingerichteten Pavillon geführt. Selbstredend tragen die Patres die ihrem hohen Rang als kaiserlich chinesische Berater entsprechenden Mandarinskleider. Ein junger Jesuit – auch schon als Mandarin im Türkiskleid und mit dem Krickentenschild ausgezeichnet – trägt ihnen die rote Ledermappe mit den Dokumenten nach. Es sind die auf köstliches rotes „Kaiserpapier" mit violetter Tusche gemalten Beglaubigungsschreiben und vorbereitenden Dokumente, welche die Patres in lateinischer Sprache angefertigt haben und die für die bevorstehenden Verhandlungen mit den Russen bestimmt sind.
In dem Pavillon finden die Herren hinter Rosenholzgittern thronend, auf gelbseidenen Kissen und unterm blauen Brokat der Baldachine den kaiserlichen Oheim, Fürst

Tong-Kou-Kiang, im gelben Prinzenkleid, neben ihm vier Mandarine des Goldfasan-, Pfauen-, Reiher- und Wildgansranges. Gegenüber von Fürst Tong sitzt unter purpurfarbenem Baldachin und ebenfalls im kaiserlichen Gelb, jedoch mit aufgestickten Drachenbildern, Seine Hoheit Prinz Som-Go-Tu, Befehlshaber der Palastwache, der künftige Führer der Delegation. Die Patres nehmen nach vielen Bücklingen die angewiesenen Plätze ein, und Fürst Tong beginnt persönlich die Lage zu schildern.

„Verehrungswürdige Väter", spricht er, „wie Sie wissen, sind einige nicht unerhebliche Schwierigkeiten zwischen den Europäern und dem Reich der Mitte aufgetaucht. Wir sehen Friedensverhandlungen mit den Russen entgegen, und Seine Kaiserliche Majestät, der Himmelssohn Schêng-tsu, hat die Gnade gehabt, Sie zu diesen Vorgängen als Berater und Dolmetscher zuzuziehen. Ich habe vorerst einige Fragen an Sie, denn obschon wir Sie für unsere lieben Freunde halten, müssen ja auch Sie als Europäer gelten und können uns vielleicht dazu Erklärungen geben!"

Pater Gerbillon hat seine Diplomatenmappe mit den Urkunden diskret einem Mandarin gereicht, der sie seinerseits dem Prinzen Som weitergibt. Der Prinz blättert sie voller Interesse durch.

Nun fährt Fürst Tong fort.

„Es ist Ihnen bekannt, daß wir uns entschlossen haben, China gegen die Fremden abzuschließen. Der Einfluß der Europäer erscheint uns für unser Kulturvolk schädlich, die Absichten der Fremden müssen – obgleich sie alle behaupten, nur friedliche Handelsgeschäfte treiben zu wollen – als zweifelhaft, ja als gefährlich betrachtet werden. Wo immer sie sich in der Vergangenheit niedergelassen haben, suchten sie alsbald unsere Kulis zu billigen Arbeitskräften herabzudrücken, uns lächerlichen Schund für gute Ware anzubieten und endlich, sich zu Herren der von ihnen kraft ihrer Kanonen besetzten Faktoreien und Städte zu machen. Wir aber wollen die Fremden nicht, wir haben selbst ein so riesiges Reich, daß wir auf die Beziehungen zu diesen Leuten verzichten können. Wie sie nun auch heißen: Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen oder Engländer, in einem sind sie alle gleich: sobald sich irgendwo Zwietracht erhebt, Feinde der Chinesen sich rühren oder eine Verschwörung zugunsten der besiegten Ming-Dynastie das Haupt hebt, sind schon irgendwelche Europäer da, unterstützen unsere Gegner und liefern ihnen Waffen. Sie wollen uns schwächen, um selber Fuß zu fassen. Es gibt da sogar ein Sprichwort darüber . . ."

Als der Fürst fragend schweigt, sagt Pater Gerbillon bescheiden flüsternd das lateinische Sprichwort: „Divide et impera! Das heißt: Teile und herrsche!"

„Ja, so ist es!" nickt der Fürst würdevoll. „Wir haben es eben wieder erlebt, als in Kanton ein Aufstand für die Ming ausbrach oder als sich der Seeräuberadmiral Wu-San-Kuei mit seiner riesigen Dschunkenflotte im Yang-tse-kiang und Perlstrom einnistete und ihn sofort holländische, portugiesische und englische Kaufleute unterstützten. Beim Kampf um die Insel Taiwan (Formosa) war es nicht anders. Wir konnten Taiwan nur halten, weil wir den zweiten Piratenkönig der Küsten, Ko-xinga, für uns gewannen, ihm den Herzogstitel verliehen und damit in der Lage waren, die hochbordigen Kanonenschiffe der Fremden zu schlagen. Aber wir wissen, daß diese Europäer wie Seedrachen vor unseren Küsten lauern, um die

nächste Gelegenheit zu nützen, in China einzudringen. Sagen Sie uns, verehrungswürdiger Vater", wendet sich der Fürst nun speziell an Pater Gerbillon — „warum lassen uns Ihre Landsleute nicht in Ruhe! Wir fahren ja auch nicht nach London, Amsterdam oder Lisboa, um in diese Häfen einzufallen und die Leute zu Sklaven zu machen?!"
„Sie wünschen auf dieser Welt nur zwei Dinge zu erwerben, Kaiserliche Hoheit", antwortet der Jesuit. „Geld und Macht! Sie sind schlechte Christen!"
„Das dachten wir auch. Aber es wäre besser zu hören, wenn Sie gesagt hätten: Sie sind keine Christen! Denn wir begreifen nicht, wie man Ihrer bewunderungswürdigen Religion anhängen kann, um sich dann wie ein Wucherer oder Räuber aufzuführen! Aber lassen wir das. Worum es heute geht, sind die Russen. Neuerdings hat sich unserem Riesenreich von Norden her, vor allem in den lose von unserem Stammland Mandschurei abhängigen Gebiet der sibirischen Steppen, ein anderer Drache genähert, der über Land kriecht. Und auch er ist christlich. Diese Russen, deren Kaiser irgendwo im fernen Westen sitzt, fallen ungeniert in unsere Grenzgebiete ein und nehmen sie fort. Der Mandarin des goldenen Knopfes Hei-Wan-Tschung wird Ihnen die Vorgänge noch einmal kurz vorlesen!"
Ein hagerer, ziegenbärtiger Mandarin erhebt sich, macht seine Kotaus und bringt eine Schrift zur Verlesung, in welcher die Sünden der Russen kurz aufgezeichnet sind.
„Vor dreißig Jahren mußten wir zuerst reguläre chinesische Truppen an die Nordgrenze der Mandschurei schicken, um dem räuberischen Vordringen der Kosakenhorden Einhalt zu gebieten. Zwar zeigten sich damals nur zahlenmäßig geringe Scharen russischer Abenteurer an den Ufern des ‚Schwarzen Drachens' (Amurstrom), doch ihre Wildheit, Kühnheit und Unternehmungslust beunruhigten unablässig die Provinz. Die rotgesichtigen Barbaren plünderten ungeniert die Gebiete unserer alten Untertanen in den Steppen- und Waldgebieten. Nachdem es dem Hetman Stepanow gelungen war, eine größere chinesische Truppe zu schlagen, bauten die Russen ihre ‚Ostrog' genannten befestigten Lager an die Ufer der Schilka, am Baikalsee und am Nordufer des Amur. Es entstanden die Festungen Irkutsk, Selenginsk und Werschneudinsk und in Transbaikalien sogar der Ostrog Nertschinsk. Mitten im Amurbogen haben die Russen nun die Räuberfestung Albasin gebaut, die wie die Spitze eines Dolches nach der Mandschurei zielt.
Auch China legte nun Grenzfestungen an. Immer wieder kam es zu regelrechten Schlachten. So hat eine chinesische Armee vergeblich versucht, das feste Albasin zu erstürmen, der Mongolenfürst Galdan, mit dem wir im Streit liegen, hat den Russen Bündnis und Hilfe gegen uns angeboten. Die Lage ist ernst . . ."
Zum erstenmal meldet sich nun Prinz Som zu Wort, indem er den Vorleser abrupt unterbricht.
„Und siehe da!" ruft er. „In diesem Augenblick, der für die Russen gar nicht so ungünstig wäre, bieten sie uns plötzlich Friedensverhandlungen in Nertschinsk an. Sagen Sie uns, Ehrwürdiger Vater: warum?"
Da die diplomatischen Aktionen schon lange laufen, hat Pater Gerbillon Zeit gehabt, die Beziehungen des weltumspannenden Jesuitenordens einzuschalten und Nachrichten einzuziehen. In Moskau lebt der Jesuitenpater Avril am Zarenhof und

hat die Zusammenhänge für Gerbillon geklärt. So übergibt der Jesuit nun eine säuberlich in Chinesisch geschriebene Denkschrift.

„Hierin habe ich alles niedergelegt, Kaiserliche Hoheit! Die Russen haben einen Regierungswechsel erlebt. Ein sehr junger Zar namens Peter hat unter Palastkämpfen den Thron bestiegen. Der allmächtige Fürst Golowin ist der Berater Zar Peters und sucht nun das von Kriegen und Unruhen zerrüttete Reich zu festigen. Sie haben soeben unglücklich verlaufene Kämpfe gegen Schweden und Polen hinter sich, die Leibgarde hat gemeutert, die Bojaren sind überheblich geworden, und auch der Krieg gegen die Türken im Süden Moskaus verläuft übel. Das ist keine Situation, um auch noch Streit mit China zu haben. Sie werden also wirklich verhandeln wollen, werden sogar nachgeben, um wiederzukommen, wenn sie sich erholt haben. Das ist der Kern der Sache!"

Die Chinesen kommen zu den Verhandlungen nahe Nertschinsk im Schutz eines Heeres von zwölftausend Mann, die russische Delegation kann solches Gewicht nicht in die Waagschale werfen. Sechs Wochen nach der Besprechung von Peking sitzen sich die Vertreter der beiden Riesenreiche in einem Prunkzelt am Ufer der Schilka gegenüber. Die Wände des Verhandlungszeltes sind mit Seide und Tigerfellen, mit Zobelpelzen und Bärendecken verhängt, der Boden gleicht einer Wiese aus persischen Teppichen.

Das Gespräch scheint im besten Einvernehmen zu verlaufen. Wenn Fürst Golowin spricht, nicken die Chinesen höflich, schnalzen mit den Zungen und machen freundlich lächelnde Gesichter. Golowin meint, der Amurstrom sei sichtlich von Gott als Grenze zwischen Rußland und China gesetzt.

Golowin spricht russisch, sein Dolmetscher übersetzt ins Lateinische, denn er ist Jesuitenpater. Pater Gerbillon oder Pater Pereyra übertragen die Worte dann ins Chinesische. Das Lächeln auf dem Antlitz der chinesischen Herren gefriert.

Prinz Som-Go-Tu erwidert — und jetzt sind es die Russen, die gutmütig nicken und freudig in die Hände klatschen —, denn sie hören, daß der Strom eine sehr erstrebenswerte Grenze darstelle und daß man sich in diesem Sinne einigen wolle. Freilich meint Prinz Som einen ganz anderen Strom, nämlich die weit im Norden Sibiriens verlaufende Lena. Würden die Russen diese Forderung gutheißen, müßten sie alle an Amur und Schilka errichteten „Ostrogs" und Pelzjägerlager abtreten. Ihr Lächeln erstarrt.

Die Verhandlungen versteifen sich, man geht ohne Ergebnis auseinander. In der Nacht jedoch kommen russische Träger ins chinesische Zeltlager und geben mit einer Empfehlung des Fürsten Golowin wertvolle Pelze und sibirischen Goldsand für die beiden Jesuitenpatres ab. Pater Gerbillon und Pater Pereyra schicken die Gaben am nächsten Morgen mit freundlichen Grüßen zurück. Man läßt sich nicht kaufen. In den folgenden Tagen tickt die Silberuhr auf dem Tisch im Pulsschlag der Weltgeschichte. Um jeden Landstrich wird zäh gerungen. Dabei benützt man die von den Jesuiten gezeichneten Landkarten. Aber die Position Rußlands ist — angesichts der zwölftausend Mann chinesischer Truppen — zu ungünstig. Auch muß der Riese Rußland erst lernen, seine Glieder zu gebrauchen.

Ein Vermittlungsvorschlag Pater Gerbillons findet die Zustimmung beider Seiten. Als Grenzlinie zwischen den beiden Reichen wird die Wasserscheide des Stanowojgebirges festgelegt. Sie verliert sich irgendwo — was weder die russischen noch die chinesischen Karten anzeigen — am Ochotskischen Meerbusen. Aber die Ostrogs am Amur, die Festungen an der Schilka — einschließlich der umkämpften Siedlung Albasin — müssen niedergebrannt und abgerissen werden. Der „Schwarze Drache" (Amur) ist wieder ein chinesischer Strom.

Am 27. August 1689 nach dem russischen Kalender, am 6. September nach dem Gregorianischen und am 24. Tage des 7. Mondes im 28. Jahr der K'ang-hsi-Periode nach chinesischer Zeitrechnung wird der „Vertrag von Nertschinsk" in lateinischer, russischer und chinesischer Sprache geschrieben und gesiegelt. Die beiden Jesuiten verfassen und schreiben den Text.

Die Gesandtschaft bringt dem Kaiser einen klaren diplomatischen Erfolg nach Peking zurück. Der erste Ansturm des Drachens aus dem Norden ist abgewehrt.

Diesen Staatsvertrag nennen die Chinesen den „letzten der gleichen Verträge", weil hierbei beide Verhandlungspartner etwa mit gleichen Machtmitteln sich gegenüberstanden. (Von den zwölftausend schweigen die Chinesen in ihrer bekannten Höflichkeit.)

Später verfolgt Rußland über zweihundertfünfzig Jahre eine viel klügere Taktik. Unter der Zarin Katharina der Großen lebt ein Dichter namens Dershawin; er schrieb die Verse, die auf die russische Politik gegenüber dem Westen (Europa) zielten!

„Immer wenn die anderen streiten im Westen,
Tu einen Schritt voran, o Mütterchen Rußland!"

Nach dem gleichen Grundsatz handeln die Russen aber auch im Fernen Osten. Sobald China künftig in inneren Schwierigkeiten ist, Aufstände zu bekämpfen hat oder in Kämpfe mit den von See her drohenden „Drachen" — mit Portugal, Holland, England oder anderen Fremden — verwickelt ist, wenn seine Städte brennen und fremde Truppen über seine Straßen marschieren, dann rührt sich plötzlich der „Drache aus dem Norden", verschluckt ein paar Landstreifen, eine halbe Provinz, baut einige neue Festungen und legt neue „Ostrogs" an.

Dann folgen jene „ungleichen Verträge", die China nur unter dem Druck seiner Schwierigkeiten, ja unter Drohung der Waffen unterzeichnen muß.

Langsam, aber sicher frißt sich der russische Riese zum Großen Meer des Ostens durch und umfaßt China mit mächtigen Armen von Norden, Westen und Osten.



1722

Legende im Kaukasus

Leutnant Fürst Pjotr Galizyn schritt durch die Reihen der lagernden Kosaken auf das prasselnde Feuer zu, das den Dorfplatz erhellte. Ringsum standen mit hängenden Köpfen die struppigen Steppenpferdchen der Reiter unter den Nußbäumen, welche Straße und Platz säumten.

Außerdem waren überall Fackeln ausgesteckt. Man sah die niedrigen, ärmlich anmutenden Bauernhäuschen mit ihren groben Mauern aus Bruchstein, Balken und Rieddächern. Dunkle Gestalten, meist Frauen, Mädchen, Kinder und alte Männer, drängten sich vor dem Gemäuer zu Gruppen und schauten dem kriegerischen Treiben zu. Und nun wandten sich alle Blicke dem riesigen Leutnant zu, der in seiner silberweißen, goldbordierten Uniform des Preobraschenskischen Leibregiments wie ein Erzengel zwischen die wilden, zerzausten Kosaken trat.

Die Russen waren in Gurio-Swani einmarschiert. Sie waren kampflos in das schöne Hochtal des Kaukasus eingebrochen und die gewundene Bergstraße zu dem Felsenplateau hinaufgeritten, auf dem zusammengedrängt, ängstlich und hingeduckt das grusinische Dorf unter den festungsartigen Mauern seiner Burgkirche lag.

Erst hier oben waren ein paar verlorene Schüsse aus der Dämmerung der Felsen gefallen, hatten jedoch keinen Schaden angerichtet, und nun waren die Russen da. Sie hatten das alte, zerfetzte, grüne Banner mit dem persischen Silberlöwen und dem Schwert vom Kirchturm gerissen. Das war alles gewesen, was von jener winzigen persischen Hilfstruppe zurückgeblieben war, die sich schon vor Tagen aus dem Staube gemacht hatte.

Und nun flatterte im kälter werdenden Wind, der aus dem Hochgebirge kam, das weiße Fahnentuch des Zaren mit dem schwarzen Doppeladler. Aber man konnte es nicht mehr erkennen, da es unterdessen Nacht geworden war.

Jenseits des rotflackernden Feuerstoßes glänzten still und klar die Sterne über dem Silbergipfel des Elbrus.

Als der Leutnant die Mitte des Kreises erreicht hatte, wo die Kosakenhetmänner den Dorfältesten gegenübersaßen und Schischkebab am Spieß brieten, ließ er sich neben dem Anführer der Grusinier, Gregorios Bakur, und dem Priester Theodoros Aghama nieder.

Leutnant Fürst Galizyn sprach ziemlich gut georgischen Dialekt.

„Nun erklärt mir endlich", meinte er, „warum eure Krieger auf uns – ihre Befreier und Retter – geschossen haben! Und weshalb sind fast alle eure jungen Leute in die Berge geflüchtet?"
„Aus Überraschung, Väterchen", sprach Gregorios und strich seinen schneeweißen Vollbart, „aus reiner Überraschung, Herr! Sie haben nicht mit eurem ehrenvollen Besuch gerechnet, vor allem dachten sie nicht, daß ihr Russen so zahlreich kommen würdet, um uns zu besuchen."
„Höre, Alter", erwiderte der Fürst etwas mißmutig, „mich kannst du nicht für dumm verkaufen! Zufällig weiß ich genau über eure Geschichte Bescheid. Ihr solltet nicht überrascht und schon gar nicht feindselig sein, wenn euch gute Christenmenschen befreien, sondern es stünde euch vielmehr an, euch zu freuen und eure schönen Mädchen tanzen zu lassen!"
„In dem Dorf Teberda, eine Tagereise nördlich von uns", warf der schwarzgewandete Priester ein, „haben die Mädchen getanzt. Aber einige von ihnen hatten mit den Kosaken sehr unangenehme Erlebnisse."
„Das sind Kleinigkeiten, welche die Freundschaft der Christenmenschen nicht stören sollten." Der Fürst entnahm seiner Rocktasche eine goldene Dose und dieser eine Prise Schnupftabak. Nachdem er heftig geniest hatte, fuhr er fort.
„Danket Gott", sagte er, „daß sich unser gnädiger Zar Peter der Große zum Schutzherrn der unterdrückten Christenheit erklärt hat! Die verfluchten Tataren sind aus der Festung Asow verjagt, die Türken ins Schwarze Meer zurückgeworfen, die Reste der Goldenen Horde an Wolga und Kaspisee vertilgt und viele Länder für das Kreuz zurückgewonnen. Nun sind wir bis zu euch ins Kaukasusgebirge vorgedrungen, nur weil euer Schicksal uns dauert und weil wir nicht leiden wollen, daß gute, rechtgläubige Christenmenschen von Heiden und ungläubigen Hunden unterdrückt werden. Der russische Bär trägt ein Kreuz in seinen Händen, der persische Silberlöwe aber hält das Schwert des Islams in den Tatzen!"
„Wir waren ganz zufrieden mit dem, wie es war", entgegnete der Priester." Man spürte kaum etwas vom persischen Löwen."
„Ei, was nicht gar?!" höhnte der Fürst. „Ich sagte schon, daß ich die Geschichte Georgiens, Armeniens und der hiesigen Königreiche gut kenne. Seit vor tausend Jahren das Oströmische Reich vor der arabischen Eroberung zurückwich, seid ihr nicht mehr richtig frei gewesen! Immer wurdet ihr überfallen, gebrandschatzt, geplündert, massakriert und ausgemordet! Ihr seid eben Christen auf verlorenem Posten, denn in den Hochländern des Kaukasus und ringsum entstand die mohammedanische Welt! Zuerst kamen die Araber, dann die Perser. Die Byzantiner befreiten euch für kurze Zeit, und auch das bedeutete Krieg. Dschingis-Khans Horden fielen über euch, dann die Türken und Tataren und wieder die Perser; es kam der Mongole Timur Tamerlan, und am Ende drangen noch einmal die Perser ein. Nennt ihr das ein würdiges Christenleben? Ist das Freiheit?"
Der Leutnant machte eine große Gebärde und zeigte auf die lagernden, schmatzenden, saufenden Kosakenreiter ringsum.
„Jetzt aber seid ihr endlich Christenmenschen unter Christenmenschen; seid frei und könnt glücklich sein! Und doch schweigt ihr und schießt sogar auf uns, eure Freunde!"

Als es ringsum still wurde und die Dorfalten die weißhaarigen Häupter unter den Grusiniermützen senkten, setzte der Fürst ärgerlich hinzu: „Dies Land war seit jeher ohne Recht! Jetzt bringen wir ihm Recht! Warum also fliehen eure Jünglinge und Männer in die Berge?"
„Wenn Ihr erlaubt, Väterchen", sprach Gregorios Bakur leise, „so will ich Euch gerne eine Geschichte erzählen, die hier in den Hochtälern umgeht."
„Na ja, erzähl schon, Alter!" brummte der Leutnant. Und Bakur begann.
„Vor langen Zeiten, als sich die Menschen noch nicht zu Herren der Erde gemacht hatten, lebte in einem wunderschönen Tal in den Gebirgen ein Rudel Gazellen. Es äste die saftigen Wiesen, fraß die Kräuter des Waldes und trank von den klaren Quellen der Felsen. Doch über den Hochpaß kam ein silberner Löwe geschritten, sah die grasenden Gazellen und sprach: ‚Was tut ihr da auf meinen schönen Wiesen? Wer erlaubt euch, in meinen dunklen Wäldern zu streifen? Welcher böse Geist hat euch geraten, mir das frische Wasser der Bergbäche wegzutrinken? Sofort bezahlt ihr mir als Zins dafür junge, saftige Zicklein!'
Da entliefen die Gazellen höher in die Gebirge.
Nach einiger Zeit jedoch trottete hoch von Norden ein Bär mit gierigen Lefzen herab. Er hatte schon viel gefressen, verspürte aber immer noch Hunger nach frischem Fleisch. Und auch er kam in das Tal und sprach zu dem Löwen: ‚Was unterstehst du dich, hier zu sein? Gehören Löwen nicht zurück in die Wüste, die sie geboren hat? Du bist nicht von der Art, um über friedliche Gazellen zu herrschen!'
Und zu dem Gazellenrudel sagte er: ‚Liebe Tierlein, ich bin gekommen, um euch frommen Sinn zu lehren und euch vor bösen Löwen zu schützen. Gerne sollt ihr mein Gras auf den Wiesen und meine Kräuter im Walde fressen. Auch dürft ihr euch an den eisigen Bergwassern laben, es ist genug für uns alle vorhanden. Nur müßt ihr mir natürlich ein wenig Zins zahlen, denn wir sind von der gleichen Art, nur bin ich ein wenig stärker als ihr und kann euch vor Löwen bewahren.'
Der Leitbock der Gazellen aber trat vor und klagte: ‚O Bär, o Löwe! Was ist das für eine Herrschaft, die der Krallen und Zähne bedarf! Nun sagt: Bringt ihr uns Macht oder Recht?'
Darauf brüllte der Löwe gar schrecklich, und der Bär richtete sich drohend empor. Und beide wiesen Krallen und Zähne.
Das Rudel jedoch entlief erschreckt in die Wildnis der Berge."
Es ist sehr still um das Feuer geworden. Der Leutnant Fürst Galizyn stocherte mit einem Ast in der Glut.
„Ach Unsinn!" murmelte er endlich. „Wir Russen sind schließlich gute Christenmenschen!"
Aus der Finsternis des Dorfes drangen plötzlich die Hilferufe der Mädchen, hinter denen betrunkene Kosaken her waren.
„Ich gehe jetzt schlafen", sprach der Leutnant und erhob sich.
Weißsilbern, riesig wie ein Erzengel schritt er durch den Ring der Kosaken und verschwand in der Dunkelheit.



1739

Pfauenthron, Kohinoor und Orlow

„Ich sitze hier sehr sicher auf meinem Pfauenthron!“ sagte der Großmogul Muhammad, „denn dies ist Allahs Wille, und sein Auge wacht über mir!“
Und Muhammad erhob sich in all seiner weißgoldenen Seidenpracht, den gewaltigen Turban mit den Diamantenagraffen und Perlketten auf dem Haupt, trat einen Schritt neben den Pfauenthron und deutete mit hoheitsvoller Gebärde auf die beiden größten unter den funkelnden Diamanten, die in die Rückenlehne seines Thronsessels eingelassen waren. Diese Steine von reinstem Feuer und Wasser wurden „Lichtberg“ (Kohinoor) und „Sternfeuer“ genannt.
Die Unterredung fand in der großen Audienzhalle der „Roten Festung“ zu Delhi statt. Dieser Saal war voll wunderbarer Marmor-, Filigran- und Einlegearbeiten. Kühn geschweifte Kielbogen ließen das Licht der Terrassen ein, und die bunten, aus polierten Halbedelsteinen zusammengesetzten Fußböden waren mit den kostbarsten Teppichen aus China und Persien bedeckt. Das prachtvollste Stück der märchenhaften Ausstattung jedoch bildete der auf einem Podest und unter einem Baldachin stehende „Pfauenthron“. Dieser Sitz der Großmoguln hatte die Form einer Ruhebank, doch war er nicht nach Art eines orientalischen Möbelstücks mit dem Kleinmosaik aus Perlmutt, Elfenbein, Sandel-, Eben- und Rotholz eingelegt, sondern über und über mit den wertvollsten Edelsteinen besetzt. „Lichtberg“ und „Sternfeuer“ aber saßen wie riesige, glitzernde Augen als die größten Diamanten der Welt zu Häupten des Herrschers. Die Legende erzählte von beiden Steinen, sie seien ursprünglich noch viel größer gewesen und hätten einst als Augen im Kopf eines südindischen Götzenbildes gesessen. Durch Raub, Eroberung und Plünderung seien sie von Hand zu Hand gegangen, bis sie den Großmoguln — als den mächtigsten aller Räuber — zugefallen seien. Den „Kohinoor“ hatte dann vor hundert Jahren ein venezianischer Steinschleifer fast auf ein Drittel seines ursprünglichen Umfangs zusammengeschliffen. Mit dem „Sternfeuerdiamanten“ war ein Holländer ähnlich verfahren. Trotzdem blieben die Steine — unschätzbar in ihrem Wert — immer noch die gewaltigsten aller Brillanten.

Der Nizam von Haidarabad — Vizekönig eines mittelindischen Staates —, der als einziger Lehensfürst dem bedrohten Mogul mit einem Heer zu Hilfe geeilt war, schüttelte das graue Haupt. Er mißbilligte die theatralische Geste des Herrschers ebenso wie sein blindes Vertrauen auf Allah.
„Hoheit", sagte er, „Sie sitzen auf Ihrem Pfauenthron so sicher oder unsicher wie auf jedem Stuhl, dessen Platz im Herzen eines zerrütteten Reiches ist und an dessen Stützen auswärtige Feinde rütteln! Und es ist nicht unbedingt Allahs Auge, das über Sie wacht — man hat mir berichtet, daß diese beiden Riesensteine über Ihnen einst Augen eines grausamen Götzen waren. Götzen sind rachsüchtig, Hoheit! Hüten Sie sich."
Wütend wirft sich der etwas dickliche Muhammad — Sohn Aurangzebs und Urenkel Akbars — auf die Seidenkissen des Pfauenthrones, daß die Königsreiherfedern zittern, die wie Fächer die Rückwand schmücken.
Aber der alte, getreue Nizam kann sich schon einige Wahrheiten leisten. Längst sind die Großmoguln nicht mehr so furchtbar wie einst, und gerade jetzt ist der Nizam von Haidarabad der einzige Verbündete des gefährdeten Kaisers. Er zeigt dem Verblendeten die unverblümte Wahrheit auf.
Das ganze Land ist in Aufruhr, die Beamten sind bestechlich, die Offiziere der Truppen verweichlichte Säufer und korrupte Erpresser. Von Persien herkommend, schon über die Pässe des Hindukusch marschierend, naht ein Eroberer: Nadir-Schah, der neuaufgegangene Stern des Westens.
Dieser Nadir kam aus der Provinz Chorasan, was soviel wie „Land des Sonnenaufgangs" bedeutet. Zuerst war er Feldherr des Safawiden-Schahs, dann stürzte er diesen und erhob sich selber zum „König der Könige". Er schlug Türken, Afghanen, Tataren und Russen, eroberte Kaukasien und schließlich das gesamte Vorfeld Indiens. Seine Marschwege sind wie in den Tagen Dschingis-Khans mit Schädel pyramiden und Ruinen von Städten und Burgen gezeichnet. Eine Völkerwanderung flüchtender Bergstämme und Pandschabbauern flutet ins Gangestal und brandet bereits gegen die Mauern Delhis.
„Unterschätzen Sie Nadir-Schah nicht, Hoheit!" warnt der alte Nizam. „Jetzt ist es nicht mehr mit Vertrauen in Allah und Schicksalsergebenheit getan, jetzt müssen Sie als Großmogul handeln!"
„Nichts geschieht, ohne daß Allah es will!" erwidert Muhammad salbungsvoll. „Kein Sperling fällt vom Dache, ohne daß er zustimmt!"
„Sie müssen sofort ins Feld rücken, Hoheit!" mahnt der Nizam. „Das allein ist Allahs Wille, denn er hilft nur dem, der das Schwert des Islam führt."

Als die ersten Monsumstürme toben und das Land in Wasserfluten versinkt, die Wege sich in Gießbäche und Sümpfe verwandeln, rafft sich der Großmogul endlich auf und führt seine Armee ins Feld. Nadir-Schah steht bereits zweihundert Meilen nördlich von Delhi und hat die Stadt Lahore eingenommen.
Bei Karnal schlägt Muhammad sein Feldlager auf. Der Mogul hat seinen gesamten Harem mitgenommen, auch die Truhen seiner Schatzkammer begleiten ihn. Kann er denn den Ministern und Prinzen daheim in Delhi trauen? Im Lager Muhammads gibt es fahrbare Bäder, Frisierstuben, Großküchen. Trupps von Schattenspielern,

Tänzerinnen und Musikbanden, Händler, Frauen, Kinder, Marketender, Beamte und Flüchtlinge halten sich am Lager auf.

Als Spähtrupps das Herannahen der feindlichen Armee melden, veranstaltet Muhammad Elefantenkämpfe und läßt Theater spielen.

„Hoheit!" warnt der Nizam verzweifelt, „Sind Sie sich dessen bewußt, daß die Perser von englischen Geschützgießern und Gewehrfabrikanten mit den modernsten Waffen ausgestattet sind? Ihr Heer ist diszipliniert und immerhin so gefährlich, daß sogar die Russen Chorasan zurückgegeben haben."

„Aber sie sind verfluchte Schiiten oder gar Parsen", lächelt Muhammad. „Unsere Kraft ist der wahre Glaube! Allah wird uns schützen!"

Und er lädt den Nizam auf die Tribüne ein, von der man den besten Blick auf den Kampfplatz der Elefanten hat.

Am Morgen des 13. Februar 1739 greifen die Perser und Afghanen mit gepanzerten Reitergeschwadern an. Sie brausen mit eingelegten Lanzen, die Karabiner in den Satteltaschen, wie eine Sturmflut heran. Die Kamelreiterkorps führen schwere englische Drehbüchsen in den Sätteln. Die Ausrüstung des Mogulheeres ist hingegen unvollständig und veraltet. In weniger als drei Stunden ist Nadir-Schah Herr des Lagers von Karnal. Kaiser Muhammad wird gefangen; nur der Nizam von Haidarabad entrinnt mit einigen seiner Garden. Der ungeheure Kriegsschatz, die schweren Bronzekanonen, Tausende von Prunkelefanten und das gesamte Gepäck fallen in die Hände der Angreifer.

Als Gefangener zieht Muhammad an der Seite Nadir-Schahs am 7. März in seine Hauptstadt Delhi ein. Dort diktiert der Eroberer die Friedensbedingungen. Die Kriegsentschädigungen werden von der orientalisch wuchernden Phantasie Nadirs bestimmt.

Unterdessen rotten sich in den Basaren und Märkten Delhis Zehntausende von Moslems und Hindus zusammen und wälzen sich schreiend und protestierend gegen das „Rote Schloß". Von seiner Leibwache begleitet sprengt Nadir-Schah kühn aus den Toren und sucht die wogende Masse zu beruhigen. Aber die jungen Leute bewerfen ihn mit Steinen, eine Kugel pfeift am Haupt des Eroberers vorbei.

Da ist es mit der Geduld des schwarzbärtigen Tyrannen vorbei.

Schäumend vor Zorn, gibt er den vor der riesigen Jamna-Masjid-Moschee konzentrierten Truppen den Befehl, sich auf die Einwohner Delhis zu werfen, und erlaubt ihnen, die Stadt zu plündern. Nun sprengen Panzerreiter mit blanken Säbeln durch die Gassen, Salven donnern gegen die schreiende Menschenmenge, afghanische Geschützmeister lassen Batterien auffahren und feuern Kartätschen mitten in die Basare und menschenübersäten Plätze.

Delhi wird gründlich ausgeraubt, es erleidet Gewalttat, Plünderung und Brand. Tausende liegen hingemetzelt auf den Straßen.

Dann nimmt sich Nadir-Schah selbst, was ihm das Mogulreich nicht aushändigen wollte. Als seine Truppen Delhi endlich räumen, schleppen selbst einfache Soldaten in zusammengeknoteten Tüchern Geschmeide, Edelsteine, Goldketten, Münzen und Bruchgold fort. Tempelgerät aus Edelmetall wird auf Karren weggeführt. Nadir-Schah hat persönlich dafür Sorge getragen, daß auch der Pfauenthron mit den

Märchendiamanten „Lichtberg" und „Sternfeuer" gut verpackt wird. Der berühmte Thron der Großmoguln wandert in Nadir-Schahs neue Hauptstadt Teheran. Engländer schätzen den Wert der Beute auf drei Milliarden Goldguineen; jedenfalls ist sie groß genug, daß Nadir-Schah seinem Reich für mehrere Jahre jegliche Steuerzahlung erlassen kann.

Die Riesendiamanten, die nach der indischen Sage schon von den unglücklichen Helden des „Mahabharata"-Liedes vor viertausend Jahren getragen worden sind, die später als Augen von Götzenbildern geleuchtet und jedem ihrer Besitzer nachmals Unheil gebracht haben, bleiben ihrem Ruf als Unglücksbringer treu.
Schon acht Jahre nach seinem Sieg über Indien verfällt Nadir-Schah in geistige Umnachtung. Persien wird von inneren Wirren zerrissen. Auflösung ist der Rest: In Persien gewinnen ausländische Politiker, vor allem Engländer und Russen, Einfluß, Afghanistan schickt seine wilden Bergkrieger auf Raub nach Persien oder Indien. Das Reich des Großmoguls ist nur noch ein Flickenteppich von verfeindeten Fürstentümern und rivalisierenden Staaten. Französische und englische Handelsniederlassungen mischen sich in das Chaos der Politik, und ihre weitschauenden Kaufleute träumen schon von Eroberung, Machtergreifung und Kolonialherrschaft. Durch Raub und Überfall wird der Kohinoor — jener „Lichtberg"-Diamant aus dem Pfauenthron — einem Fürsten der aufständischen Sikh-Sekte zugespielt. Diesem nimmt ihn später die englische Ostindien-Kompanie ab, und als diese in der Herrschaft über Indien abgelöst wird, gelangt er 1850 in den Kronschatz von England. Als das britische Weltreich schon in den Fugen kracht und auf den Ersten Weltkrieg zusteuert, wird der Kohinoor an Amerika verkauft. Er fährt auf dem prächtigsten Dampfschiff Großbritanniens, auf der Titanic, 1912 über den Atlantik und geht mit diesem Schiff zusammen unter. Dreitausend Meter tief im Ozean findet seine Geschichte ein Ende.
Das zweite „Auge Allahs", das auch „Sternfeuer" genannt wurde, gerät bei einer Plünderung Teherans durch russische Truppen in die Hände eines Kosaken. Den läßt Fürst Orlow umbringen, um selber in den Besitz des Riesendiamanten zu kommen. Er schenkt ihn seiner geliebten Zarin Katharina der Großen, wo er etwa hundert Jahre lang an der Spitze des Zarenzepters glüht.
Doch diese hundert Jahre sind keine glückliche Zeit für die Zaren. Paul I. wird ermordet, Alexander I. verschwindet zu Taganrog im Ungewissen, Nikolaus I. erleidet Niederlagen auf Niederlagen, Alexander II. fällt einem Bombenattentat zum Opfer, Nikolaus II. erlebt Niederlage und Auflösung seines Hauses und wird schließlich ermordet. So bringt auch der zweite Diamant aus dem Auge des Götzen, den man den „Orlow" nannte, kein Glück. Die Reste des „Pfauenthrones" aber stehen im Golestan-Palast zu Teheran, und fremde Touristen gehen an ihm vorüber. Er ist zur Sehenswürdigkeit eines armen, von Unruhen geschüttelten Landes geworden...



1751 | Clives Regenmarsch

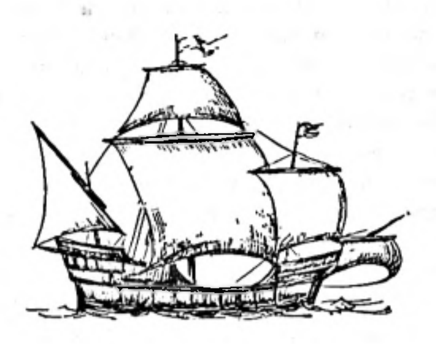
Da saßen sie nun beisammen und wußten nicht, wie es weitergehen sollte. Die Lage im englischen Stützpunkt Madras war mehr als gefährlich, sie war hoffnungslos. Die weltweite Auseinandersetzung zwischen den Seemächten Frankreich und England hatte vom umkämpften Nordamerika, von Kanada und dem Orient nun auch auf Indien übergegriffen. Und Indien — das wurde immer deutlicher — schien der größte und reichste Markt der Welt zu sein. Die Franzosen besaßen in ihrem Monsieur Dupleix einen ausgezeichneten Mann, der den französischen Hafen Pondicherry an der indischen Ostküste zum Angelpunkt der Überseepolitik gemacht hatte. Madras vegetierte nur im Schatten von Pondicherry.
Jetzt aber hatte Monsieur Dupleix teils mit Intrige, teils mit Gewalt seinen Kandidaten Tschanda-Sahib als Nabob der mittelindischen Landschaft Carnatic eingesetzt. Wenn dieser Tschanda-Sahib erst fest im Sattel sitzt und den letzten englandfreundlichen Fürsten erledigt hat, wird der britische Handel aus Indien fortgefegt und die „Ostindia-Kompanie" am Ende sein. Tschanda-Sahib lag mit einer Riesenarmee vor der Festung Trichinopoli. Fiel diese, so war es mit den englischen Träumen in Indien vorbei.
„Hol's der Teufel!" sagte Gouverneur Saunders. „Was können wir schon tun außer abwarten? Wir verfügen weder über genügend Truppen noch über Bundesgenossen. So sitzen wir eben hinter den Wällen von Madras und warten, bis Monsieur Dupleix in Begleitung Tschanda-Sahibs an die Tore klopft."
„Dann dürfte alles zu spät sein", warf Kaufherr Hornby mißmutig ein. „Siegt Tschanda-Sahib in Trichinopoli, dann fällt Anwar ed-Dins Sohn, Muhammed-Ali, in seine Hände. Dieser Mann wäre aber der einzige, den England ausspielen könnte. Er sollte Herr im Carnatic werden, dann würde Monsieur Dupleix die Koffer pakken müssen."
„Die Frage ist demnach"; faßte Ratsherr Crommelin zusammen: „Wie bringen wir Tschanda-Sahib dazu, die Belagerung von Trichinopoli aufzugeben und unseren

Anwärter, Muhammed-Ali, laufenzulassen, damit wir ihn auf den Thron des Nabobs oder Vizekönigs heben können!"
„Vielleicht kann uns dieser Leutnant Clive raten?" meinte der Gouverneur. „Robert Clive hat sich mehrmals ausgezeichnet, seit er den Beruf eines Handelsgehilfen mit dem eines Leutnants vertauscht hat. Zudem besitzt der junge Mann diplomatisches Geschick und den rechten Blick für das Notwendige. Er kommt eben von Trichinopoli zurück."
„Herein mit ihm!" schrie der dicke Hornby. „An Bob Clive entsinne ich mich recht wohl! Kam er doch vor ein paar Jahren als ausgehungerter Clerk in mein Kontor. Das ist ein kluger und kühner Bursche!"
Auf ein Händeklatschen öffnen braunhäutige Diener die Perlvorhänge zum Vorzimmer. Robert Clive tritt ein, und der Gouverneur bittet ihn, seine Meinung zu äußern. Der einstige Handlungsdiener aus London ist inzwischen zu einem harten, sonnengebräunten Mann geworden. Er benimmt sich vor dem hohen Gremium ohne Unterwürfigkeit und tritt sicher und mit bestimmter Härte auf.
„Es war ein Fehler", sagt er, „unsere letzten Truppen als Entsatz nach Trichinopoli zu führen! Das kommt mir so vor, als ob ein Mann, dessen Haus von bösen Nachbarn angezündet worden ist, die Waren seines Magazins auch noch in dieses brennende Haus schleppt. In solchen Fällen sollte man klüger handeln."
„Ja", seufzt Hornby, der einer der reichsten Kolonialwarenkaufleute von Madras ist, „man löscht! Aber dazu scheinen unsere Militärs unfähig zu sein."
„Nein, Mister Hornby", erwidert Robert Clive heftig, „ich lösche nicht, solange die Brandstifter ums Haus streichen, weil dann Löschen sinnlos ist. Ich lasse das Haus brennen und zünde das des bösen Nachbarn an. Dann wird er rennen, um sein Eigentum zu retten, und das Gesetz des Handelns geht an mich über."
Die Räte schweigen betreten. Gouverneur Saunders fordert Clive auf, sich klarer auszudrücken.
„Sehr einfach, meine Herren. Man muß jetzt auf die Hauptstadt Tschanda-Sahibs losmarschieren und Arcot im Handstreich nehmen! Ich garantiere Ihnen, daß der böse Wolf dann seine Beute Trichinopoli fahrenläßt und rasch nach Hause hechelt!"
Das wäre ein geradezu wahnwitziges Unternehmen, denn Arcot liegt weit hinter Dschungel, Gebirgen und Sümpfen.
„Wer in aller Welt soll denn den Marsch mit unseren letzten hundert Soldaten wagen?" ruft Ratsherr Hornby entsetzt. „Sie vielleicht, Mr. Clive?!"
„Yes Sir! Ich, wenn sich kein anderer findet!"

Der Gouverneur ernennt Robert Clive zum Hauptmann und gibt ihm jegliche Vollmacht. Aus den beiden englischen Siedlungen Madras und Fort St. David wird jeder verfügbare Mann herangeholt, so daß schließlich nur noch 150 alte Männer und Knaben zurückbleiben. Auf solche Weise bringt Clive etwa 200 Europäer und 300 Sepoys — also europäisch gedrillte Eingeborenensoldaten — zusammen, mit denen er sich auf den nachmals weltberühmten Marsch nach Arcot macht. Vorerst aber zetern die dicken Kaufleute von Madras gegen den gefährlichen Plan, weil sie durch sein Mißlingen alles zu verlieren fürchten.
Arcot liegt 64 englische Meilen südwestlich von Madras. Der Weg schlängelt sich,

nachdem er die Küstenebene verlassen hat, durch Dschungel und urwaldbewachsene Täler. Oft muß erst ein Pfad durch die Wildnis gebahnt werden.
Palmen rauschen über den Kolonnen. Feigenbäume stehen auf den hohen Stelzen ihrer Luftwurzeln, von denen spanisches Moos und Flechten wie phantastische Kleiderfetzen wehen. Das feuerrote Laub des Baumes, der „Flamm of the dshungel" genannt wird, lodert fackelgleich. Bunte Wicken, Geranien, Mimosen und zartgetönte Orchideen wuchern über die verfilzten Stämme. In den gefiederten Nipapalmen huschen keckernde Affen. Zuweilen teilt sich der schwer duftende Jasmin, der in weißen Ballen aus den grünen Laubwänden der Wälder quillt. Zottige, schwarze Büffel treten vorsichtig ins Freie.
Nachts geistern die Stimmen des Dschungels durch die Zelte. Tiger brüllen, das Krachen brechenden Bambusgestrüpps verrät, daß wilde Elefanten das Lager umkreisen. Schaurig gesellt sich zum Trompeten der grauen Riesen das Gekläff der wilden Hunderudel.
Die Soldaten brechen sich Bahn durch mannshohe Farne, in denen es Zecken, Blutegel, Parasiten und Wolken summender Mücken gibt. Über den von Sumpfwasser schwabbenden Pfad huschen Schlangen, hängen von Baumästen und winden sich nachts lautlos in die Zelte. Doch die Truppe schlägt mit den Haumessern Wege durch rankenden Pisang, sie überschreitet verschlammte Flußläufe, in denen unter dem graugrünen Dämmerlicht hochgewölbter Bäume riesige Krokodile dösen. Nachts lagert die Schar auf Lichtungen unter dem verzauberten Himmel der Tropen. Durch das Dunkel schwirren riesige Leuchtkäfer, phosphoreszierende Tieraugen starren die Menschen an.
Als sie die Urwälder verlassen und die Hügel von Arcot erreichen, sehen sie auf den Berghöhen schneeweiße Jainatempel. Märchenhafte Schlösser liegen auf den Felsrücken. Uralte Wasserräder, die von Büffeln oder Kamelen betrieben werden, knarren am Straßenrand. Dunkelhäutige Bauern in Turban und Lendenschurz führen ihre steinzeitlichen Hakenpflüge über rote, dampfende Felder. Manche Eingeborene sind noch nackt und mit Pfeil und Bogen bewaffnet.
Karawanen ziehen langsam vorüber. Reisende Kaufleute in Palankinen begegnen dem Heer. Büßer sitzen aschebeschmiert im Staub und heben die Bettelschalen. Clive hat Befehl gegeben, mit niemandem zu reden — außer französisch — und auf Befragen den Eingeborenen zu erklären, sie seien Freunde des Nabobs von Arcot, brave Franzosen. Die Festung darf nicht vorzeitig gewarnt werden. Am Abend flammen rote Feuer vor golden schimmernden Pagoden, die hinter uralten Banyabäumen träumen. Mädchen tanzen zu Zimbel- und Schellenklang.
Aber Clive drängt voran. Auf seinem Pferd, mit dem er glücklich Dickicht und Hindernisse überwunden hat, jagt er ans Ende der Kolonne und treibt die Nachzügler an. Er sprengt an die Spitze, findet Furten und geht als erster in unbekannte Gewässer. Dann steigt er wieder aus dem Sattel, um sein Pferd den Kranken zu überlassen. Unermüdlich marschiert er inmitten seiner Soldaten und Sepoys. Um Fieberanfälle, Mückenstiche, Risse von Dornen und Geschwüre, die ihn wie die anderen plagen, kümmert er sich nicht.
Am Morgen des sechsten Tages, nachdem man Madras verlassen hat, ballt sich über den Wäldern schweres Gewölk zusammen. Ein Monsumgewitter zieht herauf.

Schon funkeln in dem seltsam geisterhaften Licht die vergoldeten Kuppeln von Arcot. Die milchig weißen Türme der Zitadelle zeichnen sich ab, die Minarette der Moscheen, die phantastischen Palastbauten auf den Berghöhen ... Der Himmel flammt. Blitze züngeln wie Schlangen fahl und glänzend durch das schwarze Gewölk, das grollend den Donner wie Kanonenschüsse entläßt. Plötzlich brechen Wasserwände nieder und verschleiern Stadt und Landschaft. Die Soldaten meinen, nicht mehr atmen zu können. In wenigen Augenblicken ist alles durchnäßt. Robert Clive jagt seine Truppe vorwärts. Nun marschieren sie gespenstisch durch einen Tiefsee mit windgepeitschten Palmen, rasenden Wasserfällen und gurgelnden Strömungen.
Luft und Erde sind ein einziges Strudeln, Fluten, Prasseln. Die Tore des mächtigen Arcot sind bei solchem Wetter verlassen, die winkeligen Gassen und Basare menschenleer. Über Plätze, die stürmisch brandenden Seen gleichen, dröhnt der Marschtritt der Engländer. Sie kommen an dem Märchenschloß des Nabobs vorüber. Obwohl sie alle wissen, daß es bis obenhin voller Schätze und Juwelen steckt, widerstehen sie der Versuchung zu plündern und eilen — gegen braune Bäche und Sturzfluten ankämpfend — den Berg hinauf zur Festung. Die Tore sind — o Wunder des Regenmarsches! — nur angelehnt, die Wachen liegen schön trocken und warm in den Gewölben und geben erst Alarm, als die Sturmtrupps bereits in der Zitadelle ausschwärmen.
Unter Blitz und Donner endet „Clives Regenmarsch" mit der kampflosen Einnahme von Burg Arcot. Am Morgen weht der „Union Jack" über dem beherrschenden Berg.
Alles Weitere entwickelt sich, wie Robert Clive vorhergesagt hat: Tschanda-Sahib eilt entsetzt mit seinem riesigen Heer vom befreiten Trichinopoli herbei, um Arcot zu retten. Aber Clive weist ihn mit den Geschützen seiner eigenen Zitadelle zurück. Inzwischen begibt sich der englandfreundliche Kronanwärter Muhammed-Ali ins innere Indien und bringt durch britisches Geld eine Maharattenarmee in Bewegung. Ein Jahr nach dem Regenmarsch ist alles entschieden: Tschanda-Sahib befindet sich auf der Flucht; Monsieur Dupleix wird von seinem Posten abberufen, der Zweikampf zwischen England und Frankreich um die indische Beute ist zugunsten Englands beendet.
Sechs Jahre später eilt Robert Clive, nun schon als Generalbevollmächtigter der englischen Ostindia-Kompanie, ins bedrohte Kalkutta, wo sich ein Nachfolger des Großmoguls inzwischen der britischen Faktoreien bemächtigt hat. Wieder gewinnt Clive durch sein diplomatisches Geschick die Gegner des Moguls für sich. Er mobilisiert mit englischem Geld ein Söldnerheer, und britische Waffenlieferungen bringen unzufriedene Kleinfürsten zum Losschlagen. Bei der Ortschaft Plassey im Gangestal stoßen die von Robert Clive aufgestellten und angeführten Heere auf die Riesenmacht des Moguls.
Europäische Taktik, bessere Gewehre und Sicherheit der Führung entscheiden die Schlacht, in der die Mogulmacht endgültig zerbricht. Auf beiden Seiten bleiben mehr als 25 000 Tote auf dem Schlachtfeld zurück: nur 17 davon sind Engländer. Mit so geringen Opfern gewinnt Robert Clive Indien, das Juwel in der Krone britischer Kolonialmacht.



1755

Rote Röcke im grünen Wald

„Und dann, Exzellenz", sagt der Gouverneur von Virginia, Sir Dinwiddie, „erlaube ich mir, Ihnen Oberst George Washington, den Befehlshaber unserer Kolonialmilizen, vorzustellen! Er wird die ehrenvolle Aufgabe haben, Sie und Ihre tapferen Truppen zu unterstützen!"

General George Braddock, Esquire, ein bulliger, rotgesichtiger Schotte mit weißem Schnauzbart, wirft einen knappen, beinah verächtlichen Blick unter den buschigen Augenbrauen hervor und mißt den schlaksigen, himmellangen Amerikaner mit dem abschätzenden Sachverstand des alten Gardeoffiziers. Der junge Bursche, den sie ihm da als „Oberst" präsentieren, mag höchstens drei- oder vierundzwanzig Jahre alt sein. Er trägt auch keine vorschriftsmäßige Uniform, sondern die aus Hirschleder gefertigte, mit Fransen besetzte Kleidung des Waldläufers und dazu indianische Leggins. Ein langes Jagdmesser steckt in seinem bunten Gürtel, der indianische Arbeit sein mag. Der Kerl sieht nicht schlecht aus, nur fehlen ihm die gerade Haltung des Berufssoldaten und die Zackigkeit der Bewegungen. Alles an diesem Kolonialbriten ist salopp, ja beinah unehrerbietig. Der General runzelt die Stirn.

„Washington? Soso. Habe den Namen noch nie gehört! Sind wohl Tabakbauer oder Viehzüchter gewesen, mein Junge, bevor Sie auf den Einfall kamen, Soldat zu spielen?"

Der Gouverneur, der an einem guten Verhältnis zwischen dem soeben aus England angekommenen regulären Militär und der Kolonialmiliz sehr interessiert ist, schaltet sich sofort ein.

„Der Oberst ist vielleicht noch jung, Exzellenz, aber er hat sich bereits mehrfach im Indianerkrieg bewährt. Ganz Virginia kennt seine Bravourstückchen bei Fort Necessity, wo er mit wenigen Männern ein halbes Jahr lang Franzosen und Rot-

häuten Widerstand geleistet hat! Er wird Ihnen mit seiner Pfadfindererfahrung sehr von Nutzen sein!"
Der General schaut kurz seinen Oberst St. Clair an. Beide tragen sie die scharlachrote, goldbordierte Gardeuniform der „Coldstream"-Grenadiere. Ihre Brust ist mit Orden und Medaillen bedeckt, die sie auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Flanderns erworben haben.
„Haben Sie gehört, St. Clair! Man wird die alten Schlachtrösser der königlichen Garde von virginischen Pferdejungen führen lassen, damit unseren armen, alten Haudegen nichts passiert! Ja, Himmel-Kreuz-Schwerenot, warum glauben Sie denn, Dinwiddie-Sir, weshalb wir von Seiner Majestät hierher in Ihr komisches Ländchen geschickt worden sind? Wir haben immerhin bei Fontenoy gefochten und bisher keine Schlacht verloren!"
„Mister General", sagte George Washington betont formlos„ „darf ich erwähnen, daß Virginia nicht Flandern ist und die Miami-, Delaware- und Shawanoo-Indianer eine von den Franzosen durchaus unterschiedliche Kampftechnik üben!"
„Papperlapapp!" schneidet ihm General Braddock das Wort ab. „Das ist alles nur Firlefanz! Wir haben einen klaren Auftrag erhalten, den wir ebenso klar ausführen werden. Am Ende entscheidet die Kampfkraft der Truppe."
Und er tritt mit knappem, militärischem Schritt an die Wandkarte, welche die Kolonie Virginia zeigt, fährt mit dem Finger über die Küstenebene von Williamsburg — wo man sich eben befindet — nach Richmond und zu dem Riegel der Alleghenyberge hinauf und folgt dort dem Monogahelafluß bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Ohio, jenseits der Waldgebirge. Da deutet er auf den Punkt, der mit einem Sternchen bezeichnet und neben dem der Name „Fort Duquesne" eingeschrieben ist.
„Das hier ist der Schlüssel zur Lage! Fort Duquesne! Eines der wichtigsten Glieder in der Barriere, welche die Franzosen gegen unser weiteres Vordringen nach Westen errichtet haben. Duquesne ist die Pforte zum Ohiotal. Wir werden es einnehmen und den Feldzug entscheiden!"
„Ja, das schon! Da sind wir einig", sagt George Washington ungerührt, „es kommt nur darauf an, wie wir es einnehmen können!"
General Braddock tritt vor den riesigen Burschen. Wie eine breite, gefährliche Bulldogge steht er vor einem überlang geratenen Windhund. Er tippt Washington mit dem Finger auf die Brust.
„Hören Sie, junger Mann, wie wir das Fort nehmen werden. Ganz einfach: Wir werden mit klingendem Spiel und entrollten Fahnen, mit Geschütz und Troß in fester Kolonne direkt darauf losmarschieren und jeden Gegner, der uns in den Weg tritt, niederwalzen! Ihre Aufgabe wird lediglich sein, uns den Weg zu zeigen!"
Einige Wochen später, in den dichten Wäldern der Alleghenyberge, vollzieht sich ein höchst eigenartiges Schauspiel.
„George", sagt der alterfahrene Waldläufer Christopher Girty zu Washington, „für mich ist dieser Nußknackergeneral Braddock völlig verrückt! Wenn wir nicht aufpassen, wird sein Skalp in den Wigwams der Miami trocknen!"
„Was heißt hier aufpassen, Chris?" erwidert Washington achselzuckend. „Wir

können nicht mehr tun als den Pfad finden und sichern. Aber an der Narrheit des Alten vermögen wir nichts zu ändern. Da schau sie dir an!"
Sie halten an, indem sie am Rande der freien Wiesenstrecke ein wenig unter die Ahornbäume treten. Die Regimenter des Generals kommen mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen heran. Hell leuchten die scharlachroten Uniformröcke im grünen Wald, dahinter kommen die himmelblauen Röcke der Artillerie und die resedagrünen der Dragoner. Jetzt setzt das Trompeterkorps ein. Vergnügt fallen die Soldaten in den beliebten Schottenmarsch ein: „My Charly is my darling . . ."
„Mann!" ruft Girty. „Und so was will heil durch die von Indianern wimmelnden Wälder kommen!"
„Das da bereitet mir die meiste Sorge!" seufzt Washington und zeigt auf die lange Kolonne holpernder, schwerer Küchen- und Vorratswagen, auf die Pulver- und Munitionskaretten, die bronzenen Kanonen und Protzen, die — von schnaubenden Rossen gezogen — den Knüppelweg heraufrasseln. „Wie will man diesen gewaltigen Troß schützen? In einem Gebiet, durch das jeder Pfadfinder wie ein Fuchs schleicht?!"
Am 9. Juli steht die Vorhut Braddocks nur noch zwei Meilen oberhalb von Fort Duquesne. Das Tal wird hier breiter, der Zusammenfluß von Monongahela und Alleghany River steht bevor. Die Wälder drängen sich dunkel und drohend an die schmalen Wiesenstreifen heran.
Plötzlich knattern Schüsse!
Die Vorhut der virginischen Miliz ist auf eine Schanze der Franzosen gestoßen. In der Ferne, auf einer Halbinsel im Ohio, sieht man bereits die Holztürme des Forts, über dem das weiße Lilienbanner weht.
General Braddock richtet sich in den Bügeln auf und ruft hoch zu Roß seine Befehle. Darauf entfalten sich die Regimenter genau wie auf einem flandrischen Schlachtfeld zur Gefechtsordnung: Linie hinter Linie, Mann neben Mann, die Trommler voraus, die flatternden Fahnen in der Mitte der Kompanien.
In das Schmettern der Trompeten mischt sich ein seltsames, schrilles Trillern: der Kampfruf der Indianer, die die Wälder besetzt haben. Soldaten in roten Uniformen stürzen lautlos aus den dicht geschlossenen Reihen zu Boden und bleiben als purpurfarbene Flecke im Gras liegen. Dragoner- und Artilleriepferde bäumen sich wiehernd und fallen wie vom Blitz getroffen nieder. Ein Hauptmann, der vor der Front seiner Abteilung brüllt, verstummt mitten im Wort — ein gefiederter Pfeil hat seine Kehle durchbohrt. Der tückische, lautlos von Hunderten von Bogensehnen geschnellte Tod lichtet die Reihen der Soldaten. Aber sie sehen keinen Feind, sie wissen nur, daß er da ist.
Feuerkommandos werden gegeben, Salven prasseln in das Unterholz. Grelles Hohngeschrei antwortet. Nur selten sieht man ein mit leuchtenden Farben bemaltes Gesicht, einen kahlen, roten Schädel mit der Skalplocke.
Da lösen sich die wohlgeordneten Formationen des Militärs auf. Vergeblich schlagen Offiziere mit blanken Klingen auf die Männer ein, die hinter Baumstümpfen und in Gräben Deckung suchen. Überall sausen Pfeile . . .
Gleich nachdem der Überfall einsetzt, haben George Washington und seine Pfadfinder planmäßig zu handeln begonnen. Die im Indianerkampf erprobten Wald-

läufer schwärmen aus, springen von Deckung zu Deckung und bringen gezielte Schüsse an.
Dem General sind bereits drei Pferde unterm Leib weggeschossen worden. Sein braver Bursche Bishop, ein eisgräuer Walliser, führt ihm soeben die Schimmelstute „Magnolia“ zu, damit er sie besteige.
„Lassen Sie ausschwärmen, General!“ ruft George Washington. „Befehlen Sie den Leuten, sich dem Gelände anzupassen, sonst werden die Indianer eine Hasenjagd veranstalten und Ihre Soldaten abschießen!“
„Der britische Soldat verläßt sein Glied nicht!“ antwortet der General und schwingt sich in den Sattel. „Helfen Sie mir lieber, die Reihen dichter zu schließen, Oberst!“ Dann richtet sich Braddock hoch im Sattel auf, schwingt den Degen und befiehlt: „Formiert Karree! Fahrt die Kanonen auf!“
Ein Mann sucht am General vorbei zu flüchten, der alte Haudegen schießt ihn mit der Pistole nieder. Das sieht Korporal Fawcett. Der Soldat war sein Bruder — ein freier, virginischer Grenzer wie er selber. Hol's der Teufel! Ein Amerikaner ist kein dressierter Hund von Untertan, sondern ein freier Mann! Was denkt sich dieser General?!
Und Korporal Fawcett von der Virginiamiliz hebt die eben geladene Rifle und schießt Braddock mitten in die Brust.
„Es lebe Virginia!“ schreit er, während der alte General aus dem Sattel fällt.
Bishop und George Washington zerren den tödlich Verwundeten nach rückwärts in einen Graben. Christopher Girty bildet unterdessen mit Milizen einen Wall, in dessen Schutz der Rest der Armee den Rückzug antreten kann. Sie halten die siegestrunken nachdrängenden Indianer, zwischen denen nun vereinzelt kanadische Voyageurs sichtbar werden, mit wohlgezielten Schüssen auf.
Bis zum Abend erreicht die fliehende Armee eine weite Waldlichtung, auf der sie unbelästigt ein Lager aufschlagen kann. Der Nimbus englischer Unbesiegbarkeit ist zerstört. Man merkt es an dem veränderten Umgangston der virginischen Milizen gegenüber dem Militär, das sie gerettet haben. Jetzt haben sie gesehen, daß auch die „Hummer-Röcke“ zu schlagen sind, und wissen nun, wie man es anstellen muß.
Der gesamte Troß ist verloren, nur zwei Kanonen sind übriggeblieben. Von rund 2000 regulären Soldaten haben 600 den Überfall am Monongahela mit dem Leben und dem Skalp bezahlt. Die Verluste der Virginier sind gering.
General Braddock liegt ohnmächtig in seinem purpurroten Feldherrnzelt, das sich auf einem der geretteten Bagagewagen befand. Der getreue Bishop und der Feldgeistliche sind bei ihm. Spät in der Nacht wird Oberst Washington gerufen. Der Sterbende ist nun bei Bewußtsein; er drückt dem Virginier die Hand, empfiehlt seinen Burschen Bishop Washingtons Fürsorge und schenkt ihm das Pferd „Magnolia“.
Ein wenig später flüstert er, mit großen Augen in die Nacht blickend, die von den Lagerfeuern erhellt wird: „Nächstes Mal wollen wir es besser machen ...“
Aber es gibt kein nächstes Mal. General Braddock stirbt in dieser Nacht. George Washington bringt die Reste der Armee nach Richemond zurück ...

Und trotzdem! Der Krieg wendet sich zu Englands Gunsten. Es beherrscht mit seiner Flotte den Ozean und vermag genug Truppen nach Amerika zu bringen, wo die Franzosen mehr und mehr auf die Kampfkraft ihrer wenigen Waldläufer und der verbündeten, aber unzuverlässigen Indianer angewiesen sind. Drei Jahre nach der Katastrophe erobern virginische Jäger, Farmermilizen und Pfadfinder Fort Duquesne, das zu Ehren des amtierenden britischen Premierministers in „Pitts-Burg" umgetauft wird. Der Weg für die Landnahme im Ohiotal, bis hinab zum Mississippi, ist damit freigekämpft. Ein Jahr nach diesem Ereignis nimmt der englische General Wolfe in einer Sturmnacht die Zitadelle von Quebec und sperrt damit den St.-Lorenz-Strom: nun fällt auch Kanada in englische Hand.
In Europa hat unterdessen Friedrich der Große seinen Siebenjährigen Krieg gegen Frankreich, Österreich und Rußland gewonnen. Englands Geld triumphiert dort ebenso wie seine Flotte auf den Meeren. Im Friedensvertrag von 1763 muß das beinahe bankrotte Frankreich Kanada und all seine Stützpunkte an die englische Krone abtreten.
Der Union Jack weht siegreich über Nordamerika.



1773

Von Rauschgift, Prozenten und Verderbnis

Die Lichter von Kanton fallen langsam zurück. Schon sieht man die lodernden Pechpfannen der Kais von Whampoa voraus. Der Perlstrom beginnt sich nun zu erweitern, um seiner trichterförmigen Mündung entgegenzustreben. Die große Handelsdschunke mit dem schönen Namen „Die zehntausend Glückseligkeiten" hat am Hauptmast das Bastsegel an den Bambusfingern der Rahen aufgespreizt. Sie gleicht einer riesigen Fledermaus, die lautlos über die schwarzen Wasser gleitet. Der Eindruck wird noch verstärkt, da auf das Segel ein roter Drache gemalt ist.
Vom hochgeschwungenen Bug der Dschunke tönt monoton der Warnruf des Skippers, der die plötzlich aus dem nächtlichen Strom auftauchenden Sampans und Lastboote auf das Nahen des Schiffes aufmerksam macht. Nur gelegentlich, wenn der mächtige Rumpf einer nach Kanton heraufziehenden Dschunke oder gar eines Kriegsschiffes sichtbar wird, ruft er in seinem raschen, schnatternden Kantonesisch

dem Steuermann auf dem Hinterkastell seine Befehle zu. Die meisten Schiffe fahren ohne Laternen.

Dafür aber sind bei den Dschunken Kästen mit Geranien, ja ganze Jasminbüsche und rankender Hibiskus an die Seitenborde gehängt, so daß oft der Blumenduft – leicht vermischt mit dem Geruch chinesischer Fischküche – früher warnt, als das Auge zu erkennen vermag.

Nun gleitet auch Whampoa vorbei. Aber diesmal steuern die „Zehntausend Glückseligkeiten" nicht zu dem eingezäunten Bezirk der fremden Magazine und Piers hinüber, zu denen nur die „Hong-Kaufleute" Zutritt haben. Kleine, schnelle „Lorchas" – Kanonenboote unter Ruder und Segel – huschen wachsam vor den Faktoreien der Ausländer auf und ab. Die chinesische Wasserpolizei gibt sehr acht, daß keine Handelsschiffe – außer den Hong-Dschunken und den ausländischen Seglern – im Freihafen anlegen. Kaiser Kao-tsung hat nämlich vor etwa zwanzig Jahren alle Häfen seines Reichs für die Fremden gesperrt. Handel dürfen nur noch die dazu bestimmten und lizenzierten Hong-Kaufleute treiben.

Der sehr ehrenwerte Tuan, San Kuo-Ching, der Besitzer der „Zehntausend Glückseligkeiten", ist ein Hong-Kaufmann und noch dazu einer der einflußreichsten und wohlhabendsten. In Kanton gehören ihm hundert Häuser, ein Hafenmagazin und ein Dutzend Handelsschiffe.

Nun sitzt er, klein, dickleibig und kugelköpfig, angetan mit einem rotseidenen Mantel und schwerem Jade-Goldschmuck, in seiner luxuriösen Kajüte und spielt mit sich selber Mah-jong. Neben ihm auf dem Tisch liegt der übliche „Ko-Hut" mit dem angenähten Mandschuzopf; denn Tuan Ching ist ein gesetzestreuer und wohlmeinender Bürger.

Aber er kann das Mah-jong nicht gewinnen, weil seine Gedanken immer wieder abschweifen. Sie eilen nach Macao voraus, wo die fremden Tuans und vermutlich sehr hohe Gewinne auf ihn warten. Da stürzt sein Sohn Wei-Shou-Chin in die Kajüte. Er trägt einen echten Zopf.

„Verehrungswürdiger", ruft er empört, „Sie sollten sich zum Vordeck und in den kleinen Mannschaftsraum begeben! Vielleicht könnte Ihnen der Anblick, der sich Ihnen dort bietet, den abscheulichen Handel mit ‚Fu-shou-kao' verleiden!"

Der große Tuan seufzt und schaut seinen entarteten Erstgeborenen aus blicklosen Kohleaugen an.

„Fu-shou-kao" – „der Gummi der Glückseligkeit" – das ist Opium. Die fremden Matrosen nennen es lachend „Futschikato", weil der Genuß des Rauschgiftes einen Mann völlig zu erledigen vermag – abgesehen davon, daß es wunderbare Träume beschert. Wie oft hat Tuan Chin dem jungen Burschen gesagt, daß dieses „Fu-shou-kao" oder Opium ein uraltes, in Formosa, Südchina und Indien bekanntes Allheilmittel, ein unentbehrlicher Bestandteil der orientalischen Apotheke ist. Mag ja sein, daß die Holländer von Formosa oder die Portugiesen von Macao einigen Leuten das schädliche Opiumrauchen beigebracht haben. Das änderte nichts daran, daß der ehrenwerte Tuan Chin im Grunde ein Arzneimittelhändler war.

Aber es war ein Fehler gewesen, den jungen Wei-Shou-Chin höhere Wissenschaften und Literatur studieren zu lassen. Jetzt verlor er all seine angeborenen Kauf-

mannseigenschaften, protestierte ständig und fand alles falsch, was die ältere Generation tat.
„Und warum ist unser gutes ‚Fu-shou-kao' abscheulich, wenn ich fragen darf? Man verdient bedeutend mehr damit als mit Reis oder Jade!"
Der Student regt sich sichtlich auf.
„Erstens ist der Handel mit diesem Teufelszeug streng verboten", schreit er, „zweitens verdirbt es die Süchtigen, macht sie krank, hemmungslos, verwandelt sie in Diebe und Narren, die alles zu tun bereit sind, um weitere Träume einzukaufen! Es ist schändlich, Ehrenwerter, daß Sie mit Rauschgift handeln!"
„Nun gut, mein Sohn! Ich handle damit. Aber zwinge ich jemanden, es zu rauchen? Jeder Mensch ist Herr über sich selbst. Ich bin nur Kaufmann, sogar Hong-Kaufmann!"
„Ja — und Sie nützen Ihre bevorrechtigte Stellung im Handel mit den fremden Teufeln dazu aus, das verbotene Gift nach Kanton zu schmuggeln! Warum bemühen Sie sich nicht in den Mannschaftsraum? Ihre eigene Schiffsbesatzung liegt dort im Opiumrausch und ist völlig unfähig, zu denken oder zu arbeiten!"
„Gönnen wir ihnen das kurze Glück! Warum haben wir etwas dagegen einzuwenden, wenn die Menschen glückliche Träume träumen?!"
„Ehrenwerter", ereifert sich der Student, „Sie wissen genau, warum Sie nicht in die Opiumhöhle gehen! Ich bin entsetzt. Die Luft in dem halbdunklen Raum ist erstickend und süßlich. Da steht einer, kocht das Opium in Wasser, filtriert die Lösung und teilt winzige Kügelchen braunen Zeugs ab, das die anderen vorsichtig auf Nadeln spießen, in die Lichtflamme halten und auf ihre Pfeifenköpfe träufeln. Dann liegen sie da, die Köpfe auf ein dreieckiges Brett gestützt, ziehen den Rauch ein und entschweben in übermenschliche Gefilde. Ehrenwerter, ich habe sie gesehen, diese bleichen, abgezehrten Gestalten. Ihre Augen sind wie abgestorben. Sie murmeln selig vor sich hin wie Narren und sind lebenden Leichnamen gleich! Ist das die Verwandlung, an der Sie und die Hong-Kaufleute verdienen?!"
Der Kaufherr wirft lässig einige Mah-jong-Steine durcheinander und schaut seinen Sohn ausdruckslos an.
„Warum soll ich mir ansehen, was ich bereits kenne?" sagt er. „Aber wir sollten nicht vergessen, welches Glück die Raucher empfinden! Wir erweisen diesen armen Menschen nur Gutes. Außerdem habe ich nichts einzuwenden, wenn sie rauchen. Sie sind allesamt so tief in meiner Schuld, daß noch ihre Kindeskinder auf meinen Schiffen werden arbeiten müssen, ganz davon zu schweigen, daß die Gier nach Opium sie veranlaßt, für jeden noch so geringen Lohn zu arbeiten. Niemals werden wir billigere Kulis haben!"
„O Ehrenwerter, o Vater! Habt Ihr niemals von den Lehren des Meister Kung-fu-tse oder anderer Philosophen vernommen? Wissen Sie wirklich nicht, welch hohe, bewundernswerte und uralte Kultur wir Chinesen geschaffen haben? Glauben Sie, daß einer von diesen Narren, Schwächlingen und Enthemmten noch irgendetwas dazu beitragen wird? Nein! Man weiß ja, daß Opiumraucher zu Mord, Raub, Diebstahl und jeglicher Untat bereit sind, um nur ihr Gift zu erlangen. Diese fremden Teufel stehlen uns die Seele, indem sie uns Opium verkaufen, und Sie helfen ihnen dabei!"

„Diese hohe Schule, die ich dich besuchen lasse", erwidert der Kaufherr, „scheint doch sehr schädliche Wirkungen zu haben. Was redest du für Unsinn? Als ob Kulis, Narren, Bauern oder anderes Mistvolk jemals irgendeine Kultur geschaffen hätten! Tempel, schöne Bücher und kostbare Dinge sind allezeit nur dann geschaffen worden, wenn genügend Geld dafür vorhanden war. Und um den Besitz von Geld geht es letztlich. Geld zu verdienen ist auch eine Kunst. Ich beherrsche sie trefflich."

„Ehrenwerter! Sie wirken bei einem Verbrechen mit — nur um Geld zu verdienen? Es gibt strenge Verbote gegen den Opiumhandel! Alle bösen Geister wünsche ich auf die fremden Teufel herab, die dieses Geschäft eingeführt haben!"

Der alte, dicke Hong-Kaufmann wirft jetzt alle Mah-jong-Steine durcheinander, ein Zeichen dafür, daß er anfängt, wütend zu werden.

„Jetzt will ich dir, junger Dachs, einmal die Realitäten des Lebens erzählen, damit du endlich begreifst, worum es geht!"

Mit zornigen Sätzen erklärt er dem Sohn, welches Geschäft er zusammen mit den Engländern der britischen Faktorei in Macao eingefädelt hat.

„Diese rotgesichtigen Barbaren haben vor einiger Zeit das indische Reich eingenommen und sind nun die Herren in Bengalen. Dieses Gebiet gilt als das beste Mohnanbauland. Ich kenne einen Mister Bloom, der mit der englischen Ostindia-Kompanie zusammenarbeitet und deren Aufsichtsräte darauf aufmerksam gemacht hat, wieviel man an Opiumkulturen profitieren kann. Zu ihm reisen wir diese Nacht, um das Geschäft auf eine breitere Basis zu stellen."

Tuan Chin holt kurzatmig Luft und fährt weiter.

„Natürlich wollen mich die Engländer hereinlegen und gewaltig betrügen. Sie glauben, ich wüßte nicht um ihre Kalkulation. Aber sie täuschen sich. Es gibt genug Chinesen in Kalkutta, die mich unterrichten. Und so weiß ich, daß der bengalische Mohnbauer für 10 Kilo Mohnkapseln einen Schilling erhält. Aus diesen 10 Kilo wird 1 Kilo Opium gewonnen, dafür bezahlen die Engländer in Kalkutta 2 Schillinge. Wenn die Tafeln mit dem Zeug durch die Ostindia-Kompanie in Macao abgeliefert werden, kostet 1 Kilo einschließlich aller Unkosten, Verwaltung, Transport und Verpackung 6 Schillinge. Mir werden sie das Opium pro Kilo um 3 Pfund, also um 60 Schillinge, anbieten, und ich werde schließlich 50 Schillinge bezahlen. Das bedeutet für die Briten 1000 Prozent Gewinn oder 2500 Prozent seit der Verwandlung von Mohn in Opium. Ich aber kann in Kanton für 1 Kilo 800 Silber-Teals oder 120 Dollar — also 2400 Schillinge — erzielen, das sind für mich über 4000 Prozent Profit. Und nun sage selbst, du hochstudierter Narr: Kann ein Kaufmann mit Gewissen solch ein Geschäft fahrenlassen?"

Der Student schüttelt ablehnend den Kopf.

„Ganz abgesehen von der moralischen Seite, Ehrenwerter", wendet er ein. „Haben Sie nicht den kaiserlichen Erlaß gelesen, der vom Ruin unserer Währung spricht?! Indem wir unsere guten silbernen Teals für solchen Teufelsdreck ausgeben und das Silbergeld sackweise den Briten und Portugiesen von Macao zutragen, entstehen in China Geldknappheit und wirtschaftliche Krise! Es ist nicht nur verboten, mit Opium zu handeln, sondern auch, mit Silber zu bezahlen. Die Fremden betreiben nicht Handel, sondern Ausplünderung!"

„Na und?“ zuckt der alte Tuan die Schultern. „Wieso werden wir dann reich?“
„Ehrenwerter“, ruft der junge Mann nun in hellem Zorn, „ich wünschte nur, die Polizeidschunken im Perlstrom würden Sie und Ihre Dschunke gründlich durchsuchen und samt Ihren Silbersäcken abschleppen!“
„Du bist ein weltfremder Narr!“ lacht der Hong-Kaufmann. „Meinst du, ich hätte nicht längst mein Abkommen mit dem Kommandanten, so wie ich es in Kanton mit allen Behörden habe? Bei 4000 Prozent Gewinn fällt auch für manchen hochgeachteten Mandarin oder Tatarengeneral etwas ab!“
Der Student verläßt völlig verwirrt die Kajüte.
Eben passiert die Dschunke der „Zehntausend Glückseligkeiten“ die drohend über dem Strom lagernden Tigerforts. Die bronzenen Rohre der altertümlichen Jesuitenkanonen lugen hinter Schanzkörben und Erdwällen vor. Hier verengt sich die Trichtermündung des Perlflusses noch einmal und einige Polizeisegler kreuzen die Ausfahrt.
Schon nähern sie sich mit blinkenden Laternen. Da steckt der Skipper — Tuan Chins Vertrauensmann — die Buglaternen an, so daß man den Namen der Dschunke deutlich lesen kann. Vom Hinterkastell flammt in einer Bronzeschale „bengalisches“ Feuer in hellem Grün.
Das Signal wird auf den Polizeibooten offenbar verstanden, sie drehen ab. Ein Hauptmann der Tatarenwache ruft sogar Grüße an Tuan Chin herüber. Ruhig zieht die Dschunke unter weitgespreizten Bastsegeln — einem Drachen ähnlich — ihre dunkle Bahn in Richtung zum Meer.
Der Student Wei-Shou-Chin steht an der Reeling und ballt in ohnmächtigem Zorn seine Fäuste. Aus dem Vordeck dringt leise das selige Gemurmel der Opiumraucher und vermischt sich mit dem leisen Plätschern der Wellen. Das Schiff macht gute Fahrt.
In seiner Kajüte sitzt der Hong-Kaufmann und spielt Mah-jong.
Aber er kann nicht gewinnen, weil er unablässig vom Geld träumt.



1779

Weiß und schwarz

Elias-Fontain, die große Viehfarm jenseits der Drakensberge, lag breit und trutzig anzusehen im Hügelland. Ihre aus rohen Baumstämmen, Felsbrocken und Fachwerk errichteten niedrigen Gebäude bedeckten beinahe die Fläche eines kleinen Dorfes.
Gouverneur van Plettenberg, der von Kapstadt aus eine Inspektionsreise in das gefährdete Grenzland unternommen hatte, ritt mit seinem Gefolge von Beratern und Soldaten zwischen Viehkoppeln, Stallungen und Lagerschuppen auf das wuchtige Wohnhaus zu, das beinahe an einen Marschhof in Holland erinnerte. Eine Menge Pferde waren an die Stangen gebunden. Gelbhäutige Hottentottenknechte und ein paar verlegen herumlungernde Negersklaven nahmen ihm und seinen Leuten die Zügel ab.
Aus dem Tor trat Mynheer Adriaan van Jaarsveld, der Bur auf Elias-Fontain. Er war ein riesiger, langbärtiger Patriarch wie die meisten dieser Grenzer. Der langschößige, an einen Prediger erinnernde Rock, der weiße Linnenkragen und der runde Filzhut auf dem langwallenden Grauhaar gaben ihm etwas Urtümliches, van Plettenberg erinnerte sich unwillkürlich an das Alte Testament. So ähnlich mochten dereinst die Gründer Israels ausgesehen haben.
Auf Elias-Fontain war Mynheer van Jaarsveld König. Hier im freien Grenzland beugte sich niemand vor Gouverneur, Kompanie oder König. Da schien nur die heilige Bibel als Gesetz zu gelten — und die harte Auslegung, die ihr die Burenpatriarchen gaben.
Und doch hatten diese Grenzburen nach der Hilfe der Kompanie gerufen und Botschaft nach Kapstadt gesandt.
In dem holzgetäfelten, weiten Raum mit dem erhöhten Patriarchenstuhl unter der Hauptsäule saßen sie beisammen: an die zwei Dutzend Buren mit den Hüten auf dem Kopf, bärtig, finsterstirnig und selbstgerecht. Längs den Wandbänken, über denen Löwen-, Gazellen- und Büffelfelle hingen, standen die langen Büchsen aufgereiht. Denn in diesem Land ritt kein Bur ohne Waffe aus.

Als die Herren des Gefolges Platz genommen hatten, wollte Mynheer van Plettenberg sogleich das Wort ergreifen, aber der knorrige van Jaarsveld unterbrach ihn. „Mag es im verderbten Kapstadt so üblich sein", sagte er, „daß ein neues Babylon entsteht! Hier jedenfalls lebt das neue Israel. Und hier wird zuerst gebetet!"
Jetzt nahmen sie alle die runden Filzdeckel ab, sprachen voller Inbrunst einen Psalm und bedeckten dann wieder die Häupter.
Der Gouverneur durfte reden.
„Wie oft", sprach er, „hat euch die Regierung von Kapstadt gewarnt, nicht so weit nach Norden zu trecken! Aber ihr Buren wolltet ja nicht hören. Ihr seid nicht nur ins freie Veldt, sondern sogar über die schützenden Drakensberge vorgedrungen. Wer soll euch hier — weit auseinandergezogen und vereinzelt — noch schützen? Die Kompanie brauchte eine Armee, um solche Grenzen zu sichern . . ."
„Dieses Land ist frei und menschenleer", erwiderte der rothaarige, struwelbärtige Pieter van Dongen, der weit oben am Oranjeriver gesiedelt hatte. „In diesem Land sind wir endlich freie Leute geworden. Nur Jehova und sein Gesetz sind über uns!"
„Ein sehr hartes Gesetz, wie man hört!" spottete der Gouverneur, der solche Freiheitserklärungen gar nicht gerne zur Kenntnis nahm. „Ihr prügelt oder tötet eure Hottentotten, Neger und sogar eure weißen Leute, wie man mir sagt, und führt euch als ziemlich schwer zu ertragende Herren auf!"
„Jehovas Gesetz ist unerbittlich", entgegnete ein weißhaariger Burenpatriarch. „Es kennt keine Gnade gegen den, der es bricht!"
„Kein Wunder, daß ihr Schwierigkeiten mit den Schwarzen habt!" murrte van Plettenberg.
„Wir haben keine Schwierigkeiten mit unseren Sklaven", stellte van Jaarsveld ungerührt fest. „Worum es sich handelt, ist dieser Einfall der Xosakaffern über den Oranjefluß."
Jetzt meldete sich der bleichgesichtige Dr. Schröder zu Wort, ein hochgelehrter Jurist, welcher der Kompanie als Rechtsbeistand diente.
Er erklärte, daß man durch Aussagen arabischer Händler aus den ostafrikanischen Faktoreien wisse, daß es sich bei dem Auftauchen der Bantustämme offenbar um die Brandungswelle einer seit langer Zeit dahinströmenden Völkerwanderung handle. „Xosa" — das bedeutet auf arabisch „die Ungläubigen". All diese Stämme: Zulu, Rolong, Nguni, Legoya oder die als „Krokodilleute" bekannten Kwene, suchten neues Land für ihre Viehherden und Siedlungen. Jetzt seien sie in breiter Front am Oranje River angelangt.
„Es sind Belials Söhne!" rief Adriaan van Jaarsveld. „Wir aber fühlen uns als Jehovas auserwähltes Volk, als ein verlorener Stamm Israels. In diesem Land stellt sich die Frage: Schwarz oder Weiß! Wir werden es zu des weißen Mannes Land machen, koste es, was es wolle. Es ist Gottes Auftrag, den wir genau nach der Bibel erfüllen werden!"
Die Verhandlung nahm einen stürmischen Verlauf. Die Buren verlangten vom Gouverneur und von der Niederländischen Kompanie, daß man ihre Landnahme im Veldt jenseits der Drakensberge mit Truppen unterstütze.
Vorerst jedoch findet sich Gouverneur van Plettenberg nur dazu bereit, seinen Begleiter, Hauptmann Gordon, und den Patriarchen van Jaarsveld als Botschafter und

bevollmächtigte Unterhändler in das Hauptlager der Xosakaffern zu entsenden. Die kleine Gruppe von Buren reitet zum Oranje und kommt ins Gebiet der Bantustämme.
Am Ufer des großen Flusses liegt der Königskral der Xosa, die Residenz des „Großinkosi" Galeka. Sie besteht aus vielen halbkugeligen Hütten, deren Stangengerüste mit feingewebten Bastmatten bedeckt sind. Einige Hütten prunken sogar mit ornamentierten Matten als Zeichen dafür, daß dort Obmänner oder Älteste wohnen.
Längs der Dorfstraße sind Felsbrocken aus dem Bett des Oranje zu Bruchsteinmauern geschichtet. Auf diesen Steinwällen kauern Kinder, während Mädchen und Frauen — nur mit dem Lendenschurz bekleidet, bunte Muschel- und Perlgehänge um Hals und Arme — vor den Hütten Hirse und Kassava in Töpfen zerstoßen oder mit Mahlsteinen bearbeiten. Als die Burendelegation einreitet, sammeln sich die Krieger auf dem Platz vor dem „Großen Haus", dem Sitz des Rates.
Die Männer tragen Halskragen aus Federn und kurze Leinenschürzen, die in bunten Fellquasten enden. Die Tapfersten haben Leoparden- und Gazellenfelle um die Schultern geschlungen, auf den wolligen Rundschädeln wehen die steilen Federbüsche. In wildem Rhythmus stampfen die Tanzenden und schwingen die Hartholzkeulen, Bündel eisenbewehrter Wurfspeere und die fellbedeckten Ovalschilde. Ein Zauberer, behangen mit Amuletten und Medizinen, tanzt mit dem rasselnden Medizinstab. Junge Männer schlagen dröhnend die hohlen Baumstammtrommeln.
Als die kleine Gruppe der Holländer mit ihren Stulpstiefeln, den breitrandigen Hüten und den über der Brust gekreuzten Bandelieren auf der Dorfstraße auftaucht, als die Bantu die mächtigen Rosse der Reiter, die blanken Büchsen der Besucher sehen, geht ein bewunderndes Murmeln durch die Menge. Sie kennen bereits die Wirkung der „Donnerstöcke" und fürchten sie.
Der „Iduna" — ein allmächtiger Minister des „Großinkosi Galeka" — tritt mit breitem Grinsen hinter dem Bastvorhang der Kugelhütte hervor, hebt friedeheischend die flachen Hände und lädt die Weißen ein, in das „Große Haus" zu treten. Die Verhandlungen können beginnen.

Hauptmann Gordon und der Bur van Jaarsveld bringen einen Vertrag mit dem „König" der Xosa, Galeka, zustande, nach dem künftig der Oranjefluß die Grenze zwischen Schwarz und Weiß sein soll. Tief befriedigt kehren die Holländer auf ihre Farmen zurück.
Doch der Friede währt nicht lange. Schon im Winter 1779 melden reitende Boten aus den Oranjeniederungen, daß die Xosa den Vertrag gebrochen haben und in hellen Scharen über die Furten ziehen. Zu Tausenden kommen die Schwarzen mit Viehherden, Frauen und Kindern über den Grenzstrom. Die Hottentotten fliehen nach Süden, und auch die weit verstreut wohnenden Burenpatriarchen müssen ihre mühsam erbauten Gehöfte räumen, nachdem man ihre Viehherden fortgetrieben und die Scheunen angezündet hat. Die Siedler beginnen das schöne Land jenseits der Drakensberge aufzugeben. Alle Hilferufe des Grenzlandes verhallen ungehört in den Kontoren von Kapstadt.
Doch die zähen Buren des Hinterlandes geben so rasch nicht auf. Sie erreichen wenigstens, daß der Gouverneur einen der Ihren — den riesigen und grimmigen

Adriaan van Jaarsfeld — zum Feldhauptmann im ersten Bantukrieg ernennt. Jetzt wird jeder Bur, der eine Flinte zu tragen vermag, verpflichtet, zu Pferd und wohlausgerüstet zum Aufgebot zu stoßen. Jaarsveld sammelt eine berittene Streitmacht von 92 Buren und 40 Hottentotten, um das verlorene Land zurückzugewinnen.

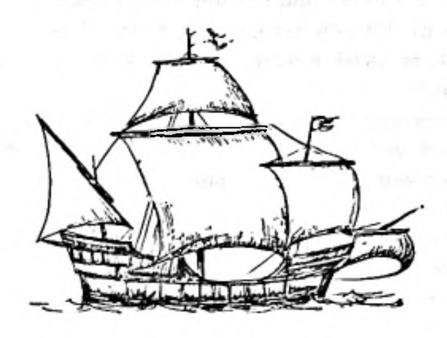
Die Buren führen den Buschkrieg auf eine Art, daß jedem gelernten Offizier aus Europa die Haare zu Berge stünden. Hier aber — in den Weiten der Savannen, Buschlandschaften, Trockenflüsse und Hügelländer — ist die Taktik van Jaarsvelds die klassische Methode der Kriegführung gegen Eingeborene. Die Reiterschar zieht, gefolgt von hochräderigen Ochsenkarren, denen oft an die zehn Paar Büffel vorgespannt sind, kreuz und quer durch das Land. Gelangt man in die Nähe eines Xosakrals, oder erfährt man vom Herannahen einer dichtgeschlossenen, feder- und fellgeschmückten Schlachtreihe der „Krokodilmänner", so werden die Planwagen rasch im Kreis zusammengefahren, die Deichseln und Räder mit Ketten verbunden und die Zwischenräume mit Dornbusch ausgefüllt. Diese Wagenburg umschließt Zug- und Reittiere, die Vorräte und die Männer selbst. Aus einer schnell sich öffnenden Pforte dieser beweglichen Festung stürmen dann die Reitertrupps der Buren, aus allen Rohren feuernd, gegen die Schlachtreihen der Schwarzen. Werden sie aber zurückgedrängt, so finden sie sichere Aufnahme in der Wagenburg.

Als van Jaarsveld und seine Reiter die zahlenmäßig weit überlegenen Xosastämme geschlagen haben und ihnen an die fünftausend Stück Großvieh abnehmen, brechen die Schwarzen den Vormarsch nach Süden ab und fluten über die Furten des Oranje zurück. Tausende von Gefangenen fallen in die Hände der Buren.

„Und nun", sagt van Jaarsveld, der Patriarch, „nachdem Jehova seinem auserwählten Stamme den Sieg geschenkt und Belials Söhne furchtbar geschlagen hat, mögen uns die schwarzen Teufelssöhne in Demut als Knechte dienen!"

Die wiederaufgebauten Burengehöfte füllen sich mit schwarzen Sklaven. Neben jeder Großfarm entsteht eine Siedlung kugeliger Eingeborenenhütten. Die Patriarchen regieren mit harter Hand.

Sie holen den schwarzen Mann, den sie soeben aus dem neuerschlossenen Land verjagt haben, als Sklaven wieder zurück. Aber nun ist Weiß der Herr und Schwarz der Knecht, so wie es die Burenväter in ihren alten Hausbibeln lesen.



1781 | Adieu, Europa!

Es regnete, und da saßen sie im Busch. Durch den grauverhangenen Himmel, durch Wasser und Wind heulten die Granaten über ihre Köpfe weg. Weiter rückwärts, wo sich Lord Cornwallis auf einem Waldhügel über der Chesapeake Bay mit seinen Regimentern eingegraben hatte, fuhren Feuersäulen, Dreckfontainen und Qualmwolken aus den Wällen.

Sie aber hockten hinter Busch und Schilf, mitten im sumpfigen Morast, duckten sich fluchend unter die übergeworfenen Pferdedecken und steckten die Köpfe zusammen: ein Hesse, ein Schwabe und zwei Pfälzer. Sie trugen die durchnäßten und ziemlich zerfetzten Uniformen des 3. Kolonialregiments Seiner britischen Majestät. Die waren einmal resedagrün gewesen, und die flaumbesetzten Dreispitzhüte hatten vordem stattlich ausgesehen.

Carl Reichert, der ehemalige Student der Hohen Schule zu Heidelberg, mühte sich trotz Regen und Nähe der feindlichen Linie, mit Schilf und feuchtem Holz ein Feuerchen in Gang zu bringen. Da sie alle vier unter ihren Decken wie in Höhlen kauerten und wie vier Häuflein Elend aussahen, erfüllten sie den Zweck, eine vorgeschobene Feldwache zu sein, nur sehr unvollkommen. Die Amerikaner mochten kommen, wann immer sie wollten: diese vier Soldaten des Lords Cornwallis würden ihnen keinen großen Kampf liefern.

„Ich hab' die Schnauze voll von dem Dreckskrieg!" brummte der Hesse Fritz Tauchel. „Nichts zu fressen, kein Tabak und kein Schnaps! Dafür Wasser bis zum Hals und in den zerlöcherten Stiefeln — da kann mir der schönste Krieg gestohlen werden!"

„Na, Tauchel, altes Rübenschwein!" spottete der Student. „Hast du nicht an der Ehre genug, für den großbritannischen König Georg und seinen Fettwanst zu streiten? Bedenke doch, daß du nebenbei auch die magere Kasse deines erlauchten Landesherrn Kurfürst Wilhelm IX. von Hessen-Kassel füllen hilfst! Der arme Mann verdient doch an jedem hessischen Knochen, der in den amerikanischen Wäldern verfault!"

„Das ist freilich ein Trost!" fluchte Tauchel und brachte einen Packen halbaufgeweichter Flugblätter zum Vorschein. „Da fällt mir gerade ein, daß ich dies hier von einem amerikanischen Bauern bekam. Es ist in deutscher Sprache gedruckt, aber du kannst es wohl besser lesen als ich."
Immer wieder drückten die Amerikaner den deutschen Fremdenlegionären solche Blätter in die Hände, wenn sie durch verbrannte Ortschaften zogen oder in den ausgeplünderten Farmen Quartier bezogen. Der Student nahm die Blätter, überflog sie interessiert. Endlich begann er zu sprechen."
„Es handelt sich um den Abdruck eines Briefes, den der hessische Kurfürst an seinen Londoner Beauftragten geschrieben hat und dessen Abschrift den Amerikanern in die Hände geraten ist. Nun hört mal, wie gut es unsere deutschen Landesväter mit uns meinen!"

„Kassel, den 8. Februar 1777.

An den Baron Hohendorff!

Ich ersehe aus Ihrem Brief vom 27. Dezember zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, welchen Mut meine Truppen bei Trenton entfalteten, und Sie können sich meine Freude denken, als ich las, daß von 1950 Hessen nur 300 entflohen sind.

Demnach wären wohl 1650 erschlagen, und ich kann Ihnen nur dringend empfehlen, eine genaue Namensliste der Toten für London anzulegen. Diese Vorsicht ist um so dringender, als mir der englische Minister nur 1450 Tote bezahlen will!!

Auf solchem Wege aber würde ich 160 050 Gulden verlieren!

Der englische Hof wendet ein, daß 100 nur verwundet seien, für welche nicht der Preis für Tote bezahlt werde . . .

Ich wünschte, meine Hessen stritten allesamt bis zum Tode, wie es sich für brave Untertanen geziemt . . ."

„Da hört sich doch der Spaß auf der Dürkheimer Kermes auf!" flucht einer der Pfälzer. „Hat er das wirklich geschrieben, der gemeine Lump?!"

„Aber Landsmann", wunderte sich der Student, „wie magst du noch fragen? Hast wohl vergessen, wie du hierher in den Krieg gegen die amerikanischen Rebellen gekommen bist? Was mich anbelangt, studierte ich friedlich in Heidelberg, wollte in den Semesterferien meine alten Eltern zu Wimpfen besuchen, da fielen die Werber des württembergischen Herzogs Karl Eugen über mich her, fesselten mich mit einem Dutzend Leidensgenossen und verluden mich auf ein Neckarschiff. So fuhren wir allesamt recht fröhlich rheinabwärts, wurden nach London verschifft und als Soldaten an die Engländer verkauft. Merkst du nicht, dummer Bauernbub, welche Ehre das ist, zu der sie uns haben zwingen müssen?"

„Und ich! Ich war auf dem Dorfplatz beim Reihentanz!" rief Fritz Tauchel. „Ein Freund von mir hat Hochzeit gefeiert! Plötzlich umstellten Soldaten das Dorf, trieben alle jungen Männer zusammen, den Bräutigam wie die Gäste, und ab ging die Post zum Militär! Für jeden von uns Hessen bekommt unser vielgeliebter Kurfürst mehr als 3000 Gulden – aber erst wenn wir kalt und steif sind. Hoch lebe die gottgewollte Obrigkeit!"

„Da ist noch ein anderes Flugblatt, Reichert!" mahnte der zweite Pfälzer." Lies vor!"

„Ach das hier, das haben wir schon mal gehabt!" sagte der Student. „Es ist nur der Erlaß Seiner britischen Majestät Georgs III. und betrifft die Anfeuerung der Indianer. Ihr kennt ihn schon. Das geht an mit dem schönen Satz: Gegen Rebellen ist alles erlaubt! Dann wird der Tarif aufgeführt, nach dem die Rothäute bezahlt werden sollen, wenn sie amerikanische Siedler killen: 8 Dollar für einen männlichen, 4 Dollar für jeden Weiber- und Kinderskalp, wobei das glorreiche England die Skalpiermesser kostenlos abgibt!"
Der Regen kommt jetzt in wilden Stößen, und ein paar zu kurz geratene Kanonenschüsse hauen krachend hinter der Feldwache ins Unterholz. Als sich die Legionäre wieder aus dem Dreck erheben, läßt der Hesse einen ellenlangen Fluch vom Stapel. Dann meint er:
„Wir sind doch die größten Dösköpf', die je in Uniform gesteckt haben! Warum halten wir eigentlich die Stellung? Das sieht doch ein Blinder mit dem Krückstock, daß Lord Cornwallis und seine Armee hoffnungslos eingeschlossen sind! Jetzt ist sogar noch eine amerikanisch-französische Flotte an der Einfahrt der Chesapeake Bay aufgefahren, damit die Briten nicht mehr aus der Mausefalle herauskönnen. Und George Washington haut fest mit der Artillerie drauf! Wollen wir denn für unsere lieben Kurfürsten, Herzöge oder den König von England verrecken? Ein paar Kameraden von mir sind zu den Amerikanern übergelaufen, denen geht es jetzt gut. Die sitzen sicher in Häusern und essen Gänsebraten!"
„Sei kein Narr, Tauchel", wirft einer der beiden Pfälzer dazwischen. „Wenn du überläufst, kannst du nie mehr nach Europa zurück! Und wenn ich denk', daß ich mein Leben lang nimmer die Weinberg' am Hardt, unsere schönen Dörfer, die alte Dorfkirch' und die Kermes von Dürkheim sehen soll, nie wieder Vater, Mutter und Geschwister, all meine Freund' und die Nachbarn — dann bleib' ich lieber Soldat!"
Der Student, der sich noch immer mit Zunder und Stahl um einen Funken für sein Schilffeuer müht, schaut empor und schüttelt den Kopf.
„Ich weiß nicht, wer der Narr ist! Da drüben stehen als unsere Feind' brave Farmer, Handwerksleut' und Bürger, die genug haben von der Vormundschaft europäischer Könige. Sie sind mündig geworden und wollen freie Männer in ihrem eigenen Land sein. Warum schießen wir eigentlich auf sie? Möchten wir denn nicht selber gerne frei in einem freien Land sein? Und Platz für neue Weinberge, Dörfer und Kirchen gäb es mehr als genug in Amerika."
„Daran hab' ich auch schon gedacht", stimmt der zweite Pfälzer zu. „Sollen wir wieder zurück in das große Gefängnis, wo Steuereinnehmer, Beamte, Fürstendiener und Folterknechte mit uns Schindluder treiben? Ich liefe schon über, wenn ihr mitmacht! Und später, wenn Amerika ein freies Land ist, schreiben wir unseren Leuten, daß sie über das Meer nachkommen sollen."
Jetzt stecken sie die Köpfe noch enger zusammen. Sie nehmen nicht mehr Notiz von Regenschauern und Kanonade. Es gibt keinen großen Widerstand gegen den rebellischen Plan. Der Student ist der Haupttreiber.
Plötzlich springt er auf und wirft seine durchnäßte Decke ab.
„Wir wollen es wagen, Freunde!" sagt er. „Ich weiß einen Entenjägerpfad, der führt gerade hinüber zu den Vorposten der Amerikaner. Wetter und Lage sind günstig. Wer will, kann mir folgen!"

Da erheben sich auch die anderen drei, ergreifen ihre langen Flinten und raffen ihr Zeug zusammen. Der Student wirft einen kurzen Blick in Richtung auf die englischen Schanzen, über denen die Einschläge der Artillerie tanzen. Er winkt vage mit der Hand.
„Adieu, Europa!" lacht er. „Uns hast du gesehn! Wir versuchen es mal mit der Freiheit!"

Drei Tage später schweigt die Artillerie. Rote und grüne Raketen steigen zum Himmel, Trommeln beginnen entlang der Chesapeake Bay bis nach Yorktown hinab zu rollen, Musikkorps setzen ein. Von der Höhe ihrer zerwühlten Wälle herab blicken die Engländer bestürzt auf das sich entwickelnde Schauspiel. Endlos reihen sich die Linien der gegnerischen Regimenter. Vor den Miliztruppen Amerikas flattern die Banner mit den dreizehn Streifen und Sternen, rechts schließen sich die alten, weißen Seidenfahnen der Franzosen an: das sind die Traditionsregimenter Bourbonnais, Argénois, Auvergne, Royal Deux Ponts und Touraine — letzter Glanz eines dekadenten, sich zum Untergang neigenden Königtums. Frankreich nimmt hier auf den Schlachtfeldern des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges Rache für das verlorene Kanada. Die Offiziere ziehen die Degen, die Trompeten blasen gellende Angriffssignale.
Auch die europäischen Freiwilligenkorps beginnen nun vorwärtszustürmen, und Schreie flattern auf in Polnisch, Deutsch, Irisch und Französisch. Die Welle brandet heran ...

Am 19. Oktober 1781 kapituliert Lord Cornwallis. Die Musikkorps spielen „The world turnes upside down" — die Welt ist verdreht! Die britischen Offiziere übergeben die Degen und erhalten sie mit ritterlicher Verneigung zurück. Soldaten werfen die Waffen zuhauf.
Der Krieg ist aus. George Washington reitet als Sieger ins englische Lager von Yorktown.
Bald darauf finden zu Paris die Friedensverhandlungen statt, welche die Unabhängigkeit der USA von Nordamerika bestätigen. Der spanische Botschafter Aranda schreibt aus Paris an seinen König:
„Diese Bundesrepublik Amerika ist als Zwerg zur Welt gekommen. Eines Tages aber wird sie ein Riese sein, ja ein Koloß, der allen europäischen Ländern gefährlich werden wird. Bauern und Handwerker aller Nationen werden dorthinströmen, wo es Gewissensfreiheit gibt und sich die Bevölkerung leicht über ein ungeheures Land ausbreiten kann ...
In wenigen Jahren wird man beobachten können, daß eine neue Macht in die Welt eingetreten ist. Und später dann: Adieu, Europa ..."

Die vier deutschen Landsknechte, die damals bei Yorktown übergelaufen sind, finden rasch eine neue Heimat. Die beiden Pfälzer Bauernbuben roden nahe Richmond ein schönes Stück Hügelland und bauen Wein an. Da aber unendlich viel fruchtbares Land ringsum kostenlos auf den Bebauer wartet, pflanzen sie auch Tabak, Baumwolle und Weizen. In wenigen Jahren sind sie so wohlhabend, daß sie Freunde

und Angehörige aus der Pfalz nachkommen lassen. Der Hesse Fritz Tauchel, der vordem ein guter Schmiedegeselle gewesen, arbeitet eine Zeitlang bei einem Schmied in German-Town nahe Philadelphia, macht sich aber bald selbständig. In einem Land, wo fast täglich neue Postkutschenlinien eröffnet werden und alle Welt hoch zu Pferde sitzt, macht er ein blühendes Geschäft.

Der Student aber lernt noch ein wenig in den amerikanischen Rechtsbüchern, wird Anwalt und geht in die Politik. Er heiratet eine Tochter aus reichem Hause, deren Vater eine Schiffswerft und mehrere Handelsschiffe besitzt. Als er schon die ersten grauen Haare bekommt, wählen ihn die Bürger von New Jersey zu ihrem Kongreßabgeordneten, und er geht nach Washington.

Seinen schwäbischen Namen Reichert hat er ein wenig anglisiert. Er nennt sich nun „Richert", was in einer englisch sprechenden Welt besser vom Munde geht. „Mr. Kongreßman Richert" ist ein wohlhabender und angesehener Mann mit Haus, Familie und politischem Einfluß. Doch wenn man ihn fragt, was das Beste sei, was er in seinem bewegten Leben gewonnen habe, pflegt er zu lächeln und zu sagen: „Die Freiheit! Denn in diesem Lande bin ich ein Mensch und darf es furchtlos sein!"



1799 | Die Toten beginnen zu reden

Die Nächte konnten kalt sein in Oberägypten. Fröstelnd zog der Posten die Pelerine um die Schultern. Er beobachtete das märchenhafte Schauspiel des Sonnenaufgangs und vergaß darüber, daß es kühl war.
Über den in violetten Schatten und schwarzen Klüften wie Mauern ragenden Wüstengebirgen, die das Niltal von der Arabischen Wüste trennten, riß der seltsam pastellfarbene Morgenhimmel in feuerroter Glut auf. Es war, als öffne sich der kreisrunde Schlund eines Ofens; tausend grelle Lichter in Purpur, Scharlach, Gelb und Gold stürzten hervor. Lautlos hob sich der glühende Sonnenball über den Rand der Dämmerung. Die Lichtfluten füllten fast mit einem Schlage das Tal und strahlten den auf dem jenseitigen Stromufer festungsartig emporsteigenden Wall der libyschen Gebirge an, die nun in allen Abstufungen einer Malerpalette flammten. Der Nil bedeckte sich mit silbernem Licht, die Palmenoasen traten mit dem warmen rotbraunen Schimmer der hohen Palmstämme und den grünen Fächerwedeln, dem freundlichen Gelb der würfelförmigen Hütten, dem Goldbraun der Weizenfelder hervor. Am Saum des grünen Streifens der dem Strom folgte, begann — wie mit

dem Messer abgeschnitten — der weißleuchtende Sand der Wüste. Und auf dieser Sandfläche lagen, Kegel neben Kegel und weiß wie Schnee, nun aber von rosigem Schein übergossen, die dichtgedrängten Zelte der Division Desaix.
Der Posten begann bei diesem Anblick zu träumen. Obwohl er nur ein Bauernjunge aus der grünen Auvergne und durchaus kein Romantiker war, empfand er das Märchenhafte dieses Sonnenaufgangs in der Wüste.
Es war wie aus „Tausendundeiner Nacht"! Ägypten! Sagenhaftes Märchenland, fremde Zauberwelt! Wer hätte je gedacht, daß ein Bauernjunge aus Frankreich dorthin kommen würde?!
Bonaparte! Napoleon Bonaparte, der jugendliche General, der Bannerträger der Großen Revolution — bei dem war alles möglich! Die Zeiten waren außer Rand und Band, und so kam es eben, daß ein Bauernbursch aus dem Dorf Wache am Nilstrom hielt . . .
Da! Was war das? Huschten nicht unter den Palmwäldern bunte Reiter wie lautlose Schemen dahin? Wehten dort nicht weiße Burnusse, leuchteten nicht farbige Schärpen, Satteldecken, riesige Turbane? Blitzten nicht lange Flinten, Lanzen, Roßschweife und krumme Säbel?!
Ja, sie waren es: Mamelucken! Feinde! Die bei den Pyramiden geschlagenen Wüstenreiter Murad-Beys sprengten auf das französische Lager zu! Ein Überfall!
„Alarm! Alarm!" schrie der Posten und feuerte seine Flinte ab.
Sofort gaben ihm andere Wachen Antwort. Clairons und Trompeten der Kavallerie antworteten. Das Zeltlager wimmelte plötzlich von Soldaten. Schon jagte die erste Husarenschwadron durch die Lagergassen.
Eine Viertelstunde später war alles vorbei. Der jugendliche General Desaix ritt inmitten seines Stabes zu den Zelten zurück.
„Alles in Ordnung", fragte er, „keine Verluste?"
„Keine Verluste, mon général!" salutierte der Adjutant und fügte grinsend hinzu: „Nur Baron Denon, der verrückte Maler, ist abgängig!"
„Verflucht!" schimpfte der General. „Wo kann er nur wieder stecken?"
Der Adjutant, der die Gewohnheiten Dominique Vivant Denons genausogut kannte wie der General, deutete wortlos auf eine Ruinengruppe, die eine Meile außerhalb des Truppenlagers mit ihren gelbbraunen Säulenstümpfen, gewaltigen Mauerresten und Pylonen, halb vom Wüstensand zugeweht, am Rande der Gebirge aufragte.
„Ja, natürlich!" rief Desaix. „Wo anders könnte er sein!"
Und er wendete sein Pferd, der Stab folgte ihm. Der General ritt zu dem verfallenen Tempel, um den Maler zu suchen.
Wirklich! Da sitzt Baron Denon auf einer abgestürzten Säulentrommel, den Zeichenblock auf den Knien, daneben die Mappe, und ist völlig vertieft in sein Motiv. Seltsame, feierliche Steinfiguren, Sphinxe mit Menschenantlitz und Löwenkörper reihen sich unter urgewaltigen Säulenstämmen, die über und über mit einer seltsamen Bilderschrift bedeckt sind.
Baron Denon scheint nichts von dem Gefecht gehört zu haben; er blickt auch kaum auf, als das Getrappel der Rosse und die Rufe der Reiter näher kommen. Sein Silberstift fliegt über das Blatt; er wendet kein Auge von dem, was er festhalten will.

General Desaix, der den verrückten Maler trotz seiner Disziplinlosigkeit gut leiden kann und jung genug wäre, um dessen Sohn zu sein, springt elastisch aus dem Sattel und beginnt schrecklich zu schimpfen. Er macht Denon Vorwürfe, daß er sich derartigen Gefahren aussetze, daß er auf seinem abgetriebenen Klepper immer wieder weit über die Vorhut der Division hinaus in das von Mamelucken verseuchte Gebiet vorprelle, nur um diese verdammten Tempel, Figuren, Schrifttafeln, Ruinen und Pyramiden zu zeichnen. Wie leicht kann er dabei in die Hände der grausamen Mamelucken fallen!

Ohne auf die Vorwürfe zu antworten, blickt der Maler kurz auf, lächelt und schiebt dem General die Mappe mit den neuesten Ergebnissen seiner Arbeit zu.

Desaix verstummt und blättert die Zeichnungen durch.

Dominique Vivant Denon war beim zahlreichen Stab von Gelehrten, Wissenschaftlern und Künstlern, die Bonaparte bei seinem Vorstoß nach Ägypten auf seine Schiffe geladen hatte. Er versuchte mit der Eroberung Ägyptens — das von Mamelucken-Beys in Vertretung des türkischen Sultans regiert wurde —, die Vormarschstraße über Syrien nach der Schatzkammer des britischen Weltreichs, nach Indien, zu öffnen. Um das Unternehmen für die Kultur- und Wirtschaftsbeziehungen fruchtbar zu machen, hatte Bonaparte auch gelehrte Zivilisten mitgenommen.

Monsieur Denon hatte die Landung bei Alexandrien, die siegreiche Schlacht gegen die Mamelucken unter den Pyramiden und nun den Vormarsch nach Oberägypten mitgemacht. Immer hatte er gezeichnet: während der Schlacht, in den eroberten Städten und vor allem angesichts der Reste jener uralten, fremdartigen Kultur, die niemand mehr begriff. Er ritt sogar den Spähern voraus, trieb sich abends und am frühen Morgen in den abgelegensten Gegenden herum und hielt mit äußerster Genauigkeit alles fest, was es in Ägypten an Wundern gab.

„Eine hohe, sehr alte Kultur spricht zu uns", sagt er nun, da sein neuestes Blatt vollendet scheint, „aber sie spricht in einer uns unverständlichen Sprache. Wir verstehen kein Wort! Da sehen Sie, General!"

Denon erhebt sich und tritt an eine der Säulen, die mit jener eigenartigen Bilderschrift bedeckt sind.

„Tote murmeln hier vor sich hin", fährt er fort. „Es ist, als ob lang Verstorbene sich mit dem Wüstenwind unterhielten! Wer waren sie? Was dachten sie? Was bedeuten ihre Tempel und Paläste, und wer hat darin gewohnt? Welche Schicksale hat dieses, sicherlich einstmals große Reich erlebt? Wir wissen zwar durch die Griechen, daß in Ägypten lange vor Griechen und Arabern, Türken und Mamelucken das Reich der Pharaonen bestand — aber bisher vermochte mir kein Einheimischer und kein europäischer Gelehrter auch nur ein Wort jener Hieroglyphen zu deuten!"

„Nun, immerhin", erwidert Desaix und winkt seinem Burschen, ihm das Pferd zuzuführen. „Durch Ihre Bilder wird Europa auf diese versunkene Kultur wieder aufmerksam gemacht. Vielleicht findet sich jemand, der die Hieroglyphen entziffert!"

Fast um die gleiche Zeit, als dies geschieht, schanzt eine Abteilung Franzosen, unterstützt von braunhäutigen Fellachen, bei dem verfallenen Fort el Raschid, das sie nun Fort Julien getauft haben, nordwestlich der Ortschaft Rosette am Nil. Die Spitzhacke eines Pioniers stößt auf eine Tafel aus schwarzem Basaltstein.

Als der Soldat den Fund freilegt und vom Sand säubert, erkennt er, daß der Stein über und über mit seltsamen Schriftzeichen bedeckt ist. Er meldet dies seinem Hauptmann Bouchard. Der schüttelt den Kopf und läßt den Steinbrocken zum Chef der Ingenieurtruppen Dhautpoul bringen.
Monsier Dhautpoul ist ein humanistisch gebildeter Mann, der sofort erkennt, daß eine der drei Schriftkolumnen in Griechisch — also in übersetzbarer Schrift — abgefaßt ist. Die beiden anderen Spalten zeigen die altägyptischen Schriftarten: die der Priester oder die „hieratische" und die des Volkes, die „demotische" Schrift.
Der Text ist vermutlich dreimal derselbe. Man hat also einen „Mehrsprachenstein" entdeckt.

Der ägyptische Feldzug Napoleon Bonapartes scheitert. Die Engländer beherrschen das Meer und schneiden den Nachschub ab.
Bonaparte kehrt nach Frankreich zurück. 1801 wird ein Friedensvertrag geschlossen. Die geschlagene französische Armee darf zwar wieder in ihre Heimat, aber die Engländer übernehmen ihren Einfluß in Ägypten und bekommen auch die Riesenbeute an Kunstwerken, Ausgrabungsstücken und geplünderten Schätzen. So wandern die altägyptischen Sarkophage, die Mumien, Statuen, Inschriften, Papyrusrollen, Bilder und die zahllosen Kleinigkeiten aus Tempeln, Palästen und Gräbern nach London, wo sie im Museum ausgestellt werden. Nur von den wichtigsten Gegenständen — darunter auch vom „Stein aus Rosette" — machen die Franzosen Gipsabgüsse, die sie in ihrem „Louvre-Museum" aufbewahren.
Im Jahre 1802 erscheint in Paris ein Bildwerk des Barons Denon „Reise nach Ober- und Unterägypten". Dieses prächtige Buch mit den zahllosen, ganz genauen Abbildungen altägyptischer Kulturdenkmäler erregt ungeheures Aufsehen. Gelehrte, aber auch gebildete Laien stürzen sich mit Begier auf diese Tafeln.
Aber schon bei dem alten Griechen Herodot, der 450 Jahre vor Christus Ägypten bereiste, liest man, daß er niemanden mehr fand, der ihm die Hieroglyphen oder auch nur den Sinn der Pharaonenkultur hätte erklären können. Und als Kaiser Hadrian etwa 130 nach Christus mit einer Nilflotte hoch hinauf in den Süden — bis Abu Simbel — reiste, fand auch er keinen Menschen, der die Pharaonenkultur begriff. Das braune Fellachenvolk war herabgekommen, unwissend, fremd im eigenen Lande.
Einer von denen, die Denons „Ägyptische Reise" und die Bilder mit höchstem Interesse betrachten, ist der kleine Jean-François Champollion aus der südfranzösischen Stadt Grenoble. Dieser hochbegabte Junge hat nur eine Leidenschaft: Ägypten. Mit dreizehn Jahren spricht er bereits Arabisch, Syrisch, Chaldäisch und Koptisch, lernt Persisch und als Gymnasiast selbstverständlich Latein und Griechisch. Als er mit dreizehn Jahren Denons Bildwerk in die Hand bekommt, ist er begeistert und erklärt: er werde die Hieroglyphen eines Tages entziffern. Mit siebzehn nimmt ihn die Akademie Grenoble als Mitglied auf, weil sie von seiner Arbeit „Ägypten unter den Pharaonen" entzückt ist.
Zwei Jahrzehnte später entdeckt Jean-François Champollion im Louvre den „Mehrsprachenstein" von Rosette. Mit Hilfe dieses Textes gelingt ihm in mühseliger Arbeit die Lösung des Rätsels der Hieroglyphen.

Und die Toten beginnen zu reden: Tausende von Papyri, Tausende von Inschriften erzählen nun von einer Menschheit, die vor langer, langer Zeit dahinging. Das Zeitalter der Archäologen und Altertumsforscher hebt an. Engländer, Franzosen, Italiener und Deutsche reisen in den Orient, nach Ägypten, Syrien, Mesopotamien, nach Kreta und Kleinasien, setzen die Spaten an und beginnen die versunkene Geschichte der alten Zeit aus dem Boden zu graben ...



1830

Simon Bolivar: Tod eines Befreiers

Da Bogota etwa 2700 Meter hoch auf einem von bizarren Gebirgen umringten Plateau liegt, ist die Luft trotz der Nähe des Äquators kühl und dünn. Die Gestirne stehen wie riesige Silberräder am glasklaren Nachthimmel.
Simon Bolivar hat an diesem Abend für seine schöne Freundin Manuela ein kleines Essen gegeben. Weil er fest an seine Unverletzbarkeit und alles überragende Stellung als Regierungschef glaubt, hat er wie immer auf ausreichenden Schutz durch Truppen oder Polizei verzichtet. Er selbst ist unbewaffnet, sein Regierungspalast wird nur von einer Handvoll Garden bewacht.
Das kleine Fest ist zu Ende. Simon Bolivar hat sich zu später Stunde noch einmal in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, um die Tagespost durchzusehen. Zuoberst liegt, von kindlicher Hand geschrieben und mit den „Regenbogenfarben" der Freiheitsflagge geschmückt, ein Preisgedicht auf „Simon Bolivar, den Befreier".
Der große Mann, der mit seinen siebenundvierzig Jahren immer noch schlank, hochgewachsen und biegsam wie eine Stahlklinge ist, schließt die Augen und denkt an die turbulenten Jahrzehnte zurück, die hinter ihm liegen.
Ganz Südamerika nennt ihn heute den „Libertador" und preist ihn als den Mann, der den entscheidenden Schnitt zwischen einem freien südamerikanischen Staatenbund und den Kolonialmächten Spanien und Portugal vollzogen hat. Damals — als er jung war — gab die Geschichte der Neuen Welt eine einmalige Chance, selbständig zu werden und im Süden zu erreichen, was Nordamerika ein Menschenalter vor-

dem gelungen war: die Unabhängigkeit von Europa. Drüben, in der Alten Welt, hatten französische Truppen unter Kaiser Napoleon die Länder der Kolonialherren besetzt, die Könige gestürzt und deren Armeen gebunden.
Simon Bolivar und andere freiheitlich gesinnte Männer aus kolonialem Adel, große Herren, Generale und Hazienderos, die nicht länger Lust hatten, sich vor den Beamten aus Madrid oder Lissabon zu verbeugen und ihre Steuergelder übers Meer entschwinden zu sehen, hatten sich zum Aufstand erhoben. Lange Zeit hatte Simon Bolivar, als das Haupt der Revolution, in der Negerrepublik Haiti als Emigrant leben müssen. Die Schwarzen auf Haiti, die soeben einen Freiheitskampf gewonnen hatten, und die Engländer, die sich von einem freien Südamerika bessere Geschäfte erhofften, unterstützten ihn. Von den Westindischen Inseln war er zurückgekehrt, hatte am Orinocostrom seine Anhänger gesammelt und sich mit den wilden Llaneros — ungezügelten Steppen- und Savannenreitern, mit den Banditos, den Franziskanermissionen und sogar den letzten Indiostämmen verbündet. Mit dieser bunten zusammengewürfelten Armee hatte er geschulte spanische Generale besiegt, war triumphierend durch Venezuela, Columbien, hinauf nach Peru und Ecuador geritten, bis die gelbblaurote Regenbogenfahne auf dem höchsten Andengipfel des Chimborasso wehte und weit über die einstigen Kolonien hin das Freiheitslied drang: „Gloria! Gloria! Bolivar! Gloria Libertador . . .!"
Auch in den anderen Kolonien waren Befreier aufgestanden: Morelos und Iturbide in Mexiko, General San Martin in Chile, Miranda in Argentinien; sogar das portugiesisch sprechende Brasilien hatte seine Unabhängigkeit erklärt. Am Tage nach der Freiheit sollte nun die Einheit kommen.
Eine Neue Welt! Ein einziger freier Staatenbund: die „Vereinigten Staaten von Amerika"!
Alles war in diesen Tagen voller Hoffnung. Am 2. Dezember 1823 hatte der US-Präsident James Monroe eine Botschaft verkündet, daß fortan jegliche Einmischung überseeischer Mächte — also Europas — auf amerikanischen Boden untersagt sein sollte. Als aber Simon Bolivar am 22. Juni 1826 im alten Kapitelsaal eines Klosters von Panama zum 1. „Allamerikanischen Kongreß" aufrief, fehlten die USA, Chile und Brasilien. Der Doppelkontinent war nicht unter einen Hut zu bringen . . .
Simon Bolivar liest einige Zeilen des kindlichen Preisgedichts, das ihm sein Adjutant Ibarra auf den Tisch gelegt hat. Er seufzt. Ja, die Freiheit war errungen — aber nun geisterte ein neues, böses Wort durch die bunten Länder Südamerikas: „Freiheit wird es erst geben, wenn der Befreier fällt!" Nun wollten jeder General, jede Gruppe von Großgrundbesitzern und jede Provinz ihr eigenes Süppchen kochen. Jetzt erwiesen sich die Schwächen eines unüberschaubaren Kontinents, von dem allzu plötzlich der Druck der Kolonialmächte genommen war. Die Wirtschaft war zerrüttet, Städte und Plantagen waren in dem langen Freiheitskrieg niedergebrannt, viele Bewohner waren schrecklich verarmt, die Freischarführer, die den Krieg als eine willkommene Gelegenheit für Gewalttaten, Plünderungen und Raub betrachtet hatten, heißen nun „Generale". Sie alle wollen regieren, Macht ausüben, sich feiern lassen . . .
Simon Bolivar denkt an die letzten Meldungen . . .
Hochperu, das inzwischen in „Bolivien" umbenannt ist, hat sich gegen den getreuen

Statthaltergeneral Sucre erhoben. In Venezuela gärt es. Dort wird die Treue des Llanero-Führers Paez immer zweifelhafter, und sogar hier, in Bogota, der Hauptstadt Bolivars, wird die Gegnerschaft immer deutlicher: Man hat Simon Bolivar zugeflüstert, daß General Santander eine Revolte vorbereite.
„Nein", denkt der Befreier, „ich will an das Gute, an die Treue und Ehrlichkeit der Menschen glauben! Keine Polizeiaktion! Keine Truppenaufmärsche, keine Wachen vor alle Türen!" Müde schiebt er die Post beiseite und erhebt sich, um endlich schlafen zu gehen.
Um Mitternacht geschieht es. Verschwörer überrumpeln die kleine Offizierswache am Hauptportal. Hunde schlagen im Innenhof an, in der Halle klirren Waffen. Als eine zweite Wache schlaftrunken die Freitreppe herabkommt, wird sie niedergemacht. Die schwerbewaffneten Mörder dringen ins Innere des Regierungspalastes ein.
Auf der Estrade tritt ihnen Adjutant Ibarra mit dem blanken Degen entgegen. Aber auch er sinkt blutend zu Boden.
Die schöne Manuela wird durch den Lärm geweckt und eilt zu Bolivar. Er — der allezeit ritterlich denkende Tatmensch — greift sofort nach dem Degen und will auf den Gang hinausstürzen. Aber die kluge Freundin zwingt ihn, sich aus dem Fenster ins Freie zu retten. So findet die Bande, als sie die Türen einschlägt, das Nest leer. Simon Bolivar flüchtet in die Kasernen und kehrt an der Spitze der Soldaten wieder. Zuerst schlägt er dem Ministerrat als echter Edelmann vor, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Er bietet seinen Rücktritt an und will nicht einmal die Namen der Aufrührer wissen. Doch seine eigene Partei zwingt ihn, Rache zu nehmen. General Santander wird zum Tode verurteilt und, nachdem Bolivar seine Begnadigung durchgesetzt hat, verbannt. Nach dem Hinscheiden Simon Bolivars wird er zurückkehren und der erste Präsident eines unabhängigen Columbien werden.
Durch die Ereignisse dieses 25. September 1828 ist jedoch das große Herz des „Libertadors" tödlich verletzt worden. Von nun an kann er nicht mehr an die Zukunft eines einigen, starken Südamerika glauben.

Auf General Sucre, Bolivars besten Freund und erklärten Nachfolger, verübt bald darauf ein Soldat einen Mordanschlag. Die Luft scheint von Haß und Falschheit vergiftet. Im Herbst 1829 erreicht Bolivar aus Venezuela die Nachricht, daß auch dort der Verrat gesiegt habe. Der Zerfall des Traumstaates setzt sich fort. Der wilde Llanero Paez hat sich mit den Generalen Pena und Soublette zusammengetan, die Trennung Venezuelas vom Bund und die Absetzung Simon Bolivars als Präsidenten verkündet.
Die Frage lautet: Wird es zum Bürgerkrieg kommen? Wird dem Kampf gegen die Kolonialherren nun die Zerstörung der Heimat durch ihre eigenen Söhne folgen?
„Der Kampf geht um die Befreiung von dem Befreier!" verkündet der Banditenhauptmann Paez. „Wenn Bolivar Krieg haben will, so wird er ihn genauso bekommen wie die Spanier!"
Bolivar ist krank und müde. Sein chronischer Husten wird gefährlich. Bleich und ausgemergelt sind seine Züge, die Zeichen baldiger Auflösung sind ihm ins Gesicht geschrieben.

„Niemals habe ich so gelitten wie jetzt!" bekennt er in einem Brief. „Ich sehne den Augenblick herbei, an dem dieses Leben endet. Offenbar kann man den Menschen nicht helfen: die Oberen sind falsch, eigennützig und machtgierig und die Kleinen dumm, gemein und verderbt . . ."
Dann entschließt sich der „Libertador", die Einheit Südamerikas zu retten, indem er den Rücktritt erklärt.
Noch einmal wird die Hauptstadt Bogota festlich geschmückt, aber die Menge wahrt trauriges Schweigen. Sie hat das Gefühl, dem Begräbnis der Republik beizuwohnen. Bolivars Freunde sind tief bewegt von dem Anblick, den der große Mann bietet: Er ist bleich, ganz erschöpft, die Augen scheinen erloschen, die Stimme ist kaum zu verstehen. Er legt all seine Ämter in die Hände des Kongresses zurück, der keine Macht mehr hat, weil hinter ihm die ehrgeizigen Generale und die machtgierigen Großgrundbesitzer warten.
Am 8. Mai 1830 verläßt Simon Bolivar mit einer kleinen Reisegesellschaft die Hauptstadt. Sie müssen Seitenwege einschlagen und die früheste Morgenstunde wählen, weil schreiende Studenten, rebellierendes Militär und grölender Vorstadtpöbel den „Kopf des Tyrannen" verlangen. Der brave Mann, der sein gesamtes Vermögen für die Befreiung und Einigung des Vaterlandes geopfert hat, besitzt nichts mehr. Er hat völlig vergessen, an die Sicherung seiner eigenen Zukunft zu denken.
Mühsam erreicht der kleine Zug die Lände am Magdalenenstrom, findet jedoch kein Boot und muß dort in dem feuchtheißen Klima drei Wochen warten. Dann endlich kann sich Bolivar mit seinen Begleitern nach der Hafenstadt Cartagena einschiffen. Dort erfährt er die neuesten Nachrichten: Nun hat glücklich jedes Land seinen General gefunden. Flores erklärt die Unabhängigkeit von Ecuador; Paez herrscht in Venezuela; in Bogota, wo Bolivars Nachfolger ermordet wurde, übernimmt General Santander die Regierung. Die Landkarte Südamerikas bedeckt sich mit den grellen Farben von Ehrgeiz, Eigennutz und Machtwahn.
In Cartagena — während er auf ein englisches Schiff wartet, das ihn nach Jamaika bringen soll — überwältigen Enttäuschung, Trauer und Krankheit den Libertador. Sieben Tage liegt er in Fieberschauern. Der französische Arzt an seinem Sterbebett bereitet die Freunde darauf vor, daß menschliche Hilfe vergeblich sei. Am 17. Dezember 1830 gegen 1 Uhr mittags, als eine weiße, flimmernde Sonne hinter Nebelschleiern steht und Wälder, Berge und Savannen mit einem unwirklichen, fernen Licht übergießt, richtet sich Simon Bolivar noch einmal von seinem Lager auf.
„Bringt mir mein Gepäck an Bord", keucht er, „ich gehe in See . . ."
Dann fällt er zurück. Das Fährschiff zu den Ufern der Ewigkeit legt ab und entschwindet hinter den irdischen Horizonten . . .



1838 | Als die Zulus tanzten . . .

Weit entfernt von den letzten Vorposten der Zivilisation liegt das selbstgezimmerte Haus des englischen Missionars Owen. Er kann von seiner Veranda aus mit dem Fernglas bis ins Hauptlager des Zuluhäuptlings Dingaan schauen.
Der Missionar und Captain Gardiner sitzen sich bei einem Glas Whisky gegenüber. Mr. Gardiner ist „Regierungsagent" des britischen Gouverneurs D'Urban in Kapstadt.
„Ehrwürden", sagt der Captain, „Sie werden einsehen, daß etwas geschehen muß. Wir haben zwar Sie und einige andere Prediger zu den gottverdammten Kaffern geschickt, um den Einfluß der britischen Krone vorzubereiten — aber das genügt nicht. Wenn diese aufsässigen Buren tatsächlich in Zululand ansässig werden, entsteht hier eine neue Kolonie, in der Holländer, Deutsche und am Ende gar noch Amerikanerrebellen den Ton angeben werden. Außerdem schieben sie damit der natürlichen Ausdehnung der britischen Kapkolonie im Norden einen Riegel vor. Wir müssen demnach handeln — rasch handeln . . ."
Bei den Friedensschlüssen von 1814, die den Sieg Englands über Napoleon bestätigten, hatte auch das von den Franzosen besetzte und mit ihnen verbündete Holland Federn lassen müssen. Großbritannien hatte sich unter anderem auch die wichtige Position am Kap und den Besitz der Kapkolonie ausbedungen. Seither war Südafrika englisch.
„Warum lassen Sie denn die Buren nicht zufrieden, Sir?" widerspricht der Reverend. „Es ist doch nichts Böses dabei, wenn sie sich hier in den riesigen Weiten Afrikas Siedlungsland suchen und es erschließen."
„Na hören Sie mal, Reverend!" empört sich der Agent und nimmt aufgeregt einen Schluck aus dem Glas. „Überall in der Kapkolonie brechen die Buren mit Viehherden, Weibern, Kindern und Planwagen nach Norden auf. Sie gehen über den Grenzfluß Vaal — ins ‚Transvaal' — und in unserer Gegend entlang den Drakensbergen nach ‚Natal'. Jetzt unterhandeln sie mit dem Zuluhäuptling wegen Ankaufs der

Ländereien am Tugela- und Umzimvubufluß. Sollen wir zusehen, wie sich die Untertanen Seiner britischen Majestät deren Regierungsgewalt entziehen? Das ist eine Art Fahnenflucht!"

„Man kann die Buren begreifen, Sir! Sie sind freiheitsliebend, wollen unter eigener Verwaltung leben, lassen sich nicht gerne von britischen Kolonialbeamten schickanieren und haben es außerdem übelgenommen, daß England ganze Schiffsladungen mit britischen Auswanderern herschickt."

„Ja, ja!" lästert der Captain. „Und sie wollen sich nicht an das Verbot der Sklaverei halten! Sie wollen Ihre Bantuneger weiter unterdrücken und sogar neue schwarze Sklaven dazukaufen. Darum ist dieser ‚Große Treck' ausgebrochen, eine wahre Völkerwanderung ins freie Land . . ."

„Und was wollen Sie dagegen unternehmen, Sir? Zululand ist kein Gebiet, in dem die englische Krone zu befehlen hat!"

Captain Gardiner trinkt abermals, sein Bulldoggengesicht ist gerötet. Er blinzelt mit bösen Augen in die Sonne.

„Sie werden es schon noch erleben, Ehrwürden! Old England hat mit Kolonisten einmal Nachsicht geübt: in Nordamerika. Es wird diese Nachsicht nicht noch einmal haben."

Am Abend dieses Tages sitzt Captain Gardiner in der Kugelhütte des Häuptlings Dingaan. Er hat viele Geschenke mitgebracht: eingelegte Messerchen aus Sheffield, bunten Birminghamkattun, Glasperlen aus Liverpool und als Bestes einige Enfieldgewehre mit Munition.

„Sind die Buren gute Menschen?" fragt Dingaan. Gardiner zuckt die Schultern.

„Du bist ein großer Inkosi", sagt er. „Was hältst du von Männern, die ihrem angestammten Häuptling davonlaufen, so wie es vorzeiten Umzigilazi mit seinen Matabele getan hat?"

Damit rührt Gardiner eine arge Geschichte der jüngsten Zuluvergangenheit an. Um sich den ungeheuerlichen Grausamkeiten des alten Oberhäuptlings Caka zu entziehen, war ein Teil der jungen Krieger — die sich die „Unbesiegbaren" oder „Matabele" nannten — ausgerückt und hatte in den Bergen des Nordens ein eigenes Stammesgebiet besetzt. Deshalb flammt nun ein böses Licht in Dingaans Augen auf, als der Name des Zuludeserteurs erwähnt wird. Ein altes Stammesgesetz erklärt die Flucht aus dem Machtbereich des Großinkosi als Staatsverrat

„Verräter sind nichts wert!" knurrt der Zuluhäuptling wütend.

„Ich sage dir, Dingaan", fährt Gardiner fort, „diese Buren, die mit ihren Wagen und Herden vom Süden heraufziehen, sind ihrem Herrn, dem mächtigen König Georg von England, davongelaufen. Heute werden sie mit dir, dem Großinkosi, einen Vertrag über Land abschließen, und morgen werden sie dir alles Land wegnehmen. Wo aber wirst du deine Rinder weiden, o Dingaan?"

Die Adern an der Stirne des Häuptlings schwellen an. Seine Faust umklammert den Griff des „Kiri", der Hartholzkeule.

„Diese Buren werden nicht viel Land bekommen!" faucht er. „Ich werde ihnen geradesoviel geben, wie sie essen können, wenn sie am Boden liegen und sterben!"

Fast um die gleiche Stunde bestürmen die Häupter der ausgewanderten Burenfamilien ihren Anführer, Piet Retief, den geplanten Besuch im Lager der Zulus zu unterlassen. Die Wagenburg der Buren befindet sich sechs Reitstunden südlich an einem kleinen Bachlauf.
„Weißt du denn, Piet", ruft Gerrit Maritz, „mit wem du es da zu tun hast? Kennst du die Zulus? Etwas Wilderes und Gefährlicheres hat es nie gegeben!"
„Ach, sie sind Kaffern wie alle anderen!" lacht Piet Retief. „Wenn man bestimmt und furchtlos auftritt, kann man sie im Zaume halten."
„Nicht die Zulus!" wirft Hannes Kröger, ein Deutscher, ein, der als Buschläufer schon lange in Natal lebt. „Vor einem Menschenalter hatten sie einen großen Mann — groß nach Ansicht der Neger! Dieser Häuptling Caka hat die Zulus nach Großsippen eingeteilt und aus jeder Großfamilie ein Regiment gebildet. Caka erfand außerdem eine neue Kampftaktik. Bisher hatten alle Bantustämme mit dem langen Wurfspeer gekämpft. Er führte den kurzen Stoßspeer ein, mit dem man nahe an den Gegner herangehen muß. Seither rücken die Zulus, Schild an Schild, mit vorgestreckten Speeren bis an die feindlichen Linien heran und suchen den Nahkampf, in dem sie Meister sind. Jeder Krieger muß bei Todesstrafe seinen Speer zurückbringen — oder tot liegenbleiben. Das sind Burschen wie Raubtiere — ein Menschenleben gilt gar nichts!"
„Ich will ja nicht kämpfen, sondern mit ihnen verhandeln!" scherzt Piet Retief.
„Verhandeln mit Zulus! O Piet!" ruft Gerrit Maritz. „Kennst du denn Afrika immer noch nicht?! Diese Leute denken und fühlen ganz anders als wir Europäer. Ich will nur ein Beispiel anführen, damit du weißt, mit wem wir es zu tun haben!"
Und nun erzählt Gerrit Maritz die Geschichte, die in Natal jeder Buschläufer kennt: wie Häuptling Cakas Mutter starb. Der alte, riesige Caka trauerte tief und heulte lauthals. Doch das genügte ihm nicht, um seinen Schmerz zum Ausdruck zu bringen. Und so ordnete er an, daß in dem ganzen Jahr — es war 1816, das er zum Trauerjahr erklärte — jedes neugeborene Kind sofort getötet werden müsse, damit die Volkstrauer auch wirklich den ganzen Zulustamm erfasse. Und als ihm das noch zu wenig erschien, ließ er auch noch die Ein- bis Dreijährigen umbringen. Nun endlich gab es Klagegeschrei genug für Cakas Ohren. So sind die Zulus!"
„Hast du noch nie von ihren Kreuz- und Querzügen durch Natal, ja bis hinauf zum Sambesi vernommen, Piet?" fragt Hannes Kröger. „Wenn sie mit ihren Regimentern alles niederstampfen, sämtliche männlichen Wesen massakrieren und nur Frauen und Mädchen übriglassen, die sie als Beute untereinander verteilen?! Mit solchen Leuten möchtest du Geschäfte abschließen?"
„Und trotzdem, Freunde!" erwidert Piet Retief. „Ich werde gehen, weil ich euer Führer bin und weil einer von uns gehen muß!"
„Dann wollen wir dir wenigstens eine Leibwache mitgeben", rufen die anderen.

Am 3. Februar 1838 begibt sich Piet Retief, von siebzig seiner Buren begleitet, zum Lager Dingaans. Er hat alle Warnungen in den Wind geschlagen und drängt auf den Abschluß eines Landkaufvertrages.
Der Zuluherrscher empfängt seine Gäste freundlich und ruft den Großen Rat der Unterhäuptlinge und Ältesten zusammen. Am 4. Februar unterzeichnen er und

seine Häuptlinge den Vertrag mit den Buren. Zur Feier des glücklich getätigten Geschäfts und des Bündnisses sollen am 6. Februar große Kriegstänze der „Impis" — der Zuluregimenter — stattfinden.
Reverend Owen sitzt am Morgen dieses Tages samt seiner Familie auf der Veranda, als ihn ein taktmäßiges Dröhnen aus dem Tal aufhorchen läßt. Ein federgeschmücktes Regiment Zulus kommt im Eilschritt die Senke herauf. Wild schwingen die Krieger die Speere und schütteln die Schilde. Während sie, von Staub verhüllt, an der Missionsstation vorüberstampfen, rufen sie in ihrer gutturalen Sprache unverständliche Worte zu den Europäern hinüber. Der Engländer Willy Wood, der die Zulusprache versteht, wird plötzlich bleich und springt auf.
„Ehrwürden", sagt er, „ich glaube, die Schwarzen wollen die Buren ermorden!"
Jane Williams, die Hausangestellte, beginnt zu weinen. Sie hat das Gefühl, daß etwas Schreckliches bevorsteht. Nur Reverend Owen glaubt nicht an ein Unheil, er zitiert Bibelsprüche.
Am frühen Nachmittag reiten ein paar Buren vom Zulukral herüber und werden zu einer Tasse Tee eingeladen. Conrad Meyer, ein Deutscher, fragt Owen, was er von Dingaan halte.
Doch Reverend Owen zuckt nur die Schultern.
„Dingaan ist, wie alle Negerhäuptlinge, nicht zu durchschauen!"
Mehr sagt er nicht: keine Warnung, nichts von den Beobachtungen, die Mr. Wood gemacht hat. Als Missionar will er sich nicht mit den Zulus verfeinden, außerdem ist er Engländer. So reiten die wackeren Burenpatriarchen ungewarnt in Dingaans Lager zurück.
Um diese Zeit liegen bereits in allen Rundhütten, rings um den Tanzplatz die Speerträger der „Impis" auf der Lauer. Die Buren ahnen nichts Böses. Am Abend, als es schon dunkel wird, begibt sich der Zug der siebzig Weißen zum Festplatz. Häuptlinge kommen ihnen mit freundlichem Grinsen entgegen und bitten sie, alle Waffen, besonders aber die „Donnerstöcke" vor dem Tanzplatz abzulegen, weil das Zulusitte sei. Die Bauernpatriarchen gehen also unbewaffnet ihrem Schicksal entgegen.
Dingaan und sein federgeschmücktes Gefolge nahen unter dem Jubel der Schwarzen. Alles nimmt im Umkreis Platz. Feuerstöße lodern, die Baumstammtrommeln und Fellpauken rasseln. Mit ohrenbetäubendem Lärm nähern sich die speertragenden Regimenter.
In diesem Augenblick geschieht das Unfaßbare. Dingaan springt von seinem Fellthron auf, deutet auf die sorglos auf ihren Matten kauernden Buren und brüllt: „Tötet die Zauberer! Tötet sie alle!"
Ein riesiger Tumult entsteht. In wenigen Sekunden sind die Leiber der Buren in einer rasenden schwarzen Masse untergegangen.

Wie es fast immer geschieht, ist auch dem Massaker in Dingaans Kral ein junger Bure auf schnellem Pferd entronnen. Er alarmiert die Wagenburgen des „Großen Trecks". So erwartet Gerrit Maritz, der neue Führer der Natalburen, den Angriff der Zuluregimenter bereits hinter wohlverwahrten Dornhecken und Wagenfestungen. Bei den wilden Kämpfen, bei denen auch Frauen und Kinder mitstreiten, zeich-

net sich besonders ein dreizehnjähriger Junge namens Paul Krüger aus. Er wird lange Zeit später als Burenpräsident „Ohm Krüger" den Lebenskampf des Volkes gegen die Engländer führen.
Viele Burenfamilien, die schon über den Blaukranzfluß und zur Tgela vorausgewandert sind, gehen im Zulusturm unter.
Dann aber sammeln die Buren eine kleine, berittene Kampfschar. Von den anderen Wagenkolonnen des „Großen Trecks" kommen ihnen Männer zu Hilfe: Pieter Uys aus Oranje und Hendrik Potgieter aus Transvaal. Vergeblich befiehlt der neue britische Gouverneur von Kapstadt, Admiral Napier, daß die Buren sofort in die Kolonie zurückkehren sollen. Die englischen Zeitungen schreiben, wie gotteslästerlich und gegen jedes friedliche Zusammenleben von Schwarz und Weiß es sei, wenn bösartige Buren die friedlich in ihren Dörfern lebenden Zulus angriffen.
Als nach dem Tod von Gerrit Maritz der neununddreißigjährige Andries Pretorius die Führung übernimmt, erlebt der Feldzug einen raschen Fortgang. Am „Blutfluß" kommt es zwischen der gesamten Zuluarmee und rund fünfhundert Buren zu einer gewaltigen Entscheidungsschlacht.
Mit dem wilden Ruf „Bayete Ndjao!" — Heil dir, o Löwe! — stampfen Zehntausende feder- und fellgeschmückter Zulukrieger, Schild neben Schild mit vorgestreckten Speeren, gegen das Burenlager heran. Stundenlang rennen die todesentschlossenen Impis gegen die Wagenburg an, aus der ihnen diszipliniertes, wohlgezieltes Feuer entgegenschlägt. Endlich erkennt Pretorius eine Lücke in der Schlachtordnung der Schwarzen. Da wirft er sich mit hundert kühnen Bauernkriegern auf die Pferde; der verwegene Trupp prescht aus der rasch geöffneten Wagenburg und fällt schießend und stechend unter die Zulus. Da — plötzlich — weichen sie alle und rennen in wilder, kopfloser Flucht auseinander. Der Sieg ist gewonnen.
Als Folge seiner Niederlage wird Dingaan von seinen Häuptlingen ermordet. Friede kehrt wieder ins Land. Die „Vortrecker" ziehen mit Planwagen, Viehherden und Familien weiter ins Land. Langsam schiebt sich die Grenze von „weißen Mannes Land" hinauf in den Norden.



1840 | Wie es zum Opiumkrieg kam

Die Vorzeichen waren in ganz China böse. Ganz besonders in der Millionenstadt Kanton, auf die sich die Ereignisse zu konzentrieren begannen, waren bedenkliche Dinge geschehen. Ein Monsumsturm hatte die Wetterfahne der Blumenpagode

herabgerissen, das schwere Eisengerüst in einem nahen Buddhistentempel einen Altar zertrümmert und den Priester erschlagen.
Bald darauf erschien, von Tatarenregimentern begleitet und mit höchsten kaiserlichen Vollmachten ausgestattet, der neue Vizekönig Tschun-lin. Dieser hochbegabte Mann, der aus einer Kaufmannsfamilie Kantons stammte, hatte in atemberaubendem Tempo die lange Leiter der Beamten- und Gelehrtenränge durcheilt und war mit kaum vierzig Jahren Minister des inneren Kabinetts mit ausdrücklicher Verleihung der Prinzenwürde geworden. Er durfte das gelbseidene Drachenkleid mit dem Drachenschild tragen, wie es sonst nur Männern kaiserlichen Geblütes zustand.
Dieser hohe Mandarin, der nicht nur die gesamte chinesische Bildung, sondern auch die des Westens und mehrere Sprachen beherrschte, war nach Kanton gesandt worden, um mit dem immer bedrohlicher werdenden Rauschgifthandel endlich aufzuräumen. Kanton war und blieb das Tor, durch das die fremden Teufel Opium nach China pumpten und tonnenweise Silbergeld herauszogen.
Zuerst hielt Tschun-lin eine Ansprache vor den Hong-Kaufleuten, die — zum Handel mit den Fremden bestellt — zugleich die Hauptschuldigen an dem verderblichen Geschäft waren. Er erklärte diesen würdigen, sehr reichen und meist alten Herren, daß China durch das Opium körperlich krank und schwach, moralisch verderbt und wirtschaftlich ruiniert würde und daß er alles tun würde, um den Rauschgifthandel fortan zu unterbinden. Er kündigte an, daß von nun an über Opiumhändler die Todesstrafe verhängt werden sollte. Die alten Hongs nickten ernst, klatschten Beifall und fuhren ungerührt fort, Beamte zu bestechen, Dschunken mit Opium nach Kanton zu schmuggeln und riesige Gewinne zu scheffeln. Nichts änderte sich. Nur die Vorsicht der Händler erhöhte sich.
Was die Engländer anbelangte, denen Tschun-lin ebenfalls die Entscheidung der chinesischen Regierung mitgeteilt hatte, so benahmen sie sich im Bewußtsein ihrer Unantastbarkeit sehr anmaßend. Kapitän Elliot residierte als Superintendant des britischen Handels in Whampoa, einem meerwärts gelegenen Vorort Kantons. Seine Schiffe mit ihren drei Geschützdecks rauschten hochmütig unter einem Wald von Segeln auf dem Perlstrom dahin und luden ganz offen ihre Opiumkisten aus. Vor der Nase der chinesischen Zollbehörden fuhren die Sampans, Barken, Lastkähne, ja ganze Dschunken der Hong-Kaufleute zu den Magazinen von Whampoa und übernahmen die Fracht.
Die Polizei schätzte die in Whampoa aufgestapelte Menge Opium auf 20 000 bis 25 000 Kisten. Tschun-lin war bis aufs Äußerste entschlossen, diesem Unwesen zu steuern . . . Der Kampf mochte beginnen.
In den folgenden Wochen, nach Tschun-lins Ankunft in Kanton, ergibt eine große Kriminaluntersuchung, daß fast alle Hong-Kaufleute in den Opiumhandel verstrickt sind. Sogar ein Bruder Tschun-lins ist darunter. Alle Bestechungsversuche bleiben nutzlos: die Schuldigen wandern ausnahmslos ins Gefängnis.
An Kapitän Elliot schickt der neue Gouverneur und Vizekönig ein beinah flehendes Schreiben:
„Kanton, am 14. Tag des 3. Monats im 19. Jahr Tao-kuang. An den Oberaufseher des britischen Handels in China, den Herrn Hafenkapitän Charles Elliot.

Diese Botschaft ergeht an Sie in der Frage des Opiumschmuggels.
Sie selbst geben zu, daß die Opiumausfuhr Ihren wichtigsten Handelszweig mit China darstellt. Vergegenwärtigen wir nun unsere Erfahrungen, die keinen Raum für die Hoffnung lassen, Sie würden Ihr in der Weltgeschichte einzig dastehendes, verbrecherisches Verhalten von sich aus beenden. Ihnen geht es ja um Gewinn, nur um Gewinn . . .
Wir kommen zu der entsetzlichen Vision, daß in einem halben Menschenalter die jährliche Einfuhr nicht mehr 40 000 Kisten, sondern vermutlich 400 000 oder sogar schon 800 000 Kisten betragen wird. Dann werden Sie anstatt 5 Millionen jährlich 50 oder 100 Millionen Pfund Gift in unser Volk hineinpumpen, und dies wäre das Ende Chinas, ganz zu schweigen davon, daß diesem Ende schon eine allgemeine Verderbnis vorausgegangen wäre. Sie würden ein vieltausendjähriges Kulturreich auf dem Wege des Rauschgiftgenusses zerstören!
Ich frage Sie nun: Wie würde die Klage Englands lauten, wenn Chinesen sich an der Themsemündung niederließen, um London und die ganze Inselbevölkerung mit Rauschgift zu versorgen?
Das Reich China ist von nicht minder erbarmungswürdigen Menschen bevölkert wie England und es hat das gleiche Recht, unter der Sonne zu gedeihen und seine Kultur zu pflegen, um in eine fernere Geschichte hineinzuwachsen.
Hören Sie zu: Ich rufe Sie bei Ihrem Gott, Ihrer eigenen Staatsvernunft und Ihrer eigenen Menschlichkeit an, sich nicht mehr dem zu verschließen! China hat keine Wahl mehr . . ."
Dann stellt Tschun-lin ganz klare Forderungen auf, um den bösen Handel zu beenden: Die Engländer sollen das in Whampoa lagernde Opium ausliefern, damit es verbrannt werde, und zugleich versichern, nie wieder Rauschgift einzuführen. Gleichzeitig kündigt Tschun-lin radikale Maßnahmen gegen alle Mitschuldigen unter den Chinesen an.
Eine neue Verhaftungswelle setzt ein. Hunderte von bestechlichen Beamten und Zöllnern werden festgenommen. Der Vizekönig reißt einigen hohen Mandarinen eigenhändig ihre Rangabzeichen ab. Da auch sein leiblicher Bruder als Hong-Kaufmann im Kerker sitzt, weigert er sich sogar — ganz unchinesisch —, seine alten Eltern zu empfangen.
Kapitän Elliot und die englischen Kaufleute in Whampoa fühlen sich als rechtschaffene Männer, denen schreiendes Unrecht geschieht. Was tun sie schon Böses? Sie treiben Handel. Kein Mensch zwingt die dummen Chinesen, Rauschgift zu kaufen. England beschafft das Opium nur, weil es verlangt wird.
Die britischen Zeitungen, die sie lesen, vertreten genauso wie die Politiker die hohen Ideale von Menschlichkeit und Freiheit. Hat England nicht soeben durch seinen zähen Kampf gegen den Tyrannen Napoleon bewiesen, daß es bereit ist, alle Opfer für die Rettung der Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu bringen? Dieses „Merry old England" war nicht aufzuhalten gewesen, als es um die Beherrschung der Meere und den Welthandel ging. Es hatte die Flotten Spaniens, Hollands, Frankreichs und Dänemarks von den Meeren gefegt und war nun fast allein übriggeblieben, um zur See zu fahren und Geschäfte zu machen. Und immer hatte England wundervolle Begründungen für seine Kriege gehabt: Gegen Spanien

war es der edle Kampf wider Papisten, gegen die Holländer verteidigte es die puritanische Reinheit, gegen die Franzosen die Völkerfreiheit, und die Dänen mußte es überfallen, weil sie sich sonst auf die Seite Napoleons gestellt hätten.
Und jetzt wollten diese heidnischen Chinesen den „Soldaten Christi" den Handel verbieten und dem freien fortschrittlichen England in den Weg treten!
Kapitän Elliot sitzt in Whampoa als Beschützer englischer Handelsinteressen. Seinen britischen Kaufleuten geht es neben Freiheit und Menschenrecht vor allem um Freihandel, Profit und ein ungeheures investiertes Kapital. Schon bringt die Londoner „Times" rührende Geschichten über die Leiden und Verfolgungen, denen mildtätige englische Missionare im finsteren China ausgesetzt sind; tausend alte Damen weinen vor Ergriffenheit und fordern gleichzeitig, daß die Regierung etwas unternehmen müsse und man den Chinesen einen Denkzettel geben sollte.
Kapitän Elliot lehnt jedenfalls die Forderungen Tschun-lins ab und fällt aus allen Wolken, als er erkennen muß, wie ernst es den Chinesen mit ihren Absichten ist. Schon drei Tage nach der Ablehnung wird die Faktorei Whampoa von Kriegsdschunken blockiert; chinesische Truppen versperren alle Landzugänge nach Kanton. Vor den Fenstern des britischen Beauftragten Kapitän Elliot zieht ein Hinrichtungskommando auf. Die ihm bekannten Hong-Kaufleute werden vor den Block geführt. Die Briten stehen dicht gedrängt hinter den geschlossenen Fenstern und sehen, wie der Henker das Schwert schwingt und die alten, weißbärtigen Häupter eines nach dem anderen in den Korb fallen. Auch Tschun-lins Bruder ist unter den Opfern.
Die Engländer beobachten diesen Vorgang mit wachsender Erschütterung und Furcht. Jetzt zeigt es sich, daß die Angst um das nackte Leben noch größer ist als die Gier nach riesigen Profiten. Die Kaufleute bestürmen Kapitän Elliot, nachzugeben.
Unter Protest nimmt der Kommissar die Bedingungen Tschun-lins an.
Mehr als 20 000 Kisten Opium, ein Wert von etwa 2 Millionen Pfund, wird den Chinesen ausgeliefert. Tschun-lin läßt diese ungeheure Warenmenge vor der britischen Faktorei verbrennen.
Kaum ist die Blockade Whampoas aufgehoben, als Kapitän Elliot jede verfügbare Tonne Schiffsraum heranholt, alle englischen Familien, die Angestellten und die Kaufleute, Besitz und Einrichtungen verladen läßt. Die Briten geben Whampoa auf und segeln den Perlstrom meerwärts.
Die Engländer ziehen sich zwar aus der gefährlichen Nähe Kantons zurück, aber sie geben nicht auf.
Weiter draußen, wo sich der Perlstrom verästelt und in breiter Trichtermündung zu einer von Inselchen bedeckten Meeresbucht öffnet, landen die britischen Schiffe auf einer besonders geeigneten Insel, die von einem Kegelberg beherrscht wird. Die armen chinesischen Fischer und Perltaucher, die hier leben, nennen das Eiland „Blume des Ostens" oder „Hongkong". Als Kapitän Elliot an Land geht, zieht er sofort die britische Flagge hoch, tauft Hongkong nach dem Namen der jungen Königin in „Victoria" um und beginnt eine neue Faktorei einzurichten.
Die Fischer und Perltaucher verfallen der Willkür der Matrosen. Es kommt zu Mord und Totschlag, Gewalttat und Austreibungen.

Natürlich protestiert Vizekönig Tschun-lin sofort gegen die Besetzung chinesischen Hoheitsgebietes. Er meint: die Engländer hätten es auch nicht gerne, wenn Chinesen etwa die Insel Whight vor der britischen Küste mit Beschlag belegten. Aber das werden die Chinesen schon deswegen kaum tun, weil sie nur veraltete, hölzerne Segeldschunken und uralte Bronzekanonen haben.
Kapitän Elliot verlangt im Gegenteil namens der geschädigten Ostindia-Kompanie mehrere Millionen Pfund Entschädigung. Die englische Presse heult vor Wut auf und fordert den Krieg gegen China.
In Singapore, weit im Süden, wo die Engländer unterdessen eine Sperrfestung der Sundastraße gebaut haben, sammelt sich eine Flotte von fünfzehn Kriegsschiffen; darunter sind drei Linienschiffe und bereits vier Dampfer. Dazu kommt noch eine Transportflotte, die 10 000 Mann Kolonialtruppen an Bord nimmt.
Mit 10 000 Mann erdreistet sich das kleine England, ein Reich von 300 Millionen Chinesen anzugreifen. Am 22. Juni 1840 erscheint das britische Geschwader in der Trichtermündung des Perlstromes und sperrt die Zufahrt nach Kanton. Der Krieg ist eröffnet.
Der Rest ist Schande und Gewalt. Jetzt erst entdeckt das riesige Reich der Mitte seine Ohnmacht gegenüber den Fremden. Aus sicherer Entfernung schießen die modernen Schiffsgeschütze der britischen Linienschiffe die uralten „Tigerforts" samt ihren Bronzekanonen zusammen. Dann laufen die Kreuzer nach Kanton hinein, legen die Feuerglocke einer Kanonade über die Millionenstadt und landen in der brennenden Stadt ihre wohlausgerüsteten Bataillone. Plündernd und schießend vollziehen die Soldaten das Strafgericht. Vizekönig Tschun-lin sieht, wie in der allgemeinen Verwirrung sogar seine Tatarenregimenter zu rauben und zu morden beginnen. Als Flüchtling verläßt er Kanton.
Eine zweite Flotte der Engländer stampft den Yang-tse-kiang-Strom aufwärts bis zur alten Kaiserstadt Nanking. Dort schießt sie mit weitreichenden Schiffsgeschützen den Kaiserpalast „Purpurwolke auf den Blütenhügeln" und das Weltwunder der „Porzellan-Pagode" in Schutt und Asche. Tausende friedlicher Chinesen verlieren Besitz, Wohnstatt und Leben.
Alle Anstrengungen Chinas sind vergeblich, das Recht ist gegen Kanonen machtlos. Da erkennen die Prinzen und Ratgeber der Majestät von Peking, daß Tschunlin falsch gehandelt hat. Der getreue Vizekönig wird in die Verbannung geschickt.
Am 29. August 1842 gegen 11 Uhr morgens, als die Hitze wie Blei auf Meer und Land lagert, erscheinen die Vertreter der kaiserlich chinesischen Regierung auf dem britischen Flaggschiff „Cornwallis", das im Yang-tse-kiang vor Nanking vor Anker liegt. Im Ruderboot der Friedensdelegation sitzen nach alter chinesischer Sitte ein Barbier und ein altes Weib: lebende Symbole der Unterwerfung.
In dem Friedensvertrag muß China Hongkong und einige andere Stützpunkte an der chinesischen Küste abtreten: Amoy, Fu-tschou, Ning-poo und einen Platz in Schanghai. Für das verbrannte Opium bezahlt China 9 Millionen; als Kriegsentschädigung 6 Millionen Pfund in Gold.
Den Opiumhandel muß das Reich der Mitte fortan dulden.
Die Kriegsentschädigungen, zu denen aus nachfolgenden Gewaltaktionen Englands noch andere Summen hinzukommen, können von China nur ratenweise bezahlt

werden. Erst hundert Jahre später – als China 1941 auf seiten der verbündeten Mächte USA und England in den Krieg gegen Japan eintritt – erlassen die Lords in England den Rest der chinesischen Schulden.



1842 Allahs Flamme und der Komödiant

„Monsieur", sagte Generalgouverneur Bugeaud zu dem Mann, der in dem sackartigen Gewand eines Rifkabylen vor ihm stand, „ich setze viele Hoffnungen auf Ihr Unternehmen. Sie wissen, daß Sie sich auf eine äußerst gefährliche Sache einlassen – aber wenn ich Sie ansehe und reden höre, möchte ich glauben, Sie seien befähigt, alles zu einem guten Ende zu bringen!"
„Mon général", erwiderte Léon Roches, „mein Selbstvertrauen ist grenzenlos, meine Mittel sind auf mancher Bühne erprobt! Ich werde es schaffen. Sie können damit rechnen, daß Sie spätestens in einem Vierteljahr einen Vertrauensmann im Stabe Abd el Kaders besitzen werden!"
Der Gouverneur, ein drahtiger, von der Sonne gegerbter Kolonialoffizier, nickte befriedigt. 1830 waren die Franzosen an der algerischen Küste gelandet, hatten die türkischen Landesherren und die Piraten von Algier zum Teufel gejagt und begonnen, von der Küste aus ihre Macht landeinwärts voranzutreiben. Alles verlief planmäßig. Da hatte sich fern im Westen, in den Bergen, die an Marokko grenzten, ein Emir namens Abd el Kader erhoben und den Widerstand gegen die französische Kolonialmacht entzündet.
„Es kommt alles darauf an, lieber Monsieur Léon Roches", fuhr der General fort, „daß Sie es verstehen, diesen Wüstenscheich von der Größe und Macht Frankreichs und der Überlegenheit der europäischen Kultur zu überzeugen. Im Grunde können diese eingeborenen Berber, Kabylen und Araber ja nur von uns gewinnen. Mit uns kehren Recht, Ordnung, Technik und Fortschritt in ihre wilden Ländereien ein."
„Ich werde tun, was möglich ist, mon général!"
Léon Roches hatte sich für seine Aufgabe aufs beste vorbereitet. Einstmals war er Schmierenkomödiant in Frankreich gewesen, einer jener Schauspieler, die mit der gleichen Überzeugungskraft heute einen Heiligen und morgen einen Verbrecher

darstellen. Die Lust am Abenteuer hatte ihn nach Algier gebracht, wo er sich für die Rolle eines Geheimagenten vorbereitete, indem er fließend Arabisch lernte, den Koran studierte und sich der Lebensweise der Nordafrikaner anpaßte.
Er war kühn, unternehmungslustig und ehrgeizig. Für ihn war der Auftrag bei dem gefürchteten Abd el Kader ebenso eine Talentprobe wie ein finanziell ergiebiges Unternehmen.
Der General verabschiedete ihn mit Segenswünschen, und Léon Roches bestieg vor dem Gouverneurspalast sein Eselchen, mit dem er nun in wilde Gebirge, in die Wüsten und die Schutzlosigkeit eines noch urtümlichen Landes hineinzureiten gedachte.
Etwa einen Monat später greifen arabische Wachtposten weit im Westen von Algier, wo sich die zerklüfteten und öden Rifgebirge landeinwärts zum Salzsumpf des Schot el Gharbi und zur marokkanischen Grenze absenken, einen verdreckten, stoppelbärtigen Eselsreiter. Der Mensch trägt die braune Kapuzenkleidung eines Kabylen, spricht jedoch ein reines Arabisch, das er mit Koransprüchen durchwebt. Er verlangt, vor den großen Emir, den Sultan der freien Stämme Abd el Kader, geführt zu werden. Die Wächter, die unsichtbar hinter Felsbarrieren und auf einsamen Höhenzügen lauern, sind mißtrauisch.
Dieser Krieg gegen die Ungläubigen und Abtrünnigen in Nordafrika wird mit ungewöhnlicher Härte geführt. Bei Angriffen führen manche Stammeskrieger die abgeschnittenen Köpfe ihrer Feinde auf den Lanzen mit. Die Franzosen wieder haben im Gebiet von Constantine einige hundert Eingeborene, die sich in Höhlen flüchteten, in Feuer und Rauch erstickt. Überall geht es um Leben und Tod, und wehe dem Gegner, der in die Hände seiner Häscher fällt.
Der Mensch auf dem Eselchen jedoch scheint ein Freund zu sein. Er spricht die Sprache des Propheten, er reitet — wie ein „heiliger Marabut" — auf einem Eselchen und ist unbewaffnet. Vor allem aber zitiert er den Koran, das Buch der Bücher.
„Komm mit uns, Bruder!" sagen die Posten. „Du sollst den Auserwählten, den Schwertträger Mohammeds, sehen!"
Sie geben ihm einen Führer mit. Doch dieser bringt Léon Roches, der sich durch tausend Gefahren bis hierher durchgeschlagen hat, nicht in die Burgstadt des Emirs nach Maskarat, sondern biegt zum Hochplateau von Tell ab.
Im Nordwesten liegt Maskarat — mit schneeweißen Würfelhäusern, ragenden viereckigen Minaretten und gewölbten Luftkuppeln eine verbotene, schweigsame Stadt der Gläubigen. Schluchten und Bergabstürze sind ringsum. Nur in den Abgründen, an den wenigen Bachläufen und in den tief eingebrochenen Wadis wachsen Gruppen von Palmen, sind einige Fruchtgärten und armselige Hirseäcker.
Das Plateau von Tell ist wüst und einsam. Bei Tag liegt die Sonne wie eine glühende Glocke darüber, streichen Sandstürme von der Sahara her, und in den Nächten zittert man vor Kälte.
„Der Emir weilt dort oben, Bruder", erklärt der Führer. „Er hält Gericht über Verräter und Abtrünnige!"
Abd el Kader kauert in seinem Zelt und betet.
„O Allah, gewaltiger, einziger Gott", spricht er, „du erfüllst die Erde und diesen grausamen Himmel, du bist überall: bei den fernsten Gestirnen und in meinem

Herzen. Was bedeutet aller Reichtum der Welt, was nützen alle Fortschritte der Christen, wenn du nicht bei uns wärest, wenn du nicht unserem Leben Sinn und Weihe gäbest! Es ist eine Sünde, dich nicht zu bekennen!"

Abd el Kader ist ein vom Islam Entflammter, ein Mann, der nie mehr als ein Paar Ochsen und ein Stück Acker besaß, der nicht nach Herden, Ländereien, nach Macht oder Reichtum, sondern einzig nach dem rechten Glauben strebte.

Solche Männer kommen aus der Wüste. Nur dort, wo der Mensch mit der ungeheuren Einsamkeit und der vom Tode umarmten Natur allein ist und den sehnsuchtsvollen Blick zu den Gestirnen hebt, um Gottes Atem zu spüren, werden solche Männer geboren.

Abd el Kader entstammt einer Scheichfamilie, die ihren Stammbaum auf den Propheten Mohammed zurückführt. Um diese Familie hat sich seit langem eine fromme Bruderschaft gebildet, wie sie in der Welt des Islams häufig entsteht. Als die Franzosen in Algier landeten und begannen, sich in Nordafrika auszubreiten, war Abd el Kader aufgestanden. Jetzt wußte er, was seine Lebensaufgabe war: die Reinheit des Glaubens zu verteidigen und die Gläubigen davor zu bewahren, daß sie der Sittenverderbnis und der Verführung Europas erlagen.

Er kämpfte für Allah und sein Volk. Er war zum Rebellenführer, zum Emir des Westens geworden.

Niemals hatten Alkohol oder Tabak seine Lippen entweiht, selbst Kaffee und Tee verweigerte er sich. Als sein älterer Bruder Mustafa einst zu ihm kam und einen Aghal (Kopftuch) mit goldenen Quasten trug, zog Abd el Kader wortlos den Dolch und schnitt den Tand ab. Er war „Marabut" (Heiliger) und Poet zugleich. Seinen Kampf und Sieg besang er in wunderschönen arabischen Versen.

Jetzt beendet er sein inbrünstiges Gebet und tritt vor das Zelt. Es ist früher Morgen, die Nacht ist sehr kalt gewesen. Die Gefangenen — etwa dreißig an der Zahl — kauern, vor Kälte klappernd, in ihren blutigen Lumpen wie ein Häuflein Elend beisammen. Seine Rifkrieger umstehen sie wie bewegungslose Statuen in ihren weiten, weißen Burnussen und den braunen Kapuzenmänteln. Sie stützen sich auf die langen Flinten und die riesigen Krummsäbel. Abd el Kader ist eine hoheitsvolle Erscheinung; sein Antlitz erscheint ganz weiß gegen das schwarze Bärtchen. Als Léon Roches für einen Moment die klaren, tiefblauen Augen des Emirs sieht, spürt er, daß von ihm die Wirkung eines Mönches oder Schlangenbeschwörers ausgeht. Für einen Augenblick erinnert er sich daran, was General Bugeaud gesagt hat: „Dieser Abd el Kader ist dem Bilde von Jesus Christus ähnlich!"

Schweigend betrachtet Abd el Kader die zusammengeduckten Gefangenen. Dabei läßt er ununterbrochen die Perlen seiner Gebetsschnur durch die Finger gleiten. Die Verurteilten sind fast ausschließlich Greise: die Kaids von Bergdörfern, die sich mit den Franzosen verständigt haben.

„Ihr habt euch gegen Allahs Gesetz vergangen", spricht der Emir mit leiser, beinah trauriger Stimme. „Gottes Gesetz verlangt euren Tod!"

„Verunreinige deinen Mund nicht mit dem Namen Gottes!" schreit ein hochgewachsener Berber, indem er aufspringt. „Du hast ihn nicht gefragt, als du unsere Kinder umbringen ließest."

Eine große Traurigkeit fällt über Abd el Kaders Gesicht. Er winkt den riesigen Negern, die mit bloßen Schwertern herzugetreten sind. Sie ergreifen den Berber und werfen ihn auf die Knie. Als der Kopf des Unglücklichen zur Erde rollt, scheinen seine Lippen noch die Verse des Korans zu murmeln — vielleicht sind es die gleichen, die auch Abd el Kader flüstert.
Ein zweiter Kaid verliert auf solche Weise sein Leben. Da endlich löst sich die Erstarrung des Volkes, das zusammengedrängt hinter den Kriegern gestanden hat. Weiber und Kinder stürzen vor, werfen sich laut heulend dem Emir zu Füßen und bitten um Gnade.
Einen Moment steht Abd el Kader wie entrückt, dann murmelt er etwas, was Léon Roches nicht versteht. Die Hinrichtungen sind beendet, Krieger schleppen den Rest der Gefangenen fort.
„Herr", sagt in diesem Augenblick einer der Kalifahs (Berater), „man hat diesen Menschen aufgegriffen, der dich sprechen will!" Abd el Kader wendet sich Léon Roches zu und blickt ihm mit seinen leuchtenden blauen Augen bis ins Herz. Ein seltsames Gefühl überwältigt den französischen Agenten. Mit dem Instinkt des geborenen Komödianten wittert er, daß hier die Wahrheit — ein Teil der Wahrheit — das Beste ist. Unwiderstehlich verfällt er dem Drang zum Bekenntnis.
Kurz entschlossen wirft er sich dem großen Mann zu Füßen und sagt in reinem Arabisch: „Herr, ich bin Franzose! Aber dein Beispiel hat mich veranlaßt, ein Gläubiger des Islams zu werden. Nimm mich bitte auf!"
Tiefe Stille herrscht ringsum, man hört das Sausen des Saharawindes.
Dann geht ein Leuchten über Abd el Kaders Züge, und er bückt sich, Léon Roches aufzurichten.
„Am Tage des großen Gerichtes", sagt er, „wird dir der Übertritt eines einzigen Christen zum Islam höher angerechnet werden als die Vernichtung von tausend Ungläubigen in der Schlacht!"
Er umarmt den Bruder im Glauben. Und Léon Roches rezitiert sogleich die Bekenntnissure des Korans: „Bismillah al rahman, al rahmin, Mohammed rassul! — Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet."
Die Wüstenkrieger klatschen Beifall und jubeln. Der Emir hat Tränen in den Augen.
Das, was für den französischen Schauspieleragenten nur eine geglückte Theaterrolle ist, für Abd el Kader jedoch tiefste Ergriffenheit bedeutet, nimmt seinen Fortgang zur Tragödie. Tagelang prüft Abd el Kader den neugewonnenen Glaubensbruder im Koran, er betet mit ihm zusammen und erfreut sich an den Kenntnissen des Franzosen. Immer wieder lobt der große, gefürchtete Emir Allahs Güte, die einen Ungläubigen zur rechten Erkenntnis gebracht habe.
Léon Roches wird in den engsten Kreis der Kalifahs (Berater) aufgenommen und genießt sogar den Vorzug, die innigen Gedichte Abd el Kaders anhören zu dürfen. Unvergeßlich bleiben ihm manche Worte der Weisheit, die der Wüstenscheich ausspricht.
„Zwei Dinge beherrschen die Welt", sagt er einmal, „der Säbel und die Feder! Aber die Feder ist mächtiger. Denn das Wort regiert die Welt, wenn man ehrlich damit umgeht. Nur eines ist noch gewichtiger: das Schweigen!"

Ein anderes Mal spricht er mit dem Franzosen über den Wert der Religionen. „Drei wahre Religionen gibt es auf der Welt: die Religion Moses, sie ist rein materialistisch; die Religion Christi, sie ist rein geistig, und die Religion Mohammeds, die Körper und Geist vereint. Ein Mohammedaner steht höher als ein Christ, ein Christ höher als ein Jude und ein Jude höher als ein Heide, ein Heide aber ist nur wenig höher als ein Schwein ..."

Fast ein Jahr lang zieht Léon Roches mit Abd el Kader durch Rif, Gebirge und Wüste. Er kann manche wichtige Aktion verraten und seinen Landsleuten viele bedeutsame Hinweise geben. Dann aber muß er begreifen, daß er den eigentlichen Zweck seines Falschspiels niemals erreichen wird. Ein Abd el Kader ist nicht für Europa, für die technische Zivilisation und das Nützlichkeitsdenken der Franzosen zu gewinnen, so wie ihm deren Macht, die Kanonen, Kriegsschiffe und Divisionen niemals imponieren werden. Er ist ein Heiliger, ein Glaubenskämpfer und bleibt es. Und da tut der Komödiant etwas Ungeheuerliches: er geht zu Abd el Kader und gesteht ihm seinen Betrug.

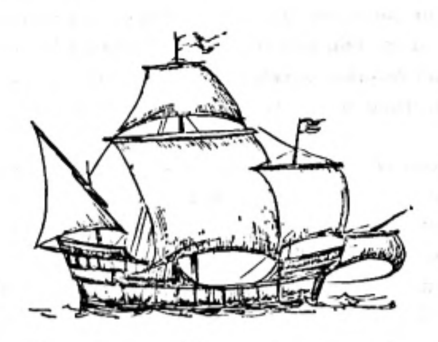
Der Mann, dem sonst Menschenleben nur wenig bedeuten, springt nicht auf, um den Verräter zu töten. Er bekommt nur ganz große Augen, in denen ungläubiges Staunen mit Entsetzen kämpft. Seine reine, gotterfüllte Welt kommt ins Wanken. „Irrst du dich auch nicht?" fragt er leise. „Verleumdet nicht etwa deine Zunge dein Herz?"

Der Komödiant senkt schweigend, schuldbewußt das Haupt. Da endlich begreift der Emir.

„Sich verstellen ... im Glauben!" flüstert er. „Geh! Geh fort! ... Deine Seele wird sich vor Gott verantworten ..., deinen Leib aber trage unbeschädigt von hinnen!" Er läßt Léon Roches durch seine Leute zu den französischen Vorposten bringen, wo sie ihn laufenlassen.

Den Kampf der Rifs, die Glaubensschlacht in Gebirgen und Wüsten verliert Abd el Kader, weil die Masse der Stämme noch nicht reif ist für den „heiligen Krieg" um Vaterland und Nation und weil die Feuer des Islams trüber brennen als vor Jahrhunderten. Die moderne Waffentechnik der Franzosen, ihr Organisationstalent, ihr langsames Vordringen im Lande als Gärtner, Farmer und Ärzte, als Ingenieure, Techniker und Verwaltungsbeamte überwinden den leidenschaftlichen Widerstand selbst der Ungebärdigsten.

Um Abd el Kader wird es einsam. Die letzte Schlacht mit dem Rest seiner Getreuen verliert er im siebten Jahre des Krieges. Er ergibt sich General Bugeaud und bittet, daß man ihn in Frieden nach dem heiligen Damaskus ziehen lasse, wo er als Philosoph, Dichter und frommer Wohltäter seine Jahre beschließt. Als 1860 – während des Drusenaufstandes – Türken, Araber und Syrer unter den Christen ein Gemetzel veranstalten, öffnet er den „Franken" sein Haus und gewährt mehr als vierhundert von ihnen Zuflucht und Schutz. Aus Léon Roches jedoch wird nur ein Theaterdirektor.



1848 | Gold im Paradies

„Und also sprach der Herr zu seinem Volke: Siehe, ich will euch in ein Land führen, in dem Milch und Honig fließt!"
Johann August Sutter, der Deutschschweizer, den seine Männer den „Kaiser von Kalifornien" nennen, deklamiert diese Bibelworte wie im Rausch. Die Herrlichkeit des Anblicks hat ihn begeistert, das Wunder seines abenteuerlichen Schicksalsweges überwältigte ihn.
Er hat, umringt von seinen drei Söhnen und einigen deutschen Auswanderern, sein Pferd auf der Höhe angehalten und umfaßt mit Blick und Geste das paradiesische Land.
Da unten, wo sich das silberhelle Band des Sacramento durch frischgrüne Wiesen und Fruchthaine windet, wo Palmen und uralte Koniferen über blühenden Büschen ragen, liegt breit auf den sanften Hügel hingebaut Sutters Fort: eine ausgedehnte, burgartige Anlage mit schneeweiß gekalkten Mauern, roten Ziegeldächern und hölzernen Wachttürmen. Da gibt es einen großzügig angelegten Innenhof, um den Stallungen, Magazine, Schmieden, Wagnereien, Handwerksstätten und im spanisch-mexikanischen Stil errichtete schöne Wohnhäuser stehen. Planwagen mit fünf oder acht Paaren Zugochsen streben auf staubumwolkten Straßen zu den Toren. Auf den Viehkoppeln weiden fette Zuchtrinder, prächtige Pferderudel. Wendet Sutter sein Auge aber dem Lauf des Flußtales zu, so sieht er die Frachtschiffe auf den Wassern, die Waren stromauf- und abtransportieren, sieht die Mühlen, Kanäle, Hammerschmieden, die er und seine Leute in phantastisch kurzer Zeit gebaut haben.
Und die Gärten, die Weinberge, die Obsthaine, die goldgelb wogenden Weizenfelder! Er hat das Saat- und Pflanzgut vom Rhein, aus Frankreich und aus Italien kommen lassen. Dereinst wird die Welt von den gesegneten Ernten Kaliforniens sprechen!
Johann August Sutter ist heute schon vielfacher Millionär, ist wahrhaft ein „Kaiser" in seinem selbstgeschaffenen Reich. In seinem palastartigen Hause steht ein Klavier

von Pleyel, das hundertachtzig Tagereisen weit von Paris gekommen ist. Erst vor wenigen Tagen haben sechzig Büffel die Frachtwagen quer durch den Kontinent, über Ströme, Prärien und Gebirge, bedroht von Indianerhorden und verspottet von Pionieren, die in ihren „Prärieschonern" die endlosen Weiten Amerikas durchzogen, bis von New York herkommend eine komplette Dampfmaschine herangebracht, mit der Sutter sein Sägewerk in Sutters Fort betreiben will.
„Seht die reiche, dampfende Erde, meine Söhne", fährt Sutter begeistert, gleich einem neuen Josua, fort. „Seht das frische Quellwasser, die fischreichen Bäche und dort drüben den Feuerbrand, der sich durch die unberührten Wälder frißt, damit Asche zu Dung und Wildnis zum Acker werde! Seht die reichen Farmen, die Viehkoppeln, das wunderbare Paradies, das Gott uns geschenkt hat! Dies hier ist ‚Neu-Helvetien' — ein glückliches Land freier Männer, in dem ihr leben sollt!"
So aufgekratzt und beinah poetisch haben die Söhne und die Freunde den Anführer der Auswanderergesellschaft selten gesehen. Es ist ja begreiflich, daß ihm der Erfolg zu Kopfe steigt.
Er hat einen langen Zug von Planwagen, Viehherden, Karren mit Gerät, Munition, Waffen und Saatgut, gefolgt von einigen hundert Männern, Frauen und Kindern — Freiheits- und Glückssuchern —, vom amerikanischen Osten bis über die Felsengebirge ins gelobte Land Kalifornien geführt; hat tausend Gefahren bestanden und am Ende vom mexikanischen Gouverneur in Monte Rey die Erlaubnis zur Gründung der Kolonie erwirkt. Und Mühe, Wagemut und Arbeit waren gesegnet gewesen: jetzt wuchs hier das Paradies der Neuen Welt — ein Land, weit entfernt von den Problemen Europas, ohne Fürstenwillkür, ohne Unterdrückung, ohne Krieg und ohne Haß. Zehntausende würden eine neue, bessere Heimat finden: Briten, Schweizer, Deutsche, Polen und Iren.
Und er: Johann August Sutter war der neue Moses eines neuen Israel gewesen ...
An einem kühlen, schneelosen Januartag des Jahres 1848 schachtet der in Sutterschen Diensten stehende Zimmermann James W. Marshall am Sacramentofluß, nahe der Farm Coloma, eine Grube für den geplanten Bau eines neuen Sägewerkes aus, als ihm während der Arbeit das helle Glitzern des Flußgrundes auffällt. Er holt mit der Schaufel einen Schub Kies, Quarz und gelblich glitzernden Sand aus dem Wasser und hat eine Minute später ein halbes Dutzend nußgroßer Gold-Nuggets in der Hand. Der Mann läßt die Arbeit liegen und reitet, wie von Furien gehetzt, zu seinem Herrn.
Sutter verschließt Türen und Fenster. Fachkundig prüft er das Erz. Die Probe erweist, daß es sich um gediegenes Gold handelt, das der Sacramento offenbar aus größeren Lagern im Gebirge herabgespült hat. Sutter befiehlt unverbrüchliches Schweigen — aber ein paar Tage später ist das Geheimnis in aller Munde.
Gold am Sacramento! Gold — das heißt schneller Reichtum — in den Bächen Kaliforniens! Gold in den Gebirgen!
Ein Rausch erfaßt die Menschen des Paradieses.
Alles bricht zusammen. Was einst Ordnung war, wird zur Unordnung. Was bedeutet jetzt noch die goldene Flut der Weizenfelder, wo es gediegenes Gold zu graben gibt?! Die Ackermänner Sutters verlassen die Farmen und wühlen die Bachufer um. Was gilt noch die Arbeit an Amboß, Schraubstock oder an der Hobel-

bank? Welcher Schäfer, Rinderhirt, Melker, Fuhrmann hätte noch die Ruhe, seinem Tagewerk nachzugehen, wenn der Boden, auf dem er steht, über dem die Herden weiden, über welchen die Frachtwagen rasseln, vielleicht goldene Adern birgt?!
Die Wachleute Sutters laufen davon, seine Mitarbeiter hocken an Schüttelsieben an den Flüssen. Die Hirten verlassen die Viehkoppeln. Die ihnen anvertrauten Tiere durchbrechen ungefüttert, ungemolken, brüllend die Fenz, trampeln über Saaten, laufen durch Obsthaine und Weingärten, die niemand mehr pflegt und aberntet.
Hemmungslos schlachten Goldgräber das verstreute Vieh, um rasch zu Proviant zu kommen; rücksichtslos holen sie ihre Verpflegung aus Magazinen, von Feldern und Gärten.
Die optischen Blinkstationen und der neue, von Morse vor einigen Jahren erfundene elektrische Schreibtelegraph verbreiten die Kunde vom Gold Kaliforniens über Kontinente und Meere. Aus dem unruhigen, übervölkerten Europa, aus dem menschenvollen Osten Amerikas setzt sich eine neue Völkerwanderung in Bewegung. Hundert Schiffe legen in kurzer Frist allein von New York ab und werfen Desperados, Banditen, Habgierige, Gläubige, vom Goldrausch Besessene am Isthmus von Panama an Land. Schon spricht man von einem Kanalbau, damit die Schiffe rascher den Hafen von San Francisco erreichen können. Vorerst beginnt eine Eisenbahngesellschaft unter ungeheuren Opfern den Bau einer Bahn nach Panama.
Durch die wogende Einsamkeit der Prärie wühlen sich die langen Wagenkolonnen der Westwanderer: Tausende, Zehntausende, die nach Kalifornien streben. Um Kap Horn kämpfen sich Klipper, die mit Menschenfracht vollgestopft sind.
Auf dem Boden des Dorfes und der Mission San Francisco und gegenüber in Fort Ross, wo die Russen unter Baranow eine Kolonie gegründet haben, wächst über Nacht eine phantastische Bretterstadt aus dem Boden.
San Francisco ist der Ausgangsort für das goldene Sacramentotal.
Was wissen diese Horden schon von Sutters verbrieften Rechten? Was schert sie sein altmodisches Bauernparadies? Sie schlagen ihre Zelt- und Hüttensiedlungen auf seinen Feldern, in seinen Hainen auf. Rücksichtslos hacken sie die Fruchtbäume um, nehmen die Bretter der Sägewerke, schlachten sein Vieh und nisten sich in den verlassenen Farmen ein.
Gold ist das einzige Gesetz, das die Menschen anerkennen.
1831 war durch den Amerikaner Colt der gleichnamige mehrschüssige Revolver erfunden worden. Jedermann trägt nun den Colt im Halfter, und König ist, wer am raschesten zieht, am besten trifft. Gewalt, Brutalität und Verbrechen übernehmen das „Kaiserreich Kalifornien".
Wilde Gestalten tauchen auf, von den Zuchthäusern Europas und den Straflagern Amerikas entlaufene Gesellen, die sich wie Geier auf das gesetzlose, unterm Faustrecht lebende Territorium werfen: Schankwirte, Geldverleiher, Spieler, Raubmörder, Zuhälter, Banditen und Revolverhelden.
Bis sich der verzweifelte Sutter umsieht, haben sich allein 17221 Farmer und kleine Siedler auf seinen Ländereien eingenistet, ganz zu schweigen von den Leuten, die seine Wassermühlen, Sägewerke, seine Schiffe, Hammerwerke und Bauernhöfe fortgenommen haben. An allen Wasserläufen entstehen wilde Ansammlungen von

Goldgräberdörfern: künstliche Bretterkanäle, Waschbecken, Schüttelwerke, Gruben und das dazugehörige Gewucher von „Saloons", Spielhöllen, Hütten und Tanzlokalen.
Sein Sohn Emil hat die Rechte studiert und klagt am Obersten Gerichtshof Kaliforniens. Das Urteil lautet für Sutter.
25 Millionen Dollar Entschädigung sollen die Eindringlinge bezahlen, sogar der Grund und Boden, auf dem San Francisco steht, gehört — laut Urteil — nicht denjenigen, die hier gebaut haben. Sutters Anrecht auf sein verlorenes Paradies wird vollinhaltlich bestätigt.
Dieses Urteil ist in wenigen Tagen in ganz Kalifornien bekannt.
Aufgehetzt von Schankwirten, Spielbankbesitzern, Kneipendirnen rottet sich der letzte Pöbel von San Francisco zusammen, zündet das Gerichtsgebäude an und versucht die Richter zu lynchen. Die Wildesten und Gewalttätigsten werfen sich auf die Pferde und jagen den Bergen von Sacramento zu.
Tausende fallen über Sutters letzte Farmen her, sie stürmen Sutters Fort am Sacramento, zerstören seine Lagerhallen, Sägemühlen, töten seine letzten Viehherden, treiben die Pferde aus den Koppeln und reißen die Rebstöcke aus. Als sich Sutters erwachsene Söhne zur Wehr setzen, erschießt ein Revolverheld den einen, der andere gibt sich selber den Tod, bevor ihn die Meute zerfleischt. Der dritte und jüngste der Suttersöhne ertrinkt auf der Flucht in einem Wildbach.
Bettelarm geworden, entrinnt einzig Johann August Sutter dem Inferno.
Auf einer Höhe hält er noch einmal sein Pferd an und blickt zurück auf die flammende Kulisse seines untergegangenen Paradieses.
Er sieht nicht mehr das seidige Licht der Freiheit und Menschlichkeit über wogenden Weizenfeldern, blühenden Obsthainen und friedlichen Farmen, sondern den goldroten Höllenglanz erleuchteter Saloons und dreckiger Hüttensiedlungen, den menschliche Habgier rings um das goldene Kalb entzündet haben ...
Und doch ist der „Goldrun" von Kalifornien von höchster geschichtlicher Bedeutung. Die Goldfunde am Sacramento haben eine schlagartige Westwanderung in Gang gesetzt, als weite Teile des Mittelwestens und der Rocky Mountains noch Indianerterritorium sind. Mit seinem Sprung an den Pazifischen Ozean sichern sich jetzt die junge USA die Gegenküste des Kontinents, an der bereits die Russen ihre Fühler von Russisch-Alaska herabstrecken. Von Süden herkommend aber haben geschäftstüchtige Händler der chinesischen Einwanderung Tür und Tor geöffnet.
Kalifornien steht in Gefahr, entweder den Russen oder den Chinesen als Kolonie zuzufallen. Das Gold jedoch holt Amerikas kühnste Pioniere — darunter freilich viele zweifelhafte Figuren — nach Westen.
Schon 1850 wird Kalifornien, nach „Befreiung" von der mexikanischen Oberhoheit, als 31. Staat in die Union aufgenommen.
Johann August Sutter ist schon ein vergessener Mann, als ihn — der immer noch um sein Recht kämpft — am 17. Juli 1880 auf den Stufen des Kapitols zu Washington der erlösende Herzschlag ereilt.



1857 | Tod den Faringi!

Es ist die heiße, trockene Zeit vor dem Beginn der Monsunregen. Die flimmernde Backofenluft, der über Ebenen und Städten lagernde rote Staub und die Nächte, die kaum mehr abkühlen, machen Menschen und Tiere verrückt. Niemals vor oder nachher im Jahr werden Giftschlangen, Skorpione und all das andere Ungeziefer bösartiger und gefährlicher als jetzt. Aber auch die Menschen werden zusehends von einer gärenden, zitternden Spannung erfaßt.
Cawnpore ist eine Hindustadt mit engen, verschachtelten Gassen. Die lehmgelben Fluten des Gangesstromes ziehen träge an ihren Tempeln und strohgedeckten Hütten vorüber, zu der weiten, rotbraunen Ebene hinab, die unter der glühenden Hitze begraben liegt. In den Wassern spiegeln sich die ziegelroten, verfallenen Mauern des Forts und die darunter liegenden flachen Baracken des Truppenlagers, in dem die Sepoys — die eingeborenen Hindusoldaten — liegen.
Die britischen Offiziere in ihren luftigen, etwas höher gelegenen Bungalows bereiten sich auf ein nächtliches Fest im Palast des Maharaja Nena Sahib zu Bithor vor. Deshalb weilt kein einziger Europäer in den Unterkünften der Sepoys. Der Zeitpunkt für Zafar Bahadurs Unternehmen ist günstig. Zwei „Jemendare" (Sergeanten) der Eingeborenentruppe, verschworene Brüder der geheimen Gesellschaft, bringen Zafar auf Schleichwegen in die Baracken. Die Unterkünfte der Sepoys sind vollgestopft mit Leuten des 71. „Native-Regiments", das General Henry Lawrence aus seiner Residenzstadt Lucknow mitgebracht hat. Sie sind in drangvoll schwüler Enge dabei, ihre Paradeuniformen anzulegen und die Waffen zu reinigen; denn sie sollen heute abend mit einer Abteilung ausrücken.
Zafar Bahadur ist ein halbwegs gebildeter Mann der Brahmanenkaste, wie der rote „Tilluk" über seiner Nasenwurzel anzeigt: ein hellhäutiger Hindu aus dem Norden, der als Schreiber eines englischen Obersten viele Bücher gelesen hat, der sogar europäische Zeitungen liest und dem Begriffe wie „Selbstbestimmungsrecht der Völker", „Sozialismus" und „Menschenrechte" vertraut sind. Er und ein Student —

Brahmane wie er selbst —, der auf Kosten der englischen Ostindia-Kompanie in Europa studiert hat, haben lange Zeit versucht, die europäische Denkweise von Nationalismus und Freiheit in die närrischen Köpfe ihrer indischen Landsleute zu hämmern — aber vergeblich. Sie begriffen nichts.
Da war Zafar auf die Geheimsekten und Bruderschaften gestoßen, die den Kampf gegen die Fremden — die „verdammten Faringi" — mit altindischen Mitteln führten: mit Meuchelmord, List und Sabotage. In Maharaja Nena Sahib war der Bewegung endlich ein großartiger Führer erstanden. Er war Brahmane, Sohn eines Maharattenfürsten aus dem Dekhan, dem die Ostindia-Kompanie seinen angestammten Thron verweigert hatte und der nun unter dem Mantel überströmender Freundschaft mit den Engländern seine Rache und zugleich den Aufstand vorbereitete.
Nena Sahibs Agenten, zu denen sich auch Zafar Bahadur nun zählen durfte, hatten eine bedeutend bessere und überzeugendere Parole gefunden, die indischen Truppen aufzuhetzen, als es die für Inder noch unverständlichen Schlagworte von Nation, Selbständigkeit und Freiheit waren. Nena Sahib rührte die Kastengefühle, den religiösen Urgrund, das Rassenbewußtsein auf. Und Zafar Bahadur, sein Agent, beherrschte diese Propaganda aufs beste.
„„Kameraden", sagt er zu den Sepoys, die sich in einem großen Speiseraum der Baracke neugierig um ihn drängen, „wie ich sehe, seid ihr alle rechtgläubige, kastenreine Hindus!"
Ein wohlgefälliges Murmeln durchläuft die Menge der Soldaten. Die beiden schnauzbärtigen Jemendare nicken ernst.
„Wenn dem so ist", fährt Zafar fort, „dann ist es meine heilige Pflicht, euch vor Kastenverlust und schwerer Schuld zu bewahren! Ich nehme wohl zu Recht an, daß euch die heilige Kuh als unverletzlich gilt?!"
„Brahmas Rind ist heilig!" ruft ein grauhaariger Feldwebel in der tintenblauen Uniform der 71er.
„Und ihr habt alle erst kürzlich neue Hinterladergewehre aus England erhalten, nicht wahr?"
„So ist es! Prachtvolle Waffen, die man am Ende der Läufe mit Messingpatronen lädt!"
„Nun, dann versichere ich euch, daß dies einen verbrecherischen Anschlag der Faringi auf eure reine und hohe Kaste darstellt. Denn . . .", nun hebt Zafar Bahadur seine Stimme zu schrillem Diskant: „all diese Gewehre und die Patronen sind mit Rindertalg eingefettet, und jeder Sepoy, der damit zu tun hat, beschmutzt sich mit dem Leichenfett heiliger Rinder!"
Ein ungeheurer Entrüstungssturm bricht los, den Zafar und die mitverschworenen Jemendare geschickt zu schüren wissen. Erst gestern hat der gleiche Zafar Bahadur vor dem mohammedanischen Lanzenreiterkorps in Lucknow über dasselbe Thema gesprochen. Nur war er dort klug genug, den frommen Moslems zu versichern, die neuen Gewehre und Patronen seien mit dem Fett unreiner Schweine gesalbt. Die Wirkung war ähnlich gewesen. Am Ende gab es Schwüre und zornige Flüche, die hier wie dort in dem Drohruf „Tod den Faringi!" endeten.
Der Tag der blutigen Abrechnung mit den englischen Kolonialherren kommt näher. Der Agent und die Jemendare bereden heimlich den weiteren Ablauf.

„General Sahib", flüstert der ‚Boy Nummer eins' Gouverneur Lawrence zu, der eben zum dritten Male in einem Holzbottich geduscht wird, „es wäre gut, wenn die Faringiherren heute abend einige Gurkha-Rifles und Sikhreiter mit nach Bithor nähmen. Keine Sepoys, keine 71er und auch nicht die Pandschab-Lancers! Nur die Gurkhas und Sikhs sind zuverlässig. Üble Dinge geschehen im Lande!"
„Das ist nun schon die sechste oder siebente Warnung, die ich von Eingeborenenseite erhalte!" wundert sich der General. „Erst heute morgen hat die Amah meiner Frau ähnliches Zeug dahergefaselt!"
Mehr als diese ungenauen und geheimnisvollen Winke will jedoch kein Hausboy, keine Amah, ja nicht einmal ein altgedienter Sergeant von sich geben. Alle haben Furcht vor der vielarmigen und blutgierigen Göttin Durga oder vor Kalis Mordtempeln, vor der Sekte der „Tughs", die ihren Opfern lautlos Seidentücher um den Hals schlingen und sie erdrosseln, oder vor der Rache der Dschungelgötter, ungenannter Maharajas und namenloser Bruderschaften.
Indien war für einen Offizier aus Old England ein unbegreifliches Land. Und doch hielt die „Kompanie" mit kaum siebzigtausend Mann ein Riesenreich von einigen hundert Millionen im Zaume.
„Ach, geh zum Teufel, Daru!" ruft General Lawrence daher unwillig. „Gieß mir lieber kaltes Wasser über den Rücken, sonst klebt meine Galauniform an mir, bevor ich mich noch aufs Pferd schwinge!"
Die englischen Gäste werden an den Gittertoren von Bithor durch präsentierende Sepoys des 71. Eingeborenenregiments aus Lucknow empfangen. Die Soldaten sind ausschließlich Hindus.
Das Fest hat bereits begonnen. Vor den Pagoden und kleinen Gartentempelchen tanzen Bajaderen. Gaukler, Feuerfresser, Säbelschlucker und Seiltänzer haben an fackelerhellten Teichen ihre Bühnen aufgeschlagen. Hinter Bambusdickichten wird bengalisches Feuer abgebrannt. Raketen zischen funkensprühend zum sternenübersäten Nachthimmel, als die britischen Offiziere mit ihren Damen eintreffen. Im letzten Augenblick hat sich General Lawrence doch noch entschlossen, Gurkhas mitzubringen.
Die Gäste spazieren auf den kiesbestreuten Parkwegen, die vom Licht zahlreicher Öllampen erhellt sind. Hinter den Fenstern des Gartensaales sieht man ordengeschmückte Offiziere und prächtig gekleidete Damen tanzen. Eine Kapelle des 13. Regiments aus Lucknow spielt europäische Musik. Auch die Offiziere und Beamten dieser Garnison scheinen fast vollzählig versammelt. Unter den Indern fällt die hohe Gestalt Nena Sahibs auf, der sich als zuvorkommender Gastgeber zeigt. Eben führt der in schneeweißen Atlas gekleidete Maharaja die Maharani von Ihansi zum Tanz, eine auffallende Schönheit mit dem Rubin der höchsten Kaste über der Nasenwurzel. Mißfällig bemerkt General Lawrence, daß unter den indischen Gästen fast alle Fürsten und ehemaligen Machthaber anwesend sind, die von England abgesetzt wurden oder denen sonstwie Unrecht geschehen war. Es scheint sich um eine Versammlung von Todfeinden der „Faringi" zu handeln.
Etwa gegen Mitternacht — nachdem das Fest ohne Mißklang verlaufen ist — läßt Nena Sahib plötzlich die Flügeltüren schließen und erklärt, er habe eine große Überraschung vorbereitet.

Der Maharaja hebt die Hand, und im gleichen Augenblick scheint die Hölle loszubrechen. Nackte Füße laufen über die glatten Böden der Galerie, ein Brausen dringt näher, Schüsse fallen im Garten, man hört die Rufe der Gurkha-Rifles und nun, alles übertönend, den tausendstimmigen Schrei: „Tod den Faringi! — Tötet die Engländer!"
General Lawrence wendet sich erblassend an Nena Sahib.
„Was soll der üble Scherz?"
Der Inder steht lächelnd vor der schweigenden Mauer indischer Prominenz. „Es ist kein Scherz, Sir!" sagt er mit jäh von Haß verzerrtem Gesicht. „Die Rufe, die Sie hören, kündigen das Ende der englischen Herrschaft über Indien an! Sie sind alle meine Gefangenen!"
„Wache!" brüllt der General.
„Sepoys zu mir!" kommandiert Major Rivers.
Die Saaltüren werden aufgestoßen, die Fenster zum Garten fliegen auf, und Hunderte von Flintenläufen starren herein. Es sind die Sepoys des 71. Regiments. Aber sie kommen nicht, um die Offiziere zu retten.
Ein Hindu-Jemendar ruft: „Ihr seid nicht mehr unsere Herren! Die Zeit der Faringi ist um. Nena Sahib ist unser Führer!"
Zafar Bahadur tanzt wie ein Wahnsinniger in den Saal und schwingt einen Krummsäbel. Die britischen Offiziere werfen sich vor die Frauen, entsichern die Pistolen und bewaffnen sich mit Degen und Handschar.
„England for ever!" ruft ein Leutnant. „God save the Queen!"
Mit Hilfe der getreuen Gurkha-Soldaten gelingt es dem größten Teil der Überrumpelten, nach Cawnpore zu entkommen. Nena Sahib hat nicht mit der tief eingewurzelten Abneigung gerechnet, welche die Sikhs vom 7. Reiterregiment gegen die Hindus vom 71. Sepoyregiment empfinden. Murad Chan, der Subadar-Major der Sikhs, ist mit seinen Schwadronen nach Bithor gebraust und holt die englischen Offiziere heraus.
Über Cawnpore steht der Brandschein der Militärbaracken. Die Entronnenen finden ihre Kinder und die Zurückgebliebenen, von treuen Boys und Amahs im Fort gerettet, im Schutz der Gurkha-Schützen. Doch die gesamte Hindustadt ist in Aufruhr. Überall ertönt der Racheschrei „Tod den Faringi!" und der uralte Kampfruf der Hindus „Ram! Ram! Mahadeo!".
Innerhalb einer Woche steht ganz Indien in Flammen. Die britischen Garnisonen werden angegriffen. Die Hindu- und viele Moslemregimenter meutern. Manche erschießen ihre europäischen Offiziere vor der angetretenen Front. Das schreckliche Blutbad das die Rebellen unter den verhaßten „Faringis" anrichten, verbreitet sich über die Provinzen. Delhi steht in Flammen, im heiligen Benares jagt man die Fremden wie Hunde.
Aber die Masse der Sikhs, die Gebirgsstämme aus dem Himalaya und viele der mohammedanischen Truppen im Pandschab bleiben treu. Bald werfen auch britische Schiffe, vom Telegraphen gerufen, massenweise europäische Truppen und Artillerie an Land. Der Kampf wälzt sich erbittert durch die indischen Lande. Nun wenden auch die Engländer äußerste Härte an; zu viele Greuel sind an ihren Offizieren, an weißen Frauen und Kindern verübt worden. Als eine britische Streife

im befreiten Cawnpore den stadtbekannten Agenten und Hetzer Zafar Bahadur aufgreift, bindet man ihn zusammen mit den meuterischen Jemendaren an die Mündung der Kanonen und pustet die Aufrührer ins Nichts.
Den Subadar einer mohammedanischen Schützeneinheit, der sich mit seinen Leuten auf die Seite Nena Sahibs gestellt hat, wickeln die Briten in die Haut eines geschlachteten Schweines und graben ihn ein. Das ist fürchterlicher als alles andere: dadurch stehlen sie ihm für alle Ewigkeit die Seele!
Und dann öffnen sich die Schleusen des bleiernen, glühenden Himmels. Die sengende Sonne, die alle Lebewesen verrückt gemacht hat, verschwindet hinter dem dunkelblauen Gewölk, das der Monsun vom Meer hereinjagt. Regen, erfrischender Regen strömt herab. Kühle kehrt zurück, die rotbraunen Straßen verwandeln sich in Bäche. Aus den dampfenden Dschungeln schwemmen die Wasser ganze Bündel von Schlangen. Tote Skorpione, Zecken, Parasiten. Spinnen und Blutegel treiben in den Gießbächen.
Die Menschen wenden erlöst die Blicke gen Himmel, wachen auf zu Vernunft und Überlegung. Der Sepoyaufstand ertrinkt im Monsunregen. Die Meutereien hören auf, die Gefechte lassen nach, die belagerten Burgen und Städte werden befreit, und Old England rückt wieder siegreich — aber auch richtend, ordnend und sichernd — in die verlorenen Positionen ein.
Nur die Regierung Ihrer großbritannischen Majestät zieht aus dem blutigen Jahr der Erhebung eine Lehre. Sie beendet die Konzessionen der Ostindia-Kompanie und übernimmt fortan selber die Herrschaft in Indien.
1858 trifft Lord Canning als erster Vizekönig von Indien in Kalkutta ein. Neunzehn Jahre später läßt sich Victoria, Königin von England, zur Kaiserin von Indien ausrufen.
Die Tage der Großmoguln sind für immer vorbei.



1865 | Meiji — Zeit der Erneuerung

Das Schloß des Daimyo Mori ragt — einem altertümlichen Tempel gleichend — auf einem grünumwucherten Felsen in Sichtweite der japanischen Inlandssee und beherrscht die mit Reisfeldern, Äckern und Fruchtgärten bedeckte Küstenebene. Dahinter erheben sich bizarr die Waldgebirge mit ihren vulkanischen Kegeln und Schroffen. In der Bucht treiben zahlreiche Segel von Fischern und Boote der Perltaucherinnen. Einige altertümliche, hölzerne Kriegsschiffe schaukeln am Hafenkai.
Herr Fukuzawa Yukichi war sehr verwundert, als er die ehrende Einladung des Daimyo zur Teezeremonie erhielt. Der Daimyo gilt als konservativ und durchaus shogunfreundlich, obwohl er vor Jahren der Gönner des „Zweischwertmannes" Yoshida Schoin, des Vorbildes von Fukuzawa, gewesen ist. Und Yoshida Schoin hatte die radikale Erneuerung Japans gefordert. Er war der Meinung gewesen, das Inselreich müsse nun endlich die selbstgewählte Abschließung aufgeben, sich mit den Mächten der Welt messen und die Fremden mit ihren eigenen Waffen schlagen. Aber Yoshida Schoin war von der Polizei des Shoguns verhaftet und hingerichtet worden.
Was also wollte der Daimyo Mori von Fukuzawa, der ein noch leidenschaftlicherer Verfechter des Neuen war als Yoshida Schoin?
Am dunklen Tor der Burg standen in ihren altertümlichen Stahlpanzern, mit Bambuslanzen und Steinschloßmusketen, die Wächter. Fukuzawa nannte seinen Namen, verneigte sich tief vor einem herbeigerufenen Samuraioffizier und folgte dem im Steppanzer und Flügelhelm einherschreitenden Mann durch ein düsteres Torgewölbe zu dem finsteren, schluchtartigen Innenhof. Man führte ihn über abgewinkelte Holztreppen zur dritten Galerie des gewaltigen Turmblockes und ließ ihn dort in einem altjapanisch eingerichteten Gemach allein. Kunstvoll geflochtene Matten, durchsichtige Papierschirme und Seidenkissen füllten den Raum. Er war von verschnörkelten Rosenholzgittern und rotlackierten Holzsäulen umstellt und

mit einigen schönen „Kakimonos" — tuschegemalten Rollbildern — und kunstreich gesteckten Blumenschalen geschmückt.
Der Fürst erschien im traditionellen Kimono und begrüßte seinen Gast sehr zeremoniell. Man ließ sich mit gekreuzten Beinen auf die Matten nieder, und Geishas in bunten Kimonos, den „Obi" auf dem Rücken, huschten herein und begannen die Teezeremonie.
Die üblichen Höflichkeitsfloskeln wurden gewechselt, der dampfende Tee probiert, einige passende „Kogedichte" gesprochen. Doch dann wich Daimyo Mori von der Regel ab. Anstatt nun der Meditation, später der verinnerlichten Diskussion über religiöse oder philosophische Fragen zu obliegen, wie es zu einer Teezeremonie gehörte, blickte er Fukuzawa aus seinen schwarzen Augen voll an und sagte: „Ich habe Sie nicht rufen lassen, um über Schinto oder Buddha, über Blumen oder seltene Steine zu sprechen, ich will Ihre politischen Ansichten hören! Man hat mir berichtet, daß Sie schon als Vierzehnjähriger nach Nagasaki zur holländischen Faktorei gepilgert seien, um Holländisch zu lernen, ja, daß Sie allen Polizeiverordnungen zuwider nach Amerika gefahren sind, dort Englisch lernten und an der Havarduniversität studiert haben. Es ist auch bekannt, daß Sie vor drei Jahren eine Gesandtschaft nach Europa als Dolmetscher begleiteten. Sie haben unterdessen zahlreiche Bücher und Flugschriften verfaßt, sogar eine Zeitung herausgegeben und voriges Jahr in Tokio die erste Universität Japans gegründet. Sie sind Yoshida Schoins — meines einstigen Freundes — Schüler, einer der Neumodischen im Lande. Man nennt Sie . . . ‚Professor'. Ich aber mache mir, wie viele auf den Inseln des Sonnenbanners, Gedanken darüber, was werden soll."
Der alte Daimyo schlägt die Augen nieder, nippt an der beinah durchsichtigen Porzellanschale und fährt dann fort:
„Was ist das: Professor? Bisher war man in Japan Samurai (Ritter), zählte zu den Kuge (Hofadel) oder besaß den Rang eines Daimyo. Mit Handwerkern, Bauern, Fischern oder Kaufleuten beschäftigte sich die Politik nicht. Nun aber gibt es Professoren, Studenten, Parteileute. Was wollen Sie? Gut: Der Shogun hat mit den fremden Teufeln erzwungene Verträge geschlossen und ihnen verschiedene unserer Hafenplätze zum freien Handel eingeräumt. Die Kanonen der amerikanischen Kriegsschiffe, die Admiral Perry auf Yokohama gerichtet hat (1853/54), mochten überzeugend genug gewesen sein! Aber nun ist die Nation in Unruhe. Viele möchten das Shogunat beseitigen und zusammen mit ihm auch die Fremden wieder von unseren Inseln jagen. Sie wissen, daß ‚Shogun' wörtlich heißt: ‚der barbarenvertreibende Feldherr'. Die Shogune haben also ihre Aufgabe verraten, so mag — das sagen viele junge Leute — der Tenno, unser göttlicher Kaiser, wieder direkt regieren. Fort mit den Reichsfeldherren, die uns nicht vor den Fremden zu schützen wissen!"
Herr Fukuzawa hat aufmerksam und ohne Regung in seinem maskenhaften Gesicht zugehört; nun macht er eine unwillige Handbewegung, die der alte Daimyo wohl registriert. Er blickt Fukuzawa durchdringend an und zitiert, was der Fürst Komon von Mito anläßlich des amerikanischen „Flottenbesuchs" und der gewaltsamen Aufsprengung des Hafens von Yokohama gesagt hat. „Die Politik der Barbaren ist es, zuerst ein Land um des Handels willen zu betreten, dann ihre Religion einzuführen und zuletzt Aufruhr und Wirren zu bewirken. Laßt uns gewarnt sein von den Er-

fahrungen unserer Väter vor zwei Jahrhunderten. Verachtet auch nicht die Lehren des chinesischen Opiumkrieges!"
Da der Fürst nun schweigt und die Augen senkt, darf Fukuzawa antworten.
„Hoheit", sagt er, „Sie übersehen eines: die Zeiten haben sich geändert. Japan kann seine freiwillige Abschließung von der Welt nicht länger aufrechterhalten, wenn es nicht restlos ausgeschaltet werden und auf den Rang einer veralteten Macht herabsinken will. Das ‚San-koku' — die traditionelle Kultureinheit der drei Länder China, Japan und Indien — ist zerbrochen. Sogar das gewaltige China hat seine Tore vor den Kanonen, vor der wirtschaftlichen und technischen Überlegenheit der Fremden öffnen müssen. Heute kämpfen ausländische Truppen gegen die aufständischen Tai-pings mitten in China. Indien ist Kolonie der englischen Krone. Vor ein paar Jahren begann Frankreich, Indochina und Tongking zu besetzen. Auf Java sitzen die Holländer, auf den Philippinen die Spanier, und immer mehr amerikanische Handels- und Kriegsschiffe durchpflügen den Ozean. Von Nordwesten herab bahnen sich die Russen den Pfad zum Meer. Ich habe Amerika und Europa erlebt: Dort ist eine ganz neue, eine industrielle und wissenschaftliche Welt entstanden. Wir aber halten unsere ‚Bushido'-(Ritter-)Tradition fest, vergraben uns in Schintohainen, mauern das uralte Gesellschafts- und Wirtschaftssystem wie eine Festung ein. Man wird Japan zwingen, sich der allumfassenden Weltwirtschaft zu öffnen. Die Frage ist nur, ob wir eine Kolonie wie Indien, ein Kriegsschauplatz wie China oder ein Partner des Westens sein wollen. Das letztere bedeutet Reform, Erneuerung, gründliche Umstellung unserer Gesellschaft und Lebensform!"
„Sie müssen es wissen, Professor!" erwidert der Daimyo nicht ohne leisen Spott. „Viele denken wie Sie. Die Kanonen der Fremden haben uns aufgeweckt. Die kaiserliche Hofregierung hat bekanntlich die neuerliche Sperrung aller Häfen, die Verjagung aller Fremden und die Nichtigkeitserklärung aller erzwungenen Verträge verfügt. Und die Antwort ist ebenfalls erfolgt. Im Herbst vergangenen Jahres hat eine englisch-amerikanische Flotte die Festungswerke von Schimonoseki zusammengeschossen. In diesem Frühjahr sind fremde Geschwader sogar in die Inlandssee eingedrungen und haben Osaka bedroht. Wir aber sind ohnmächtig, wir schauen über unsere altertümlichen Bronzegeschütze hinweg auf die Panzerschiffe und stehen in altertümlichen Ritterrüstungen am Strand!"
Der Daimyo schweigt eine Weile. Nachdenklich trinkt er den Rest in seiner Teeschale. Dann hebt er das kantige Haupt.
„Ich habe die Regierung des Tennos in Tokio zu beraten. Soll man nun die Handelsrechte der Ausländer wiederherstellen, Japan öffnen und die Verträge unterzeichnen? Oder soll man sich in der Hoffnung auf einen neuen Kamikaze [Götterwind] erheben, kämpfen und die alte Form bewahren? Ich habe Sie gerufen, Professor Fukuzawa, damit Sie mir vom Westen erzählen, sein Wesen erklären und mir, dem Berater, Rat geben!"

In ganz Japan stehen sich die alte und die neue Welt kampfbereit gegenüber.
Da bricht in der herrschenden, noch immer mächtigen Shogunatsfamilie der Tokugawa ein Zwist auf. Seiner Macht beraubt, sieht sich der Shogun Yoshinobu am 8. November 1867 genötigt, seinen Rücktritt zu erklären. Der junge Kaiser Mutsu-

hito übernimmt die Regierungsgewalt. Er läßt sich von Leuten wie Professor Fukuzawa Yukichi beraten.

Ein beinahe 250jähriges System stürzt aber nicht, ohne daß sich seine Anhänger wehren. Gar zu viele Interessen und Existenzen sind mit dem Alten verknüpft. Die Parteigänger des Shogunats geben nicht auf.

Die Daimyos setzen ihre Truppen in Marsch, auch das Shogunat mobilisiert seine Anhänger. Auf den staubigen Landstraßen Hondos, über die Waldberge der Inseln, auf altertümlichen Kriegsschiffen durch die Inlandssee streben die Samurais der Hauptstadt zu. Für kurze Zeit wird ganz Japan Schauplatz mittelalterlicher Szenen. Da traben in dichten Reihen, mit geschulterten Musketen und blanken Ritterschwertern, die Shogunatstruppen über die hochgeschwungene O-haschi-Brücke vor Yedo. Altertümliche Wappenbanner wehen im Seewind, während sich über Strom und Bucht die mittelalterlichen Barken heranschieben, in denen sich Mann neben Mann, geflügelte Eisenhelme auf den Häuptern, in geschuppten Panzern und von wallenden Seidenbannern überflattert, die Legionen der Gegner zusammendrängen. Gewehr kämpft gegen Bambuslanze, Bronzekanone gegen Pfeil und Bogen. Samurais im Kettenhemd reiten neben europäisch bewaffneten und uniformierten Abteilungen.

Im Mai 1868 rücken die Samuraitruppen der Daimyos von Mito und Mori ins Shogunschloß von Yedo ein. Yedo erhält nun endgültig den Namen „Tokio" oder „Östliche Hauptsadt" – im Gegensatz zu „Saiko" (Kyoto), der „Westlichen Hauptstadt".

Als der junge Tenno, von Kyoto herkommend, in seine neue Hauptstadt einzieht, versinnbildlicht sein Zug die ganze Wende der Zeiten.

Voraus marschieren kleine Abteilungen Infanterie mit geschulterten Gewehren, in europäischen Uniformen, mit Schilfhut und Bandelier. Einige in England gekaufte Geschütze rasseln über das Pflaster. Der modernen Truppe folgt der Pomp der feierlichen Kimonos, der hochgetürmten Frisuren mit den durchgesteckten Stäbchen, der aufragenden Seidenkappen der Höflinge; ein Meer geschwungener Papierfächer und das Rauschen der Brokat- und Seidenmäntel, in denen das Gefolge des Tennos und der Daimyos naht.

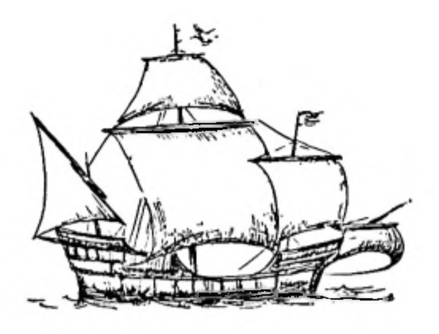
Und wenn der Palankin des Sonnensohnes vorüberschwankt, weihrauchumwolkt, von Elfenbein, Juwelen und Gold glitzernd, sinkt die brausende Menge der Bauern und Bürger wie vor zweitausend Jahren ehrfürchtig in den Staub.

Der „Tenno" herrscht wieder allein – ohne Shogune. Die Nation ist aus der Asche des Bürgerkrieges wiederauferstanden und hat den Schlaf beendet, in dem sie zehn Generationen lang gelegen war.

Der junge Tenno verleiht der neuangebrochenen Ära den Namen: Meiji – das bedeutet: Erneuerung.

Mit phantastischem Anpassungsvermögen und atemberaubender Schnelligkeit legt nun Japan den Weg in die neue Zeit zurück. Professor Fukuzawa und andere modern gebildete Männer haben Amerika und besonders Europa genau studiert und beobachtet. Sie wissen, daß Europas Weltmacht auf zwei Säulen ruht: der all-

gemeinen, wohlorganisierten Wehr- und Schulpflicht einerseits und der wissenschaftlich-technischen Zivilisation andererseits.
Beides übernimmt nun Japan.
Der Staat wird nach europäischem Muster umorganisiert, ein exakter Beamten- und Verwaltungsapparat geschaffen. Man übernimmt die Rechtsbücher der westlichen Staaten, richtet Banken, Finanz- und Steuersystem auf europäische Weise ein und gründet vor allem Hoch-, Fach- und Berufsschulen. Das Inselreich braucht rasch Nachschub für seine in ungeheurer Zahl und Größe emporschießenden Industrie- und Produktionsstätten. Da England die beste und größte Kriegsflotte besitzt, gehen Hunderte junger Japaner dorthin, um Schiffbau, Flottenführung und Marinewesen zu lernen. Von den Preußen übernehmen sie Organisation und Schulung des Landheeres, von Krupp und Schneider-Creuzot holen sie sich die Ausrüstung.
In den idyllischen Waldtälern entstehen neben verträumten Schintohainen qualmende Fabriken, zu Füßen der Buddhistenklöster wachsen Werften, Werkstätten und Industriesiedlungen. Und die jungen Japaner reisen nun mit staatlicher Unterstützung zu Zehntausenden zu den Universitäten, Hochschulen, in die Firmen und Laboratorien Amerikas und Europas. Sie lernen rasch und gründlich und helfen, heimgekehrt, ein mittelalterliches Staatswesen mit all seinen Samurais, Kuges und Daimyos in einen modernen Industriestaat zu verwandeln.
Kluge Männer — wie Professor Fukuzawa — sorgen dafür, daß die Umstellung der „Meiji-Epoche" nicht zum radikalen Bruch mit der Tradition führt. Japan hält im Herzen fest an der Verehrung seiner Tempel und Haine, an Schinto, Buddha und den uralten Lehren Chinas, es beugt sich vor seinem „Tenno" und pflegt seine alte Kultur, es wechselt nur Kimono und Drachenpanzer gegen Konfektionsanzüge und Uniform aus, und sogar den Kimono legt der Japaner an, wenn er abends von der Arbeit nach Hause kehrt.
Hundert Jahre nach der „Meiji"-Reform ist Japan neben den beiden Weltmächten USA und UdSSR die dritte Industriemacht der Erde. Und es ist dabei weder Klein-Amerika noch Neu-Rußland geworden, sondern Japan geblieben ...



1868

Die Geisterreiter des Ku-Klux-Klan

Im Frühjahr trifft Senator Carl Schurz, ein ausgewanderter deutscher Freiheitskämpfer von 48 und ehemaliger Mitstreiter des Präsidenten Abraham Lincoln, mit dem Raddampfer in Missouri ein. Die letzte Station war der kleine, am Mississippi gelegene Ort Greenville gewesen.

Überall sieht man noch die Kriegsspuren, obwohl seither Jahre vergangen sind. In dem Hotel, das der Senator für die Übernachtung gewählt hat, bemerkt er in der Lobby auffallend viele schwarze Kavaliere in geschmacklosen Anzügen von schreienden Farben. Manche tragen mehrere Brillantringe an den Fingern. Andere fahren abends mit Kutschen, vor welche Rassepferde gespannt sind, an der Seite ihrer weißen Begleiterinnen spazieren und benehmen sich sehr herausfordernd. Das sind meist ehemalige Haus- oder Schreibersklaven, die sich nun als Spekulanten und Schieber mit US-Heeresgut betätigen. Auch die zahlreichen „Carpet-Baggers", die sich überall protzig und anmaßend herumtreiben, gefallen dem Senator durchaus nicht.

„Carpet-Bag" nennt man die geblümten Einkaufstaschen, mit denen dieser geschäftstüchtige Auswurf des Nordens in den besiegten Süden gekommen war, um hier alsbald reich zu werden. Es gab ja genug Stellen, die darüber zu befinden hatten, ob ein Mann zur Demokratie geeignet sei oder nicht. Mit Schwarzmarktgut, das man aus Armeelagern nahm, oder ganz offen mit gestohlenen Wertgegenständen aus verwaisten Plantagen, mit den Häusern, Grundstücken und Geschäften der im Krieg gebliebenen Südstaatler konnte man ja raschen Wohlstand erwerben. Und die Leute aus dem Süden, die sich Mann für Mann verantworten mußten, warum sie gegen die Union gekämpft hatten, durften nichts sagen. Sie waren von allen Ämtern ausgeschlossen, standen unter minderem Recht — ja, sie waren ihren einstigen Negersklaven ausgeliefert. In dieser Zeit mußte man im Gefängnis gesessen

haben, ein Verräter gewesen sein oder sich als Schuft betätigen, um bei den neuen Herren zu gelten.
Dabei hat Senator Schurz aber immer wieder bemerkt, daß auch die Nordstaatler — von den Leuten aus dem Süden verächtlich „Yankees" genannt — trotz allen Geschreis über Menschenrechte und Befreiung der Schwarzen beileibe nichts persönlich mit einem Neger zu tun haben mochten. Sie gebrauchten ihn als Diener, Zuträger, Gehilfen — mieden aber seine Gesellschaft. Alles war verfahren und von Haß geschwängert. Die Ermordung Abraham Lincolns, des einzigen Mannes, der vielleicht in der Lage gewesen wäre, die Wunden des Bürgerkrieges zu heilen, hatte alles nur verschärft.
Sogar in dem kleinen Ort Greenville hat der Senator üble Szenen erlebt. Er war Zeuge geworden, wie gegen eine prunkende Kutsche mit Negern und angetrunkenen weißen Dirnen plötzlich Steine flogen. Bevor Unionsmilitär aus dem nahen Truppenlager eingreifen konnte, waren die Schwarzen verprügelt und den „Damen" die Haare abgeschnitten.
„Ach ja", seufzte Carl Schurz, der den ehrlichen und leidenschaftlichen Kampf Lincolns gegen die Sklaverei von Anfang an mitgemacht hatte. „Es gibt zwischen Schwarz und Weiß nur eine Haltung, und die hat Aby Lincoln ausgedrückt!"
Er erinnert sich, wie man einmal im Kongreß den Präsidenten als „Negerfreund" beschimpft hatte. Darauf antwortete Lincoln in der bildhaften Sprache des ehemaligen Holzfällers: „Ich versichere Ihnen, meine Herren, daß ich mein Leben lang für die Menschenrechte meiner schwarzen Putzfrau kämpfen werde! Zugleich aber versichere ich Ihnen, daß ich sie nicht zu heiraten gedenke!"
Jetzt jedoch schienen alle Schranken niedergerissen. Die vom siegreichen Unionsmilitär befreiten Schwarzen, die sich nun arbeits- und heimatlos herumtrieben, versuchten ihren Herren von gestern zu zeigen, daß sie sich nun alles erlauben durften. Und die „Yankees" förderten dies — förderten es wenigstens im besiegten Süden.
Am folgenden Tage fährt der stampfende und prustende Mississippidampfer mit seinen gewaltigen Schaufelrädern an urwaldartigen Ufern entlang, in die gelegentlich die verwilderten Lichtungen einstiger Plantagen eingeschnitten sind. Gegen Mittag legt er in einem kleinen Hafen namens „Port de Lis" an, um frisch geschlagenes Holz für seine Kessel aufzunehmen. Der Senator benützt die Zwangspause und klettert die halbverfaulte Holztreppe zum Steilufer hinauf.
Oben ist Carl Schurz überrascht, eine offenbar ausgedehnte, aber sehr herabgekommene Plantage vorzufinden. Kugelhütten von Schwarzen reihen sich unter uralten Sykomoren und Plantanen. Eine verwachsene Allee führt schnurgerade zu einem riesigen schloßartigen Gebäude, das inmitten von halbverbrannten Schuppen, überwucherten Lagerhäusern und Viehkoppeln liegt. Nahe dem Herrenhaus, dessen Fensterläden windschief hängen und dessen Fensterscheiben zerbrochen sind, entdeckt der Senator einen alten Mann, der mit einer Axt Brennholz schlägt. Eine gewisse Vornehmheit der Erscheinung und der elegante Schnitt der schäbig gewordenen Kleidung lassen vermuten, daß es sich um keinen Tagelöhner handelt.
„Dieses Musterexemplar einer Nachkriegsplantage", sagt der Herr, „ist vorläufig noch mein Eigentum. Zwei Generationen meiner Familie haben sie mit Hilfe der

Sklaven dem Urwald abgerungen. Und nun gehört sie mir noch so lange, wie es dem Yankeesteueramt gefällt. Sie wundern sich, daß ich die schönen, alten Bäume fälle? Nun: ich lebe davon. Ich mache Holz für die Dampfer. Meine Söhne sind im Krieg gefallen, die Dienstboten haben mich verlassen und streunen nun in der Stadt..."

Eine Weile unterhält sich der Senator mit dem weißhaarigen Herrn, ohne ihm zu sagen, daß er der neue höchste Repräsentant von Missouri ist.

Später kommt ein Liebespaar um die Ecke geschlendert. Der junge Mann trägt noch immer die verblaßte, graugrüne Uniform der Südstaatentruppen — er stellt sich als Hauptmann Charles Carpentier vor. Das blonde Mädchen ist die Tochter des Alten: Miß Sarah de la Roche; denn die Plantagenbesitzer sind offenbar ehemalige Franzosen.

Schließlich verabschiedet sich der Senator, indem er sich vornimmt, den guten Leuten ein wenig zu helfen. Aber nun muß er zur Lände, der Dampfer tutet schon seit geraumer Zeit. Er will seine Reise in Richtung New Orleans fortsetzen.

Carl Schurz hat keine Ahnung, daß sich noch am selben Tage eine Tragödie abspielen sollte. Miß Sarah unternimmt in der Dämmerung einen kurzen Spaziergang die Allee hinab zu den Hibiskusbüschen, die schon üppig blühen. Sie will für das einzig bewohnbare Zimmer des Herrenhauses einen Strauß pflücken. Da taucht eine Horde betrunkener Neger auf, fällt über sie her und versucht, sie in die Büsche zu zerren. Ihre Hilfeschreie rufen Charles Carpentier auf den Plan. Der einstige Hauptmann der Konföderierten ist zwar waffenlos, aber ein weißer „Herr". Als er in langen Sätzen die Allee hinabjagt, lassen die Schwarzen von Sarah ab und verschwinden im Wald.

Immerhin hat Charles noch „Coogie", den riesigen ehemaligen Kutscher der de la Roches, erkannt. Dieser „Coogie" hat schon öfter weiße Frauen belästigt. Es ist Zeit, ein Exempel zu statuieren.

Der alte de la Roche wird abends das Herrenhaus bewachen, wenn Charles einen Ritt unternimmt. Ein Reitpferd haben sie noch retten können, und auf der Plantage gibt es trotz der Todesstrafe, welche die Yankees auf Waffenbesitz ausgesetzt haben, noch Gewehre, Degen und Pistolen.

Charles wird die Freunde vom Ku-Klux-Klan aufrufen.

Dieser Geheimbund der Südstaatler war in Südkarolina oder Tennessee entstanden. Nachdem die besiegten Konföderierten nirgendwo Recht fanden, viele Gerichte sogar mit Negern, ja mit Analphabeten oder auch mit „Carpet-Baggers" besetzt waren, hatte es keinen Zweck, als ehemaliger Südstaatenoffizier ein „Yankeegericht" der „Militärregierung" anzurufen. So hatten sich beherzte Männer selber geholfen. Den geheimnisvollen Bund nannten sie nach dem Geräusch, das beim Aufziehen eines Gewehrhahnes entsteht: Ku-Klux-Klan.

Sie treffen sich in einer abgelegenen Scheune. Es sind etwa ein Dutzend berittene Männer. Damit niemand den Nebenmann erkennt und keiner den anderen verraten kann, tragen sie weite Leinenhemden mit aufgesetzten Kapuzen. Aus den schwarzen Augenlöchern schauen lauter Unbekannte. Alle sind gut bewaffnet.

Während auf der mondbeschienenen Lichtung die Pferde stampfen, begrüßen sich die Männer mit Handzeichen und Losungswort. Charles tritt vor den High-Master und berichtet ihm von dem Überfall auf Sarah. Er nennt auch den Namen „Coogies". Sofort wird grollendes Murren im Kreise laut. Diese Niggersiedlung oben am Fluß ist eine Pestbeule. Immer wieder gehen von ihr Verbrechen, Diebstahl, Raub und Gewalttat aus. Keiner der befreiten Neger will arbeiten. Alle meinen, daß die geschenkte Freiheit gleichbedeutend mit kostenlosem Leben, mit Austoben und ständigem Vergnügen sei. Der High-Master gibt mit dumpfer Stimme die Befehle aus, und sogleich eilen alle zu den Rossen.
Gewehre und Degen scheppern, die Pferde schnauben. In wehenden, weißen Leinentüchern, die spitzen Hauben auf den Köpfen, preschen die „Geisterreiter" durch die nachtschwarzen Wälder.
Ein betrunkener Neger, der vom US-Truppenlager in Greenville heimtorkelt, flieht entsetzt ins Gebüsch und bekreuzigt sich unter tausend Gebeten. Noch lange versteckt er sein Gesicht im Laub und wagt nicht weiterzugehen. Dann aber rennt er wie von Furien gehetzt nach Greenville zurück. Kurz vor dem Eingang zum Negerkamp werden Pechfackeln entzündet. Wilde Rufe ertönen, und die Rächer jagen im Galopp in die schmutzigen Gassen der Siedlung. Plötzlich hat einer der „Geisterreiter" ein riesiges Holzkreuz, das mit Werg umwickelt ist, zur Hand. Dieses Kreuz wird vor den Hütten in den Boden gerammt und entzündet.
Eine schreckliche Stimme befiehlt: „Nun kommt heraus, schwarze Bestien! Das Strafgericht ist angebrochen!"

Eine Stunde später, als von Brandschein und Lärm alarmiert die Yankeetruppen aus Greenville anrücken, finden sie nur noch lodernde Negerbaracken und an einem Ast der großen Eiche die baumelnden Leichen von drei Schwarzen. Einer von ihnen ist der lange „Coogie".
Die Rücken der Gehängten sind von Peitschenhieben zerfetzt. Im brennenden Lager wälzen sich ein halbes Dutzend Schwarze, die mit heißem Teer übergossen und mit dem Inhalt aufgeschnittener Betten gefedert wurden, heulend auf der Erde. Sie erzählen kreischend vor Furcht, die Geisterreiter seien aus der Luft gefallen und — in feurige Lohe gehüllt — direkt zum Mond hinaufgeritten.



1869 | Schlagader der Welt

Durch die gelbe, wehende Weite zieht dunkel und schnurgerade, durch die seitlichen Dämme wie emporgehoben wirkend, der Kanal von den Ballahseen zum Timsahsee. Am Ende der Ballahseen hat ein Sandsturm gestern eine Kanalstrecke verweht. Drüben bei dem armseligen Araberdorf El Kantara arbeitet deshalb noch eine deutsche Arbeitergruppe. Der leichte Ostwind trägt ihren Gesang an das Westufer. Ferdinand de Lesseps zügelt sein Pferd und lauscht.

„Wir kämpfen ihn nieder, den mordenden Sand,
Die sengende Sonne, sie hat uns verbrannt.
Nur nordwärts, wenn der Sandsturm auch droht!
Wir trotzen der Glut und dem Fiebertod.
Einmal, da endet der Durst und die Qual:
Wir bauen ihn doch, den Kanal, den Kanal ..."

Der große Mann lächelt und streicht nicht ohne Stolz den auf Art Napoleons III. hochgezwirbelten Bart.

Ja, er war fertig: der große Schiffahrtskanal, der die Fluten des Mittelmeeres zum Süden führt, wo in Suez die Meeresstraße zum Indischen Ozean beginnt. Die neue Schlagader der Weltwirtschaft mochte pulsieren.

Lesseps bleibt ganz still im Sattel, das schweißglänzende Araberpferd prustet schnaubend und scharrt mit den Hufen den Sand. Da der große Bauleiter und Organisator angehalten hat, ist auch sein Gefolge — europäische Ingenieure und ägyptische Paschas — genötigt, die Pferde still zu halten. Sie verstehen: Lesseps denkt nach. Er überschaut von diesem günstigen Punkt aus noch einmal den Kanal. Es ist die Stunde der Vollendung.

Ferdinand de Lesseps kommt von der Hauptstadt des Khediven, von Kairo, herüber. Er verzichtet wie eh und je auf die mögliche Bootsfahrt entlang dem „Süßwasserkanal", der den Nilarm von Zagazig mit der neugegründeten Stadt Ismailia verbindet und der Trinkwasser für die Zehntausende der Fellachenarbeiter in die Wüste heranführt. Dieser Seitenkanal von sehr begrenzter Breite ist so angelegt, daß er einem Graben folgt, in dem schon einmal von 2500 Jahren Pharao Necho seinen Wasserweg zwischen Nilmündung und Rotem Meer gebaut hatte. Die Masse der armen Fellachenbauern, die der Khedive von Ägypten den Franzosen zur Verfügung

gestellt hatte, damit sie die grobe Arbeit verrichteten, war nun schon im Abfließen. Die Reiterschar war ihren bunten Kolonnen auf der Straße ins Nildelta begegnet, auf der sie heimwärts zogen. Andere Tausende haben sich um Ismailia gelagert, um die morgigen Einweihungsfeierlichkeiten zu bestaunen. Auch sie würden dann verschwinden und zum Vater Nil zurückkehren. Ferdinand de Lesseps hat auch auf die Benützung der kleinen Feldbahn verzichtet, die noch immer vorhanden ist. Sein französisches Temperament erlaubt ihm nicht, so geruhsam zu reisen. Er liebt das Reiten, das Dahinfliegen im Sattel.

Mit einem Reiterkunststück hatte übrigens auch die Geschichte des Suezkanals begonnen. Damals war Ferdinand de Lesseps, der Sohn des französischen Konsuls von Tunis, von Paris nach Ägypten gekommen. Dank der Beziehungen seines Vaters hatte er sogleich die Bekanntschaft des „Khediven" Said Pascha gemacht.

Bei einem Ausflug in die Wüste hatten Araberbeduinen dem Vizekönig einen besonders wilden und feurigen Hengst vorgeführt, den niemand zu reiten vermochte. Said Pascha hatte zu Lesseps, den er als ausgezeichneten Pferdekenner und Reiter kannte, scherzend gesagt: „Wer dieses Roß reitet, hat bei mir einen Wunsch frei!" Und Lesseps — damals noch zehn Jahre jünger und an das Probestück Alexanders des Großen denkend — hatte den neuen „Bucephalus" vorsichtig gegen die Sonne geführt, sich in den Sattel geschwungen und war davongebraust. Sein Anliegen beim Khediven war: der Kanal. Die Konzession zum Bau jener Verbindungsstraße zweier Meere . . .

Er war von Paris als Direktor der „Société d'Etude du Canal de Suez" zurückgekommen. Diese Gesellschaft, deren Vorsitz er führte, sollte die alten Pläne der napoleonischen Zeit, die ein Ingenieuroffizier des großen Napoleon zusammen mit dem Geometer Costaz während des ägyptischen Feldzuges begonnen hatte, wiederaufnehmen: zum Ruhme und zur Vollendung der Regierung Napoleons III. Der Studienkommission gehörten der berühmte österreichische Eisenbahningenieur Negrelli und der Sohn des Erfinders der Eisenbahn, George Stephenson, an. Negrelli war zweifellos der bessere und solidere Ingenieur. Er hatte den Höhenunterschied zwischen Mittelmeer und Rotem Meer — von dem man ursprünglich annahm, daß er 9 m betrage — mit 80 cm richtiggestellt. Man konnte demnach ohne Schleusen bauen.

Aber Ferdinand de Lesseps, ebenso sehr Diplomat, Organisator und Finanzmann wie Ingenieur, hatte die Voraussetzungen für den Kanal geschaffen: die riesigen Geldsummen, die Arbeitermassen, die Verpflichtung der großen europäischen Firmen, die Planung.

Und nun — nach beinah zehn arbeitsreichen Jahren — war das Werk vollendet. Die Fürstlichkeiten Europas und des Orients würden als erste zu Schiff von einem Meer zum anderen fahren, und sie würden Ferdinand de Lesseps mit Orden behängen, feiern, ehren, ihm ein Denkmal setzen. Daran — so meinten die Herren seines Gefolges — mochte der große Mann in diesem Augenblick, auf der Höhe seines Lebens, denken.

Aber Ferdinand de Lesseps, der bisher wohlgefällig mit den Augen dem silbernen und blauen Bande der Wasser in der Wüste gefolgt ist, senkt nun den Blick. Er denkt an die ungezählten Toten, die das Jahrzehnt des harten Kanalbaus durch

Durst, Hitzschlag, Sandsturm oder Epidemie im ewig rinnenden Sand begraben hat: arme Fellachen, Europäer, Afrikaner, Asiaten und Werkleute aus aller Herren Ländern — ein Sinnbild dafür, daß diese Herzader der Kontinente nicht einem Fürsten oder einer Nation allein, sondern allen Menschen gehören müsse . . .
Ferdinand de Lesseps reitet unvermittelt wieder an. Sein Ziel ist Port Said an der Mündung des Kanals im Mittelmeer.

Der 17. November 1869 ist ein milder, von goldener Sonne überfluteter Tag. Tiefblau rollen die Wogen des Mittelmeers über die Flachsee gegen die Mole von Port Said, das im Schmuck der Banner aller Nationen prangt.

Ferdinand de Lesseps hat sich auf die „L'Aigle" begeben, die Luxusjacht der französischen Kaiserin Eugénie. Die schöne Gemahlin Napoleons III. hat ihm das Großkreuz der Ehrenlegion umgehängt und steht nun an seiner Seite, als er glückstrahlend das Signal zur Eröffnung der Feierlichkeiten gibt. Die Salutschüsse der Batterien rollen über das Meer. Die „L'Aigle" lichtet die Anker und nimmt mit wehenden Wimpeln Fahrt in den Kanal auf.

Hinter dem französischen Schiff folgt der „Greif", der den österreichischen Kaiser Franz Joseph trägt; dann die Korvette „Elisabeth" mit den Ministern Beust und Andrassy an Bord. Der preußische Kronprinz Friedrich folgt auf der „Hertha". In ihrem Kielwasser läuft die Dampfjacht des niederländischen Prinzenpaares. Preußische, russische, österreichische, ägyptische und französische Kriegsschiffe — graue Riesen mit drohenden Geschützrohren — peitschen mit ihren Schrauben die Wasser. An Bord drängen sich grüne, rote, weiße und blaue Uniformen von Offizieren aller Nationen. Unablässig feuern die Geschütze Salut. Eine zehntausendköpfige Menge von Arabern, Fellachen, Kopten und Juden steht in bunten Gewändern, mit Aghals, Turbanen, Retschen, Kapuzen und Käppchen am Ufer und begleitet den Schiffskonvoi mit begeisterten Zurufen.

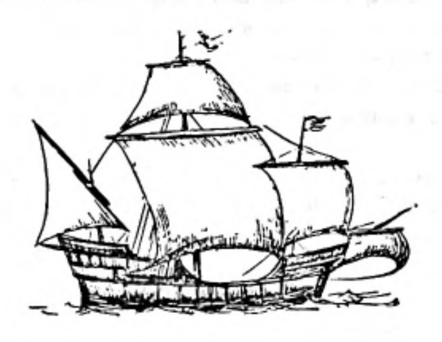
Musikkapellen schmettern die Märsche eines waffenstarrenden Europa übers Wasser. Auf der von gelbseidenen Baldachinen überdeckten Tribüne am Eingang des Kanals, mit den gekreuzten Bannern Frankreichs, Ägyptens und der Türkei (als der Schutzmacht), drängen sich die Ehrengäste, die auf den über achtzig Schiffen keinen Platz mehr gefunden haben.

Als letztes Schiff in der langen Kiellinie dampft ein englisches Kanonenboot. Sein Name ist „Hawk" (Falke) — als kreise über dem prächtigen Triumphzug der Kanalbauer schon der Raubvogel. England ist das einzige größere europäische Land, das keine offizielle Vertretung entsandt hat — obwohl doch gerade die größte Flottenmacht der Erde das meiste Interesse an dieser Pulsader des Weltverkehrs haben müßte. Wie viel rascher hätte man etwa vor einem Dutzend Jahren den Sepoyaufstand in Indien niederwerfen können, wäre die Verbindung zum Indischen Ozean kürzer gewesen!

Die Fahrt durch den Kanal dauert auf der Hinfahrt 16, auf der Rückreise sogar nur 15 Stunden. Ein Schiff, das von Marseille nach Bombay fährt, muß bei dem Weg ums Kap der Guten Hoffnung 11 220 Seemeilen zurücklegen. Der Weg durch den Suezkanal beträgt nur 4368 Seemeilen.

Wochenlang wird in Ismailia, Suez, Port Said und Kairo gefeiert. Die Kosten der Einweihung — für die der Komponist Verdi für eine Gage von 1 Million Goldfranks die Oper „Aida" schreibt — betragen mehr als 100 Millionen Goldstücke.
Kommt es darauf noch an? Der neue Khedive Ismail ist auch ohne diese Millionenbeträge verschuldet. In London kennt man die genauen Zahlen . . .

Im Herbst 1875 ist es soweit. Ägypten ist unter der Mißwirtschaft seiner Khediven und Paschas bankrott. Als letztes Wertobjekt bietet der Khedive die Aktienpakete der „Suezkanal-Gesellschaft" an.
Frankreich, das soeben seinen Krieg gegen Deutschland verloren hat, zögert mit der Aufbringung der Riesensumme. Da greift der englische Premierminister Lord D'Israeli zu. Er hat sich nur kurz mit Rothschild an der Londoner Börse verständigt und erwirbt die Mehrheit der Suezaktien, um erst später die Erlaubnis des britischen Parlaments einzuholen.
Fortan ist England Herr des Kanals. Seine neuen Wächter sind scharfe Rechner. Sie rechnen nach, daß bei der Wahl des Umwegs um das Kap pro Tonne Schiffsraum für 1,5 Guinees Kohle mehr verbraucht wird. Jeder Kapitän macht demnach noch immer ein gutes Geschäft, wenn er für die Kanalbenützung nur 1 Guinee pro Tonne bezahlt — ganz abgesehen von der Zeitersparnis. Englische Kassiere sitzen fortan an der Schlagader der Welt.
Um diese zu sichern, muß Großbritannien 1881 auch Ägypten militärisch besetzen und zum „Protektorat" machen.
Unterdessen hat sich Ferdinand de Lesseps, begierig nach neuem und noch höherem Ruhm, auf ein noch größeres und gefährlicheres Projekt geworfen: er unternimmt 1879 den Bau des Panamakanals quer durch die Landenge Mittelamerikas, um Atlantik und Pazifik zu verbinden. Aber er scheitert an Gelbfieber, Sümpfen, Dschungel und ebenso an der Korruption der Firmen, an den Intrigen der Börse. So wird er an seinem Lebensende in den „Panamaskandal" verwickelt und endet mit Schimpf und Schande. Den neuen Kanal der Weltozeane aber bauen die US-Amerikaner und vollenden ihn 1914, gerade als der Erste Weltkrieg ausbricht.



1869/70

Ein Diktator verheizt ein Volk

Unterhalb der „Loma" — einer wellenförmigen Uferterrasse — schob der mächtige Rio Paraguay seine grünbraunen Wassermassen dahin, als sei nichts geschehen. Eine Anzahl graugestrichener Dampfboote mit aufmontierten Kanonen, mehrere Truppentransporter und Lastschiffe lagen längs des flacheren Ufergeländes vertäut. Immer noch luden die siegreichen Brasilianer neue Regimenter, Geschütze und Kavallerie aus. Das zerlumpte, vom Urwaldkrieg deutlich mitgenommene Fußvolk strömte in Scharen in die Stadt.
Asuncion, die eroberte Hauptstadt von Paraguay, war nur noch eine Ansammlung verkohlter Hütten, verfallener Ruinen, schwerbeschädigter Missionen, Kirchen und Häuserblocks. Von den Einheimischen war wenig zu sehen. Ein paar alte Frauen, dürr und ausgemergelt vom Hunger; einige verschüchterte, halbnackte Kinder und manchmal ein auf dem Krückstock humpelnder Invalide, ein verschrecktes Indiomädchen oder ein zerlumpter Bettler mit dem weißen Blindenstab wagten sich auf den sonnenbeschienenen Platz. Die Kathedrale war einigermaßen davongekommen, aber auch sie wies in ihrer von spanischem Kolonialbarock überwucherten Fassade die Spuren der Artillerieeinschläge auf. Asuncion war eine tote Stadt.
Mister James Meyers, Kriegskorrespondent der „Washington Post", hatte Mühe gehabt, einen Ort zu finden, an dem er seinen Bericht schreiben konnte. Nun saß er in der dreimal geplünderten „Posada di Tristão", einem ehemaligen Kaffeehaus am Kathedralplatz, und hatte es tatsächlich zustande gebracht, daß ihm ein ängstlicher Indio eine Tasse „Yerba Mate" — den hier üblichen Kräutertee — aufgebrüht hatte. Sein Stift flog über das Papier. Er schloß seinen Artikel für die Zeitung ab. Die Leser in „Gottes eigenem Land" — USA — warteten mit Spannung auf die letzten Nachrichten von dem Urwaldkrieg, der sich da unten im wilden Süden Amerikas und weit entfernt von der „zivilisierten Welt" abspielte. Mr. Meyers schrieb:
„Die verbündeten Truppen der Uruguayer, Brasilianer und Argentinier haben bei

ihrem Vormarsch auf paraguayisches Gebiet alle männlichen Bewohner festgenommen und aus den besetzten Gebieten fortgeschafft, um dem Diktator Solano Lopez alle möglichen Reserven zu nehmen. Das Land wurde in schrecklichem Maße verwüstet. Wo früher blühende Siedlungen standen, bedeckt nun tropischer Urwald die einstigen Felder. Schulen, Fabriken und Kirchen sind zerstört und verlassen. Einstmals ein Musterstaat, ist Paraguay heute ein ausgemordetes, völlig ruiniertes Land. Aber auch die Verbündeten haben für diesen ‚Sieg' mehr als 100 000 Tote bezahlt."

Als Mr. Meyers überlegt, ob er auch von der tragischen Geschichte dieses geschlagenen Landes berichten soll, wie es sich aus einer Jesuitenmission zum vorbildlichen, friedlichen Staatswesen entwickelt hatte, nach dem allgemeinen Verbot des Jesuitenordens aber in die Hände ehrgeiziger Politiker und Generale gefallen und endlich Diktatur geworden war, als er gerade seine historischen Kenntnisse zusammenkratzt, nähert sich der Plaza ein Schwarm hoher brasilianischer Offiziere. Voran schreitet Admiral Pereira da Cunha, den Mr. Meyers gut kennt und an dessen Seite er den entscheidenden Durchbruch der brasilianischen Flußdampferflotte gegen die Hauptstadt Asuncion mitgemacht hat.

Der Krieg hatte sich vorher in jahrelangen Schützengraben- und Stellungskämpfen, in Morast und Sumpf festgefahren. Diese Unternehmung aber hatte die Entscheidung gebracht. Die ungeheure Übermacht der drei Großstaaten war wie ein Hammer auf das kleine Paraguay herabgefallen.

„Hallo, Mister Meyers!" ruft der Admiral, als er den Journalisten auf der Terrasse der Posada sitzen sieht. „Sie trinken Matetee?! Glauben Sie wohl, daß eine Tasse davon für einen armen, abgekämpften Admiral übrig wäre?"

Der hohe Offizier nimmt ohne weiteres Platz, und der Indio beeilt sich, neuen Tee aufzugießen.

„Na, Meyers!" sagt da Cunha ein wenig selbstgefällig. „Was sagen Sie zu dem Sieg? Das wird Schlagzeilen machen, wie? Jetzt haben wir den verfluchten Tyrannen ins Herz getroffen! Und ihn selber werden wir wohl auch bald am Kragen fassen."

„Ich höre immer ‚Sieg', Senhor Admiral!" erwidert Meyers. „Vielleicht können Sie mir auch noch mitteilen, wer denn eigentlich gesiegt hat? Etwa die hunderttausend Ihrer armen Peones und Gauchos, die im Urwald verfaulen, oder die beinah bankrotten Staaten Brasilien, Argentinien und Uruguay, die einen sinnlosen Krieg geführt haben, anstatt Schulen, Krankenhäuser, Straßen und Fabriken zu bauen? Oder sind es nur die ehrgeizigen Rechtsanwälte, Generale und Großgrundbesitzer, die sich in den Rollen von Politikern gefallen? Die Völker oder auch nur die Menschen haben jedenfalls geblutet, aber nicht gesiegt!"

„He! He!" wundert sich der Admiral, ohne sich seine gute Laune nehmen zu lassen. „Was sind das für Reden aus dem Munde eines Nordamerikaners? Rühmt sich Ihr Land nicht, der Hort von Demokratie und Freiheit zu sein? Natürlich hat die Freiheit gesiegt! Wir haben immerhin einen Diktator beseitigt!"

Aber der Amerikaner ist nicht zufrieden. Er schüttelt den Kopf.

„Ach was! Freiheit und Demokratie, das sind — wie mir scheint — nur Schlagworte, unter denen eine andere Schicht, als es die alten Könige und Kolonialherren waren, die Weltgeschichte weitertreibt! Ich habe in Südamerika das Spottwort gehört: Die

Gewalt der südamerikanischen Politik, die anderswo in gesetzgebende, vollziehende und richterliche getrennt ist, heiße hier: Infanterie, Artillerie und Kavallerie! Was sind denn die Leitmotive alles Geschehens in der Neuen Welt, in der es nun keine Könige, Kaiser und Fürsten mehr gibt? Die bedeutendsten Ereignisse sind Präsidentenstürze, Aufstände, Grenzkriege, Generalputsche und Parteienkämpfe. Und die letzte Weisheit dieses ehrgeizigen Durcheinanders, das man hierzulande Politik nennt, ist die, daß der General Solano Lopez Diktator wurde! Ist denn die Welt besser geworden, seit sich der kleine Mann, der Bürger, Bauer und Maultiertreiber, schmeichelt, selbst zu regieren?"
Eine Wolke des Unmuts geht über die Stirn des Admirals.
„Senhor Meyers!" ruft er ärgerlich. „Verzeihen Sie, aber mir scheint, Sie sind ein verdammter ‚Gringo', ein etwas selbstgerechter Puritaner aus den Staaten! Was wollen Sie denn von uns? Tun wir etwas anderes als die Nordamerikaner? Wo regiert eigentlich das Volk? Bei Ihnen etwa? Auch wir lesen Zeitungen, Senhor! Und darum wissen wir, daß man auch im gottgelobten Nordamerika den besten Präsidenten, den es dort je gegeben hat — Abraham Lincoln —, totgeschossen hat, als er den Interessen der Bankiers, der Großfinanziers und der Industrie entgegenstand. Wir haben mit Aufmerksamkeit bemerkt, daß sich in Ihrem Lande große ‚Gangsterringe', der ‚Tweed-Ring' in New York, der ‚Whisky-Ring' in Saint Louis, breitmachen; daß die großen Eisenbahngesellschaften mit Attentaten, Bahnsprengungen und Mord gegeneinander kämpfen, und daß sich die Industriewerke Haustruppen zulegen, um die rebellierenden Arbeiter in Ordnung zu halten. Die USA haben das System der ‚Beutefelle' erfunden, wobei nach jeder Wahl Posten und Konzessionen an die Mitglieder der siegreichen Partei verteilt werden, und ich glaube, daß es wenig mit Demokratie und Freiheit zu tun hat, wie Sie ihre Südstaatler, die Arbeiter, Neger oder Indianer behandeln."
„Es mag verschiedene Mängel bei uns geben", gibt Mr. Meyers zu, „aber das müssen Sie verstehen, Senhor Admiral: Angriffskriege wie diesen in Paraguay hat jedenfalls die Staatform der US unmöglich gemacht. Und das ist ein Fortschritt."
„Na — und wie war es in Kalifornien, in New Mexico und in Texas?" höhnt der Brasilianer. „Sind dort nicht etwa die US-Truppen in fremde Provinzen eingefallen? Und liefern Ihre Firmen nicht die Gewehre, Geschütze und die Munition für die Generalsrevolutionen in Südamerika?"
„So etwas wie dies hier", sagt Mr. Meyers tief empört, „wäre bei uns jedenfalls nicht möglich! Da — sehen Sie sich um: was Sie erblicken, sind alte Frauen, kleine Kinder, Invaliden! Man hat ein ganzes Volk vernichtet. Wo sind die Knaben, die Jünglinge, die Männer? Man schätzt, daß heute in Paraguay auf zehn weibliche Wesen ein männliches trifft, daß von den 1,2 Millionen dieses einstmals blühenden Paraguay noch knapp 400 000 Menschen übriggeblieben sind. Nur eine Generalsdiktatur konnte es fertigbringen, diese braven, geduldigen Indios in Massen auf die Schlachtbank zu führen und in Urwäldern, Grabenstellungen und Fiebersümpfen aufzuopfern, obwohl doch ein Blinder sehen mußte, daß der wahnsinnige Krieg verloren war. Solano Lopez hat sogar Frauenbataillone aufgestellt, er hat Zehn- bis Zwölfjährige und Greise zu den Waffen gerufen, nur um noch ein halbes Jahr länger Diktator spielen zu können. Und wo ist er nun — in der Stunde der Katastrophe?

Mit geraubten Schätzen flüchtig in der Savanne — auf dem Weg zu seinen Gebirgsverstecken in Matto Grosso, wo er vorsorglich Gold, Devisen und andere Werte aufgestapelt hat!"

„Na also, Meyers!" lacht der Brasilianer. „Damit rechtfertigen Sie ja unseren Sieg! So ein System mußte doch beseitigt werden! Solange General Lopez in Blitzkriegen mit seiner ausgezeichnet gedrillten Indianerarmee die Nachbarn Uruguay, Brasilien und Argentinien überfallen und bedrängen konnte, war er ein großer Mann. Jetzt, wo ihn die Übermacht überrollt, spielt er den Volkshelden, der für die Unabhängigkeit und Freiheit seiner armen Bevölkerung kämpft! Und die Masse ist nun mal leicht verführbar. Im übrigen muß ich Sie daran erinnern, daß der ‚totale Krieg' in der modernen Form eine Erfindung der Demokratie ist: Die Französische Revolution schuf die allgemeine Wehrpflicht — nicht die Könige! Und zum erstenmal in der neueren Geschichte haben die „Yankees" in ihrem Bürgerkrieg die gesamte Industriekraft und Volksmasse eines Landes eingesetzt. Die USA waren die Erfinder des Trommelfeuers, des Masseneinsatzes der Artillerie! Ihr General Sherman war es, der eine Spur von Blut und Brand quer durch die besiegten Staaten zog, nur um die Gegner mürbe zu machen. Die USA haben zum erstenmal Schützengräben eingeführt und den Krieg mit Dreck und Feuer, mit Terror gegen die Zivilbevölkerung und Rachegericht gegen die Besiegten durchexerziert."

„Immerhin für die Freiheit der armen Negersklaven, Senhor!" gibt der Amerikaner zu bedenken. „In Brasilien aber gibt es sogar heute noch die gesetzlich erlaubte Sklaverei!"

„Sie sind zu klug, Mister Meyers, als daß Sie nicht wüßten, für was die Nordstaaten in Wahrheit gekämpft haben! Nicht für die armen Neger und ihre Menschenrechte, sondern um die aufstrebende Industrie des Südens zu bremsen, die mit kostenlosen Arbeitskräften arbeitete und daher als Konkurrenz gefährlich wurde. Um an die Baumwolle, an die Rohstoffe zu kommen — nicht um ‚freie, schwarze Amerikaner' zu schaffen!"

Plötzlich muß der Zeitungsmann lachen. Er bringt eine Whiskyflasche aus der Gesäßtasche zum Vorschein und bietet sie dem Offizier an.

„Wir wollen es sein lassen, uns gegenseitig die Sünden vorzurechnen, Compadre Admiral! Trinken Sie auf das Wohl aller Menschenwölfe, die sich immer gleichbleiben: im Königreich wie in der Republik, in der Diktatur wie in der Demokratie. Nichts hat sich geändert, nur daß die Demokratie mehr Möglichkeiten gibt, Freiheit zu schaffen und für das Gute zu kämpfen. Einen letzten Nadelstich muß ich Ihnen noch versetzen: Nach diesem Urwaldkrieg wird es nicht Brasilien, sondern das aufstrebende Argentinien sein, das den Gewinn einstreicht. Oder haben Sie nicht gelesen, wie viele Einwanderer — vor allem Italiener und Spanier — auf Buenos Aires zukommen?! Bald wird Ihr Verbündeter Argentinien in Südamerika die erste Geige spielen!"

Der Admiral setzt die Flasche an und winkt ab.

„Warum sich Gedanken über die Zukunft machen, Mister Meyers? Vorerst wollen wir zusehen, daß wir für Brasilien ein möglichst großes Stück der ‚Beutefelle' ergattern!"

Selbst nach der Einnahme der Hauptstadt Asuncion ist der totale Krieg in Paraguay nicht zu Ende. Diktator Solano Lopez gibt den Kampf nicht auf. Durch leidenschaftliche Aufrufe, tödliche Drohungen und grausamste Härte treibt er immer wieder einige hundert versprengte Indiosoldaten, Farmer, Knaben und selbst Mädchen zusammen, rüstet sie mit primitivsten Waffen aus und führt den Buschkrieg fort. Wenn er gestürzt wird, soll die ganze Welt untergehen. Er hat kein Mitleid mit den Menschen, mit dem verbrannten, ausgebluteten Land, er will nur den „Sieg". Fast ein Jahr nach der letzten Schlacht gelingt es einer schnellen Truppe von Gauchos — das sind die Cowboys der südamerikanischen Pampas —, den Diktator mit seiner Begleitung von einigen Dutzend Dschungelkriegern im äußersten Winkel seines Urwaldreiches zu stellen.

Solano Lopez, in goldprunkender Generalsuniform, umgeben von seinen Großoffizieren, Frauen und Lastmulis, die mit Schätzen vollgeladen sind, ist eben dabei, eine Furt im Savannenland zu durchschreiten. Da brechen von allen Seiten die Gauchos mit Lanzen, Karabinern und den lassoähnlichen Bolas aus dem Buschwerk hervor. Das letzte Gefecht ist grausam und erbarmungslos wie der ganze Krieg. Wenige entkommen. Solano Lopez liegt mit blutverschmierter Uniform im Grase. Ein argentinischer Gaucho säbelt ihm den Kopf ab.

Mit dem Tod dieses Mannes ist alles zu Ende. Endlich glaubt das arme Indiovolk Paraguays, daß der Krieg verloren und sein Schicksal besiegelt ist.

Man schreibt das Jahr 1870.

Im alten Europa beginnen eben die Kanonen um Sedan zu donnern. Zwei Kernnationen des Abendlandes, Frankreich und Deutschland, treten sich auf blutigem Schlachtfeld gegenüber. Die Menschen scheinen nirgendwo fähig, aus der Geschichte zu lernen.



1871

Die letzten Tage des Dr. Livingstone

Es ist ein wolkenloser Novembertag des Jahres 1871. Die Sonne brennt heiß auf das Dorf Udschischi am Ufer des Tanganjikasees nieder. Von der Lände des Sees schallen die schnatternden Rufe der schwarzen Fischer, die ihre Netze und Boote ausbessern. In den glühenden Gassen hängt der gelbe Staub, blaue Fliegen schwärmen um einen Kadaver, der mitten auf der Dorfstraße verwest. Einige Schritte daneben spielen nackte Negerkinder, schwarze Frauen stampfen in hölzernen Mörsern Mais und summen dazu eine eintönige Melodie. Drüben im Araberviertel, wo einige Lehmhütten mit flachen Dächern und türkisblauem Anstrich stehen, lärmen die Händler, die eine Karawane zusammenstellen.

Vor seiner kleinen Hütte hat Dr. Livingstone Felle ausgebreitet. Gegen ihre Lehmwand gelehnt, ruht er im Schatten des vorspringenden Schilfdaches. Er sieht bleich und eingefallen aus. Schweiß steht ihm in kleinen Perlen auf der Stirn. Wieder einmal hat ihn das afrikanische Fieber gepackt. Er ist fast am Ende seiner Kräfte.
Ganz auf sich gestellt — nur die beiden, schwarzen Freunde Susi und Tschuma weilen noch bei ihm —, oft bis zum körperlichen Zusammenbruch ermattet, hatte er trotzdem seinen selbsterteilten Auftrag erfüllt, war durch die Urwälder, von Stromlauf zu Stromlauf, von See zu See gezogen, um den Schwarzen Erdteil, soweit er es vermochte, zu erhellen. Als er am mächtigen Luluaba stand, ahnte er nicht, daß er den westlichen Quellstrom des Kongo vor sich hatte. Er glaubte zunächst, einen der langgesuchten Zuströme des Nil entdeckt zu haben.

Nun, gestrandet in einem ärmlichen Negerdorf, vergessen von Europa, hat er Zeit genug, an seine Erlebnisse zurückzudenken.

Vor acht Monaten war es. Njangwe lag unter goldener Sonne wie heute das Dorf Udschischi. Lange Boote mit singenden Eingeborenen glitten den Strom hinauf und

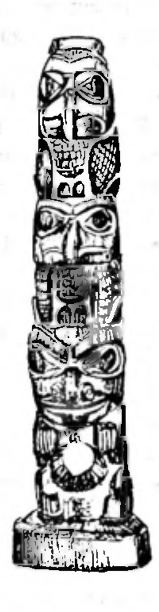
hinab, legten an. Schwarze Familien strebten schwatzend mit den Lasten der Fruchtkörbe zum Marktplatz.
Ein sorgloses Völkchen wogte zwischen den Händlern hin und her. Bunte Bastmatten, kupferne Ringe, allerhand Waffen und Werkzeuge, Hirse, Sisalhanf, Kaffee, Baumwolle, Hülsenfrüchte, Erdnüsse, Schnitzereien und Gewürze wurden feilgeboten. Vergeblich hatten der Doktor und seine beiden Diener in jenen Tagen versucht, Boote und Rudermannschaften zu chartern, um den Strom erforschen zu können. Livingstone hatte mit dem arabischen Scheich Dugumbe verhandelt, der ihm gegen reichliche Bezahlung ein Langboot verschaffen wollte. In Njangwe waren zu dieser Zeit zahlreiche arabische Händler eingetroffen, angeblich um Sisal und Kupfer zu kaufen.
Während er mit Dugumbe feilschend auf dem Ufermarkt auf und ab schritt, hatte ihn der Scheich plötzlich abseits gelenkt. So entging es ihm, daß die Araber zwei kleine Kanonen in Stellung brachten und mit ihren schwarzen Hilfsmannschaften das Dorf umzingelten. Jählings wurde Dr. Livingstone durch den Donner der Schüsse aufgeschreckt. Er sah Rauch aufwolken. Ein einziger Angstschrei drang von dem menschenüberfüllten Markt herüber. Die Araber feuerten wild in die Menge.
Die Überfallenen stürmten dem Ufer zu, wo ihre Boote vertäut lagen. Doch auch am Strom standen die Schützen postiert und ließen ihre Geschosse wahllos in die rennende Masse pfeifen. Verwundete brachen zusammen, Frauen und Männer sprangen über sie hinweg, stürzten sich in die Fluten und suchten schwimmend zu entkommen.
Zum ersten Male in seinem langen Missionars- und Forscherleben hatte Dr. Livingstone zur Pistole gegriffen. Einen Augenblick rissen ihn Zorn und Abscheu fort. Er war bereit, diesen heimtückischen Scheich Dugumbe niederzuschießen. Doch er hatte sich rechtzeitig bezwungen. Gewalt änderte nichts . . .
Vergeblich flehte er die Araber um das Leben der Neger an. Sie beachteten ihn nicht. Erbarmungslos feuerten sie auf die in den Fluten treibenden Menschen, die gellend um Gnade schrien. Drei überfüllte Kähne sanken, Krokodile fielen mit peitschenden Schuppenschwänzen über die Schwarzen her. Dann endlich stellten die Mörder das Schießen ein und trieben die völlig verschüchterten Überlebenden zusammen.
Livingstone denkt oft noch an das tapfere Negermädchen, das die rettenden Arme der Araber zurückgestoßen hatte und lieber auf ein Rudel Krokodile zugeschwommen war.
Nur 21 von den etwa 400, die im Strom Rettung gesucht hatten, waren geborgen worden. Sie aber sollten das Schicksal all jener erleiden, die man in langen Zügen nach Sansibar auf den Sklavenmarkt trieb. Am Abend dieses Tages brannten in weitem Umkreis siebzehn Negerdörfer. Die arabischen Wölfe hatten gründliche Jagd gehalten . . .

Dr. Livingstone schlägt die Augen auf. Er ist nun wieder ganz wach und sinnt über die Zukunft.
Kann man diesem afrikanischen Lande überhaupt helfen?

Damals, nach dem furchtbaren Erlebnis von Njangwe, war er durch das in hellem Aufruhr befindliche Luluabagebiet geflohen, denn die Schwarzen hielten jeden Menschen hellerer Hautfarbe für einen Mörder. Krank und gänzlich erledigt, hatte er vor wenigen Tagen Udschischi erreicht, wo er zusammengebrochen war. Die Lage schien aussichtslos ...
Und doch ist Dr. Livingstones heldenhaftes Leben noch nicht vorbei. Als er sich ein wenig aufrichtet, hört er von ferne das näher kommende Lärmen vieler Stimmen. Aus dem arabischen Teil Udschischis knallen Flintenschüsse, und Freudengeschrei wird hörbar. Der getreue Susi taucht gestikulierend auf und brüllt unverständliche Worte.
Was schreit er da? „Ein Engländer! Ein Engländer!"
Wie? Das ist doch nicht möglich! Dr. Livingstone befindet sich fast tausend Meilen Luftlinie von Sansibar und der Küste Ostafrikas entfernt in einem bisher unerforschten, für Weiße nahezu unzugänglichen Teil des Landes. Woher sollte da ein Engländer kommen? Geschahen noch Zeichen und Wunder?
Um die Biegung der Straße kommt ein schlanker Neger, der eine Fahne trägt. Livingstone erkennt die Sterne und Streifen Amerikas. Dann folgen zahlreiche bewaffnete schwarze Sepoys und schwarze Träger mit Warenballen, Zeltausrüstungen, Geschirr, Handwerkszeug, Waffen und Kisten. Ein weißer Mann im Tropenanzug, das Gesicht tief gebräunt, geht inmitten der Kolonne. Den Tropenhelm lüftend, tritt er auf Dr. Livingstone zu, der sich mühsam von seinem Liegestuhl erhoben hat.
„Ich habe die Ehre mit Doktor Livingstone, nicht wahr?"
„Ja, das haben Sie!" erwidert dieser und grüßt mit der leicht verblichenen Kapitänsmütze, die man in ganz Afrika kennt.
„Gott sei Dank, Doc, daß es mir vergönnt war, Sie aufzustöbern! Mein Name ist Henry Morton Stanley. Ich bin Reporter des „New York Herald". Mein Verleger, Mister Gordon Bennet, hat mich ausgeschickt und diese Expedition finanziert — eigens, um den lang verschollenen Doktor Livingstone aus Afrika herauszuholen! Doc, wir werden Schlagzeilen machen!"
„Auch ich danke Gott", erwiderte Dr. Livingstone würgend. „Das war wirklich Hilfe zur rechten Zeit ..."
Die Volksmenge ringsum schweigt und starrt die beiden weißen Männer an. Livingstone führt Stanley zu seiner Schutzhütte, die im Schatten der Palmen steht. Der Amerikaner klatscht in die Hände und befiehlt, Speisen, Getränke und Dinge zu bringen, von denen der Verschollene lange nur noch geträumt hat. Ein langes Gespräch hebt an ...

Dr. Livingstone erholt sich dank der Medikamente und der besseren Ernährung, die ihm der Amerikaner gebracht hat. Er lehnt es jedoch ab, mit Stanley an die Küste zurückzukehren. Einige Monate lang unternehmen die beiden Weißen gemeinsame Erkundungsfahrten durch das ostafrikanische Seengebiet. Als Stanley Abschied nimmt, übergibt ihm Livingstone mehrere Beiträge für die Weltpresse. Er will das Gewissen der Öffentlichkeit im Dienste des unglücklichen Afrika aufrühren. Hier tut Hilfe not für die Unwissenden, die Kranken, die Rechtlosen; hier

muß die zivilisierte Welt endlich die Geißel der Sklavenjagd abschaffen. In dem Artikel für die amerikanische Zeitung „New York Herald" stehen die Sätze, die wie ein Vermächtnis Livingstones klingen:
„Alles, was ich hier in meiner Einsamkeit sagen kann, faßt sich zusammen in dem Wort: Möge der Himmel reichsten Segen auf jeden ausschütten, sei er Engländer oder Amerikaner oder Türke, der diese offene Wunde – den Sklavenhandel – am Körper Afrikas heilen hilft . . ."
Auch sein Erlebnis im Dorf Njangwe am Luluaba schreibt er in ergreifenden Worten nieder. Er ruft zum letzten Male die gesamte Kulturwelt auf, sich gegen die Schande der Sklaverei zu erheben.
Dann zieht Stanley davon. Er ist der letzte Mensch weißer Rasse, der Dr. Livingstone lebend gesehen hat . . .



1876

Indianerschlacht am Little Big Horn

Wenn man diesen Waldläufer Old Davies ansieht, wie er mit dem verfilzten Bart vieler Monate, dem sonnengegerbten Adlergesicht, dem fransigen Hirschlederanzug und den indianischen Mokassins am Lagerfeuer sitzt und mit dem Bowiemesser lange Streifen vom Pemikan (getrocknetes Wildfleisch) säbelt, möchte man nicht glauben, daß er ein kluger und sogar politisch denkender Mann ist. Was er im Gespräch mit Oberst George A. Custer und seinem Adjutanten, Leutnant Burke,

äußert, hat Hand und Fuß. Das müssen sogar die beiden Offiziere der US-Kavallerie zugeben, die sonst Pfadfinder und „Scouts" ziemlich herablassend behandeln.
Nun ja, Scouts sind hier im Wilden Westen Amerikas eine Notwendigkeit. Die Burschen kennen Indianerpfade, Furten und die Tücken des unerschlossenen Waldlandes, wissen über Gepflogenheiten und Kriegstaktik der Roten Bescheid. Man kann sie gebrauchen. Nur sind sie keine guten Gesprächspartner, denn Oberst George Custer hat schließlich auf der Militärakademie in Westpoint studiert.
Aber Old Davies hält sich gut.
„Sie unterschätzen die Sioux, Sir", sagt Old Davies und brät sich ein faustgroßes Stück Pemikan über dem Feuerchen nach. „Das ist keine kleine Indianerrevolte, Sir! Womit Sie es zu tun haben, ist Krieg, richtiger Krieg! Die Roten haben auch ihre Helden. Da waren Cornstalk, Pontiac, Logan oder Tecumseh — lauter bedeutende Häuptlinge —, die das Kriegsbeil ausgegraben und uns Weißen schwer zu schaffen gemacht haben. Jetzt hat sich Häuptling Sitting Bull mit seinen vereinigten Siouxstämmen erhoben. Und sie wissen, daß es um Sein oder Nichtsein geht . . ."
„Ach was, Old Davies!" grinst der junge Leutnant. „Schon unsere Vorfahren haben gesagt: The best Indian ist the dead Indian! (Der beste Indianer ist ein toter Indianer.) Und wir haben der roten Bande ganz schön eingeheizt! Der Osten ist fast völlig frei, der Mittelwesten gehört unseren Leuten, und nun werden wir die Indianer auch hier in den Black Hills und in den Rocky Mountains ausräuchern. Amerika ist nicht von einer Handvoll stinkender Skalpjäger aufzuhalten. Dieser Sitting Bull soll uns kennenlernen!"
Aber Old Davies schüttelt das struppige Haupt. Er ist gar nicht einverstanden mit dem, was der Leutnant sagt.
„Sir", erwidert er kauend, „ich kenne die roten Stämme und bin der Freund vieler Indianer. So kann man sie nicht abtun. Natürlich werden sie den Kampf um den Kontinent verlieren, ja sie haben ihn schon verloren — aber nicht, weil sie schlechtere oder minderwertigere Menschen sind, sondern weil sie das Pech hatten, von einer viel höheren Zivilisation angegriffen zu werden. Ihr Fehler war, daß sie keinen Staat gebildet haben, daß sie uneinig, in viele Stämme und Bünde zersplittert, häufig nicht einmal seßhaft waren. Jäger, primitive Ackerbauer, Horden in Wigwams, die ständig ihren Platz wechseln, können eine geschlossen vordringende fremde Rasse, die über alle fortschrittlichen Mittel der Technik, Organisation und Zivilisation verfügt, nicht aufhalten . . ."
„Ach was!" ruft der Leutnant dazwischen. „Es war einfach der Kampf zwischen Gewehr und Pfeilbogen, zwischen ausgebildeten Soldaten und schleichenden Kopfhautjägern . . ."
„Unsinn, Leutnant! Ganz falsch! Pfeil und Bogen waren lange Zeit im Waldkrieg viel bessere und wirksamere Waffen als unsere alten Vorderlader mit ihrer langsamen Schußfolge und dem verräterischen Krach, während die Pfeile fast lautlos und sehr rasch daherkamen! Und was die Skalpjagd anbelangt, so waren es schließlich die britischen Könige, die den Indianern die Messer gaben und sie aufforderten, als Beweise ihrer Untaten die Kopfhäute französischer und amerikanischer Siedler abzuliefern. Wir Weißen haben ja den Roten allerhand zukommen lassen, was sie körperlich und seelisch zerstören mußte. Ich denke an die mit Pockengift imprägniert

nierten Decken, die man den Irokesen schenkte, und an den starken Schnaps, den unsere Händler den harmlosen Wilden eintrichterten. Die bessere Rolle haben wir in diesem Kampf nicht gespielt, Sir, nur die erfolgreichere ..."

„Sagen Sie es schon, Old Davies", mischt sich nun Oberst Custer ein. „Es ist einfach so, daß die höhere Kultur die mindere schlägt. Dieser Kontinent heißt Amerika, und er wird den Vereinigten Staaten gehören — nicht diesen roten Halsabschneidern, Herumtreibern und Banditen!"

Der Scout starrt in die Nacht und schweigt eine Weile.

Ringsum im Tal des Little-Big-Horn-Flusses, umgeben von den Black Hills, auf denen sich die schütteren Douglasfichten und die schwarzen Bergtannen bis an den Rand des blauen Sternenhimmels hinziehen, brennen vor den Zelten der Kavalleriebrigade Custer die Lagerfeuer. Soldaten in ihren dunkelblauen Uniformen und mit den doppelten gelben Streifen an den Reithosen und den Filzhüten gehen hin und her; an der Furt werden noch einmal die Pferde getränkt.

Präsident Grant hat angeordnet, daß die Siouxindianer — ein großes Volk von Reitern, die vordem in den Prärien des Mittelwestens hinter den Büffelherden her gewesen waren — „umgesiedelt" und in die bewaldeten, ziemlich unwirtlichen Gebiete westlich der Black Hills verpflanzt werden sollten. Man war dabei, für die aussterbende Urrasse Amerikas „Indianerreservate" zu schaffen. Aber die Sioux weigerten sich. Sie hatten auf Befehl ihres Häuptlings Sitting Bull das Kriegsbeil ausgegraben und verteidigten leidenschaftlich ihr Land. Und nun ist Oberst Custers Brigade gekommen, sie „Mores" zu lehren.

„Sir", sagt Old Davies, „wie Sie wissen, bin ich Trapper, das heißt Fallensteller und Jäger wie die Indianer. Ich liebe dieses Land, das an Schönheit und Urtümlichkeit nicht seinesgleichen auf Erden hat! Als ich ein Junge war, zog ich noch durch das ‚Land des grünen Rohrs' — Kentucky — drüben am Mississippi. Da gab es unendliche Wälder, Savannen voller Wapitihirsche. Die Bäche quollen über von vielpfündigen Lachsen und Salmen, die Forellen sprangen in den grünen Seen, und die wilden Enten und Gänse fielen in Schwärmen ein! Das ist alles dahin, seit der weiße Siedler mit Viehherden und Ackergerät, mit Feuerbrand und Axt ankam. Das Land hat sich mit schäbigen Brettersiedlungen, mit üblem Volk, Schnapsbuden, Tingeltangels und Saloons angefüllt. Die Colts krachen, und von Texas herauf stampfen riesige Rinderherden zu den Bahnstationen, die das lebende Fleisch in die Schlachthöfe Chicagos verfrachten."

Der alte Mann macht eine Pause und nickt, als begegne er längst verschollenen inneren Bildern.

„Dann kamen wir in die weite Prärie! Das Gras wogte von Horizont zu Horizont, mannshoch, meilenweit. Die weidenden Büffelherden glichen im Auf- und Abwogen ihrer wolligen Rücken braunen Seen. Mit dem Bahnbau kamen die Büffeljäger. Sie schossen zuerst Fleisch für die Arbeiter, dann knallten sie die Bisons wegen der Häute ab oder nahmen ihnen nur noch die Zungen heraus und ließen den Rest den Geiern. Allein dieser Buffalo Bill hat sich gerühmt, eine Million Büffel getötet zu haben. Wozu? Damit das Land frei wurde für Viehzüchter, für die Siedler, die in Massen aus Europa herüberkamen und die nun Farmen, Dörfer, Städte aus dem Boden stampfen, in denen Elend, Krankheit und Armut wuchern. Und wir zogen

weiter gen Westen, in die Wälder der Hügel und Felsenberge. Da kommen nun die Holzfällerkolonnen, legen sinn- und planlos die tausendjährigen Stämme nieder, roden mit Brand und Axt, und die Bahn schleppt alles nach Osten: nach Chicago, Philadelphia oder New York, wo sich lebendes Holz in Profite verwandelt. Das Land aber wird zerstört. Eine schöne Welt geht unter, und die Zivilisation rückt ein. Ist das alles besser oder höher, Sir? Verteidigen die Indianer nicht eine wundervolle, natürliche Welt, die wir durch Steinhäuser, qualmende Eisenbahnen, lärmende Massensiedlungen und am Ende Fabriken verunstalten werden, wie ich es im Osten sah? Machen wir den Kontinent auf solche Weise zum Paradies?"
„Jetzt hören Sie auf, Old Davies!" empört sich der Oberst. „Endlich muß Friede einkehren in dieses Land, das Jehova uns geschenkt hat. Schluß mit Indianerüberfällen, Brandstiftung, Skalpjagd und Mord! Wir sind dabei, den Wilden Westen zu befrieden!"
„Wenn ich so etwas höre, Sir", erwidert Old Davies und holt die Flasche hervor, „dann muß ich einen Schluck Whisky in den Mund nehmen! Friede sagen Sie? In Montana tobt bereits der offene Krieg zwischen den Schafzüchtern und Ranchers, die für ihre Rinderweide fürchten. Und seit der Kongreß Anno 1862 das Heimstättengesetz erlassen hat, das jedermann ein Anrecht auf soviel Land im Westen gibt, als er drei Jahre nachweislich bewirtschaftet hat, ziehen — schon hinter den Viehzüchtern herkommend — Zehntausende von ‚Settlern', von künftigen Farmern, ins Weideland. Von Texas bis Nebraska, von Oklahoma bis Wyoming schießen bereits Farmer, Cowboys und Rancher aufeinander. Doch schon führen die neuen Eisenbahnen neues Volk westwärts: Unternehmer, Erdölbohrer, Grubenleute, Holzspekulanten, Fabrikherren. Und diese wieder werden die Farmer verjagen, wenn irgendwo Kohle, Metall oder Erdöl gefunden wird. Friede haben Sie gesagt, Sir? Nein, jetzt beginnt erst recht der Kampf aller gegen alle, um Profit, schnellen Reichtum, um Ausbeutung und Geld. Ich kann nur sagen: Das alte Land, die riesigen Wälder, die Prärie, die Fischgewässer und die Jagdgründe waren schöner. Das war mein Amerika, und es war des roten Mannes Amerika!"
„Mir scheint, Old Davies", spottet der Leutnant, „Sie zeigen starke Lust, als Scout für Sitting Bull zu arbeiten? Gehen Sie doch hinüber in die Wälder! Da oben in den schwarzen Hügeln werden Sie die Sioux schon finden!"
„Ich bin ein weißer Mann, Sir. Ich weiß, wohin ich gehöre. Aber — ganz ehrlich — ein Stück von meinem Herzen ist drüben in den Bergen bei den Sioux. Im Übrigen werde ich tatsächlich noch diese Nacht in die Wälder gehen. Mir gefällt der Platz nicht, an dem Sie lagern. Er ist eine Falle."
„Das müssen Sie schon uns überlassen, Scout!" sagt der Oberst hochmütig. „Mag sein, daß Sie besser Spuren lesen und die Stimme der Wildnis deutlicher hören als wir. Aber von militärischen Dingen haben Sie wohl ebensowenig Ahnung wie Sitting Bull, nämlich gar keine!"
„Vielleicht, Oberst", brummt der Scout, „haben Sie mit dem, was Sie über meine Fähigkeiten sagen, recht — aber Sitting Bull schätzen Sie ganz bestimmt falsch ein." Er schneidet sich noch einmal einen Streifen Trockenfleisch ab, brät ihn langsam am Feuer und verspeist ihn mit gutem Appetit. Der Leutnant reicht ihm beinah mitleidig den Tabaksbeutel, als er fertig ist. Sie rauchen schweigend am Lagerfeuer,

blicken zu den ruhig flimmernden Gestirnen auf und lauschen den Geräuschen der Wälder.
Als die Offiziere ins Zelt kriechen, verabschiedet sich Old Davies kurz und verschwindet wie ein lautloser Schatten über die Furt.

In jener Stunde, die den Himmel mit dem ersten Silberband des neuen Tages bekränzt, als die Morgennebel von Fluß und Sumpfniederung steigen, geschieht es, daß die schon dahingehende Nacht wie ein Vulkan aufreißt. Es ist, als ob die Wälder plötzlich zehntausend Stimmen hätten: das schrille Trillern und auf- und abschwellende Heulen der Sioux schlägt über Custers Field am Little Big Horn zusammen.
Schlaftrunken stürzen Soldaten und Offiziere aus den Zelten. Die Pferde in den Koppeln wiehern und schlagen. Als Feuerpfeile zwischen sie fahren, brechen sie aus und donnern in wilder Panik quer durch das aufgestörte Lager.
Die Sioux unter Sitting Bull haben in der Nacht völlig unbemerkt das Truppenlager eingekreist und fallen nun von allen Seiten schießend, Schwärme von Pfeilen versendend, dann aber mit Tomahawk und Messer wütend über die verwirrten US-Kavalleristen her.
Gellend ruft die Trompete zum Sammeln. Vergeblich brüllen die Offiziere Befehle. Oberst Custer steht, die schwere Reiterpistole in der Faust, vor seinem Zelt und feuert in grellbemalte Gesichter, über denen Adlerfedern starren. Wohin er blickt, sind Sioux, sind Indianer, sind tödliche Feinde.
Die Schlacht dauert drei Stunden. Nicht einer der 262 Mann vermag zu entkommen. Als der letzte Schuß verhallt ist, ernten die Indianer die Skalpe, sammeln die erbeuteten Waffen und plündern die Magazinwagen.
Noch einmal hat der rote Mann einen Sieg über die Weißen errungen.
Man schreibt den 25. Juni 1876 . . .



1892 | Das Marmorschiff im Sommerpalast der Kaiserin Tsu-shi

Seine Exzellenz der Mandarin mit dem silbernen Bergreiherschild und dem Knopf aus Bergkristall auf der Satinmütze sagt zu Fan-Ha, dem Tatarengeneral mit dem

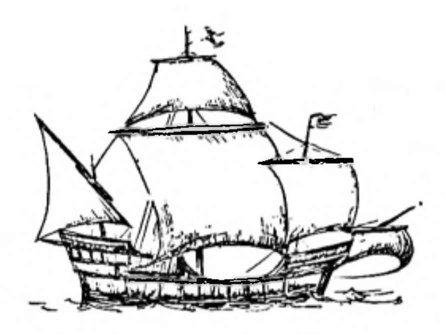
Schild des Tigers und der Falkenfeder, weit hinter den hohen Mauern von Ta-tu, der „Verbotenen Stadt" Pekings:
„Ehrenwerter Herr des Tigerschildes, Sie sollten ein Regiment berittener Tatarenpolizei rücksichtslos einsetzen. Man hat uns berichtet, daß in den Gärten der Han-lin-Akademie und vor der Neuen Universität Studentendemonstrationen stattfinden werden. Es wäre gut, die jungen Wirrköpfe ein wenig zu dämpfen!"
Der schnauzbärtige General mit den schmalen Schlitzaugen verbeugt sich mit vor der Brust gekreuzten Armen. Er macht beinah einen Kotau wie vor einem Mitglied des kaiserlichen Hauses.
„Erhabene Weisheit und Glanz des Ministeriums, meine geringen Fähigkeiten stehen völlig zu Euren Diensten. Auch ich habe vernommen, daß Studenten, Boxerbünde, ja sogar Kulis der Vorstädte aufgehetzt werden sollen, um vor das Tien-An- Men-Tor am Großen Platz vor Ta-tu zu marschieren. Aber meine Spitzel erklären, der Protest richte sich gegen die fremden Teufel und gegen die Inselzwerge von Japan. Halten Eure Herrlichkeit es für sehr kühn, wenn ich die Ansicht äußere, daß es nicht schaden könne, wenn man ein paar spitznäsige Rotgesichter oder ein Dutzend Inselzwerge totschlägt und einige kraftvolle Worte an die Welt richtet? Meine Polizei sympathisiert mit den Boxern und sogar mit den Studenten."
„Ja", erwidert der Mandarin streng. „Ich würde es für sehr kühn halten. Sie haben lediglich Befehle auszuführen. Hauen Sie drein in die Massen! Ihre Majestät die Himmelskaiserin wünscht es ausdrücklich."
Und als sich der General — um seinen Zorn zu verbergen — abermals bis zum Boden verneigt, fügt der Mandarin etwas milder eine Erklärung hinzu.
„Wir können im Augenblick keine Verwicklungen mit Europa und Japan gebrauchen — später vielleicht! Außerdem liebt die Erhabene Tsu-shi dieses Geschrei nach Modernisierung nicht. Es richtet sich ja auch gegen die göttliche Regierung der Mandschudynastie und beginnt alle Ordnung und Autorität umzustürzen. Also: lassen Sie Ihre Tataren im rechten Augenblick einhauen!"
Auf dem riesigen Platz vor dem fünffachen Tor Tien-An-Men und den turmhohen Mauern, welche die „Verbotene Stadt" vom übrigen Peking trennen, wimmelt es von Menschen. Immer neue quellen aus dem Gewinkel der Gassen, ergießen sich aus den großen Zufahrtsstraßen, schieben sich gegenseitig über den Platz. Halbnackte, ausgemergelte Kulis mit schmutzigen Lendentüchern, europäisch gekleidete Studenten, die demonstrativ den kurzen, westlichen Haarschnitt und nicht mehr den Mandschuzopf tragen, mengen sich mit den unter entrollten Bannern daherziehenden Schwertkämpfer- und Faustkämpfergilden, mit den sogenannten „Boxern", in denen sich neuerdings die nationalen Geheimbünde sammeln. Zum Denkmal der Göttin Kun-Ming, die inmitten des parkartigen Platzes zwischen blühenden Chrysanthemen auf einem Sockel ragt, kämpft sich eine Schar durch, die sich „Gesellschaft zur Ausbreitung christlichen und allgemeinen Wissens" nennt. Sogar Journalisten kommen: Vertreter der neuen nationalen Zeitung „Chinesisches Tageblatt" und der „Internationalen Rundschau", kurz alles, was in Peking fortschrittlich und national denkt.
Die Anführer der Demonstration sind unter den Studenten. Diese jungen Leute, die sich die Hälse heiser schreien, Fahnen schwenken und Spruchbänder empor-

strecken, haben in Singapore, in Japan oder gar in Amerika und Europa studiert. Sie lassen sich nicht mehr so leicht abspeisen wie ihre Väter, die alles ertrugen, wenn nur die Geschäfte blühten und die Kaiserin milde gesinnt war. Dr. Sun-Yatsen, ein Mediziner, der soeben promoviert hat und lange genug im amerikanischen Hawaii, ja sogar in den USA gewesen ist, springt auf den Denkmalsockel und hebt, Ruhe gebietend, die ausgebreiteten Hände.
Schon seine Anrede, die weder Titel noch Ränge nennt, ist revolutionär.
„Chinesische Mitbürger", ruft er, so laut er kann, „Kommilitonen und Brüder! Ich frage euch, wie lange soll das Reich der Mitte noch der Fußabstreifer sein, an dem sich alle Fremden die Schuhe abtreten?! Wie lange noch darf es so bleiben, daß die europäischen Mächte sich an unseren Küstenplätzen ‚Konzessionen' nehmen, so viele sie wollen: Stützpunkte und Häfen beschlagnahmen, Inseln okkupieren und uns ihren Handel aufzwingen! Soll dieses größte und älteste Reich der Welt, China, mit seiner großartigen und bewunderungswürdigen Kultur weiter erpreßt werden, nur weil es militärisch und politisch schwach geworden ist? Engländer, Franzosen und Amerikaner erscheinen, wann immer sie Lust haben, mit ihren dampfgetriebenen Eisenschiffen, fahren unsere Ströme aufwärts und verbreiten Tod und Zerstörung; sie schießen unsere alten Städte zusammen und töten unser Volk, nur um von unserer Regierung neue ‚Konzessionen' sowie ungleiche Handels- und Grenzverträge zu erpressen . . .!"
Dr. Sun-Ya-tsen vermag nicht mehr weiterzusprechen, weil ihn — obwohl seine Worte sicher nur von einer kleinen Studentengruppe verstanden worden sind — ein so rasender Beifall unterbricht, daß die Tauben vom Tien-An-Men in Wolken emporflattern. Die Boxer brüllen, andere Gilden beginnen würdevolle Kriegstänze, die Kulis klappern mit ihren Rikschastangen und pfeifen Zustimmung.
Der junge Mediziner wird von dem nächsten Redner verdrängt. Der erinnert die Massen an das Jahr 1857, als die Briten Kanton in Brand schossen und Zehntausende Chinesen mit Schiffsgeschützen zusammengedonnert haben. Er spricht von 1885, als die Europäer mit einer großen Panzerflotte den Peiho bis beinah nach Peking hinauffuhren und Angst und Schrecken verbreiteten, von dem Jahr der „ungleichen Verträge", in dem die Russen die Not Chinas nutzten, um sich die Abtretung der Amur- und Ussuriprovinz bestätigen zu lassen. Er erwähnt den Straffeldzug Frankreichs 1884, in dessen Verlauf die Schiffe der Westbarbaren nach Shanghai, Futschou und sogar nach Nanking hineinschossen. Und jetzt rüstet das modernisierte Japan, um sich kraft seiner modernen Flotte und seiner Industrie die Provinz Korea anzueignen und vielleicht sogar in China einzufallen.
„Ohnmacht! Ohnmacht!" kreischt der neue Redner. „Das ist ein Verbrechen gegenüber dem arbeitenden, geduldigen Volk! China muß endlich in den Kreis der Weltmächte einrücken. Was wir brauchen, ist eine moderne Armee, sind Kanonen, Gewehre, ist vor allen Dingen eine Flotte von Schlachtschiffen und Kreuzern, die unsere Küsten schützen . . ."
Abermals schlägt über dem Redner die donnernd aufbrandende Woge des Beifalls zusammen. Das Drängen und Schreien der Massen nimmt gefährliche Ausmaße an. Kaum jemand versteht noch, was der Leiter des Han-lin-Komitees ruft, der nun auf das Denkmal springt. Er fordert eine allgemeine Geldsammlung des nationalen

China, damit sofort eine chinesische Flotte gebaut werde: eine richtige Panzerschiffflotte mit weitreichenden Geschützen und Dampfmaschinen im Schiffsraum!
Irgend jemand kreischt: „Reformen! Reformen!", und ein besonders extremer Student, der in Europa gewesen ist, brüllt schrill: „Nieder mit den Mandschus! Nieder mit dem Ausverkauf Chinas!"
Kaum jemand hat beachtet, daß unter dem Tien-An-Men und an den weitentfernten Geschäftsstraßen, die zum riesigen südlichen Stadttor führen, berittene tatarische Polizei aufgezogen ist. Plötzlich schrillen Pfeifen, Hörner schmettern. General Fan-Ha hebt den Drachenwimpel an der Bambuslanze und gibt das Signal.
Mit ungeheurem Gebrüll werfen sich die Tataren von allen Seiten auf die Demonstranten. Die Massen stieben in strudelnden Haufen auseinander. Nur die Körper einiger Gestürzter bleiben auf dem Platz zurück, über den eine halbe Stunde später schlitzäugige Mongolen traben, um verletzte Studenten, verlorene Banner und Spruchbänder einzusammeln.
Trotz dieser Widerstände der Behörden kommt in ganz China eine von den Gebildeten, vor allem den Studenten veranlaßte Volkssammlung zustande. Ein Jahr später können die Urheber der Kollekte eine Summe von 30 Millionen Silberteals, was einem Wert von etwa 60 Millionen US-Dollars entspricht, in Säcke verpacken. Dieser Betrag wird gerade ausreichen, um in England eines jener unbesiegbaren „Dreatnough"-Panzerschiffe bauen und ausrüsten zu lassen. Das ist der Anfang einer chinesischen Flotte. Dem Professor Dr. Wang-Tscheng-Fu von der Universität Peking wird die hohe Ehre zuteil, diesen Schatz in die Hände der Kaiserin Tsu-shi zu legen. Das Ministerium bestellt ihn und seine Begleiter in den „Sommerpalast", der einige Wegstunden vor den Toren der Hauptstadt liegt und den Bereich eines europäischen Landratsamts umfaßt. Mehrere Kaiser der Mandschudynastie haben an seinen zahllosen Pagoden, Tempeln, Jagd- und Lustschlössern gebaut und die Landschaften aller achtzehn chinesischen Provinzen durch Bepflanzung, künstliche Berge und Flüsse nachgeahmt. Im Herzen des chinesischen „Versailles" dehnt sich ein spiegelnder See.
Am Nordufer hat Kaiserin Tsu-shi neben herrlichen Hallen, Brücken, Spazierwegen und Teehäusern auch einen neuen Palast in Form einer fünfstöckigen Pagode erbauen lassen. Sie erhebt sich zwischen See und Berg, und an ihrem Fuße befinden sich mehrere Audienzsäle. In einem davon empfängt die Mandschukaiserin die Kommission.
Alles glitzert von Gold, Seide und Rosenholz. Riesige Bronzegefäße verströmen Wohlgerüche. Zu beiden Seiten der kunstreich geschnitzten Rosenholzschränke stehen zwei mit Türkis, Karneol und Goldornamenten eingelegte Porzellangefäße voller Wedel- und Feuerblumen. Die Marmorböden sind mit Seidenteppichen bedeckt, die Wände mit gelben, phantastisch bestickten Seidentapeten und Rollbildern. Die Kommission darf sich nur kriechend nahen. Diesen „Kotau" verlangt die chinesische Majestät sogar von den ausländischen Gesandten, was manche Verhandlung und manchen Handelsvertrag erschwert.
Professor Wang vernimmt die hohe Stimme eines Eunuchen-Ministers, der ihm erlaubt, den Blick zu heben. Kniend richtet er sein Haupt empor. Unter einem purpurfarbenen Baldachin, vor einer Seidenwand voller gestickter Drachenfiguren,

thront in starrer Pracht, mit sagenhafter Perlenhaube und Türkisohrgehängen, goldenem Halskragen und künstlich verbreiterten Schultern aus Brokatseide: Tsu-shi, die Kaiserin. Etwas tiefer sitzen auf schweren Sesseln Minister, Mandarine, Eunuchen, Generale — jeder einzelne ein Repräsentant dreitausendjähriger Geschichte.
„Sprich!" sagt die Kaiserin, während Pfauen- und Reiherfederfächer ihr von beiden Seiten Kühlung zuwedeln. „Ich habe gehört, daß mir mein ergebenes Volk ein Geschenk zu machen gedenkt!"
Der Professor beginnt seine wohleinstudierte Rede. Er spricht von der Notwendigkeit, China aufzurüsten, ihm vor allem eine ebenbürtige Flotte zu geben, weil es bisher ein ohnmächtiger Riese in den Händen frecher Zwerge gewesen sei. Dann spricht er davon, daß Studenten, arme Kulis, reiche Kaufleute, Bauern und Handwerker mühsam das Geld zusammengetragen haben: 30 Millionen Teals für ein modernes Schlachtschiff.
Als er geendet hat, blickt er kühn in das Antlitz der Kaiserin. Dieses Gesicht ist eine Maske. Mit Puder, Schminke, Lack und aufgeklebten Wimpern hat es kaum mehr etwas Menschliches. Und die Majestät antwortet mit einer offenbar ebenso gut vorbereiteten Ansprache.
„Das Volk mag leidenschaftlich und ungeduldig sein", sagt sie. „Wir aber, als die Vertreter der Himmelsharmonie, haben weise zu sein.
Ich frage: Wo sind die gewaltigen Flotten der Weltgeschichte, für deren Bau die Völker ihre Kraft und ihr Vermögen geopfert haben? Sie liegen allesamt auf dem Meeresgrund. Was ist die Macht der Kanonen, der Rüstungen, für welche die Nationen ihren Reichtum verströmen? Schrott und verbogenes Blech. Wo werden in hundert Jahren die Panzerschiffe Englands, Frankreichs oder Amerikas sein? Vergraben im Meeresschlamm. Törichter Tand, den die Zeit zu teuer bezahlt. Alle Waffen sind geschaffen, um Morde zu begehen, Zerstörungen anzurichten, Unglück und Chaos über die Menschen zu bringen.
Wir werden klüger sein.
Und so ordne ich an, daß das Geld zur Verschönerung unseres Sommerpalastes, zur Schöpfung von echter Schönheit, von Glück und Harmonie angewandt wird. Das wird die Menschen noch in hundert Jahren mehr erfreuen und erheben als ein Panzerschiff. Das überlassen wir gerne den Barbaren Europas und Amerikas.
Damit aber ein Gedenken bleibe an die Absicht, die die Spender des Geldes bewegt hat, ordne ich an, daß im See dieses Schlosses ein Marmorschiff als Teehaus erbaut werden soll. Damit ist der Zweck erfüllt: Die junge, stürmische Generation bekommt ihr Schiff — es mag auch Dampfräder haben —; ich aber werde auf dem Oberdeck zwischen Marmor und Blumen sitzen und mit meinen Mandarinen Tee trinken. Und das wird weiser sein als alles, was Politik heißt."
Die erhabene Statue auf dem Drachenthron winkt; zwei riesige Mandschuoffiziere treten hinzu und werfen sich aufs Angesicht. Dann tippen sie dem Professor auf die Schulter und verlassen rückwärts kriechend den Schauplatz dieser denkwürdigen Audienz.
China baut keine moderne Kriegsflotte. Es baut im Sommerpalast der Kaiserin Tsu-shi das Marmorschiff.

Und es erhält weiterhin Schläge. Denn in dieser Welt herrscht nicht das Recht, auch nicht die Weisheit, sondern die Macht, die von Waffen ausgeht.
In demselben Jahr, als dies geschieht, wird fern in der Provinz Honan einem einfachen Kuli ein Knabe geboren. Da das Dorf Schaoschan nur sehr klein ist, nehmen alle Anteil, als der Junge dem Brauche gemäß am Tage des folgenden Vollmondes den Namen erhält.
Sie heißen ihn Mao Tse-tung.



1898 | Teddy geht in den Krieg

Reklame ist alles! Man muß die Trommel rühren, wenn man gehört werden will! Warum also sollte Teddy Roosevelt nicht auch diesen geschwätzigen, verdammten Schreiberling, Mr. Samuel Langhorene Clemens, empfangen?!
Er ist ja selber ein „geschwätziger, verdammter Schreiberling" – ein Journalist mit Geschick und Sinn für „Public Relations". Ein paar freundliche Zeitungsartikel dieses Mr. Clemens können ihm bei seinen politischen Plänen nur helfen. Mr. Clemens – ein ehemaliger Mississippilotse – hat sich einen Ruf als Schriftsteller unter dem Namen „Mark Twain" erworben.
Also her mit dem Manne! Wir wollen ihn einladen, nett mit ihm sprechen, seine Sympathien gewinnen. Dann mag er schreiben.
Aber nun sitzt dieser Mark Twain, stämmig und dicklich, ein wenig griesgrämig aussehend, in seinem groben schottischen Tweedanzug mit dem hohen, steifen Kragen vor Roosevelt und redet dummes Zeug daher. Der Bursche scheint ein Pazifist, ein Schwarmgeist, ein heimlicher Feind des größeren, aufstrebenden Amerika zu sein. Hol ihn der Teufel! Trotzdem, er ist von der Presse – man muß freundlich sein.
„Nein, nein, Teddy!" schüttelt der Sauertopf sein graues Haupt. „Amerika ist nicht mehr Gottes eigenes Land, nicht mehr der Hort der Freiheit und Demokratie und nicht mehr die neue Heimat für die enttäuschten Europäer, in die sie hoffnungsvoll strömen, um als freie Bürger das Menschenrecht zu finden, das ihnen die Alte Welt verweigert hat."

„Sie übertreiben, Mark!" ruft Roosevelt lachend. „Wenn man Sie so reden hört, möchte man meinen, Sie seien ein gottverdammter Sozialist, ein ‚Ritter der Arbeit', wie sich die Leutchen in ihren Gewerkschaften neuerdings nennen. Lassen Sie das nur nicht zu laut werden, sonst haben Sie Ihren letzten Artikel geschrieben! Sie wissen doch wohl, wem die Zeitungen gehören?!"
Mark Twain nimmt diese Scherze gar nicht spaßhaft.
„Kennen Sie das Gedicht von Sidney Lanier, Teddy? Es ist wie ein Porträt der Staaten von heute." Und er beginnt zu rezitieren:
„Was leiert ihr das endlose Lied
Von Verkaufserlös und geschicktem Profit?
Landauf, landab, wohin ihr blickt,
Da werden die Armen, die Armen gedrückt,
Vom würgenden Griff der Händler erstickt.
Geschäft ist Geschäft – ein erlogener Satz!
Geschäft heißt: ‚Nun stirb du und mache Platz!'
Geschäft ist ein filziger Krieg um den Schatz . . ."
„Genug, genug, Mark!" unterbricht Teddy Roosevelt. „Ich habe inzwischen begriffen, daß Sie gegen den bevorstehenden Krieg mit Spanien sind. Das macht nichts. Ich bin dafür, man kann ja schließlich verschiedener Meinung sein und doch gut Freund bleiben. Übrigens ist die gesamte Presse auch dafür . . ."
„Jetzt sagen Sie es, Teddy!" ärgert sich Mark Twain. „Diese Presse ist dafür, sie regiert uns bereits mehr, als es die Öffentlichkeit wahrhaben will. Eine kleine Schicht von Millionären beherrscht die Nachrichtenmittel und macht damit die öffentliche Meinung. Im Belieben der Zeitungen liegt es, die Masse der US-Bürger für den Krieg um Cuba zu begeistern oder friedlich zu stimmen. Jeden Tag lesen wir von Greueln der spanischen Kolonialregierung in Cuba, und wir werden so lange davon lesen, bis der letzte Cowboy und der Prolet von Pittsburg nach den Waffen schreien!"
„Ist das vielleicht schlecht?! Die Spanier müssen heraus aus Amerika! Die Zeit der Kolonialherrschaft ist zu Ende! Wir wollen den armen Peones und Zuckerrohrarbeitern auf der Insel Menschenrechte, Freiheit und Demokratie bringen – und wenn es sein muß, mit Waffengewalt!"
„Jetzt reden Sie schon wie die Herren Hearst, Pulitzer und Konsorten! Oder wie Rockefeller in der Wallstreet! Warum interessieren sich denn die USA auf einmal für das Schicksal der armen Cubaner?"
Mark Twain fuchtelt aufgeregt mit den Händen.
„Was wir jetzt tun, ist reiner Imperialismus, Teddy! Gut, wir haben Anno 66 den Russen Alaska abgekauft, das mag noch angehen. Aber nun ist Hawaii von uns annektiert und Großplantage nordamerikanischer Zuckerrohrpflanzer geworden. Die Tabakkulturen Virginias und die Zuckerrohrfelder Südkarolinas und Georgias haben durch maschinelle Bearbeitung die Erträgnisse zur Hochflut gesteigert. Jetzt fordern die amerikanischen Tabak- und Zuckerkonzerne Schutzzölle gegen den aus Cuba eingeführten Zucker und Tabak. Nachdem die Regierung in Washington alles tut, was die Großkapitalisten und Trustherren verlangen, ist die Einfuhr der beiden Haupterzeugnisse Cubas beinah zum Erliegen gekommen. Das sind die

wahren Ursachen für die Aufstände der armen Pflanzer und Arbeiter von Cuba, die in ihren Tabakballen und Zuckersäcken ersticken. Die Spanier haben die Schwierigkeiten, und wir — die menschheitsbeglückenden USA — treten nun als Schiedsrichter auf, mit der leisen Absicht, uns der Konkurrenz zu bemächtigen . . ."
„Aber Mark! So könnte ein Anarchist oder Sozialist reden! Haben Sie denn ganz vergessen, was am 15. Februar geschah?"
Damit spielt Teddy Roosevelt auf die Katastrophe des US-Schlachtschiffes „Maine" an, das in jener Nacht im Hafen von La Habana aus ungeklärten Ursachen in die Luft geflogen ist und 260 amerikanische Seeleute ins nasse Grab mitnahm. Teddy Roosevelt, der augenblicklich Unterstaatssekretär der Marine ist, greift zu einem Hearst-Blatt, in dem sein Brief an den Präsidenten McKinley abgedruckt ist.
„Da lesen Sie! Ganz Amerika hat es gelesen!"
Und Mark Twain liest:
„Das Blut der Ermordeten der ‚Maine' schreit nicht nach Schadenersatz, sondern nach vollständiger Sühne, die nur dadurch erreicht werden kann, daß die Spanier aus der Neuen Welt vertrieben werden!"
Der Gast legt die Zeitung mit Abscheu aus der Hand und blickt sein Gegenüber finster an.
„So macht man Kriege, Teddy! Ja, Sie verstehen Ihr Geschäft! Und so schreibt man sich ins Herz einer aufgepeitschten Nation. Teddy Roosevelt, der gute Amerikaner, der Freiheitsfreund, der Held der USA! Ich sehe schon, Teddy, Sie wünschen Präsident zu werden!"
Teddy lehnt sich lachend in den Schaukelstuhl zurück.
„Na und?" ruft er. „Wäre das so übel, Mark? Ich wette, es gibt eine Menge Leute, denen das sehr recht wäre!"
„Freilich", antwortet Mark Twain mürrisch: „Die Geldleute der Wallstreet, die Trustherren, die Militärs und die Zeitungsmänner, nebst den Millionen Narren, die genau das tun, was sie in der Zeitung lesen!"
„Ich hoffe, Mark", sagt Teddy ungeniert, „daß auch Sie in den Blättern, für die Sie schreiben, etwas Hübsches von sich geben werden. Old Teddy ist doch im Grunde ein prachtvoller Bursche, nicht wahr."
Er hat wirklich alles, was einen Mann in der amerikanischen Politik beliebt machen kann! Teddy entstammt einer uralten Puritanerfamilie, er hat die Havarduniversität besucht, war dann Cowboy im Mittelwesten gewesen und bekannt als Boxer, Jiu-Jitsu-Kämpfer, Reiter und großartiger Revolverschütze. Natürlich war er in die Politik gegangen. Er würde es weit bringen. Der bevorstehende Kampf um Cuba kommt ihm sehr gelegen, um seine öffentliche Beliebtheit zu steigern.
„Es ist kein großer Krieg", hat er kürzlich in einer Versammlung gesagt, „aber — was wollen wir machen? — wir haben keinen größeren!"
Seine Kinder sagen von ihm: „Vater wird niemals eine Hochzeit oder eine Beerdigung besuchen, weil er nicht die Braut sein kann und nicht die Leiche sein will."
Für die Konzernleute ist der Krieg ein Geschäft, für den Politiker eine Treppe seines Aufstiegs — nur für die armen Menschen, die kämpfen müssen, wird er Tod, Vernichtung und Elend bedeuten.
Als der Krieg endlich erklärt wird, stellt Teddy sogleich aus alten Cowboyfreunden

und Revolverhelden ein Freiwilligenregiment auf, das er die „Rauhreiter" nennt. Der Name nimmt sich in den Schlagzeilen der Presse gut aus und da er selber die meisten Blätter mit Nachrichten und Augenzeugenberichten versorgt, wird sein Heldentum nicht zu kurz kommen.

Die Spanier auf Cuba sind auf den Angriff einer so modernen und ungeheuren Macht wie die USA nicht vorbereitet. Zudem ist Spanien alt und morsch geworden. Die Landung der überlegenen US-Marine nahe Habana trifft die Spanier in so unfertigem Zustand, daß in den ersten Gefechten nur etwa 1700 spanische Soldaten dem Spitzenkorps der USA mit 15 000 Mann gegenüberstehen. Bei diesen gefahrlosen Gefechten holt sich Roosevelt seine Lorbeeren.

Ein deutscher Freiwilliger schreibt über den Beginn der US-Invasion:

„Dichter Rauch und greller Feuerschein quollen aus allen Kriegsschiffen. Ohrenbetäubend war das Krachen. Der Schiffsboden, auf dem ich stand, bebte und zitterte, obwohl wir mehrere hundert Meter entfernt waren.

Schuß krachte auf Schuß. In das dumpfe Dröhnen der schweren Geschütze rasselte hell der Klang der Schnellfeuerkanonen wie grausiger Donnerschlag und hallendes Stahlklirren, als ob Riesenschmiede auf einen überirdischen Amboß hämmerten. In ungeheuren Rissen zerfetzten die Granaten den Buschwald, und blanke Erdstreifen tauchten aus dem schwarzen Busch, wenn Rauch und Dampf der Explosionen verweht waren.

Dann wurde es mit einem Schlage still, und schwere Rauchmassen, weiß und grau und fahlgelb, wehten übers Meer . . ."

Plötzlich stoßen Barkassen der Kriegsschiffe auf die Küste zu. Die als erste an Land gehenden Truppen sind die „Rauhreiter" Teddy Roosevelts. Der ausgezeichnete Reklamefachmann hat durchgesetzt, daß sein Regiment als erstes den Strand Cubas betritt.

Am Ufer formieren sich die Rauhreiter, sitzen auf die Pferde auf und lassen fröhlich die Wimpel flattern. Durch das Feuer der Schiffsgeschütze sind die Höhenstellungen der wenigen Spanier bei La Quasina und auf den San-Juan-Hügeln fast völlig umgepflügt. Nur ein paar zerlumpte, armselige Soldaten mit schlechter Ausrüstung kriechen zitternd aus den Granattrichtern.

Teddy Roosevelt läßt die Trompeten blasen und wirft seine wilde Schar gegen die Hügel. Langsam, tapfer sich wehrend, weichen die Spanier ins Innere der bereits verlorenen Insel zurück.

Am 4. Juli, dem amerikanischen Nationalfeiertag, vernichtet die moderne Schlachtflotte der USA die veralteten Kriegsschiffe der Spanier im Hafen von Santiago. Schon am 30. April ist eine andere US-Flotte vor der Boca Grande von Manila erschienen und schießt schlagartig die dort vor Anker liegenden Spanier in den Grund. Truppen gehen auf den Philippinen an Land. Da man mit der schwach gewordenen, armseligen Kolonialmacht Spanien schon einmal im Kriegszustand liegt, versäumt man nicht, auch gleich deren Besitzungen im Pazifischen Ozean zu kassieren.

Es ist der Kampf eines Riesen mit einem alten, gebrechlichen Mann, der nun seine beinah letzten Besitzungen einbüßt. Schon am 11. Juli 1898 ist der Krieg vorüber, nachdem er kaum zwölf Wochen gedauert hat.

Teddy Roosevelt schreibt:
„Das ist einmal ein ganz famoser, kleiner Krieg gewesen. Er wurde aus den edelsten Gründen begonnen, mit hervorragender Intelligenz durchgeführt und ist von jenem Glück begünstigt, das dem Tapferen gebührt . . ."
Ganz anders klingt die Stimme der besiegten Spanier. Als die Friedensbedingungen bekanntwerden, die unter anderem die Abtretung Cubas und der Philippinen enthalten, schreibt ein Madrider Blatt:
„Diese Bedingungen entreißen uns die allerletzten Andenken an eine glorreiche Vergangenheit und verstoßen uns aus der westlichen Hemisphäre, die durch die stolzen Taten unserer Vorfahren bevölkert und zivilisiert wurde . . ."
Teddy Roosevelt kehrt als Liebling der Nation, als der in Bild und Schrift gefeierte Chef der „Rauhreiter", in die USA zurück. Bei den nächsten Wahlen wird er mit dem Posten eines Gouverneurs von New York belohnt. Als im Jahre 1901 Präsident McKinley bei der Eröffnung einer Ausstellung zu Buffalo dem Attentat eines Sozialisten zum Opfer fällt, wird Teddy Roosevelt Präsident.
Auch für ihn hat sich der Krieg gelohnt.



1902 | Die dritte Zigarette

„Hast vielleicht 'nen Glimmstengel, Kamerad?" fragt O'Brian und reibt sich wärmesuchend die Hände. Das Gewehr hat er an einen Felsen gelehnt. Die Nächte im O'okiep-Veldt sind manchmal recht kalt, obwohl es im Januar südafrikanischer Hochsommer ist und unter Tags die Sonne erbarmungslos auf die öde Landschaft brennt, die sich voller Steine, Disteln und Kameldorn vom Olifantsfluß zum Oranje River zieht. Irgendwo da drüben, in dem Gewirr herumliegender Blöcke und Sanddünen, sitzen die Buren: eine sehr dünne Linie nur, die versucht, ein Gebiet von sechshundert Kilometer Breite zu decken. Trotzdem sind die Burschen gefährlich.
Lloyd Tamerik, ein Walliser, der genau wie O'Brian im Irish-Rifle-Regiment mit dem Beinamen „Green-Baretts" steht, schüttelt den Kopf.

„Nee, Kumpel", brummt er, „nich' mal 'ne Buddel Schnaps hab' ich, nur kalte Füße."
Die Nacht ist ziemlich dunkel, obwohl sich noch über dem bewegten Veldt ein ungeheurer Sternenhimmel wölbt. Aber O'Brian, der die sternflimmernden Nächte Irlands gewohnt ist, meint immer, hier unten am südlichen Ende der Welt gäbe es weniger Gestirne als oben im Norden. Nur das „Kreuz des Südens" leuchtet so hell wie zu Hause der „Große Bär".
Manchmal ertönt weit weg das langgezogene Geheul eines Schakals. Das endlose Gezirp der Zikaden — sonst die Stimme Afrikas — hat längst aufgehört; denn es muß lang nach Mitternacht sein. Die dunkelsten und längsten Stunden der Nachtwache brechen an.
„Warum stehen wir beiden Idioten eigentlich hier im Oranje-Veldt herum?" fährt O'Brian fort zu mäkeln; denn er ist ein aufsässiger irischer Rotschopf. „Oft frage ich mich, welchen Grund all diese Iren, Walliser, indischen Gurkhas, Bengalis und die Neuseeländer haben, in Afrika zu kampieren und sich wie Hasen zu Zielscheiben burischer Flinten zu machen. Warum liege ich nicht in meiner Hütte zu Hause im Bett? Mein alter Vater könnte mich recht gut gebrauchen, wenn er aus seinem armseligen Kartoffelacker die Steine klaubt!"
Und als Lloyd nur mit einem Brummen antwortet, spinnt er den Faden weiter. „Was tust du eigentlich hier, alter Freund? Warum kriechst du nicht, wie es dir zukommt, in einem wallisischen Kohlenflöz umher, um für die Lords ein wenig Kohle zu buddeln? Bist doch gelernter Hauer! Hast 'ne schöne Steinhütte und kriegst für jeden Lebenstag ein paar Schillinge — beim Regiment aber bezahlen sie dich mit Pennies und kaufen dir dafür dein einziges Leben ab."
„Rede nicht so blöd, Kamerad! Hast du denn niemals die alte Lügentante ‚Times' gelesen? Da steht es schwarz auf weiß: Das ganze britische Empire — Gott segne es! — kämpft wieder einmal für Demokratie, Menschlichkeit und Recht und gegen die harten, unverträglichen Buren, obwohl sie in Transvaal, Oranje und Natal schon lang eine Republik haben. Aber leider haben die Leutchen den großen Fehler gemacht, auf einem Lande zu siedeln, in dessen Boden man Gold und Diamanten gefunden hat. Und damit dürfte doch klar sein, daß es unseren Lords gehört! Ich hab' einen Bruder, der in der Marine dient. Der hat einmal erzählt, sein Kapitän habe irgendwo in der Südsee, als ihn ein Leutnant fragte, wem all die schönen Lagunen und Palmeninseln gehörten, den Finger ins Meer getaucht, daran geschleckt und geantwortet: ‚Ah, salzig! Also englisch!'
Und unsere Börsenleute und Politiker sagen das gleiche, wenn irgendwo in der Welt Gold, Diamanten oder sonst etwas Verkaufbares gefunden werden. Du solltest die Ehre zu schätzen wissen, Kumpel, für Old England deinen Mann stehen zu dürfen!"
„Ich sehe, du hast ja sogar Humor, Lloyd!" lacht der andere; dann wird er ernster und flucht ein paarmal kräftig. Da er jedoch ein guter irischer Katholik ist, bekreuzigt er sich zugleich.
„Mir paßt dieser Dreckskrieg überhaupt nicht mehr!" sagt er. „Vergangenen Herbst war ich bei einem der Brandkommandos, die Lord Kitchener jetzt übers Land schickt. Wir hatten nichts zu tun, als die letzten Burenfarmen, die noch nicht

verwüstet waren, niederzubrennen und die Leute — meist Frauen und Kinder — in die Konzentrationslager zu führen. Ich sag' dir, Lloyd, ein grausiges, nervtötendes Geschäft! Wenn man selber ein Pächterssohn ist und etwas von Landbau versteht, blutet einem das Herz! Diese schönen, breit und mächtig daliegenden Burengehöfte mit ihren Viehkoppeln, künstlichen Brunnen, ihren Schuppen und Stallungen, diese stattlichen Wohnhäuser voller kleiner Kinder, diese werktätigen Frauen, die alles mit einer Handvoll Kaffern in Abwesenheit der Männer bewirtschaftet und erhalten haben — und dann kommen wir und legen Feuer, treiben die Leute wie Vieh hinter Stacheldraht, wo sie an Flecktyphus und Hunger verrecken. Und alles nur, um den Widerstandswillen der Männer und Knaben zu brechen, die ihre so hart eroberte Heimat verteidigen! Pfui Teufel, sage ich! Das ist kein Krieg mehr für Soldaten!"

„Ja, ja", seufzt der Walliser, „sind zähe Burschen, diese Buren! Hab' erst kürzlich Gefangene gesehen: struppig, ausgedörrt, wie Banditen anzusehen mit ihren Patronengurten und Südwesterhüten, und zerlumpt wie Neger. Das hat übrigens einigen das Leben gekostet, daß sie so zerfetzt waren."

„Wie meinst du das?"

„Na ja, die Buschläufer hatten sich Khakijacken gefallener Engländer angezogen und trugen auch britische Militärstiefel. Wer aber Uniformteile fortnimmt, wird laut Kitcheners Befehl sofort erschossen!"

„Sie haben doch sonst nichts mehr!" wundert sich Lloyd. „Vom Meer sind sie abgeschnitten, Nachschub gibt es nicht, die Städte sind in unserer Hand, die Blockhauslinien Kitcheners dringen immer weiter ins Veldt vor. Woher sollen sie also die Mittel zum Kriege nehmen, wenn nicht von uns?"

„Aufhören sollen sie, das ist es!" schimpft O'Brian, „ein Ende machen, daß wir zu Muttern nach Hause fahren können!"

„Achtung!" ruft Lloyd in diesem Augenblick. „Der Leutnant kommt! Postenkontrolle!"

Aus der Schwärze der Nacht tritt Leutnant Bertie Coole, zweiter Sohn des Lords Winchester, hervor, läßt sich Meldung machen und wippt dazu nervös mit seinem Offiziersstöckchen aus Bambusrohr. Es stammt noch aus der Zeit, als er in Indien diente. Hier an der südafrikanischen Front will er sich das Victoriakreuz und den Rang eines Captains holen.

„Weitermachen, Boys!" sagt er forsch. „Und immer daran denken: wir stehen hier für die Größe des Empire! Schließlich wollen wir es den Bauernkerlen ordentlich geben, nicht wahr, Jungens?!"

„Yes, Sir!" erwidert O'Brian uninteressiert.

Sein Papa, der Lord — denkt Lloyd Tamerik —, besitzt in Wales ein Dutzend Kohlengruben und hat das Gesetz gegen die Gewerkschaften durchgebracht. Vermutlich werden die Winchesters nun auch Aktien von Johannisburg-Gold oder White-Water-Rand-Diamanten-Papiere kaufen. Der junge Herr hat allen Grund, mit Regierung, Krieg und Fortschritt zufrieden zu sein.

„Und noch etwas, Boys!" sagt der Offizier. „Zündet keine Zigarette an! Das ist gefährlich. Die Buren haben Falkenaugen, und sie sitzen überall."

Dann geht er mit kurzem Kopfnicken weiter. Vermutlich legt er sich in seinem schönen Zelt aufs Ohr.

Zweihundert Meter entfernt, hinter einem Felsennest, liegen zwei burische Scharfschützen. Der eine war ein wohlhabender Viehzüchter nahe Pretoria. Seine Farm ist Schutt und Asche. Die Kaffern haben sein Zuchtvieh gestohlen, die Frau vergewaltigt und zwei Enkel umgebracht. Dann kamen die Briten und trieben die Überlebenden der Familie ins KZ nach Kimberley, wo sie gestorben sind.

Der andere Scharfschütze ist ein Junge von kaum fünfzehn Jahren, der aber schon ein Dutzend Gefechte mitgemacht hat. Vater und Brüder sind tot, er selber hat in zwei Jahren Krieg die Instinkte eines wilden Tieres entwickelt. Die beiden sind von der Sandpfanne Gough-Karu, einem wasserlosen Gebiet, herübergeritten. Dort haben sie mit bloßen Händen nach brakigem Wasser gegraben, sich von Heuschrecken und ein paar Wurzeln ernährt. In diesem Gebiet ohne Eisenbahnen waren sie aber in Sicherheit. Dann erreichte sie der Ruf von Burengeneral Smuts, daß die Olifant-Linie gehalten werden müsse. Und so liegen sie nun Mann neben Mann in den Felsen. Die nächsten Buren mögen dreihundert oder vierhundert Meter entfernt sein.

Lange schon beobachten sie das Huschen der Schatten drunten im britischen Lager. Aber die Zelte und Planwagen, die Pferde und Feldküchen sind hinter Blöcken und in Senken sehr gut gedeckt und zudem zu weit entfernt. Günstiger stehen die Feldwachen und Posten. Nur die Nacht ist für einen gezielten Schuß zu dunkel und Munition ist kostbar.

„Piet, merk dir eines", flüstert der alte Hendrijk ganz nahe am Ohr des Jungen. „Ein Buschkrieger muß vor allem Zeit und Geduld haben; genau wie ein Jäger, der auf eine Antilope ansitzt! Wir werden ganz sicher noch diese Nacht unseren Treffer anbringen."

„Weiß ich, Master Hendrijk!" sagt der Kleine eifrig. „Wir warten, bis sich die Kerle eine Zigarette anzünden. Das genügt als Büchsenlicht!"

„Langsam, Piet! Es gibt eine Faustregel: Wenn sich der erste eine Zigarette ansteckt, ist es das Signal. Da fährst du mit dem Gewehr hoch. Wenn dann der zweite drankommt, kannst du genau visieren; spätestens beim dritten, der ans Feuer geht, kracht der Schuß und sitzt!"

„Bei der heiligen Bibel, Master Hendrijk!" flüstert der Junge. „Es sind nicht meine ersten Briten, die ich schieße! Und bei jedem denke ich an einen lieben Verwandten, den sie umgebracht haben . . ."

Ganz in der Nähe beginnt eine verspätete Feldmaus zu pfeifen; es raschelt im Kameldorn. Der alte Bur faßt nach dem Arm des Jungen.

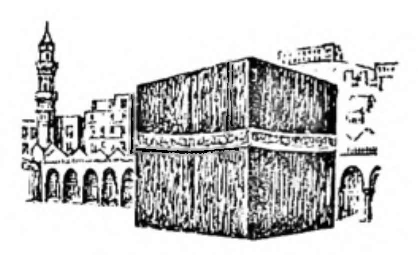
„Jetzt! Gib acht! Sie beginnen zu rauchen!"

In der pechschwarzen Finsternis des entfernten Grabens flammt ein Lichtpunkt auf, als habe jemand ein Zündholz angesteckt.

Die beiden — O'Brian und Lloyd Tamerik — sind unterdessen müde und frierend auf den Steinen gehockt. Sie hörten die Schritte kommen. Das muß die Ablösung sein.

Tatsächlich tauchen zwei „Green-Baretts" vom Lager her auf. George O'Connor, ein alter Kamerad des Iren, ist dabei.

„He, George!" ruft O'Brian vergnügt. „Du hast doch immer alle Taschen voller Kraut! Spendier uns eine Zigarette, uns friert!"
O'Connor holt brummend eine Packung hervor und reicht sie den beiden Posten. Als er auch sich selbst eine Zigarette zwischen die Lippen steckt, mischt sich der vierte Mann — ein junger, siebengescheiter Student aus Dublin — ein.
„Niemals drei Mann an einem Streichholz!" mahnt er. „Das bringt Unglück."
„Quatsch!" antwortet O'Brian und tritt zu O'Connor; der zündet sich zuerst seine Zigarette an und reicht dann das brennende Streichholz dem näherstehenden Lloyd. Sie machen tiefe, genußvolle Züge.
Die Flamme reicht eben noch für O'Brian. In diesem Augenblick fällt der Schuß. O'Brian bekommt große, erstaunte Augen und stürzt wie vom Blitz getroffen zu Boden. Mitten in seiner Stirne klafft ein kreisrundes Loch.
Nach dem peitschenden Knall und Aufblitzen des Schusses legt sich die Finsternis um so lautloser übers Veldt.
Der irische Bauernjunge O'Brian ist auf dem „Felde der Ehre" für Old Englands Glorie gefallen.
Und für Gold und Diamanten ...
Drüben im Felsenzirkus schneidet ein Fünfzehnjähriger gelassen eine Kerbe zu den anderen in den Schaft seiner Büchse.



1902 | Feuer am Rande der Weltgeschichte

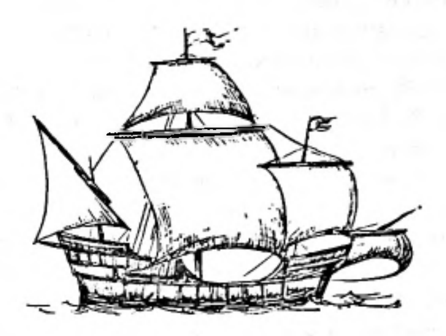
Wie eine ungeheure glühende Ofenplatte dehnt sich das arabische Kernland zwischen den Meeren. Wer schenkt schon diesem toten Winkel der Kontinente Beachtung?! Großbritanniens „Union Jack" weht triumphierend über rund einem Viertel der Welt, von Indien bis Kanada, von Ägypten bis Kapland; Frankreich hat sich sein zweites Kolonialreich in Afrika und Hinterindien aufgerichtet und beherrscht ein Achtel der Erde. Das zaristische Rußland ist beinah unbemerkt vom Ural und Kaukasus bis zum Pazifik und an die Nordgrenze Chinas vorangekrochen: der sechste Teil der Erdkugel ist sein. Weit überm Ozean wachsen die USA zur Großmacht empor, sogar Japan und das bei der kolonialen Verteilung der Beute zu spät gekommene Deutschland herrschen durch Wirtschaft, Militärmacht und blü-

hende Industrie. Noch besteht das türkische Imperium, dessen Statthalter auch über Arabien regieren. Welche Bedeutung könnte es haben, was ziehende Beduinenstämme, lagernde Hirten in der Herzlandschaft Arabiens, im Nedsch, denken, empfinden oder unternehmen?
Und doch erhebt plötzlich, nach langem Schweigen, die Wüste wieder ihre Stimme. Gerüchte wandern von Lagerfeuer zu Lagerfeuer, von Oase zu Oase und ziehen wie Gespenster über die Karawanenpfade.
Man flüstert sich zu, zwischen den Dörfern der Adschman-Beduinen im Norden und dem Gebiet der großen Rub el Khali im Süden schlage ein gewaltiger Löwe seine Beute. Ein geheimnisvoller, riesenhafter Räuber tauche auf und verschwinde, plündere Karawanen, überfalle die kleinen Posten der Beni Schammar, brandschatze die Siedlungen der Freunde Ibn Raschids und verkünde die Wiederauferstehung des Geistes der Wahhabiten.
Der Reformator Abd el Wahhab hatte um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert in der Wüstenlandschaft Nedsch gegen die korrupte Herrschaft der Türken und ihrer Statthalter gepredigt und Arabien aufgerufen, sich darauf zu besinnen, daß es die Heimat des Propheten und die Wiege des Korans sei.
„Werft ab allen Luxus!" hatte er verkündet. „Entsagt allem Prunk und aller Verweichlichung! Der Koran allein ist die Quelle arabischer Kraft!"
Damals war in der geheimnisvollen Wüstenstadt Er Riad der Sproß der alten Scheichfamilie Saud aufgestanden und hatte den Kampf eröffnet. Er war mit Hilfe ägyptischer und türkischer Truppen, vor allem aber durch den Verrat der Beni Schammar geschlagen worden. Seither waren die Raschids, als die Scheichs der Schammar, türkische Gouverneure im Herzland Arabiens. Die besiegte Familie der Sauds mußte sich unter den Schutz der befreundeten Emire von Kuwait begeben.
Nun aber geht ein Name um, der bald zur Legende wird. Jetzt singt die Wüste Lieder, liebt oder fürchtet den sagenhaften Räuber mit dem Namen Ibn Saud. Der letzte Sproß der Wahabitenfamilie ist aus Kuwait entwichen, in die Verlorenheit der Wüsten geritten, hat Gefährten um sich gesammelt und beginnt das Feuer zu entzünden.
Noch erreicht der junge Prinz nicht, was er hofft: daß er unter den alten Wahhabiten Gefolgschaft finde und daß sich die Stämme wider den Türkensöldling Ibn Raschid erheben. Bald sind die Kamelreitertrupps des Herrn von Nedsch unterwegs und jagen die Räuber hinaus in die Öde mit ihrer Wasserlosigkeit und Sonnenglut.
Als die kleine Schar eines Abends in einer Mulde um das Feuer aus Kamelmist lagert und das kärgliche Mahl aus Datteln, ungesäuerten Fladen und Zwiebeln verzehrt, taucht ein Bote auf, der meldet, daß große Polizeiaktionen in Gang gesetzt sind. In trostloser Wüstennacht, am purpurn glühenden Feuer unter den flammenden Gestirnen der Einsamkeit beschließen die Geächteten die Durchführung eines kühnen und mit echt orientalischer Phantasie entworfenen Planes.
An einem der nächsten Tage reitet die kleine Schar in die Oase Dschabrin am Rande des Murragebirges ein. Hier gibt es nur wenige würfelförmige und fensterlose Lehmhütten von Dorfbewohnern, die für die wilden Murraherren die Dattelpalmen betreuen. Die dreißig Räuber lagern, von ängstlichen Augen beobachtet, um ein Feuer. Heftige Reden werden gewechselt, die bald in offenen Streit ausarten.

In scheinbar unversöhnlichem Haß trennt sich der Haufe in kleine Gruppen, die einander verfluchend in verschiedenen Himmelsrichtungen fortreiten.
Die Wüste hat eine neue Legende: Ibn Saud, der große Empörer und Räuber, hat seine Gefolgschaft verloren.
Das Gerücht dringt auch an das Ohr Ibn Raschids in Hail. Er wartet einige Wochen ab und als keinerlei Kunde mehr von den Rebellen kommt, stellt er die Polizeiaktionen ein. Die tödliche Rub el Khali — die rote Wüste des Südens — hat ihren Mantel aus Sand über die Verschollenen gebreitet.
Die dreißig Gefährten Ibn Sauds aber haben sich weit draußen in der Wüste wieder vereinigt und halten an einem abgelegenen Wasserloch unter unsäglichen Entbehrungen fünfzig Tage still. Mit einer Handvoll Datteln, bitterem Wasser und Kamelmilch fristen sie bei glühender Hitze ihr Leben. Mehr als die dürftige Nahrung hält sie das feurige Wort ihres jugendlichen Anführers aufrecht. Ibn Saud ist damals zweiundzwanzig Jahre alt, fast zwei Meter groß und athletisch gebaut, vor allem aber besitzt er ein brennendes Herz, das von der wahhabitischen Wiedergeburt Arabiens träumt.
Endlich kommt für die dreißig die Nacht, in der sie aufbrechen, um zu siegen oder zu fallen. Mehr als vierhundert Kilometer sind sie von der Stadt Er Riad entfernt. Sie durchqueren diese Strecke ungesehen, meist bei Nacht, und erreichen den Höhenzug, der die innerarabische Wüste durchzieht und an dem einzelne Regenwolken der Monsunzeit eingefangen werden. Hier, zu Füßen der Berge und in den angrenzenden Wadis, gibt es Weideflächen, Dattelhaine und Nomadensiedlungen. Die Männer reiten mit weit vorgeschobenen Sicherungen, um nicht durch Zufall vorzeitig auf eine Zeltsiedlung zu stoßen. An einem Brunnen, eine Wegstunde vor Er Riad, machen sie halt. Die Kamele bleiben zurück, und zwanzig ausgesuchte Männer folgen Ibn Saud in die Oasenlandschaft rings um Er Riad.
Unbemerkt gelangen die Glücksritter in die vom Mondlicht überflutete Parklandschaft und schleichen wie Schatten durch die Gärten. Manchmal kläffen Hunde, ein Kamel schreit im Schlaf, aus Dornenpferchen dringen das dumpfe Blöken von Schafen und das Meckern der Ziegen.
Endlich steigt hinter rotbraunen Palmstämmen das weißgelbe Gemäuer der Stadt herauf. Im Westen Er Riads hat vor Jahren Ibn Raschid ein großes Stück der Stadtmauer niederlegen lassen, um von seiner Stadt Hail her eine bequeme Einmarschpforte zu haben. Hinter dieser Bresche schachteln sich die lehmgefügten, viereckigen Häuser bizarr übereinander. Manche Bauwerke steigen zu Turmhöhe an. Leitern und gemauerte Treppen verbinden die flachen Dächer. Das silberne Mondlicht macht alles ganz deutlich: die spitzen Nadeln der Minarette mit ihren laubenartigen Umgängen, die halbrunden Kuppeln, das gelbliche Ziegelgemäuer der Zitadelle und dazwischen das Gefächer der Palmen.
Leise fällen die Abenteurer eine schlanke Palme, lehnen den Stamm gegen die Bresche und klettern hinauf. Die Posten der Schammar pendeln auf den Wehrgängen und rufen sich gegenseitig an. Trotzdem gelangen alle zwanzig unbemerkt in die Stadt. Langsam dringen sie, von Dach zu Dach springend, gegen den einsamen Block des alten Stadtpalastes vor und steigen vorsichtig in die Gemächer hinab, wo ihnen der Zufall einen freundlich gesinnten Wahabiten in den Weg

führt. Durch ihn erfahren sie, wo das Privathaus des Gouverneurs liegt und wann er, der in der sicheren Zitadelle schläft, am Morgen ausreitet.
Ibn Saud und seine Freunde erreichen das Haus des Gouverneurs, überwältigen die Dienerschaft und die Frauen. Dann richten sie sich für den geplanten Angriff am Morgen ein. Sie befinden sich jetzt mitten im Lager des Todfeindes; ihre Gewehre starren aus den Schießluken auf das gegenüberliegende Tor der Festung.
Als am östlichen Horizont das erste sanfte Rot über der Wüste sichtbar wird, versammelt Ibn Saud seine Gefolgschaft in der Halle. Sie knien nieder und berühren mit der Stirne den Boden, indem sie sich in Richtung Mekka verbeugen. Dann sprechen sie die vorgeschriebenen Gebete und heben die Arme gen Himmel. Es ist der Morgen des 15. Januar 1902 ...
Einige Stunden später schwingt das mächtige Tor der Zitadelle in den Angeln. Schammarkrieger in den rotgefleckten Burnussen beziehen vor dem Graben Posten. Schwarze Sklaven führen die reichgeschirrten Rosse des Statthalters und seiner Offiziere heran. Schon tauchen in bunten Mänteln und gefransten Kopftüchern die Herren im Dämmer der Torbogen auf.
Die Krieger Ibn Sauds eröffnen das Feuer zuerst auf die Wachen. Die Türen des Gouverneurhauses fliegen auf, und der riesige Ibn Saud, gefolgt von seinem Vetter Dschiluwi und einem Dutzend seiner Getreuen, stürzen sich mit Gewehr, Dolch und Säbel über die Überraschten.
Ein erbitterter Kampf entspinnt sich um den Zugang zur Zitadelle. Der Statthalter, der Bedrohung entflohen, rettet sich in den Innenhof und erreicht das Portal einer kleinen Moschee — da trifft ihn der pantherhafte Ansprung Dschiluwis. Tödlich getroffen erliegt er dem Gegner.
Damit ist auch der Kampf entschieden. Die Leute Ibn Sauds besetzen die Zitadelle. Die Schammar, die an einen allgemeinen Aufstand der Stadtbewohner glauben, ergeben sich. Erst als alles vorüber ist, erwacht die Stadt und erfährt, daß über Nacht die Herren gewechselt haben und die Sauds zurückgekehrt sind.
Jetzt entsinnt sich das Volk seiner wahhabitischen Vergangenheit und wälzt sich schreiend durch die Gassen, um Ibn Saud, dem strahlenden, jungen Sieger, zu huldigen.
Der Anfang ist gemacht. Vom eroberten Er Riad aus reißt Ibn Saud zuerst die Landschaft Nedsch, später das Kasim und endlich den Großteil der Arabischen Halbinsel an sich. Klugerweise erkennt er die Oberhoheit der Türken an und beteuert den allmächtigen Engländern seine Freundschaft.
Arabien erwacht zu neuem Leben. Ibn Saud erweist sich als eine seltsame Mischung von begeistertem Erneuerer des Islams und modern denkendem Staatsmann. Wie in des Propheten Tagen gießt er den zerstrittenen Wüstenstämmen das Feuer neuen Glaubens in die Adern. Zugleich aber gründet er für seine Wahhabiten „Ischwan-Siedlungen" — Kommunen, die in brüderlicher Weise wirtschaften und gemeinsam aus der Wüste Oasen schaffen. Und er weiß auch, daß in dieser Welt ein Staat nur bestehen kann, wenn er sich rüstet. Deshalb bewaffnet er seine Wahhabiten mit den neuesten deutschen Mausergewehren, englischen Rifles, französischen Maschinengewehren und amerikanischen Funkautos. Arabien beginnt, sich den Weg in die neue Welt zu bahnen. Noch ahnt niemand, daß unter den Wüstentafeln und

an den Bruchrändern der Küste goldene Schätze — Erdöl in tausend Quellen — schlummern und daß diese noch unentdeckten Reservoire Arabien aus seiner Abseitigkeit und Vergessenheit in den Blickpunkt rücken, ihm aber auch die Mittel bescheren werden, sich den Fortschritt ins Land zu holen — und mit diesem den neuerlichen moralischen Verfall. Dann wird der Gläubige dahingehen und der „Ölscheich" kommen; auf die Tage der Wahhabiten folgen jene der Aramco — der „Arabisch-amerikanischen Öl-Company".



1912 | Einsames Heldentum

Die Luft war erfüllt vom unablässig auf- und abschwellenden Heulen des Sturmes. Wie eine tausendfältig funkelnde Glaskuppel wölbte sich ein weißer, flirrender Himmel über Meer und Land. Die Sonne, die sich irgendwo flach am Horizont hinter den weißen Schleiern der Kälte verbarg, brachte mit ihrem schrägen Licht die Myriaden Eiskristalle zum Glitzern, die wie grausam zustoßende Nadeln im Orkan daherwirbelten.

Robert Scott rieb mit seinen pelzbehandschuhten Fäusten die Schlitze der Eskimobrille frei, um besser sehen zu können. Wie rundliche Pelzkugeln standen seine Gefährten: Rittmeister Oates, Leutnant Bowers, Maat Evans und Zoologe Wilson, neben ihm in dem hüfthoch ausgeschaufelten Neuschnee. Das Meer war draußen von grünen oder in bläulichem Regenbogenglanz schimmernden Eisbergen, übereinandergetürmtem Packeis und schneebedeckten Felsbarrieren übersät. Nur die vom Eisbrecher aufgeschnittene Fahrrinne tiefblauen Wassers trieb mit weißen Schaumkronen und schwimmenden Eisschollen gegen den Rand des Schelfes. Das war der Abfall des Festlandes, aus welchem der größte Teil der Antarktis — der Südpolkappe — bestand. Auf diesem Schelf hatten sich haushohe gläserne Eisschichten und Schneeberge angesammelt, die zum Plateau emporführten, auf welchem die englische Expedition — deren Führer Robert Scott war — ihr festes Lager errichtet hatte. Die Hochfläche selbst war weithin flach und von Schneestürmen glattgefegt. Es gab nur wenige Farben in dieser grandiosen Eiswelt: Weiß, Grün, Blau und ein seltsames Glitzern, das den Augen weh tat und blind machte.

Ja, die Nachricht stimmte: Das Expeditionsschiff „Terra Nova" war zum Mac-Murdos und zurückgekehrt. Das konnte um diese Zeit nichts Gutes bedeuten. Mehr als drei Wochen hatte die als Eisbrecher ausgerüstete Terra Nova gebraucht, um die übereinandergetürmten Schollen, die himmelhohen Eisberge und die Treibeisfelder zu umfahren und zu durchbrechen, bis sie, einer Trift folgend, zum Mac-Murdos vorgedrungen war. Vor ein paar Wochen hatte der Kapitän seinen Liegeplatz verlassen, um die „Roßbarriere" entlang fahrend die weiteren Möglichkeiten der Antarktis zu erkunden. Es gab noch einen Grund, warum die Terra Nova das Standlager verlassen hatte. Man hatte einen drahtlosen Funkspruch von einem britischen Kreuzer aufgefangen, der davon sprach, er habe die „Fram" (Vorwärts) des Polarforschers Roald Amundsen auf Antarktiskurs gesichtet.
Robert Scott wußte — wie alle Welt, die sich aus Zeitungen unterrichtete —, daß Amundsen in Norwegen eine große Nordpolexpedition rüstete, daß er den Plan Fridtjof Nansens verwirklichen wollte: sich mit seinem Schiff auf der Meeresströmung nahe an den nördlichen Pol herantreiben zu lassen. Aber, so fragte sich Scott nun, als er den Funkspruch erhielt: war denn das Rennen nach dem Nordpol nicht längst entschieden, seit es 1909 dem Amerikaner Peary gelungen war, das Sternenbanner am Nordpol zu hissen?! Sollten alle Vorbereitungen Amundsens am Ende Tarnung gewesen sein? War er nach Süden anstatt nach Norden geschippert?
Jedenfalls war die Terra Nova ausgelaufen und hatte die Roßbarriere abgetastet. Wenn der Norweger irgendwo in der Antarktis kreuzte, dann mußte das englische Schiff hier auf ihn stoßen.
Die vorzeitige Rückkehr des Eisbrechers war kein gutes Zeichen!
Wahrscheinlich waren sie Amundsen begegnet.
Und nun kamen sie vom Schelfeis heraufgestapft, dunkle, pelzvermummte Gestalten, die, mit Rauhreif bedeckt, sich gegen das Brausen des Orkans legten und schwerfällig, Dampfwolken ausstoßend, den Neuschnee durchpflügten. Der Kapitän kam, um Robert Scott Bericht zu erstatten.

Dann saßen sich die Männer in den tief eingegrabenen, nach Igluart mit Eis- und Schneeblöcken gepolsterten Winterhütten gegenüber. Die Petroleumöfen blakten, sie rieben sich die steifgefrorenen Hände, von denen sie die starren Pelzhandschuhe gelöst hatten.
Alle schlimmen Befürchtungen waren eingetroffen.
Der Kapitän hatte in der Walfischbucht das Standquartier Amundsens angetroffen. Die Fram lag halb eingefroren im Schelfeis. Diese Walfischbucht schien günstiger zum Pol zu liegen als der Mac-Murdos und nur rund 1450 Kilometer Luftlinie von dem Punkt entfernt, an dem sich die errechnete Erdachse drehte, und etwa 650 Kilometer vom Standplatz der Engländer entfernt. Amundsen aber war — wie die Engländer erfahren hatten — bereits am 20. Oktober mit vier Gefährten und vier Schlittengespannen in Richtung Südpol aufgebrochen. Der Wettlauf war eröffnet. Von jetzt an kämpfte Robert Scott nicht nur gegen die Unbilden der äußerst rauhen Natur, gegen Kälte, Orkan, Geländeschwierigkeiten und was sich sonst alles wie eine unübersteigbare Mauer zwischen menschlichen Forschergeist und das ersehnte Ziel stellen würde. Er mußte nun auch noch ständig an den Konkurrenten denken.

Würde Norwegens Banner oder der Union Jack über der südlichsten Kuppe des Erdballs wehen?

Weltruhm oder Untergang lautete nun die Wahl.

Vor den Winterhütten heulte und sang der Eissturm, die Alkoholthermometer zeigten 30 Grad unter Null.

„Morgen schreibt man den 1. November 1911", sagte Robert Scott. „Morgen im Frühlicht brechen wir auf! Wir fünf: ich, Oates, Bowers, Evans und Wilson. Wir setzen unsere mandschurischen Ponys und die neuen Motorschlitten gegen Amundsens Eskimohunde. Vielleicht ist Gott mit Old England ..."

Doch die Expedition Robert Scotts steht von Anfang an unter einem unfreundlichen Stern. Der Schneesturm scheint sich noch zu steigern, er fegt flach über die Eisebene Kristalle, nadelspitze Schneepartikel. Man muß um jeden Schritt kämpfen und hat immer den Wind im Gesicht, das kaum durch die Schneemasken und Pelzhauben geschützt wird. Die Ponys sind weder den Kältegraden noch dem mark- und beindurchschneidenden Orkan gewachsen. Scott muß sie schon am ersten Tag gegen Erfrierungen behandeln.

Der Motorschlitten, von einer Firma im fernen England konstruiert und auf den Hochflächen des winterlichen Schottland erprobt, versagt vor den haushoch übereinandergetürmten Schollen, angesichts des eisenharten Harschs, der klaffenden Gletscherspalten und Schneewächten.

Mühsam ringen die fünf Männer und die Ponys um jede Meile. Dabei wissen sie, daß runde 1600 Kilometer vor ihnen liegen, daß in jeder Minute irgendwo da drüben in der grauen, wirbelnden Weite Amundsens Schlittenhunde dahinhecheln, die Eskimoschlitten voranziehen und sich Meter um Meter vorwärtswühlen.

Die Tage und Wochen sind eine Kette unmenschlicher Leiden. Schon bald wird klar, daß sich Robert Scotts Berechnung hinsichtlich der Reisedauer bis zum Pol nicht einhalten läßt. Zu viele unerwartete Hindernisse treten auf: Wer konnte mit dem beinah unablässigen Wehen des Schneesturmes rechnen? Wer vermochte zu ahnen, daß sich die Hochfläche bald mit abgrundtiefen Eisrissen, mit klaffenden grünen Schluchten und dann wieder mit haushoch ragenden Eiswänden, Trümmerfeldern und Schollengebirgen bedecken würde?

Bei solchen Kältegraden und Anstrengungen braucht der Mensch mehr Kalorien als sonst. Aber Scott muß schon jetzt die Zuteilung der Nahrungsmittel einschränken, ein Pony wird geschlachtet. Man hinterläßt für den Rückweg in Eishöhlen oder schnell errichteten Iglus — gekennzeichnet durch eine flatternde Fahne — Lebensmittel- und Brennstoffvorräte. Die Schlittenlast wird leichter, doch die Mühen nehmen zu.

In der Nacht zum 15. Januar 1912 befinden sich Scott und seine Gefährten auf 3025 Meter Meereshöhe, die Temperatur beträgt — 32 Grad.

Endlich ist eine glattere Oberfläche erreicht. Es sieht aus, als hätten Orkane die hochgebirgige Polkappe im Süden poliert. Rascher fliegen nun die Kufen der Schlitten. Messungen zeigen, daß man nicht mehr weit vom ersehnten Ziel entfernt sein kann.

„Da! Sehen Sie, Sir!" schreit Bowers und zeigt zum weißflimmernden Horizont, über dem ein beinah schwarzblauer Himmel hängt. „Sieht aus wie ein Wegzeichen! Sollte etwa . . ."
Er spricht nicht aus, was alle denken, befürchten. Das Herz klopft den Männern zum Zerspringen, sie hasten und jagen voran.
Und sie finden eine Stange mit der norwegischen Fahne. In der Nähe sind die Spuren eines Lagerplatzes, Abdrücke von Schlittenkufen, Hundepfoten, Skispuren, weggeworfene Abfälle. Der Wind ist nun auf einmal ganz schwach, fast nicht mehr spürbar. Die abfallende Schneefläche zeigt deutlich den Weg, den die Norweger genommen haben.
„Wir sind zu spät gekommen . . .", flüstert Scott in seinen struppigen Bart. Aber noch haben alle fünf Hoffnung, die wahnwitzige Hoffnung, es könnte doch noch glücken, das Rennen möchte noch gewonnen werden.
Scott stellt seine Messungen an, befragt Sonnenstand und Gestirne, mißt den Magnetismus, betrachtet den in der Irre tanzenden Kompaß, notiert brav und getreulich alles in seine Tabellen. Nach einer schlaflosen Nacht erheben sie sich und fahren im ersten Frühlicht los.
Der Eissturm ist wieder da! Aber es geht glatt bergab. Die Spuren der Norweger leiten sie eine kurze Weile. Dann hat sie der Sturm verweht, und die Bahn steigt neuerdings an.
Mittags: eine neue Messung. Die Instrumente zeigen, daß es bis zum Südpol nur mehr sechs Kilometer sind. Dann steht man auf dem Punkt, von dem alle Wege und Richtungen nur noch nordwärts führen können.
Voran! Vorwärts! Da erspähen Bowers' scharfe Augen ein Zelt, das verschneit in einer Mulde steht. Daneben aber — an einer Stange und von einem plötzlichen Windstoß gebläht — flattert rot-weiß das Kreuz von Norwegen. Amundsen und seine Männer waren hier. Sie haben ihr Rennen gewonnen; für die Mannschaft Scotts bleibt nur der zweite Platz.
In dem Zelt entdecken die Engländer Handschuhe, weggeworfene Fetzen, einen unbrauchbaren Sextanten und einen Zettel mit einer Grußbotschaft an König Haakon von Norwegen. Amundsen hatte ganze Arbeit geleistet: daneben liegen die exakten Berechnungen des Punktes, der „Südpol" heißt.
Eine trübe, wortkarge und traurige Nacht im Zelt für die Engländer.
Am Morgen gibt Robert Scott Befehl zur Umkehr. Runde 1500 Kilometer Luftlinie — eine Entfernung wie von München nach Madrid — liegt vor den Männern, die alle schon sehr geschwächt sind. Die Nahrungsmittel und der lebenswichtige Brennstoff reichen gerade noch aus — wenn nichts dazwischen kommt! Evans leidet zudem an einer Knieverletzung, die ihm das Gehen zur unerträglichen Qual macht.
Die folgenden Tage werden zu einer Abart der Hölle — einer kalten, todesstarrenden, windumwehten, grausam glitzernden Hölle! Evans kann nicht mehr gehen. Zeichen von Wahnsinn zeigen sich bei ihm. Er wankt wie ein Betrunkener, rennt vom Schlitten fort in die weiße Einsamkeit, schreit den Schreckgestalten seiner kranken Phantasie wirre Worte zu.
Er muß auf den Schlitten gebunden werden. Das wieder fördert die Erfrierungen, die sich bei ihm einstellen.

Noch 22 Kilometer zum nächsten Lebensmitteldepot! Da beginnt Schnee in wirbelnden Massen zu fallen. Er ist diesmal naß, hängt in Klumpen an Schuhen, Schlittenkufen und stapfenden Füßen. Als sie endlich den bei der Herfahrt errichteten Iglu erreichen, stirbt Evans in der Nacht.
Zwei Tage später dreht der Orkan und bläst ihnen mit – 42 Grad Kälte Eis ins Gesicht. Um jeden Schritt muß zäh gekämpft werden. Nun erklärt Oates, er könne nicht mehr, und fordert, daß ihn die Gefährten im Schlafsack zurücklassen. Doch die Tapferen zerren und schleppen den Mann, dessen Hände, Arme und Füße bereits gefühllos sind, zum nächsten Lagerplatz.
In der Nacht verschwindet Oates aus seinem Schlafsack. Er ist ungeschützt aus dem Zelt gelaufen. Er wollte den Gefährten nicht länger zur Last sein und befreit sie von seiner Gegenwart.
Nacht und Eissturm verschlingen ihn.
Er vermag sie durch sein Opfer nicht zu retten.
Die Brennstoffvorräte sind erschöpft, immer mehr Erfrierungen melden sich nun auch bei den Übriggebliebenen. Sie müssen häufiger rasten, sind oft zu schwach, das Zelt zu errichten. Und immer wieder bieten sie trotzig dem anheulenden Orkan die Brust.
Dann bauen sie noch einmal ihr Zelt auf. Längst ist das letzte Pony dahin, der Motorschlitten liegt irgendwo in den unendlichen Schneewüsten vergraben unter Wächten.
Robert Scott, Leutnant Bowers und der Zoologe Wilson kriechen in ihre Schlafsäcke, drängen sich Wärme suchend eng aneinander. Über dem flatternden Zelt rüttelt und braust der Orkan. Schweigen herrscht in dieser letzten Zuflucht. Es gibt nichts mehr zu sagen, sie schlafen, dösen, warten und träumen.
Nur Scott erfüllt seine Pflicht bis zum Letzten. Er schreibt mit erfrorenen, klammen Fingern die Eintragungen in sein Tagebuch.
Und Schnee legt sich in dichten Wänden über das Zelt ...

Acht Monate später, nachdem der antarktische Winter vorüber ist, geht eine Suchexpedition hinaus in die Eisgebirge. Sie finden das Zelt und drei steifgefrorene Leichen in ihren Schlafsäcken.
Scott hat die Klappen seines Schlafsackes geöffnet und einen Arm im Freien. Er umklammert sein Wachsleinwandbuch.
Die letzten Zeilen darin lauten:
„Schickt dieses Tagebuch meiner Frau."
Sterbend hatte er offenbar das Wort „Frau" durchgestrichen und zitterig darübergeschrieben: „Witwe".
Und die Welt feierte den Norweger Amundsen als den Entdecker des Südpols. Den zweiten im Rennen hat sie beinah vergessen ...



1917 | Viva Villa!

Die Bandidos hatten Glück gehabt. Auf ihrem Streifzug durch die Ausläufer der Sonoraberge waren sie auf die Bahnlinie gestoßen, die von der US-amerikanischen Grenzstadt El Paso südwärts in das mexikansiche Chihuahua lief. Sie hatten den Zug an einer Wasserstation erwischt, sofort angegriffen und ausgeplündert.
Eine Zeitlang gab es jetzt wieder US-amerikanische Stiefel, Munition, Gewehre, Decken, Verpflegung und sogar guten Whisky, ganz zu schweigen von dem Geld und den Wertgegenständen, welche die Bandidos den wenigen Passagieren abgenommen hatten. An den südwärts fahrenden Zug war ein Waggon mit Nachschubgütern der USA für die Carranza-Truppen angehängt gewesen.
Pancho Villa – il Jefe – hat die Verteilung der Beute persönlich vorgenommen. Seine Compadres hockten noch um ihn herum, der wie ein mexikanischer Götze unter der Schirmpinie thronte. Was er jetzt vor sich ausgebreitet hat, sind Karten, Papiere und ein Ballen Zeitungen, die sich im Postwagen befunden hatten. Remigio, der riesige Yaqui-Indianer, der außer einem breitrandigen Sombrero, einem schmutzigen Lendentuch und dem buntgestreiften Poncho nur gekreuzte Patronengurte und einen Revolvergürtel als Bekleidung trägt, will gerade den Papierkram ins prasselnde Feuer schleudern, als ihn ein Befehl Pancho Villas einhalten läßt.
„Gib eine Gazzette her, Remigio!" ruft Villa. „Wir sollten doch wissen, was sich in der Politik tut! Was die verdammten Carranzistas ausgekocht haben!"
„Du kannst sowenig lesen wie ich, Compadre!" grinst der Yaqui, zieht aber doch eine Zeitung aus dem Packen und reicht sie dem Chef.

„Wo ist der Schullehrer?!" schreit Pancho Villa. „Holt mir Don Cirillo, den Lehrer! Und den Gringo auch gleich! Ich sehe schon, diese andere Zeitung dort ist amerikanisch gedruckt. Da merkst du, sturer Indio, daß ich recht wohl zu lesen vermag! Nur bei den kleineren Buchstaben beginnen mir die Augen zu flimmern."
Ein Capataz — ein Unterführer — springt vom Feuer hoch. Er salutiert, wie sie es bei den Ruales (Gendarmen) gesehen haben.

„A sus ordines, Jefe!" brüllt er. „Zu Ihren Diensten, Chef!"

Die Gegend, in der der Rest der Villa-Banden lagert, ist ein Seitental des Rio Sta. Maria. Im Westen steigen finster, dschungelbedeckt die Bergrücken der Sierra empor; nach Osten zu verläuft ein dürres Savannengebiet mit viel Steinbrocken, Sand, Kandelaberkakteen, Agaven, Ginster- und Salbeigebüsch; oben auf den Höhen stehen gleich Statuen die Wachtposten.

Die „Villaneros" müssen auf der Hut sein. So erfolgreich und großartig die Revolution vor ein paar Jahren auch gewesen war, so übel war die Lage jetzt. Vom eroberten Ciudad Mexiko bis in die unwegsame Sierra hatten die Regierungstruppen sie gejagt. Daran waren nicht zuletzt die Nordamerikaner schuld, die 1915 auf Befehl ihres Präsidenten Wilson ein Expeditionskorps in die mexikanischen Revolutionswirren entsandt hatten.

Zuerst hatten amerikanische Großfirmen, Waffenhändler und Politiker Pancho Villa unterstützt, ihm Waffen, Munition und andere nützliche Dinge geliefert. Als aber Präsident Carranza klein beigab und den USA die erbetenen Ölkonzessionen bei Tampico, die langfristigen Nutzungsverträge für die mexikanischen Kupfer- und Bleiminen und die Mahagoniwälder eingeräumt hatte, hatte Präsident Wilson erklärt, die USA seien die Ordnungsmacht der westlichen Hemisphäre. Und dann waren die gut ausgerüsteten amerikanischen Truppen zur Unterstützung der Regierung einmarschiert.

Pancho Villa war zwar immer noch der Held der Armen, Ausgebeuteten, der geprügelten Indios, der armseligen Peones (Viehhirten) und der in äußerster Abhängigkeit lebenden „Fincha-Bauern" (Kleinpächter). — Jedoch hatte er sich von einem Revolutionsgeneral in eine Art Räuberhauptmann verwandelt. Diese kleine Truppe von kaum tausend Mann, die hier am Rio Sta. Maria kampierte, war alles, was vom Aufstand der Sierra übriggeblieben war.

Als der Capataz nun durchs Lager geht, um den Schullehrer und den Gringo zu suchen, sieht er phantastische Gestalten. Da hocken bronzefarbene Chamulo- oder hochgewachsene Yaqui-Indianer beisammen, die meisten mit langen, schwarzsträhnigen Haaren, Filzhüte voller Federn auf den Köpfen, in erbeutete Ponchos oder Decken gehüllt, aber auch halbnackt. Alle tragen Patronengurte, Messer, Säbel, Gewehre oder die langen Flitzbogen mit Pfeilen. Die stoppelbärtigen Peones, entlaufene mexikanische Viehhirten, Kleinpächter, Landarbeiter oder auch berufsmäßige Banditen, haben sich mit allen Beutestücken behangen, die sie als besonders reizvoll empfanden: Sie tragen wagenradgroße, spitz zulaufende Sombreros, die einst einem reichen Haziendero gehört hatten, boleroartige, reichbestickte Spanierjacken mit riesigen Silberknöpfen, goldornamentierte Reithosen, Uniformstücke, sogar Ordenssterne und mit Silbernägeln beschlagene Stiefel. Natürlich ist alles

ziemlich verwahrlost. Schließlich hat jedes Stück seine Geschichte, die vom Kampf, Tod, Marsch durch Wüsten und Urwälder und von viel Schweiß erzählt.

Es gibt auch Frauen und Kinder im Lager Pancho Villas. Sie kauern in sicherer Entfernung von den Lagerfeuern und lauern wie Raben oder Schakale, daß von den Tortillas, den gebratenen Leguans oder dem zähen Rindfleisch etwas für sie abfällt. Gelegentlich reicht ein großzügiger Padrone seiner indianischen „Muchacha" auch die Pulqueflasche mit dem starken Agavenschnaps.

An allen Feuerchen wird reichlich der rote Chillipfeffer verwendet, der stärker als alle Sünden der Hölle brennt. Doch die Mexikanos — ob Indios oder Kreolen, Mischblut oder weißblütige Peones — lieben es, pures Feuer zu fressen.

„Don Cirillo! Schullehrer! Gringo!" schreit der Capataz. „He, wo steckt ihr? Adelante! Zum Jefe!"

„Don" Cirillo, wie ihn die Bandidos ehrfurchtsvoll seiner Schreib- und Lesekünste wegen nennen, liegt zusammen mit „El Gringo" in einer Sandkuhle. Sie haben sich einen Leguan — eine Rieseneidechse — gebraten, weil es nichts Besseres gibt.

El Gringo — der Amerikaner — hat sich Cirillo angeschlossen, da dieser weit und breit der Gebildetste ist. Cirillo war Schullehrer in einer US-Kupfermine gewesen — natürlich nur für die braunen Indio- und Peoneskinder. Er war noch nicht lange bei Pancho Villa. El Gringo kommt von der University of California, ist sogar Sohn reicher Eltern und hat sein Herz für den Sozialismus entdeckt. Als er von dem Aufstand der ausgebeuteten, geplagten Mexikaner gegen die Diktatur der Generale hörte, als die Zeitungen anfangs über die Heldentaten und den raschen Vormarsch der „Volksarmee" Pancho Villas berichteten, ist er eilends über den Rio Grande gekommen, um an der Seite der Armen zu kämpfen.

„Und du, Cirillo", fragt er, „warum reitest eigentlich du mit den Bandidos? Als Schullehrer warst du doch besser gestellt als so ein armseliger Contratista, der wie ein Sklave in den Gruben geschuftet hat."

„Um der Gerechtigkeit willen, Compadre!" erwidert Cirillo mit steifer spanischer Förmlichkeit. „Weil ich für Recht und Gesetz eintrete, weil ich möchte, daß die Grundsätze der Menschlichkeit endlich auch in unserem Lande gelten! Zu lange habe ich die Zustände geduldig hingenommen: wie US-Unternehmer ihre grausamen mexikanischen Capatazes mit Hunden und Peitschen, Revolvern und Prügeln auf die armen menschlichen Arbeitstiere ihrer Minen losließen. Ich habe erlebt, wie man alte Männer und halbwüchsige Jungen bei Nichterfüllung ihrer Arbeitsnorm von zwölf und vierzehn Tagesstunden abends mit den Armen an den Bäumen aufhängte, sie auspeitschte, ihnen unter die Fußsohlen Feuer machte. Ich konnte nicht mehr ansehen, wie die Herren und ihre Capatazes in den Gruben, den Monterias (wo die Mahagonistämme mitten im Dschungel gefällt und unter unvorstellbaren Schwierigkeiten zu den Flüssen transportiert werden) und auf den Großhaziendas Frauen und Kinder wie Sklaven mißbraucht, um den Lohn betrogen, ausgenützt und zu Tode geschunden haben. Da brach ich eines Tages auf und ging zu Pancho Villa, der ja selber einst ein armer Peon gewesen ist . . ."

„Da hockt ihr ja, Cabrones ordinaires!" schimpft der Capataz, der sie nun endlich gefunden hat. „Auf! Auf! Der Jefe will Zeitungen lesen!"

Pancho Villa sitzt wie ein Bonze, riesig und schon etwas fett, kreuz und quer überm Poncho mit Patronengurten bedeckt, im Schatten seines riesigen Sombreros. Er versteht nur die Hälfte von dem, was ihm Cirillo und der Gringo aus den Zeitungen vortragen. Aber Pancho hat eine angeborene Bauernschläue und viel Instinkt. Er fragt recht klug und Don Cirillo erklärt ihm, was die Politik bedeutet.
Die USA scheinen entschlossen zu sein, in den großen Krieg, der seit 1914 ganz Europa in Flammen setzt, auf seiten der Alliierten einzugreifen.
Die Großbanken haben den Engländern und Franzosen viel Geld geliehen, die amerikanische Industrie hat auf Kredit jahrelang Waffen, Munition und Schiffe an die Verbündeten geliefert. Aber diese verfluchten Deutschen sind nicht umzubringen. Sie kämpfen zwar gegen eine gewaltige Übermacht, scheinen jedoch trotzdem dabei den weltweiten Kolonialmächten England und Frankreich das Kreuz zu brechen. Mit den Russen sind sie bereits fertig geworden.
He?! Was nun, wenn sie tatsächlich siegen? Wer bezahlt dann den USA ihr Geld und ihre Lieferungen? Da war es doch klar, daß Menschlichkeit, Recht und Demokratie aufs ärgste gefährdet waren. Das schrieben die amerikanischen Zeitungen. Bald würden die USA eine Armee nach Europa senden.
In solcher Lage, in welche die friedliebenden und stets für das Recht in der Welt eintretenden Staaten unschuldig gekommen waren, konnte man natürlich an der Südgrenze des Landes keine Unruhen und Revolutionen brauchen. Zudem war Mexiko als Zulieferbetrieb für Kupfer, Blei und Erdöl wichtiger als zuvor. Besonders jetzt, wo Präsident Carranza die Verträge so bereitwillig unterschrieben hatte.
Die amerikanischen Blätter nannten Pancho Villa nun keinen Freiheitshelden und Volkskämpfer mehr, sondern sprachen von einem Halsabschneider, Räuber und Rebellen, den man ausmerzen mußte. Die amerikanischen Minengesellschaften, die Plantagen und Ölfelder sollten produzieren, nicht revoltieren.
„Habe schon begriffen, Compadre!" sagt Pancho Villa. „Die Gringos wollen uns schlachten, damit sie in ihren Minen und Monterias wieder Ruhe haben. Aber vorläufig haben wir noch Munition. Laßt uns in Mina San Pedro — drüben in der Sierra — einen Besuch machen! Die Muchachos im Bergwerk müssen befreit werden!"

Don Cirillo hat bisher, seit er bei Pancho Villa mitreitet, noch kein größeres Gefecht erlebt. Das steht ihm nun bevor.
Die kleine Armee wird aufgescheucht, packt in kürzester Zeit ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, sattelt Pferde und Muli, rüstet die paar Carretas (Wagen) und setzt sich ohne viel militärischen Aufwand in langer Kolonne in Marsch. Die Indianer halten sich ebenso zusammen wie die Peones, die Landarbeiter und die entlaufenen Mineros.
Kreuz und quer über schmale Buschwege, durch steinige Trockenflüsse und über die steilen Dschungelpfade der Sierra trotten sie dahin.
Zwei Tage später liegt die Minenarbeiterstadt „Mina San Pedro" vor ihnen in einem Talkessel. Es ist keine reiche und glänzende Siedlung. Armselige Hütten, Behausungen aus aufgeschnittenen Öltonnen, aus Wellblech, Kartonen, verfaulten Brettern und aus dem Urwald geschlagenen grünen Stämmen ziehen wie Aussatz den Hang entlang. Aber dazwischen gibt es ein paar „Tiendas" (Kaufläden), einige

Offizinas (Bürogebäude) und „Cantinas" (Schenken). Abseits, auf ein vorspringendes Plateau gebaut, stehen die weißgekalkten Villen der Americanos, der Ingenieure, Verwalter und Chefs. Um dieses „goldene Getto" der Amerikaner zieht sich ein hoher Drahtzaun, der alles von der Mexikanersiedlung abschließt. Dort drinnen sollen sogar eigene Schulen, eine Krankenstation, ein amerikanisches Warenhaus, Magazine und ein Kinosaal liegen. Ja, die Americanos verstehen zu leben!
Pancho Villa stellt seine Armee rings auf den Bergen auf.
Im Morgengrauen des dritten Tages gibt er den Befehl zum Angriff. Und nun erlebt Don Cirillo seinen ersten größeren Kampf. Schreiend und schießend, wie eine losgelassene Schar von Teufeln, stürzen sich Indios und Peones auf Mina San Pedro. „Gerechtigkeit!" brüllt der ehemalige Schullehrer, „Menschlichkeit!"
Neben ihm rennt der Gringo, feuert sein Gewehr ab und schreit etwas von Sozialismus.
Die kleine Stadt gleicht in Minutenschnelle einem aufgestörten Ameisenhaufen. Frauen, Kinder, Arbeiter, dazwischen weißgekleidete Americanos und ihre Hilfskräfte laufen durcheinander. Es wird geschossen, gebrüllt, geheult und geschlagen. Einige Arbeiter aus den Gruben werfen Dynamitpatronen gegen die Villaneros. Detonationen erschüttern den Talkessel.
Und dann erlebt Don Cirillo die Praxis der Revolution. Er wird Augenzeuge eines Sieges, den Unterdrückte gegen die Unterdrücker erfechten. Die zerlumpten, phantastisch aufgeputzten Bandidos aus dem Busch bahnen sich mordend, plündernd, schändend und zerstörend eine blutige, brandgeschwärzte Spur. Sie erschießen nicht nur die Amerikaner und ihre Helfer, sondern jedes menschliche Wesen, das ihnen in die Quere kommt. Die „befreiten" Arbeiter fallen ebenso wie die davonrennenden Kinder. Frauen sind Freiwild. Bald tut der in den Cantinas erbeutete Pulqueschnaps seine Wirkung. Die Yaqui-Indianer und die Chamullos veranstalten Folterungen, die Bandidos zünden die armseligen Hütten an und schleppen weg, was sie erbeuten können.
Vergeblich sucht Don Cirillo einige Mädchen und Kinder vor den Bestien zu retten. Die Hölle ist losgelassen. Gerechtigkeit, die der Schullehrer suchte, wandelt sich in Greuel, Gewalttat und Rache.
Verstört, schluchzend vor Erschütterung sitzt er endlich auf einem Stein über der brennenden Stadt. „El Gringo" kommt müden Schrittes den Pfad herauf und hockt sich zu ihm nieder. Über der Siedlung schwelen Brände und liegt ein einziger Weheschrei.
„Sie sind eben Primitive!" sagt der amerikanische Student. „Man müßte sie erst zum Sozialismus erziehen!"
„Sie sind Bestien! Böse Tiere!" schreit ihn Don Cirillo an. „Gib dem Menschen — ganz gleich, ob er arm oder reich, niedrig oder hochgestellt ist — ein Fetzchen Macht über andere, und du wirst erleben, daß er ein Raubtier ist. Ich habe genug von der Revolution, ich gehe zurück in die Schule! Vielleicht kann man dort anfangen, Menschen zu bilden und Gerechtigkeit auszusäen . . ."



1930

Der Zwischenfall von Menemen

„Mein lieber Gürülü-Bey", sagt Carl Brugger zu seinem Gegenüber, „ich muß gestehen, daß ich verwirrt bin! Was haben Sie nur mit der alten, romantischen Türkei angestellt? Ich kenne sie kaum wieder! Wenn ich an die Zeiten meines damaligen Aufenthaltes zurückdenke, war das für mich und wohl für jeden Europäer ein einziges Bilderbuch aus Tausendundeiner Nacht! Die windschiefen Holzhäuser, die wie Bleistifte aus dem Geschachtel aufragenden Minarette der Moscheen und das bunte Gewühl des Volkes: Pluderhosen, Turbane, Fez, krumme Säbel und wehende Roßschweife! Dazu die Frauen in ihren Schleiern, die nur aus schmalem Augenspalt hervorspähten. Vom Minarett rief fünfmal am Tag der Muezzin, die Moscheen waren überfüllt von Frommen, an den Waschbrunnen saßen die Gläubigen, und über den Lagerfeuern drehten sich gebratene Hammel ... Wohin ist das alles entschwunden?! Das niedergebrannte Smyrna haben Ihre Leute ganz europäisch, oder schon beinah amerikanisch aufgebaut. Wohin ich komme, redet man von Fortschritt, Europäisierung und Elektrizität. In der Stadt gehen die Leute in Konfektionsanzügen, tragen Hüte und strampeln auf Fahrrädern, und die Kinder laufen in Schuluniformen zum Schreibunterricht ..."

Der türkische Ortskommandant der kleinen Stadt Menemen streicht sich vergnügt den auf englische Art gestutzten Schnurrbart und wippt mit dem Stuhl. Er trägt eine Khakiuniform und eine Schirmmütze nach amerikanischem Vorbild, ein britisches Offiziersstöckchen und neben einer Menge türkischer Orden auf der linken Brustseite auch das Eiserne Kreuz, das ihm von der Goltz-Pascha persönlich verliehen hat.

„Verehrter Brugger-Effendi", erwidert er, „man merkt, daß Sie seit der Beendigung des Weltkrieges, der uns aus Bundesgenossen zu Freunden gemacht hat, nicht mehr hier gewesen sind. Vieles hat sich geändert. Ein mittelalterliches, orientalisches Staatswesen – das Osmanische Reich – haben Sie damals mit den deutschen Hilfstruppen verlassen. In einen modernen, nach europäischen Methoden organisierten und rasch sich entwickelnden Staat sind Sie zurückgekehrt. Sie trauern der verlorenen ‚Romantik' malerischer türkischer Dörfer und Städte nach und vergessen, daß

die Rückseite der Romantik meist Schmutz, Elend, Aberglaube und Rückständigkeit bedeutet. Die Türkei, wie sie unser großer El Gasi (der Siegreiche) Kemal Atatürk, zu schaffen im Begriff ist, will kein orientalisches Staatswesen mehr sein, sondern ebenbürtig unter die Völker Europas eintreten."
Der Oberst wirft einen bewundernden Blick zu dem gerahmten Bild hinauf, das hinter seinem Schreibtisch an der Wand hängt und von zwei gekreuzten Fahnen der neuen Türkei flankiert wird. Seltsamerweise ist Kemal Pascha, den sie „Atatürk" (Vater der Türken) nennen, in schwarzem Frack und weißem Kragen abgebildet. Die grauen Tigeraugen schauen zwingend herab. Carl Brugger hat damals, vor mehr als einem Dutzend Jahren, mit dem deutschen Expeditionskorps bei der Armee Kemal Paschas in Palästina gestanden und den „eisernen General" kennengelernt. Er war damals schon der neue, fortschrittlich denkende Mann der Türken gewesen. Kein Wunder, daß er es war, der nach dem Zusammenbruch von 1918 seine Armee ziemlich geschlossen ins anatolische Kernland der Türkei heimführte. Mit diesen Truppen, verstärkt durch eine von ihm geschürte Bewegung türkischer Bauern, warf er die von der kleinasiatischen Küste eindringenden Griechen zurück. Kemal El Gasi war es, der als einziger Führer des Islams, als einziger moderner Türke die Westmächte schlug und die Griechen ins Meer zurücktrieb. Damals war Smyrna unter entsetzlichen Greueln erobert und beinah gänzlich niedergebrannt worden. Eineinhalb Millionen Griechen hatten das Land, in dem ihre Vorfahren vor zweieinhalbtausend Jahren gesiedelt hatten, als Flüchtlinge verlassen müssen. Seither war der Gasi das Idol der neuen Türkei.
Und er hatte das Land umgekrempelt . . .
„Ibrahim, Kaffee!" ruft der Oberst und klatscht in die Hände.
Als der Junge mit dem Messingtablett und den Mokkatassen — einem der wenigen Überbleibsel alter Zeiten — sich mit vielen Bücklingen zurückgezogen hat, fährt Gürülü-Bey fort.
„Ja, ja, lieber Brugger-Effendi: Die Tage sind vorbei, da die Welt über den ‚kranken Mann am Bosporus' oder über die mittelalterlichen ‚Kümmeltürken' lachen durfte! Europas Kanonen und Kriegsschiffe haben uns aufgeweckt, und nun hat unsere Nation begriffen, was der Gasi gesagt hat." Und der Oberst deutet auf einen an die Wand gehefteten Sonderdruck in lateinischen Lettern, auf dem Kemals berühmte Rede aus der Hafenstadt Ineboli zu lesen ist.
„Völker" — so sprach der Gasi —, „die im Geisteszustand des Mittelalters verharren, sind verurteilt, von der Erde zu verschwinden. Der Türke soll Glied der internationalen Zivilisation werden. Das muß auch äußerlich zur Erscheinung kommen. Die zivilisierte und internationale Kleidung ist die einzig würdige für unsere Nation. Wir werden Schnürstiefel, Hosen, Jacken, Kragen und Krawatten tragen und auch eine Kopfbedeckung mit Rand oder Schirm — ich nenne diese Dinge bei ihrem Namen: diese Kopfbedeckung nennt sich Hut!"
„Und das haben all die Frommen im Lande, die fanatischen Bekenner des Islams, die Alten und Würdigen hingenommen, Gürülü-Bey?"
Der Oberst legt sich wohlgefällig im Stuhl zurück.
„Sie werden lachen, Effendi! Alle großen Umwälzungen hat die Bevölkerung brav hingenommen, weil sie in Kemal Atatürk den Retter und Befreier der Nation, den

Bringer der Bodenreform und der sozialen Gerechtigkeit verehrte. Sie hatte die Erklärung der Republik, die Beseitigung des Sultanats, die Verjagung des Herrscherhauses und sogar die Verweltlichung des Staates geschluckt — nur den Hut wollte niemand. Seine Krempe hinderte daran, bei den täglichen Gebeten vorschriftsmäßig mit der Stirn den Boden zu berühren. Der Hut war ein Christenzeichen. Erst als es um Hut oder Fez, um Schirmmütze oder Turban ging, hörten unsere Bauern und Handwerker auf die Hetzreden der Ulemas, Imams und Derwische. Denn es sind die Geistlichen im Lande, die gegen jeglichen Fortschritt auftreten."
Der Deutsche schüttelt den Kopf.
„Ist es nicht ein etwas krasser Sprung, den die Türken tun? Aus tiefster Abhänigkeit vom Islam, von der Glaubenswelt des Korans und dem uralten System der Sultansherrschaft, von heute auf morgen zu einem modernen, westlichen Staat?"
„Wir lernen rasch, Effendi! Wir haben auch gesehen und gehört, was in Rußland geschah! Das Zarenreich ist dahin, die Sowjets bauen eine gänzlich neue Gesellschaft. Kemal zitiert oft das Leninwort: Bolschewismus heißt, amerikanische Elektrifizierung plus marxistische Idee! Und er pflegt hinzuzufügen: Das gilt auch für uns. Nur wollen wir anstatt der marxistischen Ideologie die Selbstbesinnung auf das nationale, türkische Wesen. Überall sehen sie neue Werkstätten, Straßen- und Brückenbauten, Autobuslinien, Flughäfen und Elektrizitätswerke."
„Mir kommen Verse aus den Tagen Suleimans des Großen in den Sinn", erwidert Carl Brugger. „Damals hieß es: ‚Wenn der Türke aus dem Sattel steigt, hört er auf, ein Türke zu sein!' Werden die Türken nicht den Bruch mit ihrer Geschichte — also die Loslösung von Traditionen und Glauben — mit dem Untergang in einer modernen Weltzivilisation bezahlen?"
„Effendi!" lächelt der Oberst. „Ich glaube, die ganze Welt ist dabei, in eine Einheitskultur einzumünden. Technik und Wissenschaft, Massenproduktion und Sozialismus ersetzen die Religionen von gestern. Darum hat der Gasi bereits drei moderne Universitäten gegründet und seit 1928 angeordnet, daß die unpraktische und schwierige arabische Schrift durch das lateinische Alphabet ersetzt wird. Damit lernen die Kinder — und die Erwachsenen — innerhalb eines Jahres lesen und schreiben, wozu vordem die wenigen Auserwählten fünf Jahre brauchten. Wir haben die Einehe gesetzlich eingeführt, den Harem abgeschafft und die Wirkungsmöglichkeiten der Priesterschaft eingeschränkt, um mit dem uralten Aberglauben fertig zu werden. Die Türkei marschiert voran, Effendi! Sie will den Anschluß an Europa und an die neue Zeit!"

So fortschrittlich das alles klang; schon am folgenden Morgen muß Carl Brugger, nachdem er bei seinem alten Kriegskameraden im Kommandanturgebäude genächtigt hatte, begreifen, daß auch dieses „Fortschrittsparadies" nicht ohne Schlangen ist. Er wird — wie in sehr alten Zeiten — geweckt, indem früh fünf Uhr der Muezzin vom nahen Minarett herab das Gebet ausruft: „Preis sei Allah, dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichts . . ."
Hatte Gürülü-Bey nicht gestern behauptet, Kemal Atatürk sei bei seinem Kampf gegen die rückständige Priesterschaft und die hemmende Religion so weit gegangen, daß er alle öffentlichen Gebete verboten und viele Moscheen geschlossen hat?

In diesem Augenblick klopft es an Brugger-Effendis Tür, und gleich darauf erscheint der Junge Ibrahim, der gestern den Kaffee geholt hat.
„Effendi! Pascha!" ruft er aufgeregt. „Kommen Sie rasch! Die Derwische ziehen in Menemen ein. Es wird Unruhen geben!"
Als der Deutsche angekleidet ist, findet er Oberst Gürülü und seine Offiziere bei einer Besprechung. Alle scheinen sehr erregt. Da geht er ganz allein auf den Marktplatz, wo sich vor der Moschee bereits eine riesige Menge anatolischer Bauernfamilien, Bürger und sogar Soldaten der Garnison drängen.
Eine Schar Derwische — in langen, wallenden Gewändern, die spitzen „Ketschen" und die wulstigen Turbane auf den Häuptern — ziehen mit seltsam tanzenden Schritten zum Klang von Trommeln und Flöten die Straße herauf.
„Das ist der heilige Mahdi Mehemed Scheich!" flüstert Ibrahim dem Deutschen zu. „Der Mahdi ist ein Nachfahre des Propheten und selber ein heiliger Prophet! Und der oberste Ulema, Scheich aller tanzenden Derwische, Essad, ist sein Beschützer..."
Ein langer, vollbärtiger Mann mit der tütenförmigen Ketsche auf dem Haupt springt leichtfüßig auf den Rand des Waschbrunnens vor der Moschee.
Scheich Mehemed, der Mahdi!
„Moslems! Kinder des Propheten!" schreit der Derwisch mit der kreischenden Stimme des Fanatikers. „Die Dschehennah hat ihre Pforten geöffnet und zehntausend Dschinns entlassen! Schwarze Ketzerei geht um. Allahs Worte aus dem Munde Mohammeds — sein Name sei gepriesen — gelten nicht mehr. Man will uns zu Giaurs (Ungläubigen) machen. Man stiehlt euch die Seele, um euch dafür elektrisches Licht zu geben; man raubt euch das Paradies, um euch Automobile, Maschinen und europäische Anzüge zu bringen! Die Stimme des Muezzins soll verstummen, damit blecherne Lautsprecher aufgestellt werden können. Der Türke wird kein Türke mehr sein, so wie der Mann — der sich Gasi und Atatürk nennen läßt — kein Khalif, kein Nachfolger des Propheten und Bannerträger des Islams mehr ist. Besinne dich, o Soldat, o Bauer, o Bürger!"
Unruhe gärt über den Platz. Die Menge bekommt flammende Augen, ballt die Fäuste, redet wild durcheinander. Die Derwische tanzen; wieder schrillen die Flöten und rumort die Trommel.
Am Eingang der Kommandantur erscheint nun Oberst Gürülü. Er befiehlt seinen Offizieren zurückzubleiben und schafft sich Raum, um zu dem Redner vorzudringen. Alles geht in Geschrei und Gebrüll unter. Der Deutsche sieht, wie der Oberst zornig auf den Derwisch einspricht, wie er ihn offenbar dazu veranlassen will, seine Hetzrede abzubrechen.
Plötzlich werfen sich die Derwische mit erhobenen Fäusten auf den Offizier. Ein Säbel blitzt auf, und Carl Brugger muß mit ansehen, wie die Fanatiker seinem alten Freund den Kopf abschneiden und auf blutiger Klinge über der Menschenmasse schwingen. Keiner der Umstehenden rührt auch nur einen Finger, um dem Vertreter der Staatsmacht zu helfen.
Ein ungeheures Brüllen und Toben erfüllt den Platz. Immer wieder schäumt der Ruf nach „Allah" aus dem Hexenkessel. Mit Mühe zwängt sich der Deutsche aus dem Tumult. Von der Kommandantur her schrillen die Trillerpfeifen der Offiziere. Soldaten rennen mit aufgepflanzten Bajonnetten aus dem Kasernentor.

Der Zwischenfall von Menemen ist nicht der einzige im Lande. Aber er bleibt aufs Lokale beschränkt. Fern hinter der neuen Hauptstadt Ankara, in der besonders rückständigen Osttürkei, kommt es zu örtlichen Aufständen. Ja sogar in der modernsten der türkischen Städte, in Istanbul, rotten sich um die Eyub-Moschee Gläubige, Derwische und Fanatiker zusammen.
Kemal Atatürk kann sich jedoch auf Militär und Polizei verlassen. Sogar die Masse der anatolischen Bauern, die er vom Joch des Großgrundbesitzes befreit hat, hält zu ihm. Über einige Bezirke wird der Belagerungszustand verhängt. Mehr als fünfhundert Personen kommen vor Kriegsgerichte. Der achtzigjährige Scheich Essad und der „falsche Mahdi" Mehemed sterben in den Kerkern.
Die Modernisierung geht weiter. Deutsche Professoren werden an die Universitäten des Landes berufen. Eine modern denkende Generation von Studenten wächst heran. Ein Gesetz schafft die alten Familiennamen ab, die Zeitrechnung Europas wird eingeführt, die Gesetzbücher der Schweiz und Deutschlands gelten als Vorbilder. Manche Gedanken der sowjetischen Revolution erhalten Bedeutung. Amerikanische, englische, französische und deutsche Firmen bauen neue Fabriken, Staubecken und Elektrizitätswerke.
Für lange Zeit gebietet die Regierung des Siegers Kemal den Koranlehrern, Imams und Ulemas ebenso zu schweigen wie den Muezzins.
Und als — lange nach Kemal Atatürks Tod — die Maßnahmen gelockert werden, weil der Fortschritt der Türkei auf dem Pfad der neuen Zeit schon sicher und geradlinig erscheint, darf zwar das Gebet wieder von den Minaretten ausgerufen werden, aber es ist nicht mehr das innige und hingerissene Gebet einer bereits untergegangenen, alten Türkei.
Nun schlingen sich die Girlanden elektrischer Glühbirnen um die romantischen Silhouetten der Moscheen und die Brüstungen der Minarette. Wo vordem der Gebetsrufer im Kaftan und Turban zu Allahs Einkehr aufforderte, krächzen nunmehr die Trichter der Lautsprecher. Die Moscheen der Städte sind leer, die Schulen und Universitäten füllen sich und — wie in Europa — werden viele Gotteshäuser nun zu Museen, durch deren prächtige Hallen Touristen aus aller Welt eine profane Pilgerschaft unternehmen.



1931

Was soll man zu Abu Chi-Chi sagen?

Dies ist die Geschichte von Abu Chi-Chi, einem ehemaligen Sergeanten des 3. marokkanischen Spahi-Regiments.
Zu Anfang der dreißiger Jahre war Marokko schon eine Generation lang Teil des nordafrikanischen Kolonialreiches der Franzosen. Das 3. Spahi-Regiment war demnach ein überwiegend aus Marokkanern zusammengesetzter Truppenteil der französischen Armee.
In letzter Zeit hatte sich überall zwischen Atlantik und Sahara und zwischen Mittelmeer und dem Nigerstrom eine gewisse Unruhe der Eingeborenen gezeigt. Einheimische Politiker traten auf und begannen nationale Töne anzuschlagen. Was aber noch schlimmer war: Es gab offenbar kleine Terrorgruppen, die den französischen Behörden Sorge und Ärger bereiteten. Fremdenlegionäre wurden niedergeschlagen, Eisenbahn- und Autotransporte auf den von Frankreich mit viel Mühe und Arbeit angelegten Verkehrsrouten erlebten Sabotageakte, ja sogar Überfälle. Die Sicherheit der in Marokko und Algerien angesiedelten Europäer schien gefährdeter als vordem. Im Hochatlas, wo die französischen Phosphatwerke arbeiteten, wurde ein unbeliebter Aufseher nachts erschossen. In Algerien häuften sich die Anschläge auf die Farmbesitzer in der Küstenebene, die erst von den Franzosen bewässert und fruchtbar gemacht worden war.
Abu Chi-Chi war bei einem Überfall auf die Filiale des „Credit Lyonais" in Casablanca verwundet und festgenommen worden. Er trug törichterweise einen Zettel mit sich, auf dem die Adresse seines Chefs — eines gewissen Hamad Rifat — notiert war. Man nahm auch diesen Mann in Haft, und es erwies sich, daß Abu Chi-Chi Mitglied einer nationalen „Freiheistpartei", Hamad Rifar aber einer der geistigen Führer war. Als Abu Chi-Chi vernehmungsfähig war, gestand er freimütig, für einige der letzten Untaten an europäischen Frauen, einen Polizistenmord und mehrere Attentate mit Bomben verantwortlich zu sein. Die größte Überraschung jedoch erlebte Maître de la Roncière, der vernehmende Untersuchungsrichter, als sich herausstellte, daß Abu Chi-Chi ein hochdekorierter, verabschiedeter Soldat der Kolonialarmee war, der es wegen Tapferkeit im Ersten Weltkrieg sogar zum Sergeanten gebracht hatte.

Alle Herren vom französischen Kriminalgericht waren verwirrt: Wie konnte ein solcher Mann — erzogen im Geiste des „größeren Frankreich", ein verdienter Verteidiger der Trikolore — so tief herabsinken?!
„Warum haben Sie derartige Verbrechen begangen?"
„Keine Verbrechen, Monsieur! Ich habe gemeinsam mit meinen Kameraden von der Freiheitspartei Krieg geführt!"
„Krieg gegen wen?"
„Gegen Sie und Ihresgleichen, Monsieur! Gegen Frankreich, weil es unsere Kolonialmacht ist!"
„Sie sind Franzose, Mann! Farbiger Franzose wie die Algerier, die Tunesier, Kabylen, die Senegalesen oder die Indochinesen. Französischer Staatsbürger und ehemaliger französischer Soldat."
„Sie irren, Monsieur! Ich bin nichts als Marokkaner. In meiner Militärzeit in Frankreich habe ich gelernt, daß es ein unverbrüchliches Selbstbestimmungsrecht der Völker gibt. Warum soll dieses Recht nicht auch für mein Vaterland gelten?"
„Man hat Sie bei einem Verbrechen festgenommen: Raubüberfall! Und Sie haben noch andere Kriminaldelikte zugegeben: Mord, Vergewaltigung und Sabotage. Was sagen Sie dazu?"
„Monsieur, auch hier irren Sie. Das sind keine Verbrechen, sondern ganz normale Kriegshandlungen, begangen für mein Vaterland. In jedem Krieg gilt es als richtig, zu rauben, zu morden, zu vergewaltigen und die Einrichtungen des Gegners kaputt zu machen. Nichts anderes habe ich getan! Und alles, was ich getan habe, lernte ich bei Ihnen — den Franzosen! Vergessen Sie nicht, Monsieur, daß Sie — die europäische Kolonialmacht — es waren, die vor kaum eineinhalb Jahrzehnten verkündete, wie brav und preiswürdig es für junge Männer sei, sich zum Kriegsdienst zu melden. Damals brauchte Frankreich Truppen aus Marokko und Algerien, Neger vom Senegal und Kongo. Und alle lehrte man in den Kasernen, wie man in einem modernen Krieg raubt, mordet und feindlichen Besitz zerstört. Was ich heute kann: das Umgehen mit Sprengstoff, das Schießen mit den neuen Maschinengewehren und Handgranaten, ja sogar die Tricks des lautlosen Menschenmordes im Nahkampf, das haben mir freundlicherweise die französischen Ausbilder beigebracht."
„Sie sind ein wahnsinniger Narr, Abu-Chi-Chi! Es ist etwas ganz anderes, ob man im Krieg ums Vaterland kämpft oder mitten im Frieden solche Taten verübt!"
Abu Chi-Chi schüttelte, als begriffe er nichts, den Wuschelkopf. Er hatte nämlich ein wenig Negerblut in den Adern und daher gekraustes Haar.
„Erlauben Sie, Monsieur", fuhr er fort, „daß ich Ihnen von meinem Freund Simba Ngao, einem Kapo im 1. Senegalschützenregiment, berichte! Ngao war ein sehr gottesfürchtiger Neger, ein Kerl wie ein Bär, der vor lauter Hochachtung vor den Europäern sogar Christ geworden war. Er sagte mir oft: früher habe er geglaubt, daß der weiße Mann eine Art höheres Wesen sei, unverletzlich durch Kugeln oder Bajonette. Bei einer Schlacht in Frankreich, als man uns befahl, mit Maschinengewehren auf die Deutschen zu schießen, erklärte mir Ngao plötzlich: nun habe er begriffen, daß ein weißer Mann durch einen gutgezielten Schuß ebenso rasch sterbe wie ein schwarzer. Er hielt fortan weder Franzosen noch Deutsche für höhere Wesen; er war fertig mit seiner Bewunderung für Europa und spürte höchstens

noch Angst. Ganz ähnlich erging es mir auch, Monsieur! Als die Schlachten an der Somme und um Verdun beendet waren und wir zahllose weiße Männer sterben gesehen hatten — genauso häßlich und klein wie unsere eigenen Leute —, da schickte man uns als Besatzungstruppe in ein Land, das hieß ‚Rheinpfalz'. Was wir niemals vordem hätten zu hoffen gewagt, war nun möglich: weiße Männer mußten vor uns kriechen, wir durften ihnen befehlen und sie auch schlagen. Und es gab auch weiße Frauen für uns: solche, die freiwillig unsere Freundinnen wurden, und solche, die wir uns einfach nahmen. Wir haben viel gelernt in diesen Jahren. Seither achten wir auch die Franzosen nicht mehr, wir fürchten sie höchstens."

Der Untersuchungsrichter wurde ein wenig verlegen. Seine Beisitzer schüttelten die Köpfe und flüsterten sich zu: „Was soll man zu Abu Chi-Chi sagen?" Nun wandte sich Maître de la Roncière an den zweiten Angeklagten.

Er stellte die Personalien fest.

Hamad Rifat war ein hellhäutiger Berber aus bester Familie, achtundzwanzig Jahre alt, und hatte — schon wieder eine Überraschung für das Gericht — an der Universität Paris studiert. Seine Vernehmung war viel schwieriger als jene Abu Chi-Chis. Der hochgebildete Berberstudent war nicht umsonst in Paris gewesen.

Sofort überschüttete er den Untersuchungsrichter mit einem Schwall von wohlgesetzten Worten. Er führte die Ideen der großen Freiheitsphilosophen an, die im 18. und 19. Jahrhundert das Recht auf Widerstand, den allgemeinen Anspruch jedes Volkes auf Freiheit, Selbstverwaltung, Demokratie und Bürgerrechte bewiesen hatten. Jeden Einwand des Untersuchungsrichters fing er mit Zitaten der in Frankreich verehrten Vorkämpfer der Revolution auf. Er wies darauf hin, daß ja auch die Französische Republik aus schweren Kämpfen gegen Unterdrücker hervorgegangen sei und daß man ihren Vorkämpfern Denkmäler errichtet habe.

Aber Hamad Rifat begnügte sich nicht mit den Parolen eines erhitzten Nationalismus, wie ihn fast jede europäische Universität die Studenten aller Hautfarben lehrte, sondern er hatte auch von Karl Marx und von Lenin gehört, deren Bücher gelesen und den Sozialismus entdeckt. Wie ein Propagandaredner forderte er vor dem Gericht die gleiche nationale Unabhängigkeit, wie sie andere Völker genossen, und gleich alle sozialistischen Fortschritte dazu, wie sie etwa in Sowjetrußland errungen worden waren.

Maître de la Roncière verlor endlich die Geduld. Er blätterte einfach im Strafgesetzbuch, suchte die passenden Paragraphen gegen Anstiftung zu Mord und Raub, gegen Aufruhr und all die verübten Untaten hervor. Nach diesen zu urteilen, empfahl er dem Militärgericht.

Die beiden Gefangenen wurden zum Tode durch Erschießen verurteilt, was alle französischen Zeitungen für sehr richtig fanden. Monsieur de la Roncière wohnte der Hinrichtung bei. Als die Gendarmen Abu Chi-Chi an die Mauer stellten, rief er laut: „Es lebe ein freies Marokko!" und als sie ihm die Augen verbanden, schrie er: „Wir haben Krieg geführt, wir sind Kriegsgefangene!"

Hamad Rifat wollte sogar eine längere Rede halten. Doch da krachten schon die Schüsse des Pelotons. Und Maître de la Roncière sagte nachdenklich zu seinem Kollegen, dem Militärgerichtsrat: „Was soll man nun zu Abu Chi-Chi sagen?"

Aber niemand wußte einen anderen Rat, als gegen künftige Abu Chi-Chis mit dem Strafgesetzbuch und dem Standgericht vorzugehen.
Und der wahnsinnige, selbstmörderische Hitler stürzte 1939 die Welt in einen Zweiten Weltkrieg. Während dieses noch schrecklicheren Ringens der weißen Völker, in das wieder die halbe farbige Welt einbezogen wurde, suchten die Mächte durch Radiosendungen und Flugblätter, durch Waffenlieferungen und Agenten die Kolonialvölker ihrer Gegner in Aufruhr zu bringen.
Als der Weltuntergang vorüber war, verfügte keine der Kolonialmächte mehr über die Kraft, ihre zusammengeraubten Imperien festzuhalten. In Indien führte der „gewaltlose Widerstand" Ghandis zur Beendigung der englischen Herrschaft; die Araberstaaten erlangten einer nach dem anderen die Freiheit. In Indochina, wo die Japaner den Eingeborenen Waffen, Munition und Ausbildung hinterlassen hatten, kämpften die Franzosen und später die Amerikaner vergeblich für die Aufrechterhaltung der alten Oberherrschaft. In Algier brach der Aufstand aus und siegte nach sieben langen Jahren: Marokko und Tunesien wurden frei, und dann zerbrach auch Stück um Stück das schwarze Kolonialreich Afrikas in die Scherben bunt und wirr emporschießender neuer Staaten.
Das Zeitalter des Kolonialismus war vorüber.
Einzig die Sowjetunion behielt, was die Zaren in zweihundert Jahren zusammengerafft hatten.



1935 | Das Lied vom langen Marsch

Dies ist eine der tausend Legenden, die im heutigen China jeder Student und jedes Schulkind kennt. Sie beruht auf der mündlichen Überlieferung durch die noch lebenden Veteranen des berühmten „Langen Marsches".
Im Sommer des Jahres 1934 hatte Mao Tse-tung, der Führer der chinesischen Kommunisten, in der südlich von Kanton gelegenen Provinz Kiang-si eine Art Räteregierung begründet. Die roten Führer Tschu-Teh und Peng Te-huai waren zu ihm gestoßen und hatten seine Streitmacht auf etwa hunderttausend Mann verstärkt. Diese Konzentration seiner Gegner nahm Generalissimus Tschiang Kai-schek, der Staatschef Chinas, zum Anlaß, eine Streitmacht von mehr als einer Million Mann in Bewegung zu setzen, um die Rote Armee einzukesseln und zu vernichten. Tschiangs Truppen waren dank der Unterstützung des Westens mit modernen

Panzern, Flugzeugen und Artillerie ausgerüstet, während die roten Kämpfer meist nur über alte Gewehre und einige Maschinengewehre verfügten.
Die Kesselschlacht von Kiang-si ging für Mao verloren, aber er verstand es, die Masse seiner Anhänger — samt ihren Frauen und Kindern — in einem ungeheuren Zuge in die Hochgebirge des südwestlichen China zu bringen. Eine Flucht begann quer durch ein kaum zugängliches Gebiet, über reißende Ströme, hohe Felsenrücken, Schneefelder, vereiste Pässe und öde Hochflächen. Die feindlichen Truppen blieben mit ihren Motorfahrzeugen und Flugmaschinen dicht auf.
Im Februar 1935 hatten die Überlebenden des schrecklichen Auszuges jene Hochgebirgslandschaften nahe der tibetischen und hinterindischen Grenzen erreicht, die bis zu vier- und fünftausend Meter emporstiegen. Hier treffen in wilden Ketten die Ausläufer des Himalaya, des Kuën-lun- und des Yün-lin-Gebirges aufeinander. Durch teilweise senkrecht abfallende Riesenschluchten haben sich die großen Ströme ihren Lauf gegraben. Weg und Straße enden. Es gibt nur noch die in Schroffen und Wänden gehauenen Saumpfade, die Trampelwege der Jakochsen und die kühnen, von Jägern angelegten Steige. Eine einzige, halbwegs als Straße zu bezeichnende Spur führt am Oberlauf des Yang-tse-kiang zu einer eisernen Kettenbrücke, welche die einzig befahrbare Verbindung zwischen der Provinz Yünnan und dem Bergland von Szechuan darstellt.
An dieser Stelle am Ende der Welt, eingezwängt zwischen Klippenüberhänge und brausende Wasser, umhüllt vom stiebenden Dampf der Stromschnellen und dem unablässigen Donnern der Katarakte, staute sich die Flucht der Roten Armee. Die Kettenbrücke über den Strom hatte nur eine einzige Fahrspur, vor der sich an die vierzigtausend Menschen mit ihren armseligen Karren, Gepäckstücken, den an Tragestangen schwankenden Ballen, ihren zotteligen Gebirgsponys, struppigen Jaks und sogar einigen Dromedaren in dunklen Massen ballten.
Die Wolken hingen tief und grauschwarz über den Schluchten, man fühlte sich wie auf dem Grund einer eisigen Hölle, fern dem Licht und abgeschnitten von Himmel und Sonne. Heulend schlug der Sturmwind mit eisigen Fittichen herab, und wirbelnder Schnee stob aus seinem Gefieder.
Dabei war der einsetzende Schneesturm noch ein Himmelsgeschenk. Denn kaum riß die Wolkendecke ein wenig auf, als schon die surrenden kleinen Doppeldecker der Verfolger in die dunklen Schluchten hinabstießen, um Feuer und Tod auszuspeien.
Manchmal, wenn der Wind drehte und wirbelte, waren über dem Tosen der Wassermassen das Geknatter der Gewehre und das dumpfe Krachen der Kanonen hörbar, das von der Paßhöhe auf der Yünnanseite herabkam. Die feindlichen Truppen waren Maos Leuten hart auf dem Pelz.
Hier an der Kettenbrücke des Yang-tse-kiang wurde der Name der kleinen Li-tsu zum ersten Male der ganzen Armee bekannt.
Li-tsu war ein achtzehnjähriges Bauernmädchen aus Kiang-si. Es trug wie die meisten Frauen lange Zöpfe, die unter dem dicken Kopftuch hervorkamen, eine wattierte Steppjacke und dünne, blaue Hosen. Da Li-tsu wie die meisten arm war, besaß sie keine Schuhe und hatte die Füße mit Schaffellen umwickelt. Ihre Familie hatte auf einer winzigen Bauernstelle der Si-kiang-Ebene gehaust: zwölf Menschen,

die vom Reis- und Kohlanbau ihrer drei Äckerchen lebten. Diese armseligen Felder gehörten einem reichen Bankier in Kanton, der durch seine Verwaltung mehr als zwei Drittel der Erträge als Zins einzog. Dazu kam die Ausbeutung durch die Wucherer, die Truppeneinquartierungen der Regierung und die hochmütige Willkür bestechlicher Beamter. In jenen Tagen starben jeden Winter in China an die drei Millionen Menschen Hungers. Auch die Familie Tsu hatte ihren Beitrag zur Todesstatistik geleistet: zwei der jüngsten Geschwister Lis starben an Erschöpfung. Dann aber kam Mao. Er nahm den reichen Bankiers und den Gutsbesitzern die fetten Ländereien fort, die sie niemals bewirtschaftet hatten, und teilte sie jenen zu, die darauf lebten, arbeiteten und ernteten. Als Mao geschlagen war, zogen die Tsus mit seiner Armee.

Lange schon war Li-tsu als Krankenpflegerin tätig. Ein Arzt, der das fahrende Lazarett betreute, hatte sie ausgebildet. Aber Li-tsu hörte auch zu, wenn die Männer abends an den Lagerfeuern über die neue Welt sprachen, die sie nach den Lehren Lenins und Maos aufrichten wollten. Und Li-tsu bat die Soldaten, sie im Gebrauch der Waffen zu unterweisen.

Niemals wollte sie lebend in die Hände der Kuo-min-tang-Truppen fallen. Wenn es sein mußte, würde sie wie ein Mann kämpfen.

Als sich nun an der Engstelle der Yang-tse-kiang-Brücke die Masse der Flüchtlinge immer mehr aufstaute und zugleich der Geschützdonner von den Gebirgshöhen immer näher zu kommen schien, glaubten viele, daß nun das Ende der Armee gekommen sei. Soldaten der Elitetruppe hatten einen Kreis um die schmale Zufahrt zur Brücke gebildet. Sie hatten Befehl, nur die kampfkräftigen Männer, die wichtigsten Waffen, Lazarette und Munitionskarren über den Strom zu lassen. Was weniger wichtig war: ob Mann, Frau, Kind, Tier oder Wagen, mußte — in die schwarzen, verschneiten Felsen gedrückt — warten.

Drüben auf einem Felsplateau stand schlank und hochaufgerichtet, in seinen Schafpelzmantel gehüllt, Mao persönlich. Zusammen mit Tschu-Teh leitete er den schwierigen Übergang.

Li-tsu vernahm, als sie zusammen mit ihrem Lazarett zur Brücke eingewiesen war, wie ein Offizier zu einem anderen sagte: „Die größte Gefahr bei diesem Engpaß ist, daß wir unsere gesamten Proviantvorräte verlieren! Wie sollen wir jetzt im Winter auf den Hochebenen Szechuans dreißig oder vierzigtausend Menschen ernähren, wenn unsere Reissäcke zurückbleiben?"

Jetzt fiel es Li-tsu erst auf, daß die Zweiradkarren, die Kolonnen der Jakochsen mit den schweren Packen, zusammengedrängt in einer Ausbuchtung der Felsen auf einer Schutthalde warteten. Zuerst mußten Soldaten und Waffen, Munition und Lazarette über den Strom. Das sah Li-tsu ein, aber auch die Verpflegung war wichtig. Sie bat ihren Arzt, zurückbleiben zu dürfen. Rasch holte sie eine Gruppe Frauen, Ochsentreiber, Karrenführer zusammen und erklärte ihren Plan. Wenn man Bastseile zusammenband und über den reißenden Strom brachte, an diesen Leitseilen Lasten hinübergleiten ließ oder die Packen, ja vielleicht sogar die Karretten hinüberzog, konnte gleichzeitig mit dem Übergang auf der Brücke wenigstens ein lebenswichtiger Teil des Proviants gerettet werden.

Inmitten von Schneesturm und eisiger Kälte machten sich die Leute unter Anleitung Li-tsus ans Werk. Bald spannten sich ein Dutzend Seile über die Enge. Die ersten Packen begannen zu schweben. Die Frauen stiegen in die eiskalten, schäumenden Fluten des Stromes, standen bis zu den Hüften im Wasser und halfen mit Stangen, Seilzügen und bloßen Händen nach, die Frachten in Bewegung zu halten. Ein Netz spannte sich über die Stromschnellen, an dem Sack um Sack, ja am Ende sogar Karren und große Ballen den Fluß passierten.

Als die Dämmerung wie ein schwarzes Tuch herabfiel, war ein großer Teil der Vorräte gerettet. Li-tsu noch immer — mit Eiszapfen im Haar und mit steif gefrorenen Kleidern — bei der Schwebefähre, die sie eingerichtet hatte. Da trat ein Offizier mit einer dampfenden Teekanne zu ihr, gab ihr zu trinken und sagte:

„Der Erste Vorsitzende Mao läßt dich grüßen. Er hat deine Tat wohl bemerkt und sich nach deinem Namen erkundigt. Dies sendet er dir als Dank!"

Damit gab er dem Mädchen einen beschriebenen Zettel. Doch er sah, wie sie mit klammen Fingern das Papier zögernd drehte und wendete.

„Wenn du nicht lesen kannst, Li-tsu"- sprach er, „so will ich es für dich tun! Es ist ein Gedicht, das Mao geschrieben hat!"

„O harre der heiteren Tage!
Sieh! Mit roten Wangen im hellen Kleid
Unsagbar lieblich
Wird dann die Erde sein,
So daß zahllose Helden sich vor dir verneigen . . ."

Dies war Li-tsus erste Begegnung mit Mao.

Die Armee überwand den Yang-tse-kiang und schüttelte für eine Weile die Verfolger ab, da man hinter der Nachhut die Kettenbrücke sprengte.

Aber nun fiel Schnee in Massen.

Die langen Kolonnen krochen mit schwerbeladenen Karren, gefolgt von Jaks, Maultieren und Dromedaren, den tief verwehten Pfad hinauf zu dem Plateau von Hsilan. Ringsum ragten, von Wolkenfetzen bekränzt, die Vier- und Fünftausender. Eiswind fegte die Wildkare blank, und Hunderte von Frauen, Kindern, Verwundeten und Kranken starben in Nacht und Kälte.

Der „Lange Marsch" zog sich immer mehr in die Länge, zerfiel in Gruppen und verlorene Abteilungen. Aber die Überlebenden krochen, schaufelten und wühlten sich Schritt um Schritt nach Norden voran — tiefer hinein in die öden Gebirge.

Auf den Hochebenen Szechuans holte eine schnelle Abteilung der Feinde die Kolonne ein, in der Li-tsu mit dem Lazarett marschierte. Der Pfad war schmal und führte durch eine Felsenenge.

„Hier muß der Gegner aufgehalten werden!" rief Li-tsu. „Gebt mir ein Gewehr und ein paar Männer!"

Man gab ihr ein Maschinengewehr und ein halbes Dutzend Ochsenkulis mit Gewehren. Während die Flüchtenden eilends weiterzogen, lag Li-tsu hinter den Felsen und empfing die nachdrängenden Kuo-min-tang-Leute mit den Garben ihres MGs. Sie hielt die Stellung, bis die bergende Nacht herniedersank, schickte dann ihre Leute fort und gab immer wieder Salven ab. Endlich — in tiefer Dunkelheit — als

sich die Gegner zurückzogen, verließ auch sie den Platz und brachte das ihr anvertraute Maschinengewehr zu den Ihren zurück.
Der Ruf ihrer Tat ging von Mund zu Mund, aber es geschahen damals viele ähnliche Heldentaten.
Langsam entwand sich die Rote Armee dem Zugriff der Regierungstruppen. Dreizehntausend Kilometer — soviel wie ein Viertel des gesamten Erdumfangs — legten die Kolonnen Mao Tse-tungs zurück. Sie wanderten über öde Steppen, durchquerten reißende Flüsse, überstiegen steile, unwegsame Pässe. Obwohl unterwegs in den Provinzen neue Freunde zu ihnen stießen, schmolz durch Hunger, Entbehrungen, Strapazen, Kälte und Kampf die ursprüngliche Zahl von mehr als einhunderttausend schließlich auf zwanzigtausend zusammen.
Ihr Ziel waren die abgelegene Provinz Shen-si und die Gegend von Yenan, wo sie einen neuen Anfang machen wollten.
Nahe den Lehmterrassen von Yenan geschah es, daß Li-tsu zusammenbrach. Die Anstrengungen waren für ihren zarten Mädchenkörper zu groß gewesen. Der Arzt stellte allgemeine Erschöpfung und Lungenentzündung fest. Fiebernd und rasch schwächer werdend lag sie in ihrem Zelt. Sie träumte von einem neuen, blühenden China, in dem Gerechtigkeit und Ordnung herrschten; von friedlichen Dörfern unter breiten Schilfdächern und von Reisfeldern, über die Wasserbüffel stapften und Bauern mit spitzen Strohhüten gingen, um reiche Ernten zu gewinnen, die kein Zinseintreiber und Wucherer abholen würde.
Die Kunde von der schweren Erkrankung der kleinen Heldin flog durch die lagernde Armee.
Li-tsu wurde immer schwächer und dämmerte vor sich hin.
Ein Offizier des Stabes betrat das Krankenzelt. Der Arzt rüttelte Li-tsu sanft aus ihren Träumen empor.
„Mao schickt dir ein Gedicht", sagte er, „ein Gedicht, das dereinst ganz China und vielleicht die Welt kennen wird. Es ist eine hohe Ehre!"
Der Offizier beugte sich nieder. Das Mädchen öffnete die kohlschwarzen Augen und richtete sich empor.
„Lies es mir vor!" flüsterte sie strahlend.
Und der Offizier sprach die Worte mit großer Gebärde:
„Nicht fürchtete das rote Heer
des weiten Marsches Schwierigkeiten,
Nicht Strom noch Berg, ob tausendfach
ihm Hindernisse lang bereiten.
Weit streckten die fünf Ketten sich,
die Hügelwellen sich verschlangen,
Hoch ragt Wi-meng, das Rabengrab,
durch dessen Schlamm wir vorwärtsdrangen.
Durch Klippenüberhänge zwängt
sich reißend des Yang-tse Flut in Eile.
Kalt spannen ob dem Tatu sich
der Kettenbrücke Eisenseile.
Noch glücklicher sahn weithin wir

des Ming-schan Schneegestöber wehen.
Und als das Heer vorüberzog,
schien es uns strahlend anzusehen."
Li-tsu lag, als der Offizier geendet hatte, mit geschlossenen Augen da. Sie hatte ein glückliches Lächeln auf den kindlichen Zügen.
Jetzt erst erkannte man, wie jung und zerbrechlich sie gewesen war.
Li-tsu war fortgegangen ... auf einen „langen Marsch".



1945

Noch einmal weht der Götterwind

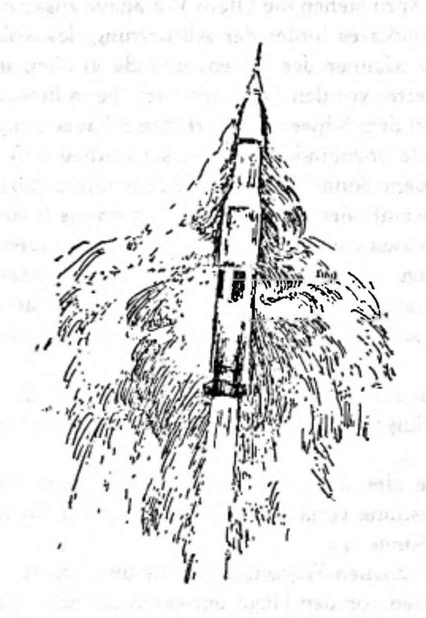
„Kirschblüten unter einer Sonne im April" singen die Kinder und ziehen mit ihren kleinen Papierlaternen an den Kasernen entlang zum blühenden Hain.
„Gehen Sie über den Platz bis zum Rollfeld", sagt der Offizier zu den beiden Eltern Watanabe, „dort werden Sie eine Reihe kleiner Baracken finden, an denen Namensschilder hängen. Ich gebe Ihnen einen Mann als Führer mit."
Nach altjapanischer Sitte vollziehen Herr Watanabe und der Major ihre Verneigungen voreinander: einer immer etwas tiefer als der andere, bis sie beide mit gekreuzten Armen sich nicht mehr weiter hinabzubeugen vermögen. Dann folgen sie dem Soldaten. Frau Watanabe, eine zierliche, schon grauhaarige Dame, watschelt gehorsam hinterdrein. Sie preßt ein in Seide eingeschlagenes winziges Päckchen an die Brust ihres Kimonos. Vater Watanabe hakt das stumpfe Samuraischwert vom Gürtel und trägt es nun ausgestreckt auf beiden Händen, wie eine Opfergabe.
Es ist der späte Nachmittag des 10. April. Die Sonne verbirgt sich immer wieder hinter ziehenden Wolkenbänken. Draußen auf dem dunkelblauen Pazifik stehen die Striche ferner Regenbänke. In den lieblichen, kleinen Dörfern der Insel Kiushu blühen in schneeweißer Pracht wie seit Jahrtausenden um diese Zeit die Kirschgärten. Die Kinder halten ihr Laternenfest. Aber die mit Tarnanstrich versehenen

Blöcke der Fliegerkasernen weisen die Spuren der amerikanischen Bombenangriffe auf. Ruinen starren schwarz und anklagend. Die Menschen, denen die Watanabes bei ihrem Weg zum Flugplatz begegnen, machen einen gehetzten, ängstlichen und verstörten Eindruck.
Jedermann in Japan weiß, daß der Endkampf, vielleicht der Weltuntergang, begonnen hat. Ostersonntag, den 1. April 1945, haben die Amerikaner mit ungeheurer Flotten- und Luftüberlegenheit den Angriff auf die Insel Okinawa eröffnet. Okinawa aber ist nur mehr eine knappe Flugstunde von den japanischen Kerninseln entfernt. Das Verhängnis rückt näher.
Der Flugplatz gleicht jedem auf dieser Welt. Nichts ist trostloser als diese breitgewalzte Fläche, über die stets der Wind weht. Klein und ärmlich ducken sich die Baracken an den Rand. Hinter Erdwällen ragen die langen Rohre der Flakgeschütze gen Himmel.
„Hier ist es, verehrungswürdige Eltern!" verneigt sich der Soldat.
Sie danken, klopfen an und treten in die Hütte.
Das ist Jato Watanabe, ihr Sohn: Offizierskadett und ausgebildeter Pilot einer „Zero"-Jagdmaschine. Er trägt keine Uniform mehr, sondern das alte, traditionsgemäße Kleid eines Samurais: den durch einen Haifischgürtel geschürzten, langen Kimono aus weißer Seide mit dem Chrysanthemensymbol auf Brust und Rücken.
Jato verneigt sich tief und feierlich.
„Ich bin gekommen, mein Sohn", spricht der alte Tomo Watanabe, „dir das Familienschwert der Watanabes zu übergeben! Trage es im Geiste des Bushido, gebrauche es für den Kaiser, mache ihm Ehre!"
Mit ernster Miene nimmt Jato das Schwert entgegen. Es hat eine goldgepunktete Scheide aus Lindenholz. Der Griff ist mit schwarzer Seide umsponnen, darunter fühlt man die rauhe Haifischhaut und die beiden Bronzeamulette, die am Griff befestigt sind. Dieses Ritterschwert haben die Urahnen bei den großen Schlachten der Geschichte geführt. Immer bekam es derjenige der Watanabes, der in den gefährlichen Kampf zog.
Jato aber würde in den sicheren Tod gehen; denn er war auserwählt worden, „Kamikaze-Flieger" zu sein.
Noch einmal hat sich über dem Reich der aufgehenden Sonne der Götterwind (Kamikaze) erhoben: jener Taifun der Selbstaufopferung, der schon einmal vor siebenhundert Jahren Japan vor der Invasion der Feinde bewahrt hatte.
Die Kriegslage für Japan erscheint um diese Zeit hoffnungslos. Das industrielle Übergewicht Amerikas, die vereinigten Menschenmassen Chinas — mit dem Japan seit einem Jahrzehnt im tödlichen Ringen lag —, die Flotten der USA, Englands, der Niederlande, Frankreichs und nun auch noch die militärische Drohung der Sowjetunion haben das völlig isolierte Inselreich an den Rand der entscheidenden Niederlage gebracht. Von Insel zu Insel waren die Amerikaner über Pazifik und Südsee immer näher an die Hauptinseln herangesprungen. Japans Fabriken liegen unter dem Bombenhagel, seine Werften produzieren kaum mehr neue Schiffe, seine Luftwaffe ist aufgebraucht, seine Benzin- und Ölvorräte sind erschöpft. Nicht mehr Tapferkeit und Geduld eines Volkes, sondern Produktion, Rohstoffe, Reichtum und Erfindungsgabe vergeben den Sieg.

Der große Krieg hat sich in den letzten Tagen auf die Insel Okinawa konzentriert. Dort gibt es starke Befestigungen. Zwei Armeekorps — etwa 60000 Mann mit nur 198 Geschützen — liegen auf der Insel. Aber nun ist Admiral Nimitz, der Flottenoberbefehlshaber der US-Flotte im Pazifischen Ozean, vor Okinawa erschienen; mit einer Invasionsflotte von 1321 Schiffen mit 183000 Mann ausgesuchter Marinetruppen, 40 modernen Flugzeugträgern und 18 Schlachtschiffen. Seit Ostersonntag liegt das Feuer von Tausenden Rohren auf Okinawa; pausenlos greifen Bombergeschwader „fliegender Festungen" die Japaner an. Japan hat seine letzte Trumpfkarte, das größte Schlachtschiff der Welt, die „Yamato" mit ihren 70000 Tonnen Stahl und über 4000 Mann Besatzung, in die Schlacht geworfen. Und die Yamato war — von Torpedofliegern getroffen, von Bomben zerfetzt — mit Mann und Maus kämpfend gesunken. Dies geschah vor vier Tagen. Nun ruht alles auf den Kamikazes, auf den Todesfliegern.
Und Jato war einer von ihnen.
Die Mutter tritt vor, bescheiden und beinahe lautlos, wie es in guten japanischen Familien üblich ist.
„Knie nieder, mein Jato!" flüstert sie. „Du gehörst nun der Göttin Ise und dem Mikado! Beuge dein Haupt!"
Dann umwindet sie die Stirne des Sohnes mit dem sorgfältig in Seide eingeschlagenen weißen Kopfbund. Auf solche Art bekränzt man in Japan die Toten. Denn Jato gehört bereits dem Tode. Er ist bestimmt, für Japan zu sterben. Seine Eltern sind stolz, daß er sich selber zu den Kamikazes gemeldet hat. Sie haben ihn im Geiste des „Bushido" — der uralten, ritterlichen Lebensregeln — erzogen.
Da hatte es dieses Inselreich — mit seinen tausend Eilanden hinter den Mauern von Geschichte und Ozean ausgebreitet — verstanden, vor noch nicht achtzig Jahren in der „Meiji-Periode" den Sprung aus dem tiefsten Mittelalter in das technische Zeitalter zu tun. Und es war zur zweit- oder drittgrößten Industriemacht der Erde geworden, hatte sogleich den Großmachttraum geträumt, war in Korea, in der Mandschurei, in China eingefallen. Es hatte in einem unüberwindlichen Siegessturm Hongkong, Indochina, Burma, Java und die Philippinen, ja die Hälfte der Südseeinseln besetzt, die amerikanischen Flotten vom Meer gefegt und triumphierend das Sonnenbanner über dem Osten aufgerichtet.
Aber dann kam es anders. Nun kämpfte das Reich des Mikado um sein Leben.
Japan war ein moderner Industriestaat — und doch ein mittelalterlicher Ritterstaat geblieben. Die Seele hatte sich kaum verändert.
Als die Führer dazu aufriefen, daß der „Götterwind" wehen solle, um das Reich zu retten, hatten sich innerhalb von sechs Tagen 300000 junge Männer gemeldet. Jeder einzelne von ihnen war bereit, jedes Todeskommando auszuführen. 25000 waren ausgesucht und zu Kamikazes ernannt worden, aber selbst diese Zahl war noch zu groß. Es gab keine 25000 Flugmaschinen mehr, selbst wenn man Verkehrs- und Sportmaschinen einrechnete.
Am 1. April hatten ganze Wellen japanischer Jagdbomber in 22 aufeinanderfolgenden Flügen die US-Flotte vor Okinawa angegriffen. Sie hatten den Auftrag, ihre mit Sprengstoff vollbeladenen Maschinen auf die amerikanischen Schlachtschiffe zu werfen. Doch die modernen amerikanischen Jagdgeschwader waren schneller

und wendiger; sie flogen den Kamikazes entgegen und schossen 346 von ihnen ab. Ein Dutzend kam durch. Einer der Kamikazes versenkte das große Schlachtschiff „Indianapolis", andere stürzten sich in tödlicher Explosion auf Torpedoboote, Transporter und Zerstörer.
Der nächste Angriff war am 6. April erfolgt. 400 Kamikazes wurden schon abgeschossen, bevor sie die US-Schiffe zu Gesicht bekamen, aber 20 gelangten ans Ziel und verrichteten ihr Zerstörungswerk.
Nun sind in ganz Japan die letzten Flugmaschinen startklar gemacht und bis zum Rande mit Dynamit und Ekrasit beladen. Sie warten auf die jungen Piloten, die sie zum letzten Flug abheben werden.
„Gehe in Ehren, mein Sohn!" spricht der Vater. „Trage das Schwert deiner Ahnen als echter Samurai!"
Im frühen Morgengrauen des 11. April stehen die Eltern Watanabe zusammen mit den Angehörigen der übrigen Kamikazes hinter der Absperrung des Rollfeldes. Die Nationalhymne erklingt. Die Männer der Bodenverbände grüßen, und die Offiziere senken die Samuraischwerter vor den Todgeweihten, die in ihre traditionelle Rittertracht gekleidet sind; mit dem Schwert im Gurt, den Schädel kahlgeschoren und über den Brauen die weiße Stirnbinde, wie man sie Leichen aufs Haupt legt. Sie verneigen sich tief vor dem Sonnenbanner und ihre Eltern dürfen ein letztes Mal sie umarmen. Keiner weint oder klagt. Mütter segnen die Söhne, und alte Väter verneigen sich bis zum Boden vor den Jünglingen. Nun erscheinen Schintopriester in ihren bunten Ornaten und überreichen jedem ein schwarzes Lackkästchen, das mit japanischer Heimaterde gefüllt ist. Da die Flieger noch am selben Tage ins Jenseits fahren werden, soll sie eine Handvoll Erde von den Inseln begleiten.
Keiner wird wiederkehren. Um das kostbare Benzin zu sparen, tanken die Kamikazes nur Treibstoff für den Hinflug nach Okinawa auf: keinen Tropfen für die Rückkehr . . .
Sie klettern in die „Zeros" und in alte, klapprige Schulmaschinen. Die Motoren heulen auf, und Maschine um Maschine verläßt das Rollfeld, schwebt hoch, verschwindet im leuchtenden Ball der Sonne . . .
Wieder stoßen die Wellen der japanischen Flugzeuge auf die unsichtbare Radarglocke der Amerikaner. Sofort starten von den Flugzeugträgern die Schwärme der modernsten Jäger und werfen sich dem Feind entgegen.
Flak feuert aus allen Rohren, als die ersten Pünktchen am Himmel sichtbar werden. Luftkämpfe erfüllen Meer und Himmel mit Rauch, Getöse und dem Donner der Explosionen. Mit wehenden Rauchfahnen ziehen die Kamikazes weit vor der amerikanischen Flotte ihre Todesbahn hinab. Doch wieder gelingt einigen wenigen der Durchbruch. Der Flugzeugträger „Enterprise" wird von zwei Kamikazes getroffen, die „Essex" schert mit Schlagseite aus. Von einigen Schlachtschiffen steigen riesige Rauchsäulen empor, die von Detonationen herrühren.
Jato nimmt den Steuerknüppel fest in die schweißnassen Hände und zielt mit der Nase seiner „Zero" auf den ungeheuren grauen Riesen aus Stahl und Eisen, der tief unter ihm im tintenblauen Ozean kurvt. Die stürzende Maschine vollbringt einen Höllenlärm. Rings um sie explodieren die Flakgranaten. Jäger stoßen aus

dem Himmelsrund herab und schicken die langen, weißen Striche ihrer Geschoßgarben in den Rumpf der „Zero".
„Halte aus, halte aus, Maschine!" betet Jato. „Nur so lange halte aus, bis ich über dem Schlachtschiff bin!"
Er spürt nicht, daß ihn Geschosse treffen, daß er wie ein Stein vom Himmelsbogen herabsaust. Er sieht nur den Feind, den Auftrag, die Pflicht!
Dann öffnet die Hölle alle Pforten zugleich. Ringsum sind Feuer, Blitze, Rauch, Qualm, Aufschrei und ein stahlgraues Deck mit hilflos starrenden Kanonen. Die „Zero" schlägt mit ihrer Dynamitladung auf das Kommandodeck des Schlachtschiffes „Tennessee".
Der Feuerball zerplatzt, und eine himmelhohe Explosionswolke steht über dem sinkenden Schiff.



1969

Eine halbe Stunde Weltgeschichte

Montag, 21. Juli 1969, München, MEZ 3.52 Uhr
Die Nacht war lang, Eltern und Geschwister schliefen. Nur der fünfzehnjährige Hans war bis jetzt wach geblieben. Denn dies sollte die historische Stunde sein, in der zum erstenmal ein Mensch die Mondoberfläche betreten würde. Die Mondfähre war bereits gestern abend 21.17 Uhr gelandet, nun wartete die Welt darauf, daß die Astronauten den Fuß auf ein fremdes Gestirn setzen würden.

Ein Wunder moderner Technik kam zum andern: Über Telstar — einem im Raum schwebenden Nachrichtensatelliten — konnte man alles am Fernsehschirm miterleben, noch dazu in Farbe.
Aber es zog sich etwas hin. Der Nachrichtensprecher überbrückte die Zeit, indem er über den Unterschied in den verschiedenen Zeitzonen der Erdkugel sprach.
Ortszeit verändert sich um 4 Minuten je 1 Längengrad. Östliche Orte haben daher frühere Zeit, westliche spätere. Wenn die Uhren „mitteleuropäischer Zeit" (MEZ) 3.53 Uhr zeigen, stehen sie in Houston (Texas) auf 20.53 Uhr, und man schreibt noch den 20. Juli.
Weil diese Erklärungen für Hans zu langweilig waren, ging er in die Küche, öffnete den Kühlschrank und suchte sich Wurst, Coca-Cola, Butter und eine Dose Ananaskompott heraus. Es war ja alles da, man lebte in Wohlstand und Frieden ...

Houston in Texas, MEZ 3.56 oder 20.56 Uhr Ortszeit
Jetzt, jetzt kam der große Moment! Die Bildschirme in der Leitzentrale der NASA begannen zu flimmern, farbig erschienen die Bilder der Mondfähre. Neil Armstrong betritt als erster Mensch, mit dem linken Fuß zuerst, die Mondoberfläche. Er beschreibt mit deutlicher Stimme seine ersten Eindrücke: „Der Boden ist fein und sieht wie Pulver aus. Ich kann den Staub mit meinen Fußspitzen aufwirbeln, und ich sinke nur ein paar Millimeter ein." Dann fügt er einen Satz hinzu, der für die Geschichtsbücher bestimmt ist: „Für einen Menschen ist dies nur ein kleiner Schritt, aber für die Menschheit ein gewaltiger Sprung."

Im Dschungelland nahe dem Mekongstrom in Vietnam, MEZ 3.57, Ortszeit 11.57 Uhr. Ein armseliges Palmenhüttendorf duckt sich unter Banyanbäumen. Nackte goldbraune Kinder spielen an der Tränke der Wasserbüffel, die Frauen stampfen den Maniok in den Kalebassen. In den Urwäldern und Schluchten ringsum sind die Erdhöhlen und Rattengänge der Vietcong. Man kann sie nicht fassen. Nach jeder Aktion verschluckt sie der Dschungel.
Über den grünen Hügelwellen tauchen zwei amerikanische Jagdbomber auf. Ihr Heulen zieht wie Weltuntergang heran. Die Kinder an der Tränke, die Frauen vor den Bambushütten schrecken auf und starren zum Himmel. Da lösen sich kleine Punkte von den Maschinen: Bomben torkeln herab ... Eine Feuerwand steigt grollend aus den Wäldern, springt mit ungeheurer Geschwindigkeit vorwärts, verschlingt das Dorf. Napalm zieht seine Rauchschwaden und grelles Feuer quer durch den Dschungel. Als die beiden Maschinen abdrehen, gibt es dort unten nur noch qualmende Hütten und verkohlte Leiber ...
Es war nur ein kleiner, aber „notwendiger" Schlag gegen den Vietcong ...

Israel, ein Feldflughafen bei Nazareth, MEZ 3.58, Ortszeit 4.58 Uhr
Die Syrer hatten gestern wieder von den Golanhöhen herab auf einen Kibuzz gefeuert, ein Schulbus mit israelischen Kindern war auf eine von „Fedajim" gelegte Mine gefahren. Zeit für einen Vergeltungsschlag! Alarm! Alarm! brüllte es aus dem Lautsprecher, und eine Stimme nannte die Nummer der Mirage-Jagdmaschine, die starten sollte. Sie war mit Raketen bestückt, die Bordgeschütze waren aufgeladen.

Moische Kahn, ein junger „Sabre" — wie man die im Lande geborenen Israelis nennt —, stürzte hinaus aufs Rollfeld, kletterte in den Pilotensitz seiner Düsenmaschine und drückte den Startknopf. Die Triebwerke heulten auf, die Startklappen bewegten sich, und „Mirage VII.43" begann auf die Pisten hinauszurasen. Die Maschine hob glatt ab und schwebte auf den sich rötlich färbenden Silberstreif des neuen Morgens zu. Major Levin rieb sich die Hände und sagte: „Gut so! Moische wird es den Burschen schon zeigen!"

Chicago (USA), MEZ 3.59, Ortszeit 21.59 Uhr
Aus dem Spielsalon von Moony kam eine lärmende Horde junger Schwarzer. Sie hatten an einer Versammlung der „Black Panthers" teilgenommen. Als sie an den Schaufenstern eines Elektrogeschäfts vorüberzogen, sagte Billy, daß dieser Laden und die nächsten entlang der Straße „verdammten Whities" gehörten und daß sein Freund Jimmy in einem von ihnen vergeblich um Arbeit nachgesucht habe.
Da war eine Stelle, wo die Telephonarbeiter am Tage vorher gegraben hatten. Steine und ein paar Absperrplatten lagen griffbereit. Die „Black Panthers" wurden sich plötzlich der Tatsache bewußt, daß sie Lederjacken mit aufgemalten Totenköpfen trugen und verpflichtet waren, gegen die Benachteiligung der Schwarzen zu protestieren.
Schon klirrten die Schaufenster. Transistoren und tragbare Fernsehgeräte wurden herausgerissen. In einer Ecke stand ein Kanister mit Putzöl. Jackie zündete damit ein paar Lappen im Laden an, und gleich prasselten die Flammen.
Als irgendwo die Polizeisirene zu heulen begann, rannten sie alle davon.

Onugu in Biafra, MEZ 4.00, Ortszeit 3.00 Uhr
Die Urwälder ringsum hatten viele Stimmen. Das Gekecker der Affen mischte sich in das Geheul der Schakale. Auf den mondbeschienenen Bäumen saßen wie düstere Wächter Schwärme von Geiern.
In den Lazarettbaracken brannten die Kerosinlampen. Erschöpft und zusammengesunken hockten die schwarzen Krieger an den Wänden. Die wenigen europäischen Ärzte und Krankenschwestern operierten, machten Bluttransfusionen, gingen von einer Matte zur anderen. Überall lagen die Angeschossenen, die von Phosphorbomben Verbrannten.
Die letzte Blutkonserve wurde geöffnet.
„Haben Sie wenigstens noch Traubenzucker, Schwester?" fragte der deutsche Arzt. „Machen Sie Infusionen! Vielleicht können wir einige dieser Kinder retten!"
Es war ein herzzerbrechender Anblick: diese Babys und Kleinkinder mit den riesigen, schwarzen Augen, den aufgetriebenen Hungerbäuchen und den fadendünnen Gliedmaßen. Sie starben Hungers. Einige schwarze Wärter schleppten die Toten hinaus. Gestern haben die Nigerianer mit neuen englischen Flugmaschinen angegriffen. Der Krieg ging zu Ende, die Ibos starben. Aber die UNO hatte erklärt, das sei eine „innere Angelegenheit" des Staates Nigeria.

Ceylon, Colombo, MEZ 4.01, Ortszeit 12.01 Uhr
Die vornehme Reisegesellschaft hatte auf der Terrasse des „Mount-Lavinia"-Hotels

Platz genommen. Schlanke Kokospalmen bogen sich über der blauen Lagune. Die Brandung des Indischen Ozeans wogte schäumend heran. Auslegerboote der Eingeborenen ritten auf den Wellen.
Die singhalesischen Boys in ihren schneeweißen Uniformen servierten die „Reistafel" mit ihren Köstlichkeiten. Sorbet — Fruchtsaft — wurde dazu gereicht.
„Also ich muß schon sagen", erklärte die Frau des Admirals a. D., „die Taubenblut-Rubine, die ich gestern gekauft habe, sind zwar billig, aber leider nicht lupenrein!"
„Boy", mäkelte der dicke Automobilvertreter, „tragen Sie die Languste zurück und sagen Sie dem Chefkoch, ich hätte in Djakarta schon bedeutend bessere gegessen!"
„Gibt es hier keinen richtigen Hummer?" fragte seine Frau. „Außerdem möchte ich Chablis-Wein — nicht solches Fruchtzeug!"
„Nein!" rief die Lady mit tragischer Miene. „Die Welt wird immer schlechter! Das Personal spurt nicht mehr, niemand will mehr arbeiten. Das war während der Kolonialzeit doch anders . . ."

Damaskus, MEZ 4.02, Ortszeit 5.02 Uhr
Das Radar auf den Hermonbergen hatte eine rasch heranfliegende Feindmaschine erfaßt. Im Kontrollturm des Feldflughafens schrillte die Alarmglocke. Jussuf Hamid war an der Reihe. Er stülpte sich schnell den Fliegerhelm auf, rannte aufs Rollfeld, wo die vollgetankte und magazinierte MiG-Düsenmaschine bereitstand.
„Wieder so ein verdammter Israeli im Anflug!" schrie er dem Bodenpersonal zu und kletterte in das Cockpit. „Aber wir werden's den Burschen schon zeigen!"
Die MiG brüllte wie ein Sandsturm auf und wirbelte auch ebensoviel Staub empor. Dann begann sie zu rollen, hob am Rande des Feldes ab und zog steil zum Himmel hinauf.
Im Osten zeigte sich eben der erste Schein eines neuen Tages.

Tokio (Japan), MEZ 4.04, Ortszeit 14.04 Uhr
Über den großen Platz zwischen dem Grandhotel „Mikado" und den Mauern und Gräben des Kaiserpalastes schwoll die Demonstration herauf. Die Polizei mit Schutzhelmen, Plexiglasvisieren und Bambusschilden, die langen Stöcke fest in den Fäusten, stand in dreifacher Reihe bereit.
Quer über den riesigen Platz wogte die Masse der Studenten. Sie hatten sich untergehackt und kamen im tänzelnden Laufschritt heran. Über ihren Köpfen schwankten Transparente und Plakate.
„Schluß mit dem Vietnamkrieg!" stand da zu lesen, und: „Nieder mit den Imperialisten!"
Der Besuch eines US-amerikanischen Diplomaten war für heute angesagt; aber die jungen Japaner wünschten keine Amerikaner zu sehen. Deshalb protestierten sie und schrien sich die Kehlen heiser. Kurz vor der Kette der Polizisten begannen sie aus den hinteren Reihen Steine zu werfen. Die Polizisten deckten sich mit den Schilden. Dann stürzten sich die wildesten Fanatiker auf die Uniformierten. Bambusstöcke schlugen aufeinander. Menschen schrien. Ein allgemeines Gewühl entstand.
Die Journalisten kritzelten eifrig für ihre Zeitungen.

Johannesburg (Südafrikanische Union), MEZ 4.15, Ortszeit 4.35 Uhr

Es war noch sehr kühl und dämmerig im Cecil-Rhodes-Park. Der weiße Polizist Jan Smaartje machte seinen Streifengang. Da entdeckte er ein schweres Vergehen gegen die „Apartheidgesetze". Hinter den Jasmingebüschen der Anlage saß ein Liebespaar auf der Bank, das gleich zwei Verordnungen mißachtete: Erstens saß der große, gutgekleidete Neger auf einer Anlagenbank, die ausdrücklich das Schild trug „For Whities only" (Nur für Weiße), und was noch viel schlimmer war und mit Gefängnis bestraft wurde – er hielt ein weißes Mädchen in seinen Armen.
Jan Smaartje tat seine Pflicht und nahm die beiden „Verbrecher" fest.

Peking (China), MEZ 4.16, Ortszeit 13.16 Uhr

Der ungeheure Aufmarschplatz vor dem An-Men-Tien, der von den Riesengebäuden der Volkskammer und des Nationalmuseums flankiert ist, erzitterte vor dem Aufmarsch der Massen. Sie zogen in Hunderterreihen und wogenden Menschenblöcken vor den roten Tribünen der Palastmauern neben dem „Tor des ewigen Friedens" vorüber. Panzergeschwader, Raketen auf Zugmaschinen, Langrohrgeschütze und Infanteriemassen folgten.
Wie ein Meer wallte und wogte dieses Volk der „blauen Ameisen" unter riesigen Spruchbändern und wehenden roten Bannern. Zehntausend Stimmen riefen: „Nieder mit dem Papiertiger Amerika!"
Aber die meisten Bänder und Sprechchöre befaßten sich mit einem anderen Gegner. Sie wandten sich gegen die Sowjetrussen, die am Ussurifluß auf chinesische Grenzposten geschossen hatten.
„Zerreißt die ungleichen Verträge!" kreischten die Betriebsgruppen, und: „Schlagt die Sowjetrevisionisten!"
Hoch auf der Tribüne stand winkend und unergründlich lächelnd der große Alte: Mao Tse-tung . .

Über den Golanhöhen zwischen Israel und Syrien, MEZ 4.30, Ortszeit 5.30 Uhr

Sie rasten mit Schallgeschwindigkeit aufeinander zu und sahen sich nur, weil die Radarschirme das Näherkommen eines feurigen Punktes anzeigten. Von Westen her schoß die Mirage durch die Dunstschleier, von Nordosten herab kam die MiG. Jussuf Hamid faßte den Steuerknüppel fester. Da war also ein Israeli mit ihm etwa auf gleicher Höhe, und er kam auf ihn zu. Jussuf hielt den Daumen auf dem Feuerknopf.
Doch, was war das?! Von der feindlichen Maschine löste sich eine Rauchfahne, ein weißer Strich und raste über das glasklare Himmelsgewölbe.
„Eine Rakete!" schrie Jussuf Hamid und begann instinktiv zu kurven.
„Ich hab' ihn! Ich hab' ihn!" brüllte Moische Kahn, und der Angstschweiß lief ihm unter dem Helm herab. „Er kann nicht mehr entkommen!"
Die Rakete folgte allen Kurven, denn sie besaß einen Infrarot-Wärmesuchkopf. Die MiG suchte vergeblich zu entrinnen.
Da! Ein Feuerball! Ein Explosionsknall, der im Düsengedonner nicht zu hören war. Dann eine dunkle Rauchfahne, die abwärts zur Erde zog.

Houston in Texas (USA), MEZ 4.32, Ortszeit 21.32 Uhr

Es war soweit. Ein Raunen ging durch den großen Fernsehsaal der NASA. Auf den Bildschirmen erscheint das Bild, wie Armstrong und Aldrin die US-amerikanische Flagge auf dem Mond hissen.

Eine Aluminiumstrebe muß das Tuch straffen, da das Sternenbanner sonst — wegen der fehlenden Atmosphäre — schlaff herabhängen würde. Die Plakette kommt ins Bild, die am Fuß der Fahne aufgestellt wird. Ein Sprecher verliest den Text:

„Hier setzten Menschen vom Planeten Erde erstmals ihren Fuß auf den Mond. Juli 1969. Wir kamen in friedlicher Absicht im Namen der ganzen Menschheit!"

Montag, 21. Juli 1969, München, MEZ 4.33 Uhr

„Ah" und „Uah!" machte Hans und rekelte sich im Fernsehstuhl. „Nun ist es geschafft! War eigentlich gar nicht so toll. Fast reut es mich, daß ich so lange aufgeblieben bin, denn nun bin ich müde . . ."

Und er denkt grimmig daran, daß er in ein paar Stunden schon wieder zur Schule muß — übernächtig, wie er ist.

Ein Junge mit fünfzehn hat es nicht leicht. Und das Leben ist ganz schön langweilig, wenn nicht gerade ein Krimi oder Western im Fernsehen gegeben wird. Im Winter kann man wenigstens zum Skifahren in die Berge und im Sommer mit den Eltern ans Meer nach Italien. Hans geht es zwar nicht schlecht — aber es könnte besser sein!

Und dabei hat er soeben — ohne es auch nur zu ahnen — dreißig Minuten durchlebt, die in allen Erdteilen etwas anderes bedeutet haben.

Jeder von uns lebt in der einen und einzigen Welt.